

D. Martin Luthers Leben und Wirken

Gustav Leopold Plitt, Eginh. Friedrich Petersen


Dei
Sub Numine
Viget

Mahlendorff, Ristoria
Gntro



Martinus Luther D

D. Martin Luthers Leben und Wirken.

Zum 10. November 1883

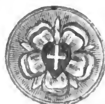
dem deutschen evangelischen Volke geschildert

von

D. Gustav Plitt,
o. ö. Professor in Erlangen,

vollendet von

E. F. Petersen,
Hauptpastor in Lübeck.



Leipzig 1883.
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Herrn

D. Fr. H. R. Frank

Professor der Theologie a. d. U. Erlangen.

Vorwort.

Die evangelische Christenheit rüstet sich, das vierhundertjährige Jubiläum der Geburt Martin Luthers zu feiern. Das deutsche Volk, aus dessen Mark der große Reformator entsprungen ist, und dem derselbe auch nach Seite seiner nationalen und bürgerlichen Wohlfahrt so treu gedient hat, nimmt an diesem Ereignis den allerersten Anteil. Wer, wenn er ein Deutscher und ein evangelischer Christ ist, wollte darin nicht eine Aufforderung sehen, das Bild Luthers in seiner Seele aufzufrischen oder sich eingehender mit demselben bekannt zu machen! Man hat mit Recht geklagt, daß so viele sich Lutheraner nennen und Luther nicht kennen. Und außerdem fordert es Wachsamkeit, daß die Person und das Wirken des Reformators neuerdings von halbgläubiger protestantischer, wie von feindlicher katholischer Seite so manche entstellende Beurteilungen erfahren hat. Solchem gegenwärtigen Bedürfnis sucht das dargebotene Buch zu

genügen. Bei der ganzen Darstellung ist ein einheitlicher Gesichtspunkt festgehalten, nämlich der, Luther vor allem als den von Gott so deutlich berufenen und bezeugten Reformator der Kirche unserem deutschen Volke vor Augen zu stellen, ohne daß darum die Darstellung einen ausschließlich kirchlichen Charakter gewonnen oder irgend etwas unberücksichtigt gelassen hätte, was auf allgemeines Interesse Anspruch macht und für die Geschichte wie für die Charakterisierung Luthers von Bedeutung ist.

Professor Plitt hatte es sich zur Lebensaufgabe gestellt, die Geschichte der Reformation überhaupt, wie die Luthers insbesondere zu durchforschen und Gelehrten wie Ungelehrten zugänglich zu machen. Es war sein Lieblingsgedanke, das Leben des großen Reformators in einer für das deutsche evangelische Volk allgemein verständlichen Weise darzustellen. Diesen Gedanken hat er mit dem ihm eigenen Fleiß und Eifer bis reichlich über die Hälfte hinaus ausgeführt. Erst der Tod, der ihn nach langem Krankenlager dem Leben und der Thätigkeit entriß, hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Mit den Worten „Für den Abend des 13. Juni" (Seite 308.) bricht er mitten im Satze ab, wo er erzählen will,

wie Luther seine Freunde zu sich lud, um seine Verheiratung mit Katharina von Bora zu vollziehn. Der unterzeichnete, ihm von den Schuljahren her verbundene Freund hat die Arbeit auf Wunsch des Verlegers und im Sinne des Entschlafenen zu vollenden gesucht. Er sah sich dabei auf seine eigene Konzeption angewiesen, da sich außer zahlreichen Auszügen aus einschlägigen Schriften nichts auf die Anlage des Buches Bezügliches in Plitt's Nachlasse vorfand. Für den historischen Thatbestand hat er sich im wesentlichen auf die verdienstliche Arbeit von Köstlin gestützt, der denselben in seinem Werk „Martin Luther, sein Leben und seine Schriften“ so vollständig und gründlich festgestellt hat. Der diesem Forscher so oft ausgesprochene Dank gebührt ihm daher auch an dieser Stelle.

Herzlicher Dank sei auch den Herren Professor Frank in Erlangen, Pastor Luger und Pastor Aereboe in Lübeck gesagt, die bei der Herausgabe, resp. Korrektur mit Rat und That freundlichen Beistand geleistet haben. — Die Widmung an Ersteren war noch von dem sel. Plitt bestimmt, und bedarf es wohl nicht der Versicherung, daß der Unterzeichnete von Herzen darin einstimmt.

Bemerkt sei noch, daß Plitt gleich im Anfang bei Erzählung der Geburt Luthers die Mutter desselben eine geborene Lindemann nennt, daß aber inzwischen neuere Forschungen mit Wahrscheinlichkeit ergeben haben, daß sie eine geborene Ziegler war.

Lübeck, im März 1883.

E. F. Petersen.

Inhalt.

Einleitung.

In der Geschichte der christlichen Kirche giebt es nächst den Aposteln keine so hervorragende Persönlichkeit wie Martin Luther, und kein Ereignis in ihr hat so tief eingeschnitten wie die Reformation. Der Grund hiervon liegt darin, daß damals die Kirche nach langen Irrgängen sich wieder auf ihr Wesen besann, mit neu geöffnetem Auge auf ihren Anfang zurückblickte und dem gottgewirkten Zeugnis von diesem Anfange, der heiligen Schrift, sich unterwarf. Dadurch ward sie frei von vieler Verschuldung und vielen Schäden und es eröffnete sich ihr die Möglichkeit gesunder Fortentwickelung. Der aber, welcher zuerst zu dieser Erkenntnis und dieser Umkehr geführt ward, welcher beides in sich erlebte und dann durch sein Zeugnis davon Anlaß gab, daß es auch Erlebnis der Kirche ward, war eben Martin Luther.

Als an Paulum, den Apostel der Heidenwelt, bei seinem ersten Betreten des europäischen Bodens die Frage erging: „Was muß ich thun, daß ich selig werde"? antwortete er: „Glaube an den Herrn Jesum Christum". Damit sprach er den Kern des Christentums aus. Jesus Christus ist in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen; und selig wird, wer an ihn glaubt, d. h. wer ihm als seinem Heiland mit zuversichtlichem Vertrauen sich hingiebt und alles Heil nur von ihm erhofft. Dies ist der Hauptinhalt des Evangeliums,

welches Keiner mit solcher Klarheit und solcher Kraft verkündete wie Paulus, und welches dieser zumal in den Briefen an die Römer und die Galater für die Kirche aller Zeiten auch schriftlich niedergelegt hat. „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben".

Aber nichts ward in der Kirche so schnell entstellt und verdeckt und vergessen wie diese Grundwahrheit. Im Menschen, dem Heiden wie dem Juden, liegt das Streben, selbst sich zu Gott, ohne den er nicht sein kann, den Weg zu bahnen. Er will Gutes thun, um als ein Gerechter vor Gott zu stehen, und vergißt, daß, wer nicht gut ist, auch nicht gut handeln kann. Früh schon machte dieser Irrtum, der, wenn durchgeführt, Christum und sein Werk ganz beseitigen würde, auch in der Christengemeinde sich geltend und gewann immer mehr Raum. Und hieraus erwuchsen zahllose weitere Irrtümer, die Ursachen großer Schäden.

Wenn auf jene Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" die Antwort lautet: „Thue dies und thue das; so ist der Christ abermals unter ein Gesetz gestellt. Die Kirche ist dann nicht mehr zunächst und vor allem die Gemeinde der Glaubenden, sondern sie ist eine Gesetzesanstalt, welche ihren Angehörigen das neue Gebot Gottes vorhält und dessen Erfüllung überwacht. Auch der Glaube wird dann zu einem Thun gemacht; glauben heißt dann so viel als gehorsam gewisse Lehrsätze für wahr annehmen. Und zu diesem Glauben muß noch ein mannigfaches anderes Thun hinzukommen. Handelt es sich aber nur um ein Thun, so hat der Leichtfertige es bequem. Ohne Sinnesänderung vollbringt er das ihm vorgeschriebene äußere Werk und ist mit sich zufrieden. Das Uebrige überläßt er sorglos der Kirche. So die Masse. Dem Redlichen und Ernsten hingegen wird das Leben eine Qual. Je ernster er es nimmt, um so mehr erkennt er,

daß, was er gethan hat, noch nicht genügt, und läßt sich zu neuen Werken treiben ohne besseren Erfolg. So lange der Mensch in der Absicht, vor Gott gerecht zu werden, mit Werken sich abgiebt, kann er zu keiner Ruhe kommen, kann seines Heiles nicht gewiß und froh werden. Und nach der Lehre der entarteten Kirche sollte er das auch gar nicht. Der in sich Ungewisse war auf sie und ihre Vermittelung angewiesen; er war durch die Unsicherheit seines Herzens in ihrer, d. h. in der Priester Hand.

Wenn die Kirche vornehmlich eine Gesetzesanstalt war, so mußte es in ihr eine sichtbare Autorität geben, welche das Gesetz verkündete und handhabte. Dies erhob den Priesterstand als einen an Christi Stelle herrschenden über die übrige Gemeinde. Er trat als vermittelnd zwischen Gott und die Christen, die für ihr Höchstes ganz von ihm abhängig waren.

Und die Gesetzlichkeit führte weiter. Der Wandel der Zeit und der Lebensverhältnisse verlangte neue Gebote und zwar immer mit göttlicher Autorität umkleidete. Das drängte mit innerer Notwendigkeit zur Zusammenfassung der höchsten gesetzgebenden Gewalt in der Kirche in Einer Person und zwar einer hierfür irrtumslosen. Das unfehlbare Papsttum war ganz unausweichlich.

Eine Gesetzesgemeinschaft ist aber eine äußerlich sichtbare und greifbare. Als Gemeinde des Gesetzes mußte die Kirche ein sichtbares Reich werden, als dessen Grundgesetz sich mehr und mehr der Gehorsam gegen das sichtbare Oberhaupt, den Papst, entwickelte. Dieser Gehorsam ward Bedingung der Seligkeit. So stand die Kirche, ein sichtbares Reich, inmitten der Weltreiche, deren Angehörige auch sie als ihre Glieder umfaßte. Das Geistliche aber, hieß es bald, steht über dem Weltlichen wie der Geist über dem Leibe. Die Kirche und ihr Haupt beanspruchten die Herrschaft über die

weltlichen Reiche und das ganze weltliche Leben, und da sie die Menschen, sie irreführend, im Gewissen gefaßt hatte, gelang es ihr meistens ihren Anspruch durchzusetzen. Einer im Gewissen beunruhigten Masse gegenüber war die weltliche Gewalt ohnmächtig.

So hatte im Mittelalter die Kirche, d. h. hier die Priesterschaft mit dem Papst an der Spitze, die Herrschaft über die christlichen Völker errungen und ihrem Leben nach allen Richtungen hin das Gepräge solcher Herrschaft mehr oder minder aufgedrückt. Und hierin sah man eine Erfüllung des Abschiedswortes Christi: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden". Man vergaß völlig, daß ebenderselbe gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Diese grauenhafte Karikatur des Reiches Gottes aber erwuchs, so wie der Baum aus der Wurzel sproßt und auf ihr ruht, aus jener falschen Antwort auf die Hauptfrage des Christen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" und sog aus solchem Grundirrtume immer wieder die Kraft des Bestandes. Nun ist allerdings auch in ihrer Entartung die Kirche den Völkern ein Segen geworden. Viele Menschen sind in allen Jahrhunderten durch ihren Dienst zu Christo gekommen, wenn sie auch oft erst auf dem Sterbebette ganz und vertrauensvoll sich der Barmherzigkeit und Gnade Gottes in die Arme warfen. Auch die Kirche des Mittelalters steht in der Geschichte als eine Kulturmacht erster Größe da. Ohne sie wäre, was die Gegenwart an Kultur besitzt, gar nicht vorhanden. Die Kirche vornehmlich hat von der Kultur der untergehenden alten Welt geborgen und das Gerettete den neu auf den Boden der Geschichte tretenden Völkern aufbewahrt für bessere Zeiten. Sie in erster Linie hat diese Völker erzogen, die in ihnen schlummernden Kräfte geweckt und in ihrer Entfaltung gefördert und geleitet. Es erwuchs unter ihrer Herrschaft ein reiches und buntes Leben,

das die Völker erfreute und dessen Denkmäler noch heute Staunen und Bewunderung erregen. — Aber andererseits steht doch auch fest, daß die Lehre der damaligen Kirche, und je fester sie sich ausbildete, um so mehr, die Menschen vom Heilswege ab und in den Irrtum hineinführte. Die formulierte kirchliche Lehre war in vielen Stücken eine seelengefährliche. Darin bestand der schlimmste Schaden. Sodann hat die Kirche doch auch das natürliche Leben der Völker in vielfacher Beziehung gefesselt und gedrückt. Sie kannte und duldete keine Freiheit der Gewissen. Sie leugnete das selbständige von Gott gesetzte Recht der staatlichen Ordnung. Nur der Staat habe einen sittlich berechtigten Bestand, der sich ihr unterordne. Sie drückte die Wissenschaft und sprach ihr die zu gedeihlicher Entwicklung notwendige Freiheit ab. Sie setzte überall die weltlichen Berufsarten in ihrer Würde herab, indem sie das Priester- und Mönchsleben für das eigentlich heilige und Gott wohlgefällige ausgab. Und nun sank, um die Karikatur vollständig zu machen, das Leben in diesem herrschenden, dem geistlichen Stande von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer. Unwissenheit, Herrschsucht, Habsucht und Unsittlichkeit blühten bei denen, die für die Heiligen wollten angesehen werden. Durch all dieses drückte die entartete Kirche wie eine schwere Last auf die Völker.

An Gegendruck hat es in keinem Jahrhundert gefehlt; aber er drang nicht durch, weil es ihm an Kraft gebrach, und dieser ermangelte er, weil er seinen Stütz- und Haltpunkt nicht in der Grundwahrheit des Christentums suchte und fand. Meistens richtete man seinen Angriff nur auf einzelne Mängel und Schäden. So erschütterten diese Stürme wohl hier und da und für einige Zeit die Gewaltherrschaft der Kirche, aber sie vermochten nicht, dieselbe zu brechen. Zuletzt behielt die Kirche immer wieder den Sieg und wußte dies als eine göttliche Anerkennung des Rechtes ihrer Gewalt

zu deuten und geltend zu machen. Gegen das Ende des Mittelalters, wo so manche Zeichen darauf hinwiesen, daß der europäischen Christenheit neue Aufgaben bevorstünden, machte sich der Druck jener Last den Völkern besonders fühlbar. Sie klagten und seufzten und sammelten ihre Beschwerden, vor allem das deutsche Volk; aber eine Aussicht auf Abhülfe hatten sie nicht. In keinem Jahrhunderte war die „Reformation an Haupt und an Gliedern" so allgemein sozusagen zum Stichwort geworden wie im fünfzehnten; und doch, nachdem zu Anfang des Jahrhunderts die großen Versuche auf den Konzilien zu Kostnitz und Basel so jämmerlich mißlungen waren, hatte man trotz alles Sehnens die Hoffnung auf eine Reformation fast verloren. Als Papst Julius II. im Jahre 1512 ein glänzendes Lateranisches Konzil um sich versammelte, da erschien seine und der Kirche Herrschaft gesicherter als je. Seine Schmeichler scheuten sich nicht, ihn öffentlich als Gott auf Erden anzureden.

Doch, jener Druck und das Mißlingen des Gegendruckes hatten die Christenheit vorbereiten und empfänglich machen sollen für die gründliche Reformation, die Gott selbst in der Kirche wirken wollte. Jetzt war seine Zeit gekommen, da man es am wenigsten glaubte. Und in der Stille hatte er sich schon das Werkzeug zubereitet, dessen er sich bedienen wollte, — Martin Luther.

I.

Wie Luther ein Reformator der Kirche ward.

Luthers Kindheit.

Am 10. November 1483 nachts zwischen 11 und 12 Uhr ward dem Bergmann Hans Luther in Eisleben von seiner Ehefrau Margaretha, einer geborenen Lindemann, sein erstes Kind, ein Sohn, geboren, der am nächsten Tage bei der Taufe in der St. Peterskirche von dem Tagesheiligen, dem Bischof Martinus von Tours, den Namen Martin empfing. Hans Luther stammte aus Möhra, einem Dorfe am Nordwestabhange des Thüringer Waldes, eine Stunde nördlich von der jetzigen Eisenbahnstation Salzungen. In diesem Dorfe waren die Luther in mehreren Familienzweigen seit längerer Zeit ansässig, ein kräftiges, zähes Bauerngeschlecht, das bis auf den heutigen Tag sich im Orte erhalten hat. Und auch über das Dorf hinaus, in der ganzen Umgegend, hatten sich die Luther ausgebreitet. Ueber die Herkunft der Ehefrau Hans Luthers sind die Nachrichten weniger ergiebig, doch ist gewiß, daß sie aus Eisenach stammt; in dieser Stadt hatte Luther von mütterlicher Seite her eine ziemliche Anzahl von Verwandten. |So stammt also Martin Luther aus dem Herzen des deutschen Landes und so recht aus dem Volke, aus einer kernhaften deutschen Bauernfamilie. Er blieb sich dessen bewußt und hat es rühmend selbst betont: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewest". |

Hans Luther verließ seine Heimat, wahrscheinlich weil

er als ältester oder älterer Sohn seines Vaters das Bauerngut nicht erbte. Er mußte sich nach einem andern Verdienste umsehen und erwählte den Bergbau, der auch in der Umgegend von Möhra in ziemlichem Maße getrieben ward. Ganz besonders aber blühte zu Ende des 15. Jahrhunderts der Bergbau am Harze auf, wo man ihm ja schon von alters her mit Erfolg obgelegen hatte. So ist es verständlich, daß der Bauernsohn aus Möhra mit seiner jungen Frau nach dem ziemlich entfernten Eisleben wanderte, um dort als Bergmann Arbeit und Verdienst zu suchen. Aber in Eisleben war seines Bleibens noch nicht. Schon ein halbes Jahr nach der Geburt seines Sohnes zog er weiter nach dem benachbarten Mansfeld und hier ward ihm, was er erstrebte. Zunächst freilich mußten er und sein Weib es sich blutsauer werden lassen. Martin, der sich später erinnerte, gesehen zu haben, wie seine Mutter ihr Holz auf ihrem Rücken nach Hause trug, erhielt nach und nach zum mindesten drei Brüder und drei Schwestern. Da galt es Arbeit und Sparsamkeit. Aber auf der Arbeit der Eltern ruhte der Segen Gottes. Sie kamen trotz der wachsenden Familie allmählich doch zu einigem Wohlstand. Hans Luther war ein Mann nicht nur von großer Thatkraft, sondern auch Einsicht und Verstand und durchaus rechtschaffenen Charakters. Schon 1491 wählte die Gemeinde ihn unter ihre Vertreter und dem alten Graf Günther von Mansfeld war er von wegen seines Verstandes und Fleißes im Bergwerk gar lieb. Von dem Grafen ward er begünstigt und so gelang es ihm, nach und nach etwas Vermögen zu erwerben. In den Kindheitsjahren Martins jedoch blieben die Verhältnisse des Hauses noch recht ärmliche und auch die Strenge der Zucht bekam der Knabe früh und scharf zu schmecken. Der Vater war, wie man auch in seinem ausdrucksvollen von Lukas Kranach gemalten Bilde lesen kann, von festester Entschiedenheit und entschlossenstem

Willen; wenn er züchtigte, schlug er stark, einmal so stark, daß Martin ihm gram ward und vom Vater, an dem er sonst mit großer Ehrfurcht und Liebe hing, erst wieder gewonnen werden mußte. Auch die Mutter verweichlichte ihre Kinder in der Erziehung nicht. Ihren Aeltesten schlug sie einst um einer Nuß willen bis aufs Blut. Und am härtesten erging es diesem, wie damals den Kindern überhaupt, in der Schule. Der begabte Knabe ward früh zur Schule geführt. Noch als Greis erzählte er davon, wie es ihm so wohlgethan habe, wenn er manchmal von einem der älteren Knaben, seinem spätern Schwager Nikolaus Oehmler, sei auf den Armen dorthin getragen worden. In den Schulen aber herrschte der Stock. Die Lehrer waren meist ungeschickt und was sie nicht lehren konnten, das bläuten sie ein. Sie gingen, sagt Luther, mit den Kindern um, wie Henker mit Dieben; durch ihre Quälereien verdarben sie manchem feinen Kopf. Ihm selbst begegnete es, daß er beim Unterricht in der Grammatik an Einem Vormittage fünfzehnmal „gestrichen" ward. Eine solche Strenge mußte einschüchtern und auch ein fröhliches Gemüt niederdrücken. Vielleicht gehört schon in diese Mansfelder Zeit ein Geschichtchen, dessen Luther später einmal gedenkt. „Wir zogen", erzählt er, „in der Weihnachtszeit auf den Dörfern umher und sangen, um so unsern Unterhalt zu erbitten, vor den Thüren vierstimmig die Festlieder." Dabei kamen wir auch am Ende eines Dorfes an ein einsam gelegenes Haus. Der Bauer, der unsern Gesang gehört hatte, trat, die Hand voll Würste, heraus und rief mit derber Stimme: „Wo seid ihr, ihr Buben?!" Dieser Zuruf aber erschreckte uns so, daß wir nach allen Seiten auseinanderflohen und uns nur mit Mühe zurückrufen ließen. Es war, fügt er bei, eine ganz unbegründete Furcht, aber die beständigen Drohungen und die Roheit, mit der die Lehrer damals ihre Schüler behandelten, hatten uns so

geknickt, daß wir nur zu schnell dem Schrecken zugänglich waren."

Diese Eindrücke wurden auch durch die religiöse Unterweisung nicht gemildert. Luthers Eltern waren fromme Leute, denen besonders eifriges Gebet nachgerühmt wird. Sie wollten auch ihre Kinder fromm erziehen und zur Gottesfurcht anleiten. Aber in dem entarteten Christentum der Zeit, wie eben die Eltern es kannten, wie die Lehrer in der Schule und die Priester in der Kirche es lehrten, herrschte das Gesetz und die Furcht. Man stellte den Christen nicht Christum als ihren Heiland vor, sondern als den im Himmel thronenden strengen Richter, als einen „Stockmeister", den sie nicht genug fürchten könnten. Wohl gab es an den vielen kirchlichen Festen mancherlei Prozessionen, geistliche Spiele und Aufführungen, an denen besonders die Schulkinder teilnehmen durften. Das regte ihre Phantasie an und erfrischte ihr Gemüt. Aber den Charakter des Ganzen änderte es nicht. Auch unter den Spielen gab es genug solche, welche den Kindern veranschaulichen sollten, daß Gott ein König des Gesetzes sei, dessen Wohlgefallen man nur durch Erfüllung seiner Gebote erwerben könne und bei dem man, der eigenen Schwachheit eingedenk, durch die lieben Heiligen sich müßte vertreten lassen. Vom Evangelio, der frohen Botschaft von einem Heilande, der die Sünden vergiebt, war keine Rede.

Luther als Schüler in Magdeburg und Eisenach.

Die Mansfelder Stadtschule, welche Martin Luther besuchte, hieß eine lateinische, d. h. es wurden dort nach den landläufigen schlechten Schulbüchern die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt. Das genügte bald nicht mehr und

so schickte Hans Luther 1497 seinen Sohn in Begleitung eines gewissen Johann Reinecke nach Magdeburg in die Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens. Diese Brüder, eine etwa 100 Jahre früher in den Niederlanden entstandene Genossenschaft, deren berühmtestes Mitglied Thomas von Kempen, der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi, gewesen ist, wollten nicht nur mit Ernst an der eignen Heiligung arbeiten, sondern waren auch bemüht, auf größere Kreise des Volkes einzuwirken. Sie trieben, würden wir heute sagen, innere Mission, und bedienten sich dazu, wo es ihnen nötig erschien, der Predigt in den Landessprachen und besonders des Jugendunterrichtes, den sie in ihren Schulen unentgeltlich erteilten. Die Kinder erfreuten sich hier einer milderen Behandlung, man fing auch an, etwas bessere Lehrbücher zu gebrauchen, als Hauptaufgabe aber betrachtete man die Anleitung zum gottseligen Leben. Doch hatte auch diese Genossenschaft ihre Blütezeit schon hinter sich und über das, was sie in ihrer Magdeburger Schule Luther bot und leistete, läßt sich nichts sagen. Auch blieb er höchstens ein Jahr in der Stadt, da die äußern Verhältnisse für ihn dort zu ungünstig waren. Seinen Unterhalt mußte er sich, weil er ohne Mittel gekommen war, wie die meisten andern Schüler ersingen und erbetteln. Dabei ward er zeitweilig von Krankheit geplagt. Kurz die große reiche Stadt war dem armen Schüler keine Stätte des Wohlseins. Sobald als möglich zog er wieder heimwärts. Am meisten Eindruck scheint an diesem Sitze des Erzbischofs auf sein Gemüt das Kirchenwesen, besonders das Treiben der Mönche, gemacht zu haben. Er schreibt einmal später: „Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, der ging in der Barfüßerkappe auf der breiten Straße um nach Brot und trug den Sack wie ein Esel, daß er sich zur Erde krümmen

mußte; aber sein Gesell Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromme Fürst ja allein das höchste Exempel der grauen, beschorenen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andern Werke im Kloster gleichwie ein anderer Bruder that und hatte sich also zerfastet, zerwacht, zerkasteiet, daß er sah wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut, starb auch bald. Denn er vermocht solch streng Leben nicht zu ertragen. Summa: „Wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht." Dies Schaugepränge mit der selbstgemachten mönchischen Heiligkeit gefiel auch Luther; andächtig schaute er zu solchem Vorbild auf. Als er nach Hause kam, nahte sich das Ende des alten Grafen Günther. Dieser ließ Hans Luther zu sich aufs Schloß rufen, damit er in der Todesstunde um ihn sei, und Hans konnte dann den Seinen nicht genug rühmen, was für ein herrliches, vortreffliches Testament der Graf hinterlassen habe. Man fragte nach dem Inhalt des Testamentes und erhielt zur Antwort, der Graf habe allein auf das bittere Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi von dieser Welt wollen abscheiden, sich des Verdienstes Christi allein getröstet und ihm seine Seele befohlen. „Und das soll ein so treffliches Testament sein?" dachte Martin, der es anhörte. Er hätte gemeint, wenn der Graf etwas Stattliches zum Gottesdienst, zur Pfarrkirche oder zu den Klöstern gestiftet hätte, das wäre viel ansehnlicher gewesen. So ganz steckte er in dem Wahn der damaligen Kirche, daß Werkethun der rechte Weg zu Gott sei.

Zur Fortsetzung seiner Studien schickten die Eltern ihn (1498) nach Eisenach. Sie hofften, daß die dortigen Verwandten der Mutter sich der leiblichen Bedürfnisse des Knaben annehmen würden. In Eisenach nun genoß Luther zum ersten Male der großen Wohlthat, einen tüchtigen Lehrer zu haben. An der Spitze der Pfarrschule zu St. Georg stand nämlich

Johann Trebonius, der als „ansehnlicher gelehrter Mann und Poet“ bezeichnet wird. Er muß also mit den „Poeten“, d. h. mit den Liebhabern und Vertretern der aus der alten griechischen und römischen Litteratur zu gewinnenden Bildung in Verbindung gewesen sein. Trebonius war ein freundlicher und milde gesinnter Mann, der selbst seine Schüler mit einer gewissen Achtung behandelte und auch seine Unterlehrer dazu anhielt. Und vor allem, er verstand zu lehren und seinen Schülern das Lernen lieb zu machen. Da zeigten sich nun des jungen Martin Luthers Gaben. In der Grammatik machte er große Fortschritte und entwickelte besonders seine Anlage zur Beredsamkeit. Es dauerte nicht lange, so war er in den hier getriebenen Studien den Altersgenossen voraus. Und auch seine äußere Lebenslage hatte sich inzwischen gebessert. Zu Anfang freilich mußte er wieder ums Brot vor den Thüren singen, wie in den früheren Jahren und das drückte ihn tief darnieder. Aber eben diese Niedergeschlagenheit, die er bei seinen Bittgängen zeigte, veranlaßte eine Eisenacher Bürgersfrau, die Gattin des reichen Kaufmanns Konrad Cotta, sich näher um ihn zu kümmern und ihn dann ganz in ihr Haus aufzunehmen. Und nun unter dem Schutze der Frau Ursula († 1511) hatte die zwingende Sorge um das tägliche Brot für ihn ein Ende. Er war geborgen in einem guten Hause, wo er auch den ganzen Segen des Familienlebens wieder empfand. In Eisenach ging ihm das Herz auf; er fühlte sich wohl. So ward ihm dieser Ort, wie er sich später wohl äußerte, „seine liebe Stadt“.

Luther als Student in Erfurt.

Nachdem Luther durch die Unterweisung des Trebonius die Süßigkeit des Lernens geschmeckt hatte, trieb es ihn weiter. Nach Vollendung der grammatischen Vorstudien bezog er im Sommer 1501 die Universität Erfurt.

Erfurt, unter der Oberhoheit des Mainzer Erzbischofs stehend, war schon durch die Zahl und den Wohlstand seiner Bewohner ein hervorragender Ort, die zweite Stadt des Erzbistums. Es zeichnete sich aus durch die Größe und den Glanz seiner kirchlichen Stiftungen. Man sah gleich, daß hier eine Hochburg des herrschenden Kirchentums war. Und zu besonderem Ruhme war es im letzten Jahrhunderte durch seine Universität gelangt. Die 1392 gestiftete Hochschule war schnell aufgeblüht; von allen Seiten strömten ihr die Wißbegierigen zu; sie überstrahlte bald ihre Schwestern. Die Zeit ihres größten Glanzes war das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts; aber auch als Luther hierher kam, stand sie noch in hohem Ansehn. Sie besaß nur eine Eigentümlichkeit, nämlich die, daß an ihr die beiden damals in Kampf mit einander tretenden wissenschaftlichen Richtungen sich ganz leidlich vertrugen, ja bis zu einem gewissen Grade Hand in Hand gingen. Erfurt war wie alle bisherigen Universitäten eine kirchliche Stiftung. Die maßgebenden Männer waren die Vertreter der Philosophie, der Theologie und des geistlichen Rechtes, und diese standen damals treu zur römischen Kirche. In ihrer Wissenschaft hielten sie sich an die Autoritäten, die von früheren Jahrhunderten des Mittelalters in Ansehn waren, sie gingen weiter auf den von jenen vorgezeichneten Wegen, sie hegten und pflegten die herkömmliche Schulwissenschaft, die Scholastik. Der Scholastik, in welcher Theologie und Philosophie zusammenwirken mußten, war im Grunde die Aufgabe gestellt, das Lehrsystem der römischen

Kirche, des Papsttumes, zu begründen, zu beweisen, gegen alle Zweifel und Angriffe zu verteidigen, kurz ihr die Herrschaft über die Geister zu sichern. Diesem Zwecke sollten alle wissenschaftlichen Hilfsmittel und alle geistigen Kräfte dienstbar gemacht werden, hierfür wurden die Lernenden geschult. Und da nun die Wahrheit jenes ganzen kirchlichen Lehrsystems als Voraussetzung feststand, so handelte es sich in der Scholastik mehr und mehr nicht um eigentliches Forschen und tieferes Eindringen in die Heilslehre, sondern sie sah sich genöthigt, auf die Ausbildung der wissenschaftlichen Form, der Mannigfaltigkeit der Beweise u. s. w. sich zu beschränken. Sie beschäftigte vorwiegend den grübelnden Verstand, geriet dabei immer tiefer in unfruchtbare Spitzfindigkeiten und entartete auch in ihrer Ausdrucksweise. Das Latein, dessen sie sich bediente, war allmählich ein recht barbarisches geworden. Und diese Geistesrichtung herrschte nun an den mittelalterlichen Universitäten durch die Jahrhunderte hin unumschränkt.

Im 15. Jahrhundert jedoch erwachte zunächst in Italien eine andere Geistesrichtung, die sich dann über Europa verbreitete. Man ward wieder bekannt mit dem klassischen Altertume, mit den besten Geistesprodukten der die alte Welt beherrschenden Kulturvölker, der Griechen und Römer. Die Schriften der alten heidnischen Dichter und Philosophen, der Geschichtschreiber und Redner wurden in steigender Menge aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen, gedruckt und mit Eifer studiert. Und nun stieg eine ganz neue Welt vor den Augen der erstaunten und begeisterten Leser empor. Sie fühlten sich gefesselt durch die Schönheit der Form, durch den Reichtum an packenden Gedanken, an reizenden Bildern, überall durch die ganze ihnen dort entgegentretende Lebensanschauung. Bald galt ihnen diese als die einzig richtige; wahre Bildung, erklärten sie, könne nur aus den

alten Klassikern gewonnen werden; allein die Beschäftigung mit diesen verdiene den Namen der Wissenschaft. Diese neue Geistesrichtung, welche der Scholastik als einer überlebten gegenübertrat, ward als Humanismus bezeichnet; ihre Anhänger nannte man Humanisten oder auch Poeten, denn die Fertigkeit, lateinische Verse zu machen, galt in diesen Kreisen bei den Meisten als ein besonderes Zeichen von Bildung und geistiger Größe. In religiöser Beziehung hatten die Humanisten, vorzüglich die in Italien, aus den Alten vielfach ganz heidnische Anschauungen gesogen und sich angeeignet. Aeußerlich fügten sie sich, um unbehelligt zu bleiben, den Ordnungen der Kirche und machten Alles mit; aber sie glaubten nichts und hatten innerlich mit dem Christentum gebrochen. Und auch ihr Lebenswandel war nicht selten ein derartiger, daß er bekundete, sie seien Heiden und keine Christen.

In Erfurt nun war die Herrschaft noch bei der Scholastik. Die dortigen Philosophen und Theologen nannten sich mit Stolz Scholastiker; aber sie waren doch frei von ausschließender Einseitigkeit. Sie hatten einigen Sinn auch für andere Fragen und waren besonders empfänglich für die anmutige Form, die bei den Alten zu lernen war. Es entging ihnen nicht, daß die Ausdrucksweise ihrer Schulwissenschaft sich in großer Entartung befand, und sie waren einem Fortschritte zum Bessern nach der Seite hin nicht abgeneigt. So nahmen sie denn die ihnen sich nahenden Poeten mit einem gewissen entgegenkommenden Wohlwollen auf. — Andererseits war der deutsche Humanismus, der sich sehr allmählich vom Süden, besonders vom Rhein her, ausbreitete, nicht so entchristlicht wie zum großen Teil der italienische und stellte sich nicht in so schroffen Gegensatz zur Scholastik. Die älteren deutschen Humanisten waren noch nicht so tief in das klassische Altertum eingedrungen wie die Italiener und hatten sich

ihm nicht so hingegeben. Die Anmut der Alten in der Darstellung that es auch ihnen an; die suchten sie zu lernen; aber die heidnische Anschauungsweise wiesen sie von sich ab; sie blieben der Kirche treu. So ist es zu verstehen, daß diese Klasse von Humanisten sich mit den Erfurter Theologen wohl verständigte. Erst eine jüngere Generation trug auch dorthin den Kampf. Einige von diesen Jüngeren trafen ziemlich gleichzeitig mit Luther ein; aber sie standen noch zu vereinzelt. Sie brauchten Zeit, um ihre Kräfte zu sammeln, und brauchten einen Führer, den sie erst 1505 in dem fein gebildeten Spötter Konrad Mutianus in Gotha fanden. Als Luther seine Studien begann, herrschte in Erfurt noch Friede.

Hans Luther, so aufrichtig fromm er war, wünschte doch, daß sein Sohn kein Geistlicher werden sollte. Ihn, den unermüdlichen Arbeiter, ärgerte das faule und oft sittenlose Leben, welches die meisten der damals viel zu zahlreichen Geistlichen führten. Er wollte nicht, daß sein Sohn einst auch vom Schweiße anderer gute Tage habe, sondern daß er mit eigner Arbeit sich sein Brot erwerbe. Daher bestimmte er ihn zum Studium der Rechte, damit er dereinst im bürgerlichen Leben eine Stellung einnehmen möchte; und Martin, gewohnt dem Vater überall zu gehorchen, folgte ihm auch hier. Er dachte nicht daran, Priester zu werden. Der Alte aber, dessen Vermögensumstände sich indeß gebessert hatten, ließ es sich etwas kosten, den Sohn auf der Universität zu erhalten. Er gab ihm so viel, daß er sich auch die nötigen Bücher anschaffen konnte. „Er hielt mich“, rühmte später Luther, „mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit hat er dahin geholfen, daß ich hingekommen bin.“

Den Anfang des Studiums machte man in jenen Zeiten nicht gleich mit den Fachwissenschaften, sondern die ersten Jahre gehörten allgemein der Vorbereitung auf sie durch

das, was man Philosophie nannte. Hierher rechnete man die Logik und Dialektik, die Rhetorik und auch einige Naturkunde als Physik. Dazu kam bald die Beschäftigung mit den alten klassischen Schriftstellern. Und hierüber wurden nicht nur Vorträge gehalten, sondern die Studierenden waren auch verpflichtet, zahlreichen Uebungen beizuwohnen, die besonders in Disputationen über Streitsätze bestanden. Diese sollten in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen schulen, dazu anleiten, daß man die Hauptpunkte klar und scharf faßte, die Gründe und Gegengründe sorgsam erwog, und sich übte, schnell und treffend zu antworten. Diese Schulung hatte ihren Wert, aber vielfach fehlte es an einem würdigen Stoff und dann geriet man auch hier auf Spitzfindigkeiten und übte sich weniger für den Dienst der Wahrheit, als um den Ruhm eines gewandten geistigen Fechters zu gewinnen.

Diese Vorbereitungsstudien begann nun auch Luther, und zwar mit großem Eifer. Jeden Morgen fing er mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an. Sein Sprüchwort war: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert." Dann versäumte er keine Lektion, wiederholte mit seinen Gesellen und besprach sich auch in persönlichem Verkehre mit seinen Lehrern. Dies waren vornehmlich Jodokus Trutfetter von Eisenach und Bartholomäus Arnoldi von Usingen, von denen der erstere in Erfurt als die größte Zierde der Universität galt, als ein Philosoph und Theologe, auf den man andern Universitäten gegenüber stolz sein dürfe. An diese Männer schloß Luther sich an und schon um Michaelis 1502 war er so weit, daß er den ersten akademischen Grad in der Philosophie sich erwarb. Er ward Bakkalarius der freien Künste, unter 57 Mitbewerbern der dreißigste. Als Bakkalarius hatte er das Recht, über einige Gegenstände selbst zu lehren, während er im übrigen weiter zu lernen hatte, um zu höheren Stufen aufzusteigen. Das war so die Einrichtung an allen mittel-

alterlichen Universitäten. In dem fest vorgezeichneten Studienfortschritte gingen Lehren und Lernen neben einander her und griffen, sich fördernd, in einander über. Die meisten Mitglieder einer solchen wissenschaftlichen Gesamtheit waren zugleich Lernende und Lehrende, solange bis sie mit dem Doktorate in der Fachwissenschaft die allbeherrschende Meisterstellung erreichten. Auch Luther strebte lernend unermüdlich weiter und arbeitete mit solchem Eifer und solchem Erfolge, daß er, heißt es, die Aufmerksamkeit an der Universität auf sich zog. Er scheint sich den Studien so hingegeben zu haben daß seine Gesundheit darunter litt. Wenigstens erzählt er später einmal, in der Zeit seines Bakkalariats habe ihn ein Freund, ein Student aus Meiningen, auf seine Klage über schlechtes Befinden mit dem Worte getröstet, aus ihm werde noch ein großer Mann werden. Darnach muß er damals seiner Gesundheit wegen trübe in die Zukunft gesehen haben. —

Mit einer gewissen Vorliebe nahm er an den Disputationsübungen teil. Sein scharfer Verstand drang überall bald auf den Grund; er fand die Schwierigkeiten und wußte sie zu lösen. Dadurch wuchs seine geistige Gewandtheit; er erwarb eine große Schlagfertigkeit, die ihm später sehr zu statten kam. Aber es ist wohl auch anzunehmen, daß bei solchen Gelegenheiten seine angeborene Heftigkeit manchen Anlaß erhielt, hervorzubrechen, und so schadeten jene Uebungen, während sie die Verstandesthätigkeit förderten, seinem Gemüte. Aber all dies beschäftigte den reich begabten und fleißigen Jüngling nicht zur Genüge. In der Bewältigung der vorgeschriebenen Aufgaben eilte er den Altersgenossen voraus und behielt noch Zeit übrig. Die verwandte er nun auf humanistische Studien, d. h. er las mit großer Lust lateinische Schriftsteller, vornehmlich Cicero, Livius, Virgil, Ovid, Plautus, Terenz. Dagegen benützte er die Gelegenheit,

die ihm in Erfurt gegeben ward, auch das Griechische zu lernen, damals noch nicht. Diese letzteren Studien scheint er übrigens allein oder etwa mit einigen Genossen betrieben zu haben, denn die Vorlesungen in Erfurt boten ihm keine solche Mannigfaltigkeit. Auch verfolgte er, wenn er die alten Lateiner las, einen ganz andern Zweck als die Poeten, die ihren Geschmack dadurch bilden wollten. Ihm war es nicht um die Form zu thun, wie er denn auch nie im lateinischen Stil die von den Humanisten erstrebte Reinheit und Feinheit erreicht hat. Sein Sinn war auf den Inhalt gerichtet. Ihn erfreute besonders die Lebensweisheit, die in jenen Schriften niedergelegt war. Leicht prägte er seinem treuen Gedächtnisse die kurzen Aussprüche, die solche Weisheit enthielten, die bildlichen Darstellungen, in die sie gekleidet war, ein, und das stand ihm dann immer zur Verwendung zu Gebote. Er bedauerte es später wohl, daß er von den Alten nicht mehr, vorzüglich nicht mehr von den Geschichtschreibern, zu diesem Behufe habe lesen können. Weiterhin fehlte ihm die Zeit dazu.

Aber wer waren nun die Genossen, mit denen er in jenen Jahren verkehrte? Daß es ihm an solchen nicht fehlte und daß er fröhlichen Umgang liebte, ist sicher; aber Genaueres läßt sich darüber nicht angeben. Crotus Rubianus, der schon damals unter den Poeten eine Rolle zu spielen begann, berichtet, Luther, ein wohlunterrichteter Musiker und Philosoph, sei in seiner Behausung aus- und eingegangen, und er erinnert sich dieses Verkehrs mit Vergnügen. Man sieht da, was seinen Bekannten an ihm auffiel, nicht die humanistischen Studien, sondern seine Sicherheit in jener vorbereitenden Philosophie und seine Fertigkeit in der Musik. Er hatte eben in der Bakkalariatszeit, als er wegen einer Wunde länger das Zimmer hüten mußte, ohne Unterricht eines Lehrers das Lautenspiel gelernt. Auf der Flöte soll er

schon früher im Cottaschen Hause sich geübt haben. Kurz er verkehrte mit einzelnen Humanisten, aber zu dem Kreise junger Poeten, der eben damals in Erfurt sich zu sammeln begann und bald an Mutian sich anschloß, gehörte er nicht. Dem stand er innerlich zu fern.

Die Vorbereitungsstudien fanden ihren Abschluß mit der Erwerbung des philosophischen Doktorats oder des Magisteriums, und Magister ward Luther um das Epiphanienfest 1505, der zweite unter siebzehn Bewerbern. Nun sollte das Fachstudium beginnen. Und er machte auch einen Anfang damit. Sein Vater schaffte ihm das corpus juris und andere juristische Schriften an, mit denen er sich zu beschäftigen anhub. Er schien auf dem besten Wege zu dem ihm vorgeschriebenen Ziele zu sein: Da plötzlich verschwindet er im Kloster.

Luthers Eintritt ins Kloster.

Dies Ereignis, der Eintritt Luthers ins Kloster, kam ihm selbst ebenso unerwartet, wie seinen Freunden und Verwandten; aber darum war es doch nicht unvorbereitet.

Luther hatte mit großem Eifer studiert. Es war aber nicht der Ehrgeiz gewesen, der ihn so vorwärts getrieben hatte, sondern ein anderer Gedanke. Von der Kindheit an war sein Sinn darauf gerichtet gewesen, daß er Gott wohlgefalle, und der Anweisung der Kirche gemäß wollte er dies Wohlgefallen durch sein Leben erwerben. In diesem aufrichtigen Streben begann er sein Tagewerk allezeit mit ernstlichem Gebet und that alles, was er für seine Pflicht erkannte, mit großer Treue. Sein Gedanke war: „O wann wirst du einmal fromm werden und genug thun, daß du

einen gnädigen Gott kriegest!" Und dieser Gedanke mit seiner innern Verkehrtheit, der ihn unablässig begleitete, ward ihm eine Pein und verdüsterte sein ganzes damaliges sonst so hoffnungsreiches Leben. Andere ganz rechtschaffene Menschen, die auch so „fromm werden" wollten, thaten auch was sie konnten und beruhigten sich dann dabei, daß sie zur Kirche gehörten, die für das Uebrige schon sorge. Und die Kirche billigte, ja pflegte diese Anschauung. Luther konnte sich so nicht beruhigen; dazu war er innerlich zu wahr, sein Gewissen zu zart und zu wach. Er hatte einen tiefen Eindruck von der Herrlichkeit Gottes, des Richters über alles Fleisch, bekommen. Die Majestät des göttlichen Gesetzes stand ihm als eine unnahbare vor Augen. Die unausweichbare Stimme des göttlichen: „Du sollst!" ward ihm um so furchtbarer, je mehr er sich des: „Du kannst nicht" bewußt ward. Er that mit aller Treue sein Bestes, aber sein Gewissen sagte ihm unaufhörlich: „Damit kriegst du noch nicht einen gnädigen Gott". Das schreckte ihn; alle Freudigkeit war dahin. Im Gehorsam gegen seinen Vater hatte er das Studium der Rechte begonnen und die Lehrer scheinen ihm gefallen zu haben; aber die allerwenigsten von ihnen glaubten, daß sie sich in einer solchen Lebensart befänden, die Gott wohl gefiele. Die Kirche hatte ja alle weltlichen Berufsarten gegenüber dem sog. geistlichen Leben herabgewürdigt und prägte das immer wieder ein. Luther sah und hörte, daß angesehene Juristen, wenns zum Sterben ging, sich in eine Mönchskutte kleiden und darin begraben ließen, um so den vermeintlichen Mangel ihres Standes vor Gott zu decken. Wie sollte so etwas ihm das Herz für den künftigen Lebensberuf gewinnen? Ihn drückte der Zweifel, ob er je „einen gnädigen Gott kriegen" werde; er fühlte sich unter einem Gesetze, welches unabweisbare und doch unerfüllbare Forderungen an ihn stellte. Das war bei aller äußern Unbe-

fangenheit, ja aller Fröhlichkeit, die er im Verkehr mit den Freunden zeigen konnte, doch ein Leben unter der Furcht, das Dasein eines Geknechteten. Und diese Stimmung mußte sich steigern, wenn durch besondere Veranlassung die Vergänglichkeit des Daseins, die stete Nähe des Todes ihm handgreiflich vor Augen gestellt ward. Nun soll ihm im Jahre 1505 ein Freund plötzlich getötet sein. Im Sommer desselben Jahres machte er eine Reise in seine Heimat. Bei der Rückkehr überraschte ihn am 2. Juli nicht weit von Erfurt beim Dorfe Stotterheim ein heftiges Gewitter mit starkem Blitz und Donner. Da überkam es ihn plötzlich wie ein Schrecken vom Himmel, daß er seiner nicht mehr mächtig war; er verzieh sich seines Lebens. In dieser Todesangst entfuhr ihm das Gelübde: „Hilf, liebe St. Anna! ich will ein Mönch werden.“ „Ich ward,“ sagt er später, „ja nicht gern oder willig ein Mönch, sondern als ich mit Erschrecken und Angst des Todes eilend umgeben, gelobte ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde.“ Das Wort, mit dem er über seinen weitern Lebensgang entschied, war gesprochen. Er bereute es in den nächsten Tagen, wahrscheinlich im Gedanken an den dadurch verletzten Willen seines Vaters. Aber die Kirche lehrte, ein solches Gelübde, auch wenn es ein unbefugtes und übereiltes war, müsse gehalten werden. So fühlte er, obwohl ganz gegen seinen Willen, sich gebunden. Und eben dieses innere Widerstreben scheint ihn getrieben zu haben, die Ausführung des Gelobten zu beeilen. Zwei Wochen später lud er seine nächsten Freunde zu sich ein, um sich noch einmal mit ihnen bei Musik zu ergötzen, wie er es manchmal gethan hatte, und eröffnete den Ueberraschten, dies sei ein Abschiedsfest; er gehe ins Kloster. Sie suchten ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber er blieb standhaft. „Heute“, sagte er, „seht ihr mich und nimmermehr.“ Am nächsten Tage, den 17. Juli, ging er von den weinenden

Fremden geleitet zum Kloster der Augustiner und verschwand hinter dessen nach Verabredung geöffneter Pforte.

Der Orden der Augustiner-Eremiten oder Einsiedler, nach ihrer Kleidung auch wohl der schwarzen Brüder, war ein Bettelorden wie die der Dominikaner, Franziskaner, Karmeliter. Das Haupt des weitverzweigten Ordens war der General, der in Rom residierte. An der Spitze jeder Ordensprovinz stand ein Provinzial. Deutschland zerfiel in vier Provinzen, die rheinisch-schwäbische, die bairische, die kölnische, die thüringisch-sächsische. Die letzte, in deren Bereich Erfurt lag, umfaßte alle Klöster des Ordens in Norddeutschland bis nach Preußen hinauf. Wie alle Orden war auch dieser im Lauf der Zeit sehr entartet und so wandte sich das Reformbestreben, das seit dem Konstanzer Konzil besonders in der deutschen Christenheit sehr hervortrat, auch ihm zu. Aber es war sehr schwer, etwas Bleibendes durchzusetzen. Wohl gelang es, in einzelnen Klöstern die sog. „Reformation" durchzuführen, d. h. die Bewohner zur genauen Beobachtung der alten Ordensregel zu verpflichten, und solche Mönche nannten sich dann Observanten, während die anderen als Konventualen bezeichnet wurden. Aber die „reformierten" Klöster in ihrer Vereinzelung standen fortwährend in Gefahr, in das alte unordentliche Wesen zurück zu sinken. Halt schien ihnen nur gegeben werden zu können, wenn es gelang, sie zu verbinden und unter eine gemeinsame Leitung zu stellen. Diesem Ziele strebte niemand so eifrig und so erfolgreich zu als Andreas Proles (1429—1503), ein strenger, ernstgesinnter Mönchstheologe. Er hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, denn die Provinziale widerstanden seinem Vorhaben, durch das sie ihre Macht beeinträchtigt sahen, hartnäckig und der General bot ihm keinen sichern Rückhalt. Dagegen war die Kurie den Observanten günstig und den kräftigsten Beistand leistete ihm sein Landesherr, der Herzog

Wilhelm III. von Sachsen. Proles selbst ward Oberhaupt der deutschen Observanten, der als solcher Generalvikar hieß und nicht unter einem Provinzial, sondern unmittelbar unter dem General stand. Die Gesamtheit der ihm unterstellten Klöster, in der besten Zeit ihrer 35, bildete eine „Kongregation“, die also von den Provinzen zu unterscheiden ist. Als Proles 1503 sein Amt niederlegte, folgte ihm durch Wahl der stimmberechtigten Väter als Generalvikar der deutschen Augustiner-Kongregation Johann von Staupitz. Auch er war von demselben Eifer für die sog. „Reformation“ der Klöster erfüllt und setzte die Bestrebungen seines Vorgängers fort. Seine theologischen Anschauungen waren eben im wesentlichen die gleichen, wie die des Proles; beide standen ganz auf dem Standpunkte der römischen Kirche. War doch auch gerade diese „reformierte“ Augustiner-Kongregation den Päpsten für ihren Bestand zur größten Ergebenheit verpflichtet, eine Verpflichtung, der sie eifrigst nachzukommen suchte.

Zur Kongregation gehörte nun auch das Kloster in Erfurt, in welches Luther einzutreten begehrte, und es ist möglich, daß eben dieser Umstand, der Ruf des strengeren Lebens, in welchem die Observanten standen, seine Wahl bestimmte. Erst aus dem Kloster teilte Luther, was er gethan, seinen Eltern und sonstigen Freunden mit; es früher zu thun, hatten ihn die Mönche gehindert. Seiner Bücher, mit Ausnahme des Plautus und Virgil, entäußerte er sich; der Universität schickte er den Magisterring zurück. Er wollte ganz der Welt entsagen, um nun durchs Klosterleben „fromm“ zu werden. Was die Kirche als sichersten Weg zu Gott zu kommen empfahl, das sollte er an sich erproben, um es als nichtig und irreleitend zu erkennen.

Der alte Hans Luther war mit dem Entschlusse seines Sohnes übel zufrieden und wollte „gar toll“ werden. Als Martin Magister geworden war, hatte der Vater, um ihn

zu ehren, ihn mit „Ihr" angeredet. Jetzt im Antwortsschreiben nannte er ihn wieder „Du" und sagte ihm die väterliche Gunst ab. Durch nichts ließ er sich bewegen, seine Einwilligung zu geben. Dieser Zorn des Vaters war für Luther eine Pein; aber er ließ sich dadurch, nachdem er die weiße Kutte, die Tracht der Novizen angezogen hatte, nicht zurückführen; ja nach der Anschauung der Kirche durfte er dies gar nicht; er war schon ein Gebundener. Als Neueingetretener (Novize) hatte er zunächst ein Probejahr durchzumachen; und man erleichterte ihm das nicht. Die Mönche suchten etwas darin, alle, die zu ihnen kamen, rücksichtslos gleich zu behandeln. Den Gehorsam wollten sie erproben, indem sie das Widerwärtigste auferlegten. Mit dem Studieren schien es vorerst vorbei zu sein; besonders Einer unter den Mönchen hinderte ihn daran, wo er nur konnte. „Nimm den Bettelsack!" sagten solche Gesellen: „Mit Betteln und nicht mit Studieren bereichert man das Kloster". Ihm wurden die niedrigsten, sonst einem Hausknecht zukommenden Arbeiten auferlegt, wie Auskehren u. dgl. Das Lästigste war ihm, daß man ihn zum Betteln in die Stadt und auf die Dörfer schickte. Er that es im Gehorsam; es galt ja „fromm" zu werden. Aber er empfand es dankbar als eine Erleichterung, daß die Universität sich seiner annahm und durch ihre Fürbitte erwirkte, daß die gröbsten und beschwerlichsten Uebungen ihm nach Möglichkeit erlassen wurden. Einen freundlichen Berater hatte er in seinem „Präceptor", dem Novizenmeister, einem „feinen alten Manne", dem er noch später mit dankbarem Herzen bezeugt, daß er unter der Kutte ein wahrer Christ gewesen sei. Und besonders erwünscht war ihm der von Staupitz für die Kongregation erlassene Befehl, daß die Novizen unter Leitung des Präceptors fleißig die Bibel lesen sollten. In seinem 20. Lebensjahre war er auf der Universitätsbibliothek zum ersten Mal über eine lateinische Bibel

gekommen und hatte mit Erstaunen gesehen, daß sie mehr enthielt, als was man in den gewöhnlichen Postillen fand. Jetzt bekam er eine eigene Bibel in die Hand und vertiefte sich mit ganzer Hingebung dahinein. Wieder und immer wieder las er sie durch und ward mit diesem Exemplare so vertraut, daß er von den einzelnen Sprüchen sagen konnte, auf welchem Blatte sie standen.

Nach alten Angaben soll Luther schon zu Ende 1505, also lange vor Ablauf des Novizenjahres, das eigentliche Gelübde abgelegt oder, wie man sagte, Profeß gethan haben. Vielleicht erließ man ihm einen Teil der Probezeit, weil man seinen großen Ernst sah und er ja schon durch sein früheres Gelübde gebunden war. Der Mönchsstand nun galt in der Kirche für den heiligsten, das Klosterleben als die Frömmigkeit, wogegen alles andere zurücktreten mußte. Die Ablegung des Gelübdes bezeichnete man als eine zweite Taufe, welche den Menschen rein und heilig mache, wie denn der Mönch auch einen neuen Klosternamen empfing; (Luther ward Bruder Augustinus genannt.) Solches glaubten die Christen allgemein, solches glaubte damals auch Luther. Und er gehörte zu den aufrichtigen Mönchen, die es ernst nahmen und mit ihrem Leben Gott wirklich einen Dienst zu leisten gedachten. Er wollte „fromm“ werden und that deshalb alles, was man ihm vorschrieb, mit der peinlichsten Genauigkeit. „Ein frommer Mönch bin ich gewest“, konnte er später von sich rühmen, und habe so strenge meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein gekommen sein; das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo es länger gewähret hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit.“ Aber er fühlte bald, daß er doch nicht „fromm“ sei, und das Wohlgefallen Gottes noch nicht auf

ihm ruhen könne. Sein zartes, waches Gewissen war mit ihm ins Kloster gezogen und sagte ihm drinnen wie vorher draußen: „Vor dem heiligen und gerechten Gotte kannst Du nicht bestehen". Er studierte weiter in der Schrift, wozu ihn auch Staupitz ermahnte, der wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Jahres 1506 auf seiner jährlichen Inspektionsreise zum ersten Male mit Luther zusammentraf und ihn gleich besonderer Aufmerksamkeit würdigte. Aber bei seiner damaligen christlichen Erkenntnis war ihm die Schrift ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch und mehrte nur seine Pein. Er fand in ihr nur das Gesetz mit dem unerbittlichen „Du sollst!" Er zitterte, wenn er von der Gerechtigkeit Gottes las, denn dann sah er sich vor dem gerechten Richter der Lebendigen und der Toten. Ihm fehlte der innere Friede.

Staupitz scheint es auch gewesen zu sein, der ihn veranlaßte, wieder die wissenschaftlichen Studien aufzunehmen. Er mußte nun den eigentlich theologischen Kursus beginnen, der ihn vor allem in die Scholastik, die Schulwissenschaft des Mittelalters, hineinführte. Die großen Meister der Blütezeit wie Petrus den Lombarden († 1164), Thomas von Aquin († 1274), Duns Skotus († 1307) hatte er zu studieren; aber auch die Lehrer jüngerer Vergangenheit wie Wilhelm Okkam († 1347) und den erst vor einem Jahrzehnt (1495) gestorbenen Gabriel Biel bekam er in die Hände. Und er studierte sie mit anhaltendem Eifer und eindringendem Verständnis; galten sie doch für die erleuchtetsten Lehrer der christlichen Theologie, für die höchsten Autoritäten und die ersten wissenschaftlichen Vorbilder. Aber alle diese berühmten Theologen, und die neueren von ihnen mit steigender Entschiedenheit, lehrten, was er an sich als nichtig erfuhr, nämlich daß der Mensch gute Werke thun müsse, um vor Gott gerecht zu werden und einen gnädigen Richter zu finden. Biel wiederholte unablässig, wenn der Mensch nur thue,

was in seinen Kräften stehe, so lasse auch Gott es nicht an sich fehlen; er schenke solchem Menschen Gnade, und wenn dieser dann nur mit Hülfe der Gnade sich recht in guten Werken übe, so könne er nicht nur vor Gott gerecht werden, sondern auch ein Verdienst sich erwerben. Und ganz das Gleiche schärften die damaligen theologischen Lehrer im Kloster, die weithin angesehenen Doktoren Johann v. Paltz und Johann Nathin ihren Schülern ein. Luther that mit allem Ernst, was in seinen Kräften stand, er ging bis an die Grenze seines Könnens; aber sein Gewissen bezeugte ihm nicht, daß er vor Gott gerecht sei, geschweige, daß er ein Verdienst habe. Je eifriger er diesen von der Kirche gerühmten Führern zu den Geheimnissen der christlichen Lehre folgte, um so größer mußte der Zwiespalt in seinem Innern werden.

Doch es ward ihm noch etwas geboten, was seine „Frömmigkeit", so schien es, erhöhen, ihn zur Heiligkeit erheben konnte, das Priesterthum.

Die Priesterweihe.

Der Priesterstand war der herrschende in der Kirche, denn er sollte zwischen Gott und den Christen vermitteln; er verwaltete die Sakramente und vor allem, er brachte für sich und andere das sog. Meßopfer dar. Besonders dies letzte war ein Vorrecht, das ihn über alle anderen erhob; die Darbringung jenes sog. Opfers war das heiligste und wirksamste Werk, das geschehen konnte. „Ein geweihter Pfaffe, sagt Luther später, „galt gegen andere getaufte gemeine Christen gleichwie der Morgenstern gegen einen glimmenden Docht." Daher galt auch die Priesterweihe, die selbst als Sakrament

angesehen wurde, als eine Ehre für die ganze Familie. Selig die Eltern, die solches an einem Sohne erlebten! — Luther hatte diese Erhöhung nicht selbst erstrebt; er folgte im Gehorsam dem Gebote seiner Obern. Den Tag der Weihe setzte man der Bequemlichkeit des Vaters wegen auf den 2. Mai 1507 fest. Nach langem Zürnen hatte nämlich der Alte, dem inzwischen zwei Söhne an der Pest gestorben waren, sich bestimmen lassen, bei diesem Feste zu erscheinen. Er kam mit einem Gefolge von 20 Berittenen und brachte dem gefeierten Sohne ein Ehrengeschenk von 20 Gulden. Aber für diesen war auch sein Ehrentag nicht ohne Pein. Er hatte nach dem Weiheakt, welchen der in Erfurt lebende Weihbischof Johann von Lasphe vollzog, seine erste Messe zu lesen. Als er dabei die Opferworte sprach: „Ich bringe Dir, dem ewigen, lebendigen Gotte dieses Opfer", ergriff ihn solche Bestürzung, daß er vom Altare eilen wollte. Er hätte es gethan, wenn er nicht von seinem Präceptor wäre zurückgehalten worden. „Wer kann," dachte er, „vor Gottes Majestät bestehen ohne den Mittler? Wie komme ich dazu, daß ich die hohe Majestät anreden soll, da die Menschen doch schon verzagen, wenn sie einen König anreden sollen?" — Nach der Feier beim Festmahle setzte Luther sich zu seinem Vater und hoffte, diesen nun ganz für sich zu gewinnen. Unter dem Beifall seiner Ordensgenossen begann er: „Lieber Vater, warum habt ihr euch so hart dawider gesetzt und waret also zornig, daß ihr mich nicht gerne einen Mönch wolltet werden lassen und es vielleicht noch jetzt nicht allzugern sehet? Ists doch ein so fein geruhsam göttlich Leben!" Aber der Alte ließ sich in seinem sittlichen Urtheil nicht beirren. „Ihr Gelehrten, erwiederte er, habt ihr nicht gelesen in der heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll? und hielt dem Sohne vor, daß er die auf ihn gesetzten Hoffnungen seiner Eltern getäuscht habe. Dieser, durch den

Hinweis auf das 4. Gebot erschreckt, wies hin auf den Ruf vom Himmel, dem er habe folgen müssen. Aber der Alte antwortete: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenst wäre!“ Und die Worte des Vaters, dem er im Innersten recht geben mußte, drangen wie ein Stachel in das Herz des Sohnes, den er erst wieder los ward, als er den Mönchsstand verließ.

Der junge Priester bediente sich des ihm gewordenen Vorrechtes. Er war nicht zufrieden, wenn er nicht täglich das sog. Meßopfer darbringen konnte. Und er that es mit heiligstem Ernste. Aber den Frieden brachte ihm auch das nicht. Das „feine, geruhsame, göttliche Leben“ schuf ihm keine Ruhe. Er war viel zu wahrhaftig, als daß er sich hätte einreden können, das in sich sündhafte Menschenherz werde durch das Mönchsgewand vor Gott gedeckt und gar geheiligt. Die große Mehrzahl der Mönche, dem Kirchenwahne folgend, glaubte dies. Daher verstand sie die fortwährenden Klagen dieses Bruders nicht. Er galt ihr für einen Sonderling. Und das mehrte seine Pein, daß er in dem, was ihn im Innersten bewegte, sich von keinem verstanden sah. Er that, was ihn die Kirche hieß, deren Autorität er verehrte. Die anderen thaten es, nur nicht so strenge und peinlich wie er; und sie waren fröhlich und getrost, während ihn der Friede floh und er nur den Zorn des heiligen Gottes vor sich sah. Da mußte er wohl den Grund in sich suchen. Es kam ihm öfter der Gedanke, er solle nicht selig werden, er sei von Gott zur Verdammnis vorher bestimmt. Und dieser Gedanke erschütterte ihn aufs tiefste. Er steckte in dem Glutofen der Anfechtung, in welchem Gott sich sein Werkzeug zubereitete.

Luthers Bekehrung.

Es fehlte freilich nicht an Gegenwirkungen, an Versuchen, den Gebeugten aufzurichten und zu trösten; aber lange schienen sie kraftlos zu bleiben. Luther ging fleißig zur Beichte, um sich zu entlasten und in der Absolution Trost zu finden. Nun lehrte die damalige Kirche in ihrer Entartung, zur würdigen Beichte gehöre wahre, genügende Reue, vollständige Aufzählung aller Todsünden, deren man sich nach ernster Prüfung bewußt sei, Genugthuung durch gute Werke. Damit war aber für Luther der Trost dahin; die Beichte ward ihm zu einer Marterbank. Seine Wahrhaftigkeit bezweifelte, daß seine Reue genügend sei; er fürchtete, nicht alles gebeichtet zu haben, was er an Todsünden begangen; kurz, er erkannte sich nicht für so würdig, wie man ja nach der Kirchenlehre sein sollte, um die Absolution zu empfangen. Darum wagte er es nicht, diese auf sich zu beziehen, sie sich anzueignen. Als er nun solches einst unter Thränen seinem alten Präceptor klagte, antwortete dieser: „Was machst Du, mein Sohn? Weißt Du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?“ Dieser Hinweis auf ein göttliches Gebot machte Eindruck auf ihn. Er bedurfte noch des Gesetzes, um zu erkennen, daß die Absolution Glauben fordere und fordern dürfe. Ein andermal, als sie über den Glauben redeten, wies derselbe alte Mönch ihn hin auf den Satz des apostolischen Bekenntnisses: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden“. Er zeigte ihm, daß sie nicht so im allgemeinen zu verstehen, als ob einigen die Sünde vergeben werde, wie etwa dem David oder Petrus, sondern Gott wolle, daß jeder Christ glaube, ihm sei seine Sünde vergeben. Er bekräftigte das durch eine Predigt des h. Bernhard, in welcher es hieß: „Du mußt glauben, daß durch Christum dir, dir die Sün-

den vergeben sind." Das fing an, in dem bekümmerten Herzen zu haften; Luther wagte es, das lossprechende Wort auf sich zu beziehen und fühlte sich erleichtert.

Zum Durchbruch aber kam es bei ihm durch den Zuspruch eines anderen Mannes, den er deshalb seinen geistlichen Vater nennt, dem er zeitlebens Dank bewahrte. „Wo mir", sagte er als Greis, „Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich darinnen ersoffen und längst in der Hölle." Staupitz war, wie es scheint, im Frühling 1507 aus Italien zurückgekehrt und feierte das Frohnleichnamsfest in Eisleben, wohin er, wie es scheint, auch Luther gerufen hatte. Luther durfte bei der Prozession neben dem das Sakrament tragenden Obern hergehen. Da brach ihm vor Schrecken der Schweiß aus und er meinte in der Nähe des heiligen Gottes vor Angst vergehen zu müssen. Als er nachher dies Staupitz beichtete, sagte der zu ihm: „Das ist nicht Christus, denn Christus schreckt nicht, sondern tröstet." Ueberhaupt warnte er ihn vor selbstgemachten Martern. Er verwies ihm das hochmütige Streben, mit eigenen Mitteln fromm zu werden. „Ich habe", sagte er, „Gott mehr denn tausendmal gelogen, daß ich wollte fromm werden und habs nie gethan; ich sehe wohl, ich kanns nicht halten, ich will nimmer lügen. Ich will eines guten Stündleins erwarten, daß mir Gott mit seiner Gnade begegne, sonst ists verloren." „Das Gesetz Gottes", äußerte er sich gern, „sagt zu uns Menschen: Es ist ein großer Berg, du sollst hinüber. So sagt denn das Fleisch und die Vermessenheit: Ich will hinüber. Darauf spricht das Gewissen: Du kannst nicht. So will ichs lassen, antwortet die Verzweiflung." Damit wies er ihn hin vom Gesetz auf Jesum, den Sünderheiland, als einzige Zuflucht gegen das Verzweifeln. Luther beichtete ihm oft und gern; aber wenn er dem Obern dann von seiner Sündennot

erzählte, antwortete dieser wohl: „Magister Martin, ich verstehe es nicht.“ Staupitz stand als Theologe ganz in der römisch-kirchlichen Lehre und so erkannte er in der That nicht, was in Wahrheit das Luther Peinigende war, nämlich die angeborene sündliche Beschaffenheit des menschlichen Herzens, die der wahrhafte Mann als seine Sündlichkeit und als deshalb ihn von Gott scheidend empfand. Aber Staupitz war auch ein Mann von geistlicher Erfahrung und so sah er, daß Luther in seinem von ihm unverstandenen Kummer aus vielem sich eine Sünde machte, das doch nicht sündhaft war. Davon wollte er ihn zurückbringen. So sagte er ihm einmal: „Ihr wollt ein erdichteter Sünder sein und Christum für einen erdichteten Heiland halten. Gewöhnt euch daran, daß Christus der wahrhafte Heiland ist und ihr ein wirklicher Sünder seid. Gott treibt kein Schattenspiel und scherzt nicht, da er seinen Sohn uns sendet und für uns dahingiebt.“ — Wenn Luther ihn über seine Not mit der Beichte klagte, besonders über die Reue, die ihm so viel Pein mache, so berichtete Staupitz ihn, die wahre Reue und Buße komme erst aus der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott, ein Wort, das tief in Luther haftete und ihn zu neuem, fruchtbringendem Forschen in der Schrift über das Wesen der Buße antrieb. Und ebenso bezeichnete der erfahrene Obere den Gedanken an eine göttliche Vorherbestimmung oder Vorsehung zur Verdammnis als eine unnütze, selbstmörderische Grübelei. „Willst Du von der Vorsehung disputieren, so fange an an den Wunden Christi, so wird zugleich alles Disputieren von der Vorsehung aufhören und fallen.“ Immer wieder wies er den Zaghaften auf Christum hin, der für uns genug gethan habe, und hieß ihn, dessen sich getrösten. Und diese auf christlicher Erfahrung beruhende Zusprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Es ist uns nicht bekannt, wie oft Staupitz in den Jahren 1505—1508 nach Erfurt kam, — die jähr-

lichen Visitationen führten ihn am regelmäßigsten dorthin, — und wie lange er jedesmal blieb. Wahrscheinlich hat der Angefochtene auch brieflich seinen Rat erbeten. Wir können den Fortschritt dieser Einwirkungen nicht mehr angeben. Aber gewiß ist, daß Staupitzens Worte es waren, die allmählich den Umschwung in ihm herbeiführten. Nachdem er die Vergeblichkeit des selbstgemachten Strebens erfahren hatte und durch die ehrlichen Bemühungen „fromm zu werden" bis an die Grenzen der Verzweiflung geführt war, entschloß er sich gedemütigt, von allem Eignen abzusehen. Er wagte es, dem Rate erfahrener Christen folgend, ganz der in Christo Jesu offenbarten Gnade Gottes sich hinzugeben und dem Worte von der Vergebung auch seiner Sünden zu glauben. Von da an konnte er an Gott denken, ohne sich vor ihm zu fürchten; er wußte nun, er habe einen gnädigen Gott durch Christum. Die langgesuchte Ruhe ward ihm zu teil, seitdem er glaubte.

Mit dieser Erfahrung Luthers, durch die ein neuer Mensch in ihm erstand, die ein neues Leben in ihm setzte, war der Reformator der Kirche geboren. In diesen Seele und Leib verzehrenden Kämpfen, in denen die Eigengerechtigkeit unterging und nur schlechthinnige Hingabe an Gott und demütiger Glaube den Sieg errang, liegt der Grund der Reformation. Hiermit war wieder an Paulus angeknüpft, den großen Prediger der Glaubensgerechtigkeit, der selbst die gleiche Erfahrung durchlebt hatte und deshalb von ihr zeugte, wie kein anderer. Mit neuem Eifer griff Luther zur Schrift und nun war sie ihm kein verschlossenes Buch mehr. Was er erlebt, das hatte ihm die Augen geöffnet; von Blatt zu Blatt gab sie dem Zeugnis und das stärkte seinen Glauben. Und ganz besonders war es Paulus, in den er sich vertiefte und an dem er wuchs.

Daß er ein Reformator werden sollte, ahnte er selbst

am wenigsten. Mit seiner neuen Erfahrung stand er innerlichst im Gegensatz zur damaligen Kirche und ihren Lehren. Aber dies war ihm durchaus unbewußt. Er dachte an keinen Gegensatz. Rom und Papstthum standen ihm nach wie vor in unantastbarer Heiligkeit da. Aeußerungen, daß Johann Huß in Konstanz Unrecht geschehen sei, waren damals in Erfurt und auch im Kloster nicht ungewöhnlich; selbst von Staupitz hörte er sie. Aber sie machten auf ihn keinen tieferen Eindruck. Einst fiel ihm in der Klosterbibliothek eine Handschrift mit Predigten von Huß in die Hände. Fürwitzig öffnete er sie, um zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte. Und er fand so viel, daß er sich davor entsetzte, warum doch ein solcher Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift führen konnte. „Aber", fügt er bei, „weil sein Name so gräulich verdammt war, daß ich dazumal dachte, die Wände würden schwarz und die Sonne den Schein verlieren, wer des Namens Huß wohl gedächte, schlug ich das Buch zu und ging mit verwundetem Herzen davon, tröstete mich aber mit solchen Gedanken: vielleicht hat er solches geschrieben, ehedenn er ist Ketzer worden." Er stand zur Kirche und ihrer Hierarchie. War ihm doch durch Glieder eben dieser der Weg zu Christo gezeigt worden. Wie hätte er da an Kampf und gar Abfall denken sollen? Zunächst hatte er mit sich selbst genug zu thun; denn wohl hatte er angefangen, ein neuer zu werden, aber er bedurfte noch sehr des Wachstums. Jene entscheidende Wendung scheint im Jahre 1508 eingetreten zu sein; aber wie oft kehrte die alte Verzagtheit noch wieder! Luther klagte bis in seine reife Manneszeit, daß Anfechtungen gleich denen seiner Jugend ihn heimsuchten und des seelsorgerlichen Zuspruches erfahrener Freunde bedürftig machten. Wie mag es da in jenen Anfangstagen in ihm gewechselt haben! Er hatte noch viel in sich zu ringen, aber er wußte jetzt, wohin

sich um Hülfe wenden. Dabei erfüllte er peinlich seine Obliegenheiten als Mönch und that auch sonst, was ihm geboten ward. Nicht nur die Schrift studierte er, sondern auch den herkömmlichen wissenschaftlichen Kursus in der Theologie mit dem Studium der Scholastiker und den vielen Disputationsübungen verfolgte er weiter. Und bei diesen Disputationen scheint zuerst das in ihm gährende Neue hervorgetreten und anderen lästig geworden zu sein. Er erlangte bei den Seinen den Ruf, zu den gelehrtesten Männern des Ordens zu gehören; aber gleichzeitig verlauten Klagen über seine Heftigkeit und Streitsucht. Der früher auf ihm lastende Druck war mehr und mehr gewichen, seine ganze kraftvolle und derbe Natürlichkeit regte sich wieder und an entschiedenem Widerspruch wird er es nicht haben fehlen lassen, wenn bei den Disputationen solches, was ihn so tief erschüttert hatte, zur Sprache kam.

Doch nicht lange sollte er den Erfurter Mönchen so in nächster Nähe beschwerlich fallen. Nachdem er zum Reformator erwachsen war, ward er an den Ausgangsort der künftigen Reformation verpflanzt. Gegen das Ende des Jahres 1508 erfolgte seine Versetzung nach Wittenberg.

Luthers Anfänge in Wittenberg.

Wittenberg war eine noch sehr junge Universität, eine Stiftung des sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen, zu dem schon Proles, der Generalvikar der Augustiner-Kongregation, die Anregung gegeben hatte. Bei der Gründung stützte sich der Kurfürst besonders auf den Rat von Staupitz, der auch hier die Gedanken seines Vorgängers Proles weiter führte. Staupitz hatte vorher eine angesehene Stel-

lung an der Universität Tübingen inne gehabt, die ebenfalls durch Proles in ein ziemlich nahes Verhältnis zu den Augustinern war gebracht worden. Die dort gesammelten Erfahrungen benutzte er für Wittenberg, dessen Hochschule noch ganz anders unter den Einfluß der Augustiner Kongregation zu stehen kam. Man geht fast nicht zu weit, wenn man sie als die neu errichtete höchste Studienanstalt der Kongregation bezeichnet. Ihre Patrone wurden die besondern Schutzheiligen des Ordens, Maria und Augustinus, während die theologische Fakultät dem Schutze des Apostel Paulus befohlen ward. Erster Rektor war der Leibarzt des Kurfürsten, Martin Pollich von Mellerstadt, ein mit drei Doktorhüten geschmückter Gelehrter. Zum ersten Dekan der theologischen Fakultät aber ward Staupitz ernannt, zum ersten Dekan der philosophischen ein anderer Augustiner, Sigismund Epp. Das Wittenberger Augustinerkloster war besonders dazu ausersehen, der Universität Dienste zu leisten und Staupitz bemühte sich daher eifrig, diesen Konvent mit lehrfähigen Männern, die er zum guten Teil aus Tübingen kommen ließ, zu bevölkern. Schon im Gründungsjahre 1502 sammelten sich zahlreiche Studierende an der Elbe, unter ihnen über hundert Augustiner. In den Jahren 1505—1506 schien es, als ob eine pestartige Krankheit die junge Universität ganz auseinander sprengen werde. Aber dann machte man neue Anstrengungen. Der Kurfürst verleibte 1507 das Wittenberger Chorherrenstift der Universität ein, so daß die Inhaber von Stiftspfründen damit zugleich Lehrverpflichtung überkamen. In demselben Jahre berief man den berühmten Jodokus Trutfetter von Erfurt als Stiftsherrn und Professor der Theologie. Gleichzeitig erweiterten die Augustiner ihr Kloster und verschiedene ihrer Ordensgenossen bewarben sich um akademische Grade. Staupitz, der am 18. Oktober ein Kapitel seiner Kongregation in München gehalten hatte,

kehrte nach längerer Abwesenheit wieder zu seiner Professur zurück und ward für den Winter 1508—1509 Dekan. Kurz, in dieser Zeit des neuen Aufschwunges waren in der theologischen Fakultät die Augustiner so ziemlich die Tonangebenden, womit jedoch keineswegs gesagt ist, daß sie eine besondere theologische Richtung vertreten hätten. Der ganze Zuschnitt der neuen Universität war wie überall so auch in der theologischen Fakultät der herkömmliche. Die Lehrgegenstände wie auch die Methode waren noch die gleichen. Und die Augustiner änderten daran am wenigsten etwas; der Orden hatte ja keine eigene Theologie. Wohl schuf man von Anfang an in Wittenberg dem aufkommenden Humanismus etwas Raum; aber kaum mehr, als er in Erfurt schon einige Zeit besaß. Das einzige wirklich Eigentümliche der neuen Hochschule bestand darin, daß sie, obgleich man zunächst die alten Formen herübernahm, nicht mehr als freie wissenschaftliche Korporation wie die früheren, sondern als staatliche Bildungsanstalt aufgefaßt war und es immer mehr ward. Insofern begann vor Anbruch der Reformation mit der Gründung Wittenbergs in der Geschichte der Universitäten eine neue Zeit.

Zu den ersten Maßnahmen Staupitzens in seinem Dekanate gehörte, daß er Martin Luther aus dem Erfurter in das Wittenberger Kloster versetzte und ihm eine philosophische Lehrstelle an der Universität verschaffte. Diese Versetzung gegen Ende des Jahres 1508 kam Luther durchaus unerwartet; im Gehorsam gegen den Ordensobern mußte er folgen. Sie war eine so plötzliche, daß er kaum seine nächsten Angehörigen benachrichtigen konnte. In Wittenberg ward er angewiesen, über die Physik und Dialektik des Aristoteles zu lesen, und diese neue Aufgabe schuf ihm für den Winter angestrengte Arbeit, so daß er kaum für einen Brief die Zeit erübrigen konnte. Wenn es nach seinem Willen gegangen

wäre, so hätte er gleich mit der Theologie begonnen, und zwar, wie er einem Freunde schrieb, mit derjenigen Theologie, die „den Kern der Nuß und das Mark des Weizens erforscht." Aber ihm fehlte hierzu noch die Berechtigung, indem er keinen theologischen Grad besaß. Um diesem Mangel abzuhelfen, meldete er sich im Frühling 1509 bei der Fakultät zu der üblichen Promotionsfolge und ward am 9. März, wie der Ausdruck lautete, „zur Bibel zugelassen." Man bezeichnete damit die unterste Stufe des theologischen Bakkalariats, welche das Recht und die Pflicht ertheilte, über Stücke der heiligen Schrift zu lesen. Luther als Mönch war zu Schriftvorlesungen für ein halbes Jahr verpflichtet und an Eifer wird er es nicht haben fehlen lassen. Seine Vorlesungen erregten Aufsehen bei den Zuhörern und über deren Kreis hinaus. Wenigstens paßt am besten in diese Zeit, was von jenem Pollich von Mellerstadt erzählt wird. Er unterhielt sich bei Tisch öfter über den neuen Lehrer, und soll dabei gesagt haben, dieser Mönch werde alle Doktores irre machen, denn er lege sich auf der Propheten und Apostel Schrift und stehe auf Jesu Christi Wort. Luther trieb eben die Schrift in neuer Weise, wie man es nicht gewohnt war, ja nie gelehrt hatte. Und er lehrte mit solchem Feuer, weil es sich um die Gedanken handelte, die ihn selbst tagtäglich aufs tiefste beschäftigten. Es handelte sich um die Frage nach dem Wege zum Heil. Mit ihr rang er noch fortwährend und suchte Klarheit und Befestigung in der Schrift, denn in seinem Innern kämpften der alte Wahn und die neue Erkenntnis.

Sobald es ging, wahrscheinlich im Herbst 1509, meldete Luther sich für die zweite Stufe des Bakkalariats; aber als er sich eben anschickte, die hiermit verbundenen wissenschaftlichen Leistungen zu erfüllen, ward er plötzlich wieder nach Erfurt versetzt. Ueber der Ursache dieser fast unbegreiflichen

und daher lange gar nicht bekannten Rückversetzung ruht bis heute ein Dunkel. Wir wissen nur, daß Staupitz seit Pfingsten 1509 nicht mehr in Wittenberg war und erst im Herbst 1511 dorthin zurückkehrte; daß Luther noch als Mitglied des Erfurter Konvents galt, und dieser also über ihn verfügen konnte, und daß er in eben diesem Konvente Gegner und Neider hatte, vornehmlich seinen früheren Lehrer, den Doktor der Theologie, Johann Nathin. Er mußte abermals anderthalb Jahre in Erfurt verleben, die unter solchen Verhältnissen nicht werden angenehm gewesen sein. Nur ungern ließ die dortige Universität ihn zur Fortsetzung des Promotionsganges zu. Er hatte nun über die sog. „Sentenzen“ zu lesen, d. h. über ein Lehrbuch des alten Scholastikers Petrus Lombardus († 1164), welches durch das ganze Mittelalter in größtem Ansehn stand und an allen Universitäten dem Unterricht in der kirchlichen Glaubenslehre zu Grunde gelegt werden mußte. Er hatte sich also wieder mit den Scholastikern zu beschäftigen und wird sich nun auch dem Studium Augustins († 430), des im Abendlande berühmtesten Kirchenvaters, aus dessen Schriften jenes Lehrbuch soviel entlehnt hatte, zugewendet haben. Sonst wissen wir über diese zweite Erfurter Zeit Luthers nichts. Und auch was seine im Frühling 1511 geschehene zweite Uebersiedelung nach Wittenberg veranlaßte, können wir nicht sagen. Vielleicht bewog den Konvent die Rücksicht auf Staupitz, von dem man wußte, daß er im Sommer zur Visitation nach Erfurt kommen werde.

Die Romreise.

Luther war wieder in Wittenberg, aber auch jetzt zunächst nur für kurze Zeit. Nach etwa einem halben Jahre mußte er abermals eine Reise antreten, die ihn diesmal bis nach Rom führte. Nicht aus eigenem Antriebe hat er die Romreise angetreten, doch kam ihm dieselbe insofern erwünscht, als er hoffte, nun auch in dem heiligen Rom eine Generalbeichte, d. h. eine Beichte über sein ganzes bisheriges Leben ablegen zu können, wie er es, um sich zu erleichtern, schon früher in Erfurt vor Staupitz gethan hatte. Der eigentliche Anlaß kam ihm von außen. Der Generalvikar nämlich lag mit einigen Klöstern der Kongregation in Streit wegen einer von ihm beabsichtigten Verfassungsänderung. Diese schon länger schwebende Zwistigkeit sollte in Rom zum Austrag gebracht werden. Deshalb ward dorthin eine Gesandtschaft abgeordnet, die, soweit man sehen kann, aus einem gewissen Johann von Mecheln und aus Martin Luther bestand. Nach den Ordensstatuten hatten immer zwei Brüder zusammen zu reisen. Johann, der Prior eines niederländischen Klosters, war der Aeltere von beiden. Er war eben am 16. September bei Einweihung des neuerbauten Wittenberger Augustinerklosters mit drei andern Augustinern unter starkem Zulaufe der Ordensgenossen mit großer Feierlichkeit zum Doktor der Theologie erhoben und gleich darnach in die theologische Fakultät aufgenommen worden. Nun wäre es immerhin möglich, daß man ihn als den eigentlichen Vertrauensmann der unzufriedenen Klöster anzusehen hätte. Jedenfalls war Luther der Vertrauensmann Staupitzens, und es ist ein ehrendes Zeichen für seine darnach schon erprobte Geschäftsgewandtheit, daß der Obere ihn für eine solche Aufgabe auswählte. Die beiden Mönche werden ihre Reise, die sie wohl

größtenteils zu Fuß zurücklegten, gegen Ende des Septembers 1511 angetreten haben, und dieselbe führte sie, wie es scheint, über Heidelberg, Basel, den St. Gotthard, Mailand, Bologna, Florenz, Siena. Luther reiste, wie seine späteren gelegentlichen Erzählungen bekunden, mit offenen Augen. Er hatte ebenso Sinn für die Schönheiten der Natur und für die Eigentümlichkeiten der Völker und Stämme wie für Erscheinungen des kirchlichen Lebens; und so erweiterte die Reise seinen Blick nach allen Seiten. Als er z. B. in Mailand die Messe lesen wollte, ließen ihn die dortigen Priester nicht zu unter Berufung darauf, daß sie eine andere Meßliturgie hätten als die übrige Kirche, nämlich die vom Bischof Ambrosius († 397) stammende. Er sah daraus, daß es trotz der von Rom aus so als notwendig betonten Gleichförmigkeit doch Verschiedenheiten in der Kirche gab, und daß man sie duldete. Aber was ihm auch an neuen Eindrücken geboten ward, am meisten beschäftigte ihn doch auch auf der Reise die Sorge um sein Seelenheil. Als in Bologna, wahrscheinlich in Folge klimatischer Einflüsse, ein heftiges Unwohlsein ihn befiel, und er sein Ende für nahe hielt, war es das Wort aus dem Römerbriefe: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", das ihn stärkte. Beim Anblick Roms fiel er auf seine Kniee, erhob die Hände und rief: „Sei gegrüßet, du heiliges Rom!" Das Ziel seiner Wünsche war erreicht. Er hatte mehrere Wochen in der Hauptstadt der Christenheit zu weilen und benützte alle von Geschäften freie Zeit, um zu sehen, was nur die Stadt den Schaulustigen bot. Ganz besonders lag ihm daran, das kennen zu lernen und für sich auszunützen, wegen dessen die Stadt in der Christenheit für die heilige galt. Mit großer Andacht ging er von Kirche zu Kirche, von Heiligtum zu Heiligtum und las die Messe, wo ihm Gelegenheit geboten ward. An einer Kapelle, hieß es, sei die Treppe angebracht, die einst zum Richthause in

Jerusalem gehört habe und von Jesu betreten sei; und an das Erklimmen dieser sog. Pilatusstiege war bedeutender Ablaß geknüpft. Auch Luther soll auf den Knieen hinaufgerutscht sein, aber dabei habe es ihm in den Ohren geklungen: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Er selbst beschreibt seine damalige Gemütsverfassung später also: „Ich war auch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Ich hab auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten; denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen und andern mehr trefflichen Werken und Gebeten.“

Aber nicht alles, was er sah und hörte, mehrte seine Andacht. Frommen Sinnes war er gekommen, um an dem Sitze des Papstes sich zu erbauen. Und nun mußte er sehen, wie hier unter den Augen des Papstes und der ersten Kirchenbeamten, ja bei ihnen selbst, die größte Ueppigkeit und Lasterhaftigkeit herrschte. Andere erzählten ihm dort noch weit Schlimmeres, als was er selbst erblickte. Er mußte mit anhören, daß Priester in Rom nicht nur die gröbste Unwissenheit bekundeten, sondern sogar mit gemeinem Spott über das Heilige sich äußerten. Kurz, er erkannte, daß Unglaube und unchristliches Wesen gerade am Mittelpunkte der Christenheit am ungescheutesten sich breit machten, und das verwundete sein frommes Gemüt ebenso tief, wie sein deutsches Herz die Geringschätzung verletzte, mit welcher er die Wälschen über Deutschland und seine Bewohner sich äußern hörte. Und diese Erkenntnis war, wie er nach Beginn der Reformation merkte, das wichtigste Ergebnis des römischen Aufenthalts für ihn, die Frucht, derenwegen diese Reise ihm zeitlebens wert blieb. „Weil mich“, sagte er einmal zu seinen Freunden, „unser Herrgott in den häßlichen Handel und Spiel

bracht hat, wollt ich nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte; ich müßte mich sonst immer besorgen, ich thäte dem Papst Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir."

Im Januar 1512, nach Vollendung ihres Auftrages, machten die beiden Augustiner sich auf den Rückweg, der sie diesmal über den Brenner führte. Sie suchten um Fastnacht Staupitz in Salzburg auf, um ihm zu berichten, und Johann von Mecheln ward alsbald zu einer neuen Sendung gebraucht, während Luther nach Wittenberg heimkehrte.

Luther wird Doktor der Theologie.

Der Frühling führte Staupitz nach Kölln, wohin er für die ersten Tage des Mai ein Generalkapitel seiner Kongregation berufen hatte. Hier scheint der vorher erwähnte Streit beigelegt zu sein; wenigstens ward Staupitz von neuem zum Generalvikar gewählt. Und dasselbe Kapitel bestimmte Luther zum Subprior in Wittenberg, während der ihm nahe befreundete Wenzeslaus Link dort Prior ward. Für diesen Zweck wahrscheinlich ist er dem gliedlichen Verbande des Erfurter Klosters entnommen und dem Wittenberger einverleibt worden, so daß nun auch eine Zurückberufung wie vor drei Jahren nicht mehr möglich war. — Gegen Herbst kam Staupitz auch nach Wittenberg und zwar mit dem Entschlusse, seine Professur niederzulegen, ein Entschluß, den er den Wittenbergern schon im Jahre zuvor angekündigt hatte. Die Ordensgeschäfte nahmen ihn so in Anspruch, daß er nur selten zusammenhängend in Wittenberg weilen konnte. Dazu scheinen die persönlichen Verhältnisse im Lehrkörper damals sehr unerquickliche gewesen zu sein. Schon 1510

hatten sie Truttfetter wieder nach Erfurt getrieben und sie waren wohl eine Hauptveranlassung davon gewesen, daß im Frühling 1512 Christoph Scheurl in seine Vaterstadt Nürnberg zurückkehrte. Staupitz wollte aber von der jungen Hochschule, die er mit begründet hatte, nicht scheiden, ohne einen vollgültigen Ersatz zurückzulassen, und zu seinem Nachfolger in der theologischen Professur ersah er sich Luther. Dazu mußte dieser nun aber erst Doktor der Theologie werden, und es kostete einige Mühe, ihn zur Annahme dieser Würde zu bewegen. Staupitz hatte, wie es scheint, die Sache schon länger vorbereitet, wahrscheinlich seitdem sein Entschluß zurückzutreten gefaßt war. Zur Promotion eines Ordensbruders bedurfte es der Genehmigung des Generals. Staupitz erbat sich solche Genehmigung öfter im voraus, um sie dann, wenn es ihm an der Zeit zu sein schien, zu verwerten. Jetzt ließ er durch den Wittenberger Konvent beschließen, Luther solle sich um den theologischen Doktorat bewerben. Ferner hatte er beim Kurfürsten erwirkt, daß dieser den für die Feier nöthigen Aufwand aus seiner Tasche bestritt. Friedrich der Weise nahm Anteil an Luther, nachdem er ihn einmal mit großem Wohlgefallen hatte predigen hören. Die meiste Schwierigkeit aber machte der Doktorand selbst. Luther hat noch nach langer Zeit manchem Freunde im Klostergarten den Birnbaum gezeigt, unter welchem Staupitz ihm von der Sache redete, und er den hartnäckigsten Widerstand leistete. Er sträubte sich auf alle Weise, denn er war voll Furcht vor der neuen Verpflichtung: Sein Alter genüge noch nicht, seine Vorbildung sei dafür noch keine ausreichende. Endlich wies er hin auf seine wankende Gesundheit; er sei ein schwacher, kranker Bruder, der nicht mehr lange zu leben habe. Hierauf ging Staupitz scherzend ein, um ernst zu schließen. „Es läßt sich ansehen, sagte er, unser Gott werde bald viel in Himmel und Erden zu schaffen bekommen;

darum wird er viel junger und arbeitsamer Doktores haben müssen, durch die er seine Händel verrichte. Ihr lebet nun oder sterbet, so darf euch Gott in seinem Rate. Darum folget, was euch euer Konvent auflegt, wie ihr mir und demselben auf euer Profeß schuldig seid zu gehorsamen." Nun konnte Luther nicht anders; der Mönchsgehorsam zwang ihn. Am 22. September ward ihm von der theologischen Fakultät die Lizentiatur erteilt, d. h. die Ermächtigung, sich den Doktorhut zu erwerben. Am gleichen Tage schrieb er im Auftrage Staupitzens an den Erfurter Konvent, um ihm das Bevorstehende mitzuteilen und die dortigen Brüder um ihre Fürbitte, wo möglich um persönliche Anteilnahme zu ersuchen. Bald darnach ward er nach Leipzig geschickt, um bei der dortigen kurfürstlichen Kammer selbst das für ihn angewiesene Geld zu erheben. Es ist noch die auf 50 Gulden lautende Quittung vorhanden, welche er am 4. Oktober eigenhändig dort ausstellte. Am 18. Oktober endlich, dem ersten Tage des Wintersemesters, an welchem der Prior Wenzeslaus Link zum Dekan erwählt ward, begannen die Feierlichkeiten der Promotion. Nachmittags um 1 Uhr hatte er unter dem Vorsitze des abtretenden Dekanes, des nachmals viel genannten Andreas Bodenstein von Karlstadt in der Allerheiligen- oder Stiftskirche in Beisein der meisten Herren von der Universität und vieler angesehener Gäste eine Disputation durchzumachen. Am nächsten Morgen um 7 Uhr erfolgte an demselben Orte die eigentliche Proklamation zum Doktor. Hierbei hielt der Promotor und dann der Doktorand eine kurze Rede und leistete folgenden Eid: „Ich schwöre dem Herrn Dekan und den Magistern der theologischen Fakultät Gehorsam und schuldige Ehrerbietung; ferner daß ich allüberall den Nutzen der Universität und besonders der theologischen Fakultät nach Kräften befördern, diesen Grad nicht wiederholen, eitle fremdartige

Lehren, die von der Kirche verdammt sind und fromme Ohren verletzen, nicht lehren, sondern einen sie Lehrenden innerhalb acht Tagen dem Herrn Dekan anzeigen, daß ich die Gewohnheiten, Freiheiten und Privilegien der theologischen Universität nach bestem Vermögen aufrecht erhalten werde, sowahr mir Gott helfe und die heiligen Evangelisten." Darnach folgte die Erteilung der Doktorinsignien, vornehmlich des Hutes und des Ringes. Der Hut wird auch Luther überreicht sein, ward aber zunächst von ihm als einem im Mönchsgewande Lebenden nicht gebraucht, während die andern Doktoren eidlich verpflichtet wurden, alle theologischen Akte im Barett zu vollziehen. Sein Doktorring, ein dicker Goldreif, wird noch jetzt auf dem Braunschweiger Museum aufbewahrt. — So schloß diese Feierlichkeit, welche wie die des vorigen Tages höchstens drei Stunden dauern sollte. Am dritten Tage darnach ward Luther in die theologische Fakultät aufgenommen, wo er als seine letzten unmittelbaren Vorgänger schon drei Augustiner antraf. Staupitz konnte, so schien es, darüber beruhigt sein, daß diese Fakultät dem Orden und insonderheit der reformierten deutschen Kongregation nicht werde entfremdet werden. In den nächsten Tagen reiste er südwärts.

Luther war nun Doktor und öffentlich berufener Lehrer der Theologie, und der hier ihm gewordene Beruf ist in den spätern Tagen des Kampfes für sein Gewissen ihm von besonderer Bedeutung gewesen. Zunächst hatte er durch seinen Fortschritt einige Unannehmlichkeiten, indem die Erfurter, Konvent wie Fakultät, es übel nahmen, daß er nicht dort promoviert hatte. Besonders sein ehemaliger Lehrer, Joh. Nathin, ein als „griesgrämig" bezeichneter Mann, hetzte gegen ihn, wahrscheinlich vom Neide getrieben, da man in Erfurt in der Regel erst Fünfzigjährige mit dem Doktorhut schmückte. Die Neider gingen soweit, ihn des Eidbruches zu beschul-

digen, weil er bei Beginn der Promotionen geschworen habe, nur in Erfurt den Doktorat zu erwerben. Aber Luther konnte nachweisen, daß jener Eid nicht von ihm geleistet sei. Im übrigen entschuldigte er sich, wenn gegen seinen Willen Erfurt etwa nicht rücksichtsvoll genug von ihm behandelt sei. Er habe bei der ganzen Sache nur als gehorsamer Mönch gehandelt.

Die ersten Vorlesungen über die h. Schrift.

Als Luther zuerst nach Wittenberg gekommen war, hatte er den Wunsch ausgesprochen, es möchten ihm statt der philosophischen lieber theologische Vorlesungen übertragen sein, damit er die Theologie treiben könne, die mit dem Wesentlichen des Christentums sich beschäftige. Jetzt, vier Jahre später, war er angestellter Lehrer der Theologie und durfte dem Triebe seines Geistes folgen. Es kamen für ihn einige Jahre, die er vorwiegend der Lehrthätigkeit widmen konnte. Wohl war er auch durch sein Amt als Subprior mannigfach in Anspruch genommen; er mußte oft im Kloster predigen und ward dann und wann auch für Predigten in der Stadtkirche begehrt. Er beteiligte sich auch, wie es seine Pflicht erforderte, an den akademischen Disputationen. Aber bei alledem blieb ihm doch jetzt (1513—15) mehr ungestörte Zeit für seine Vorlesungen und die Vorbereitung dafür als in den Vorjahren und auch als in den folgenden 15 Jahren. Er benutzte das, um sich auf der Lehrkanzel festzusetzen.

Wenn sonst ein Theologe zum Doktorat emporgestiegen war, dann pflegte er sich mit der h. Schrift nicht mehr viel zu befassen. Einzelne Bibelstellen wurden in Menge angeführt, um als Beweise und Gegenbeweise zu dienen. Ganze

Bücher aber zusammenhängend in Vorlesungen zu erklären, darauf ließen diese Meister sich nicht gern ein. Das überwies man den Jüngeren, den Anfängern in der Wissenschaft; die waren dazu verpflichtet. Die Doktoren hielten in der Regel Vorlesungen über das System der Glaubenslehre und zeigten da ihre Künste. Nicht so Luther. Er begann als Doktor mit der h. Schrift und blieb bei der Schrift. Nie hat er über die Glaubenslehre besonders vorgetragen, nie — würden wir heute sagen — Dogmatik gelesen. Die Bücher der Schrift erklärte er seinen Zuhörern im Zusammenhange und fand dabei Gelegenheit genug, sie auch über die einzelnen Punkte des christlichen Glaubens zu unterweisen. Die Wittenberger Bakkalarii mußten schwören, nie mehr als ein Kapitel in einer Stunde erklären zu wollen. Von solcher Eilfertigkeit konnte bei Luther keine Rede sein; dazu war ihm die Bibel zu inhaltsreich. Genügte ihm für eine Schrift ein Semester nicht, so nahm er schon damals ein zweites, und wenns nötig war, ein drittes hinzu; und so hielt ers auch später. Zunächst begann er mit dem Psalter, dann folgte der Brief an die Römer, dessen Erklärung er gegen den Schluß des Jahres 1515 beendet hatte. Im Oktober 1516 wandte er sich zum Galaterbriefe, dem er die Briefe an die Hebräer und Titus folgen ließ, um im März 1519 zum Psalter zurückzukehren. Diese Vorlesungen hielt er zunächst morgens von 6—7 Uhr; erst 1517 ward ihm die Nachmittagsstunde von 1—2 Uhr gegeben. Er begann sie vor einer großen Hörerschar im Kloster; „Väter und Brüder" redete er seine Zuhörer an; es waren die Klosterinsassen, denen Studierende aus der Stadt sich hier zugesellen durften. Hatte doch auch z. B. in Tübingen das Augustinerkloster einen großen Saal für die allgemeinen theologischen Vorlesungen bewilligt. Um seinen Zuhörern den Text vor Augen zu stellen, ließ er denselben bei den einzelnen Büchern

in der kirchlichen lateinischen Übersetzung zu Wittenberg so drucken, daß die Zeilen sehr weit auseinander standen und ein breiter weißer Rand blieb, ein Auskunftsmittel in dieser an handlichen Bibeldrucken noch so armen Zeit, zu dem bald auch Andere griffen. So hatten die Zuhörer den Text und hatten bequemen Raum, um aus den Vorlesungen Bemerkungen beizufügen. Und ihre Freude an Luthers Schrifterklärung wuchs fortwährend, da durch sie ihnen ein ganz neues Licht aufging. Als er den Psalter beendet hatte, verlangte man, er solle seine Erläuterungen drucken lassen, und als er sich weigerte, setzte man einen Konvents-, vielleicht sogar einen Kapitelsbeschluß durch, der ihm den Druck zur Pflicht machte. Dennoch kam es aus uns unbekannten Ursachen damals nicht dazu. Erst später, zum Teil erst in jüngster Zeit sind sie aus seinen wiederaufgefundenen eignen Aufzeichnungen allgemein zugänglich geworden.

Daß er gerade mit den Psalmen begann, wird geschehen sein, weil sie ihm so besonders wert waren. Er fand an vielen Stellen in ihnen den ergreifendsten Ausdruck seiner eignen geistlichen Erlebnisse; deshalb hatte er schon lange mit Vorliebe sich mit ihnen beschäftigt. Dennoch erklärte er ganz offen in der ersten Stunde seinen Zuhörern, daß er noch lange nicht alle Psalmen wirklich verstehe. Es hinderte ihn ja schon seine bisher noch höchst mangelhafte Kenntnis der Grundsprachen; erst in diesen Jahren fing er an, sich ernsthafter mit dem Hebräischen und dann auch mit dem Griechischen zu befassen. Aber schwerlich meinte er bei seiner Erklärung dieses. Er bereitete sich auf das Gewissenhafteste vor. Was er an früheren Erklärungen und an Hilfsmitteln bekommen konnte, benutzte er mit Fleiß; so besonders das neuerdings von Reuchlin Gebotene. Doch wenn er auch den Wortlaut erfaßt zu haben glauben konnte, begann vielfach erst recht die Schwierigkeit; es fehlte ihm das geistliche Ver-

ständnis; der Gedanke des Psalmisten war ihm nicht faßbar. Hiermit hatte er am meisten zu ringen, denn er wollte, er konnte sich nicht mit der Schale begnügen, sondern mußte bis zum Kerne vordringen. Dadurch ward die Arbeit für ihn eine doppelte, eine dreifache, aber auch eine erst recht gesegnete. Er nahm nicht nur zu an Erkenntnis, sondern er wuchs vor allem am innern Leben. Er reifte geistlich. Und es läßt sich verstehen, daß ein solches Ringen, ein solches Wachsen des jugendlichen Lehrers auf die Hörer einen überwältigenden Einfluß übte.

Von den Psalmen gings zum Römerbriefe. Und hier steigerten sich die letztgenannten Schwierigkeiten in dem Maße, daß Luther noch als Greis es lebhaft vor Augen stand, wie er sich an ihnen abarbeiten mußte. „Mit einem brennenden Verlangen, Paulum zu erfassen", sagt er, „war ich an den Römerbrief gegangen, aber gleich im ersten Kapitel (1, 17) widerstand mir das Wort: Gottes Gerechtigkeit wird im Evangelio offenbart. Ich haßte nämlich das Wort: Gottes Gerechtigkeit, weil ich nach der Anweisung der früheren Lehrer es von der Eigenschaft des heiligen Gottes verstand, nach welcher er die Sünder und Ungerechten straft. Obwohl ich nun als ein tadelloser Mönch lebte, sagte mir doch mein unruhiges Gewissen, daß ich vor Gott ein Sünder sei, und deswegen haßte ich einen gerechten und die Sünder strafenden Gott. Mit einem gewissen Murren gegen Gott dachte ich bei mir: ists denn nicht genug, daß die armen und der Erbsünde wegen ewig verlornen Sünder durch das Gesetz Mosis mit Jammer aller Art geplagt werden? Muß Gott durch das Evangelium noch neuen Schmerz verursachen, auch durch das Evangelium uns seine Gerechtigkeit und seinen Zorn vorrücken? So knirschte ich innerlich bei meinem verwundeten Gewissen und kam doch immer wieder auf jene Stelle zurück, weil mir alles daran lag, zu erfassen, was denn Paulus dort

sagen wollte. Endlich als ich so Tag und Nacht sann, leitete mich Gottes Erbarmen auf den Zusammenhang der Worte mit dem folgenden Satze: Der aus Glauben Gerechte wird leben. Ich fing an zu verstehen, daß Gerechtigkeit Gottes hier diejenige sei, in welcher der Fromme als einem durch den Glauben ihm gewordenen Geschenk Gottes lebt. Ich sah, daß der Sinn der Stelle sei, durch das Evangelium werde diejenige Gerechtigkeit Gottes offenbart, mit welcher der barmherzige Gott die Glaubenden gerecht macht. Denn das meint: Der aus Glauben Gerechte wird leben. Nun fühlte ich mich wie neugeboren und glaubte im Paradiese zu sein. Die ganze Schrift sah mich anders an. Und jetzt durchlief ich sie und suchte nach ähnlichen Ausdrücken, um mein Verständnis der Worte „Gerechtigkeit Gottes" damit zu belegen. War mir vorher jenes Wort ein verhaßtes gewesen, so umfaßte ich es nun mit innigster Liebe. Jene Stelle bei Paulus erschien mir als die Pforte des Paradieses. Und dies mein Verständnis fand ich dann ganz unverhofft bestätigt durch Augustin. Bei ihm las ich: Die Gerechtigkeit Gottes ist diejenige, mit welcher Gott uns bekleidet, wenn er uns gerecht macht. Das war zwar noch nicht ganz genau geredet, indem es nicht deutlich sagte, daß Gott uns die Gerechtigkeit Christi anrechnet; aber mir that doch wohl, daß auch hier eine Gerechtigkeit Gottes gelehrt ward, durch die wir gerecht werden."

So rang Luther mit der Schrift und siegte mehr und mehr über seine alten Zweifel und Unklarheiten, die ihm peinigende Anfechtungen waren, durch die Schrift. Seine Erfahrung, daß er durch eigne Anstrengung nicht „fromm werden" könne, sondern das Heil als ein Gnadengeschenk Gottes im Glauben annehmen müsse, hatte ihm das Auge für das Verständnis der Bibel geöffnet. Je mehr er dann aber in der Bibel forschte, um so mehr bestätigte sie ihm

jene Erfahrung und machte ihn dadurch sicher und in sich frei. Es war eine stete Wechselwirkung des innern Erlebnisses und des Schriftwortes, durch welche er wuchs und reifte. Und eben hierdurch ward er fest und heimisch in der Schrift. Er konnte ohne sie nicht mehr leben. In jener Psalmenerklärung sagte er einmal: „Was dem Vieh die Weide, dem Menschen ein Haus, dem Vogel ein Nest, den Gemsen der Fels und den Fischen der Strom ist, das ist die heilige Schrift den gläubigen Seelen.“ Dies galt vor allem von ihm selbst. Die Kirche hat von jeher erkannt und bekannt, daß die Schrift das an sie gerichtete Heilswort ihres Gottes ist, von dem sie sich nährt und dem sie im Gehorsam sich unterstellt. Eben das war nun auch Luthers persönlichstes Erlebnis geworden. Er hatte es erfahren, daß in der Schrift Gott zu ihm redete und Leben in ihm weckte und mehrte. So ward auch ihm persönlich die h. Schrift das Wort seines Gottes, welches er hörte und dem er gehorchte. Sie ward ihm die höchste Autorität, welcher er, im Gewissen gebunden, sich unterwarf; der er unbedingt sich hingab. Indem er im Glauben sich ganz Gott überließ, ward er seines Heiles froh. Im Bewußtsein dessen, daß Gott ihm gnädig sei, hatte er eine unerschütterliche Gewißheit in sich, die nichts Äußeres ihm nehmen konnte. Er war frei und war unabhängig von alle dem, was etwa zwischen ihn und Gott treten wollte. Aber mit dieser Freiheit stellte er sich ohne allen Rückhalt unter die Schrift und beugte sich ihr. Durch Gott wußte er sich frei und fühlte sich gebunden durch Gottes Wort.

Das Studium der Väter.

Im Verlauf seiner damaligen Schriftstudien war Luther auch wieder über Augustin geraten und sah sich durch ihn in seinen Ergebnissen bestärkt. Das ward ihm Veranlassung, nun auch diesem Kirchenvater größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher. Derselbe war ihm, wie bemerkt, schon vorher nicht unbekannt geblieben, aber so stand es keineswegs, daß die Augustiner die Schriften dieses Lehrers, nach welchem ihr Orden benannt war, etwa fleißiger als die andern Mönche studiert hätten. Bei Luther hatte es ebenso wie bei Staupitz an genauerem Verständnis derselben noch gefehlt. Jetzt kam ihm dies und er lernte Augustin schätzen. Augustin hatte in einer Beziehung ähnliches erlebt wie Luther. Auch er hatte auf mannigfachen Irrwegen, die bei ihm selbst durch schwere sittliche Fehltritte hindurchgingen, sein Unvermögen, mit eignem Wollen und Können zu Gott zu kommen, erfahren müssen. Er hatte erkannt, daß alles, was er als Christ war, er dem mit starker Hand ihn rettenden gnädigen Gotte verdanke. Seitdem bezeugte er die Ohnmacht des Menschen Gotte gegenüber und pries die Allmacht der göttlichen Gnade. In diesem Zeugnis sah er seine Lebensaufgabe und das ist es auch, was ihm trotz all des Irrtümlichen, das sonst die Lehre des hochbegabten Mannes enthält, eine epochemachende Bedeutung für die ganze Kirche verlieh. Er war, wie seit Pauli Zeiten keiner vor ihm, ein Prediger der allein rettenden Gnade Gottes, und was hätte Luther lieber hören können als eine solche Predigt? In kurzem stand ihm Augustin höher als alle andern ihm bekannten Theologen. Er griff über das Mittelalter zurück und lehnte sich an an das kirchliche Altertum, wo er reineren Ausdruck christlicher Erfahrung fand.

Doch auch aus dem Mittelalter tönten erquickliche Klänge zu ihm herüber. Schon in Erfurt war er auf Bernhard von Clairvaux hingewiesen. Dieser große Mönchsheilige des 12. Jahrhunderts war ein Muster aller klösterlichen Tugenden gewesen und ein Eiferer für die Hoheit des Papsttumes; aber wenn er sich im Lichte des göttlichen Angesichtes sah, dann dachte er nicht an seine Heiligkeit, sondern rief demütig: Herr, meine Gerechtigkeit ist dein Erbarmen! Das verstand Luther. Bernhard und Männer, die ihm ähnlich waren, erkannte er freudig als wahre Christen der Vorzeit auch im Mönchsgewande. — Und noch mehr freute es ihn, als er Verwandtes auch aus Deutschland und gar in deutscher Sprache vernahm. Gegen das Jahr 1516 hin hörte er, wahrscheinlich durch seinen Ordensbruder und Freund Johann Lang in Erfurt, von den Predigten des Dominikaner-Mönches Johann Tauler († 1361) und bald merkte man an seinen Reden, daß die nicht ohne Einfluß auf ihn blieben. Er hatte sich die 1498 in Leipzig zuerst gedruckten verschafft. Einige Zeit darnach fiel ihm ein deutscher Traktat ähnlichen Inhalts in die Hände; und der gefiel ihm so, daß er ihn im Dezember 1516 durch den Drucker Joh. Grünenberg, der im Wittenberger Augustinerkloster seine Werkstatt aufgeschlagen hatte, drucken ließ. Der Traktat erschien unter dem Titel: „Ein geistliches edles Büchlein vom rechten Unterschied und Verstand, was der alte und neue Mensch sei, was Adams und was Gottes Kind sei und wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll", und Luther schickte ihn wenige Tage darnach an den ihm befreundeten Spalatin, damaligen Erzieher des sächsischen Prinzen Johann Friedrich. Er schrieb ihm dabei: „wenn du eine reine, tüchtige, der alten recht ähnliche Theologie lesen willst und zwar in deutscher Sprache, so schaffe dir die Predigten des Johann Tauler an, aus denen ich dir hier eine Art Auszug schicke. Ich habe weder

im Lateinischen noch im Deutschen eine Theologie gelesen, die heilsamer wäre und mehr mit dem Evangelio übereinstimmte. Schmeck und siehe, wie süß der Herr ist, nachdem du zuerst geschmeckt und gesehen hast, wie bitter alles ist, was wir sind." Diese Worte, zusammengenommen mit obigem Titel zeigen, was es war, das Luther solche Schriften wert machte. —

Tauler († 1361) wie der ungenannte Verfasser jenes Traktats, ein Bewohner des Deutschherrenhauses zu Frankfurt, gehörten einer Gemeinschaft frommer Christen an, die sich nach Joh. 15, 15 gern „Gottesfreunde" nannten. Sie hatte sich, besonders im 14. Jahrhundert, über Südwestdeutschland verbreitet und umfaßte Priester und Weltliche, Männer und Weiber, die Stillen im Lande. Diese Christen hielten treu zur Kirche, deren Glauben sie durchaus teilten. Ihr Eigentümliches war ein ernstes, aber einseitiges Streben nach Heiligung. Die Welt wollten sie fliehen und ihrer eignen Sünde Herr werden, um ganz für Gott und mit Gott zu leben. Das äußerliche Wesen, die Vielgeschäftigkeit des äußern Lebens, auch der kirchlichen sog. guten Werke bringe die Seele in Gefahr, sich selbst zu verlieren. Darum wollten sie alles meiden, was sie zerstreute und in ruhiger Sammlung ihren Sinn auf Gott richten. Das Wesen der Sünde bestehe in der Selbstsucht, darin, daß man an sich denke, sein Ich in den Mittelpunkt stelle und alles darauf beziehe. Es galt also, das Ich aufzugeben, ihm zu entsagen, sich ganz Gotte als dem Urquell alles Seins zu überlassen, um in ihm sich wiederzufinden. Man müsse sich selbst absterben, um in Gott zum Leben zu kommen. Dies waren ihre Grundgedanken, mit denen sich freilich bei manchen noch Spekulationen verknüpften, die weit in die Irre führten. Wenn Luther sich von den Schriften solcher Leute — man hat sie wohl die Pietisten des 14. Jahrhunderts genannt — angezogen fühlte, so nahm er sie doch nicht ohne Prüfung

an. Ihren frommen Sinn ehrte er, verkannte aber dabei nicht, daß ihre Weltflucht eine einseitige, ihre Neigung zu beschaulicher Unthätigkeit eine krankhafte sei. Er wußte, daß der Christ Aufgaben an der Welt und in der Welt zu vollbringen hat. Jene falschen Spekulationen, wie sie z. B. auch in dem von ihm herausgegebnen Traktate sich zeigten, blieben ohne Wirkung auf ihn. Aber was sie von der Sünde lehrten, das gefiel ihm: die Sünde ist Selbstsucht; allem Eignen entsagen; das Ich ertöten; Gott sich ergeben; in Gott sich finden und leben — das entsprach seinen Gedanken, seinen Erlebnissen. Daher rühmte er, als er 1518 jenen Traktat in erweiterter Form unter dem Titel: „Eine deutsche Theologie" zum zweiten Mal herausgab, ihn in der Vorrede so ungemein: „Ich will gewarnet haben einen Jeglichen, der dies Büchlein liest, daß er seinen Schaden nicht verwirke und sich ärgere an dem schlichten Deutsch oder ungekränzten Worten, denn dies edel Büchlein, als arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nach der Bibel und St. Augustin nicht fürkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt hab und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien, und befinde nun allererst, daß es wahr sei, daß etliche Hochgelehrte von uns wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Ding fürnehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leut gewesen." Es that ihm wohl, nachweisen zu können, daß er keine bisher in der Kirche ganz unerhörte Theologie aufbringe. Und wenn die scholastischen Gegner auf solche Schriften, weil in deutscher, also einer ungebildeten, unwissenschaftlichen Sprache geschrieben, verächtlich herabsahen, so war ihm gerade die deutsche Rede ein Gegenstand doppelter Freude. Jubelnd schloß er: „Lese dies

Büchlein, wer da wolle, und sage dann, ob die Theologie bei uns neu oder alt sei, denn dies Buch ist ja nicht neu. Werden sie aber vielleicht wie vormals sagen, wir seien „deutsche Theologen", das lassen wir also sein; ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie mit mir anher nicht funden haben, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zungen. Gott gebe, daß dieser Büchlein mehr an den Tag kommen, so werden wir finden, daß die „deutschen Theologen" ohne Zweifel die besten Theologen sind."

So konnte Luther auch mit Christen des Mittelalters sich zusammenschließen. Das Gefühl der Vereinsamung war vorbei. Er erkannte, daß schon viele vor ihm ähnliches erlebt hatten wie er. Bis in die ersten Jahrhunderte sah er eine Reihe von Zeugen für die Wahrheit seiner geistlichen Erfahrungen. Und das stärkte ihn mächtig für die Tage des Kampfes.

Doch, jene Vorrede hat uns schon um ein paar Jahre zu weit voraus geführt.

Luther als Prediger und Distriktsvikar.

Die Zeit des ungestörten zusammenhängenden Studierens und Lehrens war für den in mächtiger Entwicklung begriffenen Luther nur eine recht kurze. Bald überbürdete man ihn mit mannigfaltigen Ämtern und Geschäften und früh geriet er auch schon in Kämpfe. Für das Sommersemester 1515 war er Dekan seiner Fakultät. Er hatte als solcher die Freude, vier Augustiner mit dem Doktorhut zu schmücken und sie nebst einem fünften Ordensbruder in die Fakultät aufzunehmen. — Im Jahre 1516 ward das Pfarramt an der Wittenberger Stadtkirche erledigt. Der neu er-

wählte Pfarrer Simon Heinz aus Brück, älterer Bruder des späteren kursächsischen Kanzlers Gregorius Brück, war wegen Leibesschwachheit wenig geeignet zum Predigen. Da half man, indem man, was auch an andern Orten nicht selten geschah, neben dem Pfarramt ein Predigtamt errichtete, hier, wie es scheint, nur auf eine bestimmte Zeit. In dies Predigtamt berief der Magistrat nun Luther und nach einigem Sträuben nahm er es an. Später war es ihm von Wert, daß er auch für sein Zeugnis auf der Kanzel einen ordentlichen Beruf aufweisen konnte. Und er bestieg die Kanzel der Stadtkirche häufig, obwohl er doch auch im Kloster zu predigen und bei Tische zur Erbauung zu reden hatte. Im Oktober 1516 schrieb er einem Freunde, täglich werde er zum Predigen in der Stadt begehrt.

Auf den Sonntag Jubilate 1515 ward das alle drei Jahre zu haltende Kapitel der Kongregation nach Gotha berufen. Vor diesem Kapitel hielt Luther, einer der Vertreter des Wittenberger Konvents, eine Rede, die Aufsehen machte, da er gegen die Sitten „der kleinen Heiligen im Kloster" eiferte. Wie wenig dieser Eifer bei seinen Ordensgenossen ihm schadete, zeigte sich darin, daß, als Staupitz zum Generalvikar wieder gewählt war, man Luther zum Distriktsvikar von Thüringen und Meißen ernannte und ihm die Leitung des Mönchsunterrichts in seinem Konvent übertrug oder vielleicht nur bestätigte. Zur Erleichterung des Generalvikars hatte man nämlich die Einrichtung getroffen, Distrikte mit gewöhnlich 10 Konventen zu bilden und ihnen als Vertreter jenes einen bevollmächtigten Distriktsvikar vorzusetzen. So hatte Luther nun für die nächsten drei Jahre die Klöster Wittenberg, Dresden, Herzberg, Gotha, Salza, Nordhausen, Sangerhausen, Erfurt, Magdeburg, Neustadt an der Orla, und bald auch noch den neuen Konvent Eisleben zu überwachen und jährlich zu visitieren. Und der jugendliche Obere

rechtfertigte das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte. Im Jahre 1515 kam er zu keiner Inspektionsreise mehr, wahrscheinlich weil er bis zum Herbst Dekan war und auch die Vorlesung über den Römerbrief nicht wird haben unterbrechen wollen. Aber im nächsten Frühlinge besuchte er alle jene Klöster und dies wird der Grund davon gewesen sein, daß er drei Vierteljahre seine Schrifterklärungen aussetzte. Er nahm es ernst mit seinem Amte. Vor allem hielt er darauf, daß die Ordnung erhalten ward. Die Regel sollte überall gelten und wo von ihr abgewichen war, sollte sie wieder zur Geltung gebracht werden. Hierauf bestand er und verlangte, wenn auch meist in der schonendsten Form, überall strengen Gehorsam. Seinen Freund Johann Lang' machte er zum Prior in Erfurt und beriet ihn, wie er dort die Verwaltung einzurichten und zu regeln habe. „Nimm es", fügte er bei, „nicht zu leicht damit, sonst werde ich es dir befehlen." Unordentliche Mönche versetzte er zur Strafe aus einem Kloster in ein anderes. In Neustadt, wo fortwährend Uneinigkeit herrschte, entsetzte er brieflich den Prior Michael Dressel, und befahl den Mönchen, sich ein neues Oberhaupt zu wählen. Aber bei aller Strenge in Durchführung des Gebotenen war er nie persönlich hart. Aus Dresden war ein Mönch in Schanden geflüchtet und hatte sich in das Mainzer Kloster des Ordens zurückgezogen. Luther schrieb dem Mainzer Prior: „Schicke ihn mir nach Dresden oder Wittenberg, oder besser, überrede ihn freundlich, daß er freiwillig komme. Mit offenen Armen will ich ihn aufnehmen, wenn er nur kommt; er braucht nicht zu fürchten, daß er mich beleidigt habe. Ich weiß sehr wohl, daß Ärgernisse kommen müssen; es ist nicht zu verwundern, wenn ein Mensch fällt; ein Wunder ist es vielmehr, wenn ein Mensch wieder aufsteht und stehen bleibt." Und wie er selbst Milde und Geduld übte, so ermahnte er auch andere dazu. „Gedenke", schrieb er, an Johann Lang,

„deines oder vielmehr unseres abgefallenen Bruders vor dem Herrn. Du darfst den nicht, in Frömmigkeit dich abwendend, lassen, der dich, durch Unfrömmigkeit gestürzt, verlassen hat. Laß dirs kein Kreuz sein, daß ihr Ärgernis erleidet; wir sind dazu berufen, getauft, bestimmt, einer des andern Lasten zu tragen, und die Glieder, die uns übel anstehen, die schmücken wir am meisten. Einer muß des andern Schanddeckel sein, wie Christus es uns war, ist und ewig sein wird. Hüte dich, so rein sein zu wollen, daß du von Unreinen nicht dürfest berührt werden, oder dich weigerst, Unreinheit zu tragen, zu bedecken, zu tilgen. Du hast eine Ehrenstelle inne, aber die bedeutet nichts anderes, als daß du die Schmach der andern tragen sollst." Ähnlich heißt es in einem Briefe an einen Augustiner Georg Spenlein in Memmingen: „Wenn du glaubst, daß Christus deine Sünden trägt, so nimm nun auch du die unordentlichen und noch irrenden Brüder auf und trage sie mit Geduld; mache ihre Fehler zu den deinigen und was du Gutes hast, das laß ihr sein. — Wenn du auch dir besser erscheinst, so erachte das nicht für einen Raub, als ob es nur dir gehöre, sondern entäußere dich selbst und vergiß, wie fromm du bist; sei gleichsam einer Ihresgleichen, damit du sie tragen kannst. Denn der ist ein trauriger Gerechter, der andere, die im Vergleich zu ihm schlechter erscheinen, nicht tragen will und an Flucht und Einsamkeit denkt, während er mitten unter ihnen durch Geduld und Gebet und Beispiel ihnen heilsam sein sollte. Das heißt doch, das Pfund des Herrn vergraben und den Mitknechten nicht geben, was man ihnen schuldig ist. Wenn du eine Lilie, eine Rose Christi bist, dann wisse, daß dein Wandel unter Dornen sein muß; sorge nur, daß du nicht durch Ungeduld oder leichtfertiges Richten oder geheimen Hochmut selbst ein Dorn werdest. Das Reich Christi, sagt der Psalmist, steht mitten unter seinen Feinden."

Und wie konnte der Mann seelsorgerlich beraten! Wie konnte er die Angefochtenen trösten, erquicken und aufrichten! In jenem Briefe an Spenlein heißt es kurz vor obigen Worten: „Ich möchte wissen, wie es mit deiner Seele steht, ob sie endlich ihrer eignen Gerechtigkeit überdrüssig ist und es lernt, ganz auf Christi Gerechtigkeit zu trauen. Denn in unserer Zeit herrscht die Versuchung des Hochmutes bei vielen und vorzüglich bei denen, die mit eigner Kraft fromm und gerecht werden wollen. Die Gerechtigkeit Gottes, die in Christo so reichlich uns umsonst gegeben wird, verkennen sie und mühen sich ab, so lange Gutes zu thun, bis sie im Schmucke ihrer Verdienste und Tugenden mit guter Zuversicht vor Gott treten können, was doch nie geschehen wird. In diesem Irrtum stecktest du, als du bei uns warst, und ich ebenso. Bis heute kämpfe ich bei mir gegen denselben, habe ihn aber noch nicht ganz überwunden. So lerne denn, lieber Bruder, Christum und zwar den gekreuzigten; lerne ihm singen und an dir selbst verzweifeln. Sprich zu ihm: Du Herr Jesu bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine an dich genommen, um mir das Deine zu geben. Du hast genommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war. Hüte dich, mein Bruder, eine solche Reinheit je zu erstreben, daß du aufhörest, ein Sünder dir zu erscheinen, ja zu sein. Denn Christus wohnt nur unter Sündern." — Einem ihm befreundeten Augustiner in Erfurt, Georg Leiffer, der über Anfechtungen klagte, erwiderte Luther: „Das Kreuz Christi ist über die ganze Welt verteilt; jeder erhält sein Stückchen. Wirf du das deinige nicht von dir, sondern nimm es auf wie eine heilige Reliquie, nicht in einem goldenen oder silbernen Schrein, sondern in einem goldenen d. h. mit aufrichtiger Liebe erfüllten Herzen. Wenn das Kreuzesholz durch die Berührung des Leibes und Blutes Christi so geheiligt ist, daß es für

eine wertvolle Reliquie gilt, wievielmehr sind Beleidigungen, Verfolgungen, Leiden und Haß von Menschen, gerechten wie ungerechten, heilige Reliquien, wenn sie zwar nicht mit seinem Fleische berührt, wohl aber mit der Liebe zu seinem Herzen und Willen umfaßt, geküßt, gesegnet und somit recht geweiht werden. Dann wandelt sich Fluch in Segen, Beleidigung in Billigkeit, Leiden in Herrlichkeit, Kreuz in Freude." Und endlich dem schon erwähnten Michael Dresser schrieb er wenige Monate vor jenem strengeren Verfahren: „Du strebst nach Frieden, aber in falscher Weise. Denn du suchst ihn, wie die Welt ihn giebt, nicht wie Christus. Weißt du nicht, mein Vater, daß Gott darin wunderbar ist bei seinem Volke, daß er seinen Frieden da giebt, wo kein Friede ist, nämlich mitten unter den Versuchungen? Nicht der hat den Frieden, den niemand stört; das ist der Friede der Welt; sondern der, den alle und alles stört und der gleichwohl das alles freudig und ruhig erträgt. Du sprichst mit Israel: Friede, Friede, und ist doch kein Friede; sprich lieber mit Christo: Kreuz, Kreuz, und ist doch kein Kreuz. Denn das Kreuz hört auf, Kreuz zu sein, sobald du freudig sprichst: o gesegnetes Kreuz, dem kein Holz gleichkommt!"

Kein Wunder, daß solch ein Mann bei seinen Augustinern in hohem Ansehn stand, im höchsten vielleicht bei seinem ältern Freunde und Vorgesetzten, Johann Staupitz. Das Verhältnis zwischen beiden hatte sich mittlerweile stark verändert. Staupitz war Luther viel gewesen in den Tagen seiner Erfurter Kämpfe; er hatte das Mittel werden müssen, um dem neuen Leben in ihm zum Durchbruche zu verhelfen. Aber dann war Luther in christlicher Erfahrung und theologischer Erkenntnis dem Meister vorangeeilt. Staupitz empfing nun die mächtigere Anregung von dem geistlichen Sohne. Er folgte ihm, doch nur mit langsameren Schritten, und völlig hat er ihn nie eingeholt. Aber trotz dieser ver-

änderten Stellung blieb das Verhältnis zwischen beiden Männern ein treffliches. Luther vergaß nie, was er seinem Vater Staupitz zu danken hatte; er hing mit innigster Liebe an ihm. Und Staupitz sah staunend aber neidlos die Fortschritte des Jüngeren und trat nach wie vor für ihn ein, wo er nur konnte.

Die ersten Erfolge.

Auch in seiner Fakultät war Luther weitaus die bedeutendste Persönlichkeit. Und in Universität und Stadt wurden seine Erfolge immer größer. Aber schon regte sich auch der Widerspruch. — Im Sommer 1516 predigte er in der Stadtkirche über die zehn Gebote und darnach über das Vaterunser; Predigten, denen die Gemeinde immer zahlreicher nachging. Hierbei war er im Strafen der Sünden sehr eifrig; er wollte alle bekehren und bessern. „Aber", erzählte er später, man sagte mit Recht von mir: „er hat einen zu gelben Schnabel dazu, daß er alte Schälk sollte fromm machen." Gleichzeitig übersetzte er die sieben Bußpsalmen und schrieb eine deutsche Erklärung derselben. Auch hierüber ward wohl gehöhnt, daß er, der gelehrte Theologe, ein deutsches Buch drucken ließ. Doch das focht ihn nicht an. Für seine ungebildeten Sachsen, erwiderte er, sei es geschrieben und für die könne es nicht zu wortreich sein. Nicht den Gelehrten habe er dienen wollen, sondern der schwerfälligeren Menge.

Hitziger ging es an der Universität her. Auch hier schärfte sich 1516 der Gegensatz. Luther, in sich fest und seiner Sache gewiß, wünschte den Kampf. Im Februar schickte er durch Lang Streitsätze an seinen alten Lehrer

Trutfetter in Erfurt, die gegen die bisherige Philosophie und Theologie und die falsche Verwendung des Aristoteles in ihnen gerichtet waren. „Ich brenne vor Begierde, bemerkte er, jenem Schauspieler Aristoteles, der die Kirche so lange geäfft hat, die Maske vom Gesicht zu reißen. — Es liegt wie ein Kreuz auf mir, sehen zu müssen, wie die besten Köpfe unter den Brüdern verurteilt sind, mit jenen Nichtigkeiten ihr Leben hinzubringen und zu verlieren. — O daß doch auch Usingen und Trutfetter diese Studien aufgeben möchten!" — — Während des Sommers war Luther viel in Ordensgeschäften abwesend; aber bald nach seiner Rückkehr kam es zum Ausbruch. Über seine Vorlesungen waren wegwerfende Urteile laut geworden. Da übernahm es einer seiner tüchtigsten Schüler, Bartholomäus Bernhardi von Feldkirchen, der am 25. September 1516 zum Grade eines Sententiarius promovieren sollte, hierbei die Sache öffentlich zur Sprache zu bringen und den Gegnern den Mund zu stopfen. Er stellte daher Sätze auf, die scharf gegen die im Dienste der Selbstgerechtigkeit stehende scholastische Theologie gerichtet waren und die paulinische und augustinische Lehre frei verkündigten. Luther übernahm, obwohl er nicht an der Reihe war, den Vorsitz und gab vielen dadurch großes Ärgernis, daß er nachwies, eine dem Augustin beigelegte Schrift über die wahre und falsche Buße, deren die Scholastiker für die Lehre vom sog. Bußsakrament sich vielfach als Stütze bedienten, sei gar nicht von Augustin verfaßt. Karlstadt, der damalige Dekan, der sich seiner scholastischen Bildung rühmte, war empört über solche Keckheit. Selbst Amsdorf, Luther sonst befreundet, stutzte; aber bald darnach erschien er umgestimmt. Und in einem halben Jahre war auch Karlstadt gewonnen, weniger durch Studium der Schrift und durch inneres Erlebnis als durch Augustin; ja voreilig wie er war, gab er gleich dem Augustin entnommene Streitsätze heraus

und wollte als Vorkämpfer der neuen Richtung gelten. Im Mai 1517 konnte Luther berichten: „Unsere Theologie und St. Augustinus machen hier Fortschritte. Durch Gottes Beistand herrschen sie an unserer Universität. Mit Aristoteles geht es abwärts, hoffentlich auf immer. Wer noch Zuhörer haben will, darf nur diese Theologie vortragen, d. h. er muß über die Bibel, Augustin oder einen andern Lehrer kirchlicher Geltung lesen.“ Luther war in diesem Semester wieder Dekan. Da rüstete er nun den ganzen Sommer über, um im Herbst einen Entscheidungsschlag zu führen. Mit Beginn des Septembers sandte er 99 Sätze gegen die Scholastik und ihre Lehren über die Aneignung des Heiles lateinisch und deutsch nach Erfurt und erbot sich, er wolle gern kommen, um dort über sie zu disputieren, forderte auch dazu auf, vor der Gemeinde hierüber predigen zu lassen. So sicher war er seiner Sache und des guten Rechtes derselben. Am 4. September wurden eben diese Sätze zu Wittenberg unter Luthers Vorsitz von einem seiner Schüler, Franz Günther aus Nordhausen, verteidigt. In Wittenberg war für die Sache der Sieg gewonnen.

Der Reformator der Kirche war gereift in diesem Prediger der freien Gnade Gottes und der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesum Christum. Diese Predigt verträgt sich schlechthin nicht mit der in Rom gipfelnden Entartung. Wo sie ergeht und gehört wird, da fällt Rom. Das römische Wesen hat keinen kräftigeren Gegner als die biblische Wahrheit, daß der Mensch vor Gott gerecht werde nicht irgend durch Werke, sondern allein aus Glauben; ja im Grunde hat nur sie die Kraft, jenem siegreich zu begegnen. Diese Wahrheit war nach harten Kämpfen Luthers Lebenselement geworden. In ihr stand er fest. Dadurch

war er, nun auch sonst mannigfach gesch . befähigt, ein Reformator zu werden; und doch dachte ch jetzt noch keiner weniger hieran als eben er. In Predigten und Vorlesungen hatte er so manche Mißbräuche im kirchlichen Leben, wie z. B. in der Heiligenverehrung, im Buß- und Beichtwesen, im Ablaßvertrieb scharf gerügt. Aber von andern hochangesehenen Männern war das Gleiche n h viel schärfer geschehen, und auch sein Thun sah niemand damals als einen Angriff auf die Kirche an. Bei seinem Kampfe gegen die Scholastik wollte er nur das theologische Studium reformieren, nicht die Kirche. Daß letzteres notwendig folgen mußte, wenn sein Vorhaben gelang, erkannte er damals nicht. Der letzte jener 99 Sätze lautete: „Mit alledem wollen wir nichts sagen und glauben wir nichts gesagt zu haben, das nicht mit der katholischen Kirche und den kirchlichen Lehrern übereinstimmte.“ — In dem reuchlinischen Handel, der während der letzten Jahre die Gemüter sehr beschäftigte, nahm auch er Stellung. Er mißbilligte es, daß die scholastischen Theologen den um die Wissenschaft so hoch verdienten Mann angegriffen hatten, und schrieb selbst an ihn, um ihm seine aufrichtige Hochachtung zu bezeugen. Der nun schnell sich bildenden Partei der „Reuchlinisten“ jedoch schloß er sich nicht an und wollte an ihrem Treiben kein Teil haben. In Erfurt besonders war durch das Aufstreben der jüngern Humanisten der schon erwähnte Gegensatz schroffer geworden; hier wurden auch die schärfsten Pfeile gegen die Theologen der alten Schule geschmiedet. Hier entstanden unter Beihilfe früherer Studienfreunde Luthers die berühmt gewordenen „Briefe der Dunkelmänner“, eine beißende Spottschrift, welche die Mönche und ihre Theologie dem allgemeinen Gelächter preis gab, für die Getroffenen ein sehr harter Schlag. Auch Luther erhielt die Briefe bald, fand aber kein Gefallen an ihnen. Diese Art des Kampfes mit leichtem, oft leichtfertigem Gespött in so

ernster Sache billigte er nicht. Wo die Kirche blutete, konnte er nicht blos lachen und höhnen. Über ihre Schäden trauerte er von Herzen, und wenn er sah, daß im Heiligtum Unrechtes geschah oder gar Unfug getrieben ward, so entbrannte er in heiligem Zorne, dem er scharfe Worte verlieh. Sein Standpunkt war durchaus ein kirchlicher, ja wie er selbst damals noch wähnte, der römisch-kirchliche, der päpstliche. „Ich war“, sagte er später, „bei Anbruch des Kampfes ein unsinniger Papist, so trunken, ja so versunken in die Lehren des Papstes, daß ich gern alle, welche dem Papste auch nur mit einer Silbe den Gehorsam schmälerten, getötet oder ihren Mördern geholfen hätte.“ So stand es mit Luther am Vorabende der Reformation.

II.

Wie die Reformation der Kirche durch Luther begann.

Die Ablaßthesen.

Zu den schlimmsten Auswüchsen in der scholastischen Theologie gehörte die Lehre vom Ablaß, und ward über diesen Gegenstand schon in den Hörsälen von den Doktoren Verkehrtes vorgetragen, so machten die Prediger, welche den Ablaß dem Volke anzupreisen hatten, durch ihre Ausschreitungen die Sache noch um vieles schlimmer. Gegen das Ende des Mittelalters war das Ablaßunwesen geradezu ein großes Ärgernis und eine allgemeine Landplage geworden.

Der Ablaß hängt zusammen mit der scholastischen Lehre vom sog. Bußsakrament. Darnach zerfällt die Buße in drei Teile, nämlich: vollkommene Reue, vollständiges Bekenntnis und Genugthuung, welche letztere jedesmal vom Priester auferlegt ward und meistens in sog. guten Werken bestand. Durch jede Todsünde zieht sich der Mensch seitens Gottes ewige und zeitliche Strafen zu. Die ewigen werden ebenso wie die Schuld im Sakrament durch die Absolution erlassen, die zeitlichen hingegen bleiben auf ihm, und hierzu fügt die Kirche durch den Priester für jede gebeichtete Todsünde bestimmte Strafleistungen, jene Genugthuungen. Und was von alledem hier nicht geleistet und gebüßt werden kann, das bleibt dem Menschen im Fegfeuer zu büßen. Bevor er nicht für alles genug gethan hat, kann er nicht zum Himmel eingehen. Aber die Kirche hat vermöge der ihr übergebenen Schlüsselgewalt die Befugnis, alle diese Strafen bis ins Fegfeuer hinein zu erlassen; sie kann Nachlaß, Ablaß geben. Da-

bei verwendet sie, um durch ihre Milde die Gerechtigkeit Gottes nicht zu verletzen, den unerschöpflichen Schatz von Verdiensten und guten Werken, den ihr Christus und die Heiligen aus ihrem Überfluß hinterlassen haben und dessen Verteilung ihr, d. h. ihrem Haupte, dem Papste allein zusteht. Hieraus spendet sie nach Bedarf und Ermessen jedem reuigen Sünder und verlangt dabei von ihm nur eine geringere Gegenleistung, z. B. eine Wallfahrt, Besuch gewisser Kirchen und Gottesdienste, oder auch Geldgaben für einen angeblich frommen Zweck. Und in demselben Maße, wie man das durch den Ablaß zu Erreichende steigerte, wurden die Geldgaben die beliebteste Gegenleistung. Die Masse des Volkes nun ergriff nicht nur begierig die Gelegenheit, auf so bequeme Weise von Strafe freizukommen, sondern redete sich bald auch ein, daß der Ablaßbrief sie von ihrer Schuld losmache. Kurz das Vertrauen steifte sich auf diesen Brief und der sittliche Ernst ward aufs tiefste geschädigt. Und nicht nur die gewöhnlichen Ablaßprediger lobten des Gelderfolges wegen solches falsche Vertrauen des Christenvolkes auf den Ablaß; selbst ein so strenger und angesehener Mann wie Luthers ehemaliger Lehrer, der Augustiner Johann von Palz, sündigte nach dieser Seite hin. Er gehörte zu den überschwenglichsten Lobrednern des Ablasses in seiner Zeit, wie denn überhaupt die Augustiner bisher nicht als Gegner dieser kirchlichen Einrichtung aufgetreten waren.

An Ablaßspenden hatte es in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt. Dennoch überraschte Julius II. die Christenheit mit einem neuen Gnadenanerbieten, denn er hatte ein großes Werk vor und dazu brauchte er Geld. Er wollte St. Peter eine neue Kathedrale in Rom bauen. Rom, erklärte er da, ist die Hauptstadt des Erdkreises und St. Peter wie sein Nachfolger der Bischof der ganzen Kirche. Da ist es nur billig, daß seine Kirche alle andern an Glanz über-

trifft, und es ist Pflicht der ganzen Christenheit, den Bau dieses Gotteshauses, das ja ihre eigentliche Pfarrkirche ist, zu fördern. Denen, die an diesem frommen Werke durch Spenden sich beteiligen würden, bewilligte der Papst und ebenso sein Nachfolger Leo X. reichen Ablaß, und um vielen die Teilnahme zu ermöglichen, sandten sie in ihrer Milde Boten in alle Länder, die den Ablaß anbieten sollten. Wo dies geschah, hatte solange alle andere Predigt gänzlich zu schweigen. — Für einen großen Teil Deutschlands übernahm der junge Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Mainz, der erste Kirchenfürst des Reiches, den Vertrieb des Ablasses. Auch er war des Geldes sehr bedürftig. Um Erzbischof von Mainz zu werden, hatte er dem Papste eine bedeutende Taxe zu zahlen gehabt. Das dazu nötige Geld war ihm von dem großen Handlungshause der Fugger in Augsburg vorgestreckt worden und sollte nun zurückgezahlt werden. Man teilte so, daß die Hälfte der eingehenden Ablaßgelder dem Papste zufiel, die Hälfte sollte dem Erzbischof bleiben; und um diese gleich in Empfang zu nehmen, begleiteten Bevollmächtigte des Fuggerhauses die Ablaßkommissäre. So ging also eigentlich fast all dies Geld über die Alpen, wo die Wälschen es mit dem Spottnamen „Sünden der Deutschen" begrüßten und in Empfang nahmen. Als Ablaßprediger aber gewann Albrecht den aus Leipzig gebürtigen Dominikaner Johann Tetzel, einen Mann übeln Rufes, aber in diesem Geschäfte schon erprobt. Einem Marktschreier gleich pries er seine Ware im östlichen Sachsen und in Böhmen an und muß dabei im Übertreiben Unglaubliches geleistet haben. Im Munde des Volkes liefen viele solcher Aussprüche umher, und was uns an Schriftlichem von ihm selbst geblieben ist, macht sehr wahrscheinlich, daß sie ächt waren. Mit Tetzel nun geriet Luther in Streit. Er selbst erzählt in gleichzeitigen Briefen, wie es dazu kam.

Schon seit dem Sommer 1516 hatte Luther in Vorlesungen und vor der Gemeinde sich über den Ablaß ausgesprochen. Er hatte dabei ganz offen gesagt, über den Ablaß als kirchliche Einrichtung sei er sich noch nicht klar. Er bekämpfte ihn also auch nicht, sondern bemerkte nur, es sei zu fürchten, daß viele sich dadurch in falsche Sicherheit wiegen ließen, und davor müsse er warnen. Das eigentlich Ärgernisgebende schrieb er dem Treiben der Ablaßprediger zu und wünschte, daß die Bischöfe dem Einhalt thun möchten. Es waren Bemerkungen, mit denen er sich das Wohlgefallen seines Fürsten gerade nicht erwarb. Denn Friedrich war ein frommer Herr, der sehr viel auf „Heiligtümer“ gab. Er hatte der Stiftskirche eine bedeutende Zahl von Reliquien verschafft, an deren andächtige Betrachtung vom Papste viel Ablaß geknüpft war. Erst in den letzten Jahren hatte er Staupitz an den Rhein geschickt, um durch neuen Erwerb diesen Reliquienschatz zu vermehren. — Im Herbste 1517 nun näherte sich Tetzel von Osten her auch Wittenberg. Er kam nach dem benachbarten, damals dem Erzbischof von Magdeburg gehörigen Jüterbok und viele Wittenberger zogen dorthin, um sich Ablaßbriefe zu holen. Luther mußte bald das Entsittlichende dieses Treibens empfinden, denn solche Wittenberger, die dann bei ihm beichteten, wollten nicht einmal Besserung ihres Wandels geloben, indem sie sich durch ihre Ablaßbriefe für gedeckt hielten. Dazu hörte er von neuem die ungeheuerlichsten Reden, mit denen der Ablaßprediger seine sog. Gnadenschätze herausstreichen sollte. Und von den verschiedensten Seiten, von Bekannten und Unbekannten, ward er mit Fragen angegangen, was man denn vom Ablaß zu halten habe und wie man sich zu solchen Reden, wie Tetzel sie führe, stellen solle, Fragen, oft so verfänglich, daß die Ehrfurcht vor dem Papste dadurch als sehr gefährdet erschien. Luther befand sich in großer Verlegenheit,

denn auch jetzt war er über den Ablaß durchaus noch nicht im klaren. Er fühlte, daß in jenen spitzigen Fragen des Volkes viel Wahres enthalten sei, und wünschte doch andererseits auch, daß die Ehrerbietung vor dem Papste keinen Schaden erleide und die kirchliche Einrichtung in ihrem Ansehn unangetastet bleibe. So sah er sich auf die größte Vorsicht angewiesen. Der Gemeinde war er zunächst Belehrung schuldig und die erteilte er ihr, als er am Vorabend des Allerheiligenfestes, also am 31. Oktober, in der Schloßkirche predigte. Auf den Allerheiligentag fiel nämlich auch das Kirchweihfest des Wittenberger Stifts, ein Tag großer Ablaßspende, und so predigte Luther über das gewöhnliche Kirchweihevangelium, die Geschichte vom Zachäus Luk. 19, 1—10. Er führte aus, daß der, dem Christus etwas sei, alles andere gering achte, und daß Gott beim Menschen nur das Herz suche und nicht irgend etwas Äußeres. Das rechte Gotteshaus sei ein heilsbegieriges, demütiges Herz. Dennoch würde das Volk heutzutage geradezu verführt zu Hochmut und Selbstgerechtigkeit, besonders durch die Ablaßprediger. Da müsse er einiges zur Warnung sagen, um sich von der Verantwortlichkeit zu befreien. Zuerst erkläre er, daß des Papstes schriftlich ausgesprochene Absicht hierin durchaus recht und wahr sei. Auch die Reden der Ablaßprediger seien vielleicht in einer Beziehung wahr, aber jedenfalls könnten sie sehr falsch gedeutet werden. Bei der Buße nun handle es sich in Reue und Beichte vor allem um Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens, die in Besserung des ganzen Lebens bewährt werden müsse; hiergegen trete das andere jetzt damit Verbundene zurück. So sei z. B. zweifelhaft, ob für die Ohrenbeichte und die Genugthuungswerke sich ein Schriftgrund finden lasse. Der wirkliche Reuige hasse die Sünde und lasse sich gerne strafen für dieselbe, damit der Gerechtigkeit genug geschehe. Er begehre nicht Ablaß, sondern das

Kreuz. Die falsche „Galgenreue" dagegen bedaure nicht die Sünde, sondern die Strafe. Ihr mißfalle nur, daß Gott an der Sünde Mißfallen habe. Sie hasse die Strafe und suche Ablaß. Da sehe man, wie schwer es sei, zugleich den Ablaß erheben und wahre Buße predigen. So belehrte Luther die Gemeinde in Wittenberg; weiter wollte er die Sache nicht ins Volk bringen.

Um dann auf jene spitzigen Fragen eine Antwort zu veranlassen und sich selbst mehr Klarheit zu schaffen, beschloß er, die Sache in der damals üblichen Form auch andern Gelehrten vorzulegen. Ohne vorher jemandem davon Kunde zu geben, schlug er an demselben Tage 95 Disputationssätze, die also eine Erörterung für und wider forderten, an die Thüre der Schloßkirche und schickte sie auch einigen benachbarten Gelehrten unmittelbar zu, mit der Bitte, ihm ihre Ansicht mitzuteilen. Eine weitere Verbreitung beabsichtigte er für den Augenblick nicht, wie er denn z. B. dem von Staupitz gegründeten Nürnberger Freundeskreis, der ihn so sehr verehrte, nichts schickte. Eine Veröffentlichung sollte erst erfolgen, wenn sich etwas Sicheres herausgestellt hätte. Endlich schrieb er an demselben 31. Oktober auch noch an den Bischof von Brandenburg, zu dessen Sprengel Wittenberg gehörte, und an den Erzbischof Albrecht. Wittenberg lag im Bereich des Erzbistums Magdeburg und dazu war Luther die Anweisung in die Hände geraten, welche Albrecht seinem Ablaßprediger Tetzel gegeben hatte und die recht anstößige Dinge enthielt. Mit aller Demut, aber auch mit aller Entschiedenheit hielt er dem Kirchenfürsten dies vor und bat ihn dringend, den Unfug, der mit dem Ablaß getrieben werde, überhaupt zu beseitigen. Leicht könnte sonst jemand aufstehen, der zu Schanden und Schaden des Erzbischofs das ganze Treiben an den Pranger stelle; und daß dies vermieden werde, sei doch höchst wünschenswert. Diesem Briefe

legte er seine Sätze bei, aus denen man ersehen könne, wie ein zweifelhaftes Ding es um den Ablaß sei.

Und Zweifel und Unsicherheit hinsichtlich des Ablasses ist allerdings fast das Hervorstechendste in diesen berühmten 95 Thesen über „Buße und Ablaß", Zweifel, der daraus entsprang, daß Luther einerseits über das Wesen der wahren Buße volle Gewißheit hatte, und daß er andererseits durch die Autorität der Kirche und des Papstes noch ganz gebunden war. Nach der Richtung hin gipfeln die Sätze in dem 39sten: „Es ist ungemein schwer auch für die gelehrtesten Theologen, vor dem Volke zugleich reichlichen Ablaß und wahre Reue zu preisen." — Im allgemeinen stimmt der Inhalt der Sätze ganz zu jener Predigt des gleichen Tages. Es wird wieder die gute Absicht des Papstes gerühmt; nur die Ablaßprediger werden wegen ihrer Ausschreitungen scharf getadelt. „Wer gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses etwas sagt, der sei verflucht; gesegnet hingegen, wer der Frechheit und Zuchtlosigkeit der Ablaßprediger in ihren Reden Einhalt thut! Bischöfe und Pfarrer sollen die apostolischen Ablaßkommissäre mit aller Ehrfurcht zulassen, dann aber mit Auge und Ohr scharf darüber wachen, daß dieselben nicht statt des päpstlichen Auftrags ihre eignen Träume predigen." Der Papst kann und will nicht alle, sondern nur diejenigen Strafen erlassen, welche er selbst oder die Kirche auferlegt hat. Vollen Erlaß der Schuld und der Strafe erteilt Gott jedem Christen, der aufrichtige Reue hat; er unterwirft solchen aber seinem Stellvertreter, dem Papste und dem Priester, damit dieser die Erlassung zuspreche und erkläre. Und somit als bekräftigende Zuerteilung der göttlichen Vergebung ist des Papstes Ablaß nicht gering zu achten. Aber der wahrhaft Reuige wünscht und liebt die Strafen. Daher muß man ihn mit großer Vorsicht predigen, damit das Volk ihn nicht falsch auffasse und gar den Werken der

Liebe vorziehe. „Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Thuet Buße; so will er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll. — So sind denn die Christen zu ermahnen, daß sie ihrem Haupte Christo durch Strafen, Tod und Hölle zu folgen sich bemühen und deß gewiß seien, sie werden eher durch viele Trübsale als in gutem Frieden zum Himmel eingehen.“ Diese Anfangs- und Schlußworte seiner Thesenreihe standen ihm unwandelbar fest. Daher ward es ihm so schwer, mit dem Ablasse, den doch des Papstes Hoheit deckte, etwas anzufangen.

Unscheinbar und schwächlich war dieser Anfang der Reformation.

Die ersten Gegner.

Zunächst folgte große Stille. Zur Disputation stellte sich niemand. Tetzel hörte von der Aufforderung und erkannte, daß er in Wittenberg keinen günstigen Boden finden würde. Unter Schimpf- und Drohreden gegen den Augustiner zog er ostwärts ab. Der Erzbischof von Magdeburg antwortete gar nicht; der Bischof von Brandenburg erwiderte freundlich, Luther griffe der Kirche Gewalt an und würde sich Mühe machen; er rate ihm, davon abzulassen. Und Luther selbst ließ in den nächsten Monaten durchaus nicht merken, daß ihn die Ablaßfrage etwa tiefer errege. Sein Hauptabsehen war immer auf Besserung des theologischen Studiums gerichtet. Als er in Ordensgeschäften um Weihnachten nach Dresden kam, mußte er am 21. Dezember, dem Jakobustage, dort auf dem Schlosse predigen. Er predigte über Matth. 20, 20—23 und zeigte, wie Thörichtes die Menschen meist von Gott wünschten, um was hingegen ein Christ zu beten habe. Für den Abend ward er von Hieronymus

Emser, einem angesehenen Theologen des Herzogs Georg, den er von Erfurt her schon kannte, zu einem freundschaftlichen Trunke eingeladen. Es waren noch anwesend der Prior des Dresdener Augustiner-Klosters, dann Johann Lang und ein Leipziger Magister streng scholastischer Richtung. Vor der Thüre aber stand lauernd ein auf der Bettelreise befindlicher Dominikanermönch. An diesem Abende nun kam es zu einem scharfen Gespräch, das bald lateinisch, bald deutsch geführt ward, aber nicht über den Ablaß, sondern über — Aristoteles. Luther wies zum großen Ärger des Leipziger Magisters nach, daß Thomas und die Thomisten den Aristoteles gar nicht verstanden hätten. Mit einem schlechten Witze brach der Gegner ab.

Als Luther auf der Rückreise von Dresden in den ersten Tagen des Januars 1518 durch Leipzig kam, erhielt er dort über Nürnberg die erste Antwort auf seine Ablaßthesen und zwar kam diese, eine kleine Schrift, aus — Rom. In zwei Monaten waren jene Sätze nach Rom gekommen, dort eine Antwort geschrieben und gedruckt und wieder bis nach Leipzig gelangt! Das war Luther etwas Unerwartetes. Und ebenso überraschend war ihm die bei Disputationssätzen unerhört schnelle und weite Verbreitung derselben in Deutschland. Bald schickte man sie ihm von auswärts lateinisch und in deutscher Übersetzung gedruckt zu. Jetzt merkte er, wie man weithin vom Ablaß dachte und dies nur aus Furcht geheim hielt. Er fühlte, daß er einen Gegenstand berührt habe, der das Volk schwer drücke und in bezug auf den es ihm mit einem gewissen Verständnis entgegen komme. Dennoch oder vielmehr eben deshalb war es ihm nicht recht, daß man die Thesen so oft gedruckt hatte; waren sie doch für die Gelehrten geschrieben und nicht zur Unterweisung der Menge; auch enthielten sie noch viel zu viel Ungewisses. Er sah sich daher genötigt, dieser Sache wieder mehr Aufmerksamkeit zuzu-

wenden und je mehr er sich damit beschäftigte, um so mehr wuchs seine Klarheit und Sicherheit. Schon im Februar schrieb er seinem Freunde Spalatin als ein Geheimnis, das er vorerst nur ihm und Gleichgesinnten mitteile, ihm sei jetzt ganz gewiß, daß mit dem Ablaß die Seelen nur geäfft würden und daß derselbe niemandem einen Nutzen bringe außer denen, die auf dem Wege Christi saumselig und träg seien; und sodann, daß Erweis der Nächstenliebe unendlich viel wertvoller sei als Ablaß. Im Besitze dieser zunehmenden Klarheit und Sicherheit hielt Luther sich für verpflichtet, seinen mit allen Zweifeln gefüllten Thesen, die so weit herumgekommen waren, Erläuterungen nachzusenden, welche die Leser vor Schaden durch jene Zweifel bewahren könnten. Zu dem Ende schrieb er während der beiden ersten Monate des Jahres mehr oder minder ausführliche Erklärungen zu jedem der 95 Sätze, die deutlich bekunden, wie er innerlich wuchs und wie er besonders durch seine Sicherheit in der Schrift der ganzen scholastischen Theologie gegenüber sich frei und selbständig fühlte. Aber diese Arbeit durfte noch nicht ausgegeben werden. Er hatte in betreff ihrer beim Brandenburger Bischof angefragt, der sich ihm bisher noch günstig erwies und ausdrücklich erklärte, die von Luther gelehrte Schrifttheologie gefalle ihm wohl und er mißbillige den mit dem Ablaß getriebenen Unfug. In Erwartung der Antwort aus Brandenburg, die sehr lange ausblieb, beschloß Luther, weil die ihm selbst nicht mehr genügenden Thesen durch eine deutsche Übersetzung unter das Volk gekommen waren, mit seiner bessern Erkenntnis auch diesem zu dienen. Sobald er die Zeit dazu gewann, wahrscheinlich um die Mitte des März, schrieb er einen deutschen „Sermon von Ablaß und Gnade.“ Hier erklärte er nun geradezu: „Der Ablaß nimmt nur die Werke der Genugthuung hinweg, die für die Sünde auferlegt sind. — Wenn die christliche Kirche heute beschlösse und er-

klärte, daß der Ablaß mehr als die Werke der Genugthuung hinnehme, so wäre es dennoch tausendmal besser, daß kein Christenmensch den Ablaß löste oder begehrte, sondern, daß sie lieber die Werke thäten und die Pein litten. Denn der Ablaß nichts anderes ist noch werden mag, als Nachlassung guter Werke und heilsamer Pein, die man billiger sollte erwählen als verlassen. — Ablaß wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, die sich nicht wollen kecklich üben in guten Werken und ohne Leiden sein. Denn Ablaß fördert niemand zum Bessern, sondern duldet ihre Unvollkommenheit und läßt sie zu. Darum soll man nicht wider den Ablaß reden; man soll aber auch niemand darzureden." Zum Schlusse bemerkte er: „In diesen Punkten" — er hatte ihrer 18 hingestellt — „habe ich nicht Zweifel und sind genugsam in der Schrift gegründet. Darum sollt ihr auch kein Zweifel haben und laßt Doktores scholastikos scholastikos sein; sie sind allesamt nicht genug mit ihren Opinien, daß sie Eine Predigt befestigen sollten." Das war eine feste, freie Sprache. Was Luther vorher nur dem Freunde zugeraunt hatte, das sagte er nun laut und offen vor dem Volke. Den Bischof von Brandenburg erfaßte ein Schrecken. Ohne Verzug schrieb er an Luther und sandte den Brief durch den Abt des angesehenen Klosters Lehnin. Der Abt mußte Luther das Bedauern des Bischofs über den Druck des Sermones aussprechen und den Wunsch, diesen Sermon nicht mehr verkaufen zu lassen, die lateinischen Erläuterungen der Thesen aber und etwaige sonstige Schriften noch eine Weile zurückzuhalten; der Lärm werde sonst zu groß. Und Luther versprach Gehorsam. „Ich will lieber", äußerte er sich, „gehorchen als Wunder thun, auch wenn ich dies könnte"; wie er denn auch eben damals an einem andern gleichfalls mit den Scholastikern in Streit geratenen Theologen es rühmte, daß derselbe alles dem Urteil der Kirche, besonders

seines vorgesetzten Bischofs, unterwerfe, „denn auch das Wahre muß man in der Kirche Gottes mit Furcht reden." Aber wie hätte er ganz schweigen können, da gerade jetzt die Gegner erst recht über ihn herfielen und ihn weiter drängten. Für ihn war der Ablaß, dies Faulpolster für die Trägen, nach obiger Erklärung so gut wie abgethan. Aber nun hatten seine Widersacher schon andere Streitpunkte aufgebracht.

Der erste Gegner trat, wie schon erwähnt ist, in Rom auf. Es war Silvester Mazzolini aus Prierio, daher gewöhnlich Prierias genannt, ein Dominikaner, der am päpstlichen Hofe eine ziemlich angesehene Stellung einnahm. Als er Luthers Thesen erhielt, schrieb er nach seiner eignen Angabe in drei Tagen eine Widerlegung, welche er dem Papste Leo X. widmete, einen „Dialog über die Gewalt des Papstes." So betitelte er das Schriftchen und in der That war dies der Hauptpunkt darin. Hinsichtlich des Ablasses hielt er die ganze scholastische Lehre aufrecht und wollte auch die neueren, ja neuesten Übertreibungen verteidigen, wenigstens entschuldigen. Aber viel wichtiger war, daß er gleich zu Anfang bemerkte, für einen Lehrstreit müßten vor allem die Grundlagen klar sein, auf denen man baue, und die Regeln, nach denen man entscheide. Daher wolle er zuerst Regel und Richtschnur seines Urteils angeben. Und nun erklärte er: 1. „die allgemeine Kirche ist ihrer Kraft nach zusammengefaßt in der römischen Kirche, dem Haupte aller Kirchen, und im Papste; 2. wie die allgemeine Kirche in Bestimmungen über Glauben und Sitten nicht irren kann, so kann auch ein allgemeines Konzil nicht irren, wenn es zur Erforschung der Wahrheit thut, was es vermag; das Gleiche gilt von der römischen Kirche und dem Papste, wenn er als Papst, d. h. in seinem Amte entscheidet und, was in seinen Kräften steht, zur Erforschung der Wahrheit thut; 3. wer nicht auf die

Lehre der römischen Kirche und des Papstes sich stützt als auf die untrügliche Glaubensrichtschnur, von der auch die h. Schrift erst Kraft und Ansehn erhält, der ist ein Ketzer; 4. die römische Kirche kann in bezug auf Glauben und Sitten durch die That eine Bestimmung treffen wie durch das Wort, und jene ist ebenso bindend wie diese." — Als Luther diese Sätze und die daraus gezogenen Folgerungen las, war es mit dem Schrecken, der ihn zuerst beim Empfang des von Rom kommenden Buches doch erfaßt hatte, vorbei. Es trat ihm die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in unverschämter Nacktheit entgegen und die war doch, das wußte er, bisher noch niemals Kirchenlehre gewesen. Daher trug er Bedenken, anzunehmen, daß eine Schrift solchen Inhaltes von einem so hohen Kirchenbeamten, einem Wächter über die Rechtgläubigkeit, denn Prierias war Inquisitor, geschrieben sein solle. Er meinte, sie sei jenem von irgend einem Schalk untergeschoben und beschloß daher, die Erwiderung zu unterlassen; erst im Spätsommer schrieb er eine kurze, scharfe Antwort. Aber die dort ausgesprochenen Gedanken beschäftigten ihn weiter. Daß Prierias recht hatte mit seiner Forderung, bei Streitsätzen müßten die Grundlagen und die Normen für das Urteil angegeben werden, erkannte er an und bemühte sich nun um so mehr, als er gleich darnach die Erläuterungen zu seinen Thesen auszuarbeiten begann, vor aller Welt klar auszusprechen, was in Wittenberg durch ihn schon als anerkannte Wahrheit galt, daß nämlich in der Kirche die höchste Autorität der h. Schrift zukomme und daß in Sachen des Glaubens und der Sitte sie allein die letzte Entscheidung habe.

Der zweite Gegner, der sich erhob, war Tetzel. Er hatte auf den Rat des Erzbischofs Albrecht sich nach Frankfurt an der Oder begeben, um dort zu promovieren; das werde, so meinte man, seinem Widerspruch größeren Nachdruck verleihen. Am 20. Januar 1518 war in Frankfurt ein stark

besuchtes Kapitel der Dominikaner und am folgenden Tage fand die Disputation statt über Thesen, die Konrad Wimpina, ein den Wittenbergern feindlicher Frankfurter Theologe, für Tetzel aufgesetzt hatte. So ward Tetzel, von dem Luthers Sätze waren verbrannt worden, Doktor der Theologie. Allein dies half seiner Sache sehr wenig, und machte seine Sätze nicht weiter bekannt. Um dieselben nach Wittenberg zu bringen, mußte er im März einen eigenen Boten nehmen; und dem erging es übel. Kaum hatten die Wittenberger Studenten erfahren, derselbe sei von Halle her angekommen, so sammelten sie sich um ihn, und kauften ihm einige Exemplare ab; dann aber entrissen sie ihm seinen ganzen Vorrat — es sollen an 800 Exemplare gewesen sein — und verbrannten denselben unter großem Zulauf öffentlich auf dem Markte. Luther war mit diesem gewaltsamen Vorgehen, das den Boten schwer schädigte, sehr unzufrieden; es scheint sogar, daß er sich noch auf der Kanzel dagegen ausgesprochen hat; aber er hatte es nicht mehr hindern können. Die Thesen selbst machten auf ihn gar keinen Eindruck, denn sie verneinten einfach, was er behauptete, und umgekehrt, ohne brauchbare Gründe beizubringen. Er müsse sich hüten, schrieb er einem Freunde, daß er nicht durch Verachtung so unwissender Gegner sich versündige.

Viel schmerzlicher empfand er es, daß ebenfalls noch im März von einer Seite her sich Widerspruch erhob, von welcher er es am wenigsten erwartet hatte.

Johann Maier, geb. 1486 in dem schwäbischen Örtchen Eck an der Günz, daher regelmäßig Johann Eck genannt, hatte sich eine tüchtige Ausbildung in der scholastischen Theologie erworben, war aber auch dem aufkommenden Humanismus nicht ganz fremd geblieben. Seit 1510 Professor der Theologie in Ingolstadt und Kanonikus in Eichstädt war er eifrig darauf bedacht, den Glanz seines Namens zu erhöhen,

denn unter seinen Charaktereigenschaften war unersättliche Ruhmsucht die hervorstechendste. Als beliebtestes Mittel dienten ihm hierfür die Disputationen. Er reiste förmlich umher, bis nach Italien, um hierzu Gelegenheit zu suchen, denn im Disputieren zeichnete er sich aus. Sein treues Gedächtnis ließ ihn fast nie im Stich; er hatte stets ein großes Material zur Verfügung. Gründlich kannte er die Künste der damaligen Logik und Dialektik und wußte minder gewandte Gegner mit ihnen zu überrumpeln. Seine Redefertigkeit war bedeutend und die Kraft seiner Stimme eine mächtige, so daß er im schlimmsten Falle einen Widersacher auch überschreien konnte. Zu diesem Manne, der mit den Nürnberger Gelehrten Beziehungen unterhielt, war Luther vor kurzem durch Christoph Scheurls Vermittelung in ein Freundschaftsverhältnis getreten, wie dies die Gelehrten jener Zeit auf weite Entfernungen hin gern thaten. Man nannte sich Freund, schrieb sich schmeichelhafte Briefe, machte einander Mitteilungen aller Art und freute sich, wenn man so mit einem großen Kreise von Männern Verkehr unterhalten konnte. So hatte Luther auf Scheurls Wunsch kürzlich an Eck geschrieben; die Freundschaft war geschlossen; und nun sah er sich plötzlich von dem neuen Freunde aufs Hinterlistigste angegriffen. Eck nämlich, von seinem Bischofe um ein Gutachten über die Wittenberger Ablaßthesen angegangen, hatte, wie es scheint, ziemlich flüchtig 30 Bemerkungen zu denselben hingeworfen, die seine Ausstellungen und sein Urteil enthielten. Auch er hielt im wesentlichen die Ablaßlehre aufrecht, brachte aber auch noch einige andere Punkte zur Sprache, die ihm in Luthers Theologie nicht gefielen. So behauptete er besonders, der Wille des Menschen sei zum Guten frei und herrsche wie ein König in seinem Reiche; und dann: die Sakramente des neuen Bundes teilten die Gnade, welche sie bezeichneten, schon durch ihren bloßen Voll-

zug mit. Sein Urteil gab er in einzelnen bald wegwerfenden, bald verdächtigenden Worten, immer in bitterer Form. Von einigen der Sätze Luthers sagte er, sie schmeckten nach „böhmischem Gift“; er wußte sehr wohl, daß im östlichen Deutschland, zumal in Sachsen, seit den Hussitenkriegen die böhmische Häresie sehr verhaßt war und daß ein solcher Vorwurf dem, den er traf, Gefahr brachte. Andere bezeichnete er als aufrührerisch und meinte, Derartiges bekunde eine tadelnswerte Geringschätzung des Papstes. —

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Eck den Druck dieser Bemerkungen beabsichtigt habe. Sie hängen gar nicht untereinander zusammen und konnten nur von dem verstanden werden, der Luthers Thesen vor Augen hatte. Doch wurden sie handschriftlich ziemlich stark verbreitet und kamen so durch Wenzeslaus Link, den Augustinerprior in Nürnberg, auch Luther zu. Sein offenes, redliches Gemüt empörte das Hämische und Hinterlistige des Angriffes; es ärgerte ihn, daß Eck ihn zu einem böhmischen Ketzer, einem Aufrührer, einem Verräter des Papstes stempeln wollte. Besonders aber wunderte ihn, daß ein so gelehrter Mann auch noch so über das Ablaßwesen denke und solche Irrtümer wie den vom Willen des Menschen und von der Wirkung der Sakramente hege. Er hatte vor, zunächst den Vorfall weiter gar nicht zu beachten, aber seine Freunde drangen in ihn, er solle antworten. So schrieb er denn Gegenbemerkungen, die er mit einem freundlich gehaltenen Briefe durch seinen Freund Link an Eck sandte. Zum Druck kamen sie zunächst nicht; es scheint, daß Luther sie erst 1545 in der Gesamtausgabe seiner Werke hat drucken lassen.

So waren Luthers Gedanken besonders im März 1518 stark mit seinen Gegnern beschäftigt und er fühlte, wie sie es waren, die ganz gegen seinen Willen ihn weiter drängten. „Je mehr sie toben“, schrieb er am 24. März, „um so mehr

schreite ich vorwärts." Schon hatten sie neben dem für ihn fast abgethanen Ablaß drei neue Punkte zur Sprache gebracht, nämlich: die Frage nach der höchsten Autorität in der Kirche, ob Schrift, ob Papst? — die Frage, ob der Wille des sündhaften Menschen frei, d. h. hier zum Guten fähig sei? — endlich, ob das Sakrament dem Menschen Heil spende ohne besondere Empfänglichkeit in ihm? — Hier lagen die Keime der weitern Kämpfe.

Luthers Reise nach Heidelberg.

Für den Augenblick freilich schien es, als werde der Friede erhalten bleiben. Luther selbst wünschte nichts weniger als Fortsetzung dieser Kämpfe; sein Hauptabsehen war noch immer auf die Erneuerung des theologischen Studiums, zunächst in Wittenberg, gerichtet. Zu Anfang des März reichte er durch Spalatin einen darauf bezüglichen Vorschlag beim Kurfürsten ein und bald konnte er mit Freuden berichten, es sei Hoffnung, daß man nächstens in Wittenberg über die griechische und hebräische Sprache, über Plinius, Quintilian und einige andere verwandte Gegenstände werde Vorlesungen hören können. Den Kurfürsten freute das Aufblühen seiner Hochschule; ohne gebeten zu sein sicherte er Luther und Karlstadt seinen Schutz zu und versprach, nicht dulden zu wollen, daß man sie nach Rom schleppe. Diesen Schutz bethätigte er gleich, als Luther eine Reise machen mußte, von der wenigstens seine Freunde Gefahr für ihn fürchteten.

In das Jahr 1518 fiel das regelmäßige Kapitel der Augustinerkongregation; Staupitz berief es für den Sonntag Jubilate nach Heidelberg. Im Gehorsam gegen die Statuten beschloß Luther, dem Rufe zu folgen und der Kurfürst er-

teilte ihm für solange Urlaub, obwohl nur ungern, da er einen möglichst ungestörten Fortgang der Vorlesungen wünschte. Ernstlich verlangte er von Staupitz, derselbe solle dafür sorgen, daß Luther baldmöglichst zurückkehre und nicht aufgehalten werde. Für die Hinreise gab er ihm bis Würzburg einen des Weges kundigen Boten mit und versah ihn mit Empfehlungsbriefen an seinen Amtmann in Koburg, an den Würzburger Bischof und an den Kurfürsten von der Pfalz. Am 11. April brach Luther mit einem Ordensbruder und dem Boten Urbanus auf, und wanderte über Halle und Weißenfels an der Saale aufwärts. Niemand erkannte ihn außer dem Pastor in Weißenfels, einem Wittenberger Magister, der ihn sehr ehrenvoll aufnahm und bewirtete. In dem Orte Judenbach am Südabhange des Thüringer Waldes trafen sie den kurfürstlichen Rat Pfeffinger, der alle freigebig bewirtete; am Abend des 15. April kamen sie in Koburg, zwei Tage später in Würzburg an, Luther wenigstens von der Fußreise sehr ermüdet. Der Bischof Lorentz von Bibra, ein auch sonst als menschenfreundlich bekannter Mann, ließ den ihm Empfohlenen rufen, sprach sehr gnädig mit ihm und bot ihm auf eigne Kosten die Begleitung eines Boten bis nach Heidelberg an. Doch Luther lehnte dankend ab; er wollte von jetzt an mit Ordensgenossen, die er im Würzburger Kloster getroffen hatte, zu Wagen weiter reisen. Auch in Heidelberg war der Empfang ein ihm sehr wohlthuender; sein Kurfürst hatte ihn so warm und nachdrücklich empfohlen, daß dortige Gelehrte ihr Erstaunen darüber nicht bergen konnten. Pfalzgraf Wolfgang, ein Bruder des rheinischen Kurfürsten, lud Staupitz, Luther und Lang zu Gaste, bewirtete und unterhielt sie auf das Trefflichste und zeigte ihnen alles, was das Schloß an Sehenswertem bot. Das Ordenskapitel verlief wie gewöhnlich. Staupitz ward abermals zum Generalvikar gewählt, das Distriktsvikariat über

Thüringen-Sachsen hingegen erhielt diesmal — keiner durfte dies Amt zweimal nach einander bekleiden — der Erfurter Prior Joh. Lang, so daß Luther hiermit etwas entlastet ward. Für den nächsten Tag hatten die Väter eine Disputation anberaumt und Luther als Disputator aufgestellt. So erhielt er Gelegenheit, auch hier im Süden vor vielen sich auszusprechen, und er that es mit großer Freudigkeit. In den Streitsätzen aber, die er dafür abfaßte, war vom Ablaß mit keinem Worte die Rede; sie bekämpften die Verwendung des Aristoteles in der Theologie und verteidigten paulinische und augustinische Lehren. Die Heidelberger Doktoren in der theologischen Fakultät, die der scholastischen Richtung huldigten, nahmen an der im Kloster gehaltenen Disputation Teil und traten dabei mit Ausnahme eines einzigen so maßvoll auf, daß Luther ihnen gern alle Anerkennung zollte. Doch traten sie ihm nicht bei. Besser erging es ihm mit jüngern Männern, die an der dortigen Hochschule studierten. Auf sie, z. B. auf Johann Brentz, Martin Butzer, Erhardt Schnepf, Theobald Billikanus, später vielgenannte Männer, machte die Persönlichkeit und die Theologie des Wittenberger Lehrers einen überwältigenden Eindruck, dem sie sich ganz hingaben. Einige von ihnen suchten den Bewunderten nach der Disputation noch auf, um aus dem persönlichen Verkehre mit ihm weiteren Gewinn zu ziehen. Luther machte auch hier die Erfahrung, daß die Jugend für die Schrifttheologie empfänglich sei, und das belebte seine Hoffnung.

Den Rückweg machte Luther, da seine Obern, offenbar um ihn zu schonen, es verlangten, ganz zu Wagen. Mit den Nürnberger Ordensbrüdern fuhr er bis Würzburg, von dort mit den Erfurtern bis Erfurt, dann mit den Eislebern bis Eisleben, wo er die Seinigen in dem benachbarten Mansfeld wird wieder gesehen haben, und die Eisleber ließen ihn

schließlich auf ihre Kosten bis nach Wittenberg fahren. Am 15. Mai traf er im heimischen Kloster wieder ein. Auf dieser Rückfahrt saß er besonders viel mit seinem früheren Lehrer Dr. Usingen zusammen, und suchte ihn für seine Überzeugung zu gewinnen. Usingen ließ auch erkennen, daß Luthers Gründe nicht ganz ohne Eindruck auf ihn blieben; aber schließlich blieb er doch der scholastischen Richtung treu, in der er groß geworden war. Noch weniger gelang es ihm, seinen andern Lehrer, Jodokus Trutfetter, ins Wanken zu bringen. Er suchte ihn in Erfurt gleich auf, da Trutfetter ihm einen heftigen Brief nach Heidelberg geschrieben hatte, der in der Kapitelversammlung vorgelesen ward, ward aber vom Diener abgewiesen, weil Trutfetter zu angegriffen sei, um ihn sprechen zu können. So schrieb er ihm denn im ehrerbietigsten Tone, aber mit großer Überzeugungsfreudigkeit und erreichte damit, daß der Alte ihn zu sich ließ. Hierbei kam er so weit, daß Trutfetter merkte, er könne seine Stellung nicht genügend verteidigen und die Luthers nicht erschüttern; aber derselbe ließ sich nicht bewegen, dies anzuerkennen; er fing an, zu schelten und Luther mußte unverrichteter Dinge gehen. „So übel steht es“, sagte er, „wenn man in Verkehrtheiten alt geworden ist.“

Diese letzte Begegnung war für Luther, wie es scheint, das einzig Störende auf der ganzen Reise; sonst waren die fünf Wochen für ihn eine Zeit leiblicher und geistiger Anfrischung und Erquickung gewesen. Das Wetter war in jenem Frühlinge ein günstiges, so daß z. B. die Franken schon auf ein gutes Weinjahr hofften. Die veränderte Luft, die bessere Lebensweise wirkten wohlthätig auf seinen Körper; bei der Rückkehr meinten die Freunde, sein Aussehen habe sich gebessert, auch sei er stärker geworden. Und besonders hob sich seine Stimmung. Er hatte erfahren, wieviel sein Landesherr, ein so frommer Fürst, von ihm halte. Ein

zweiter Bischof hatte ihm große Freundlichkeit erwiesen. Eck hatte ihn um Entschuldigung gebeten; Staupitz bewahrte ihm die alte Freundschaft. Seine Kongregation, vor der seine Sache zur Sprache gebracht war, trat für ihn ein; und immer noch stand fast die ganze Wittenberger Hochschule auf seiner Seite. Da durfte er wahrlich seine Überzeugung für berechtigt halten, daß er ein treuer Sohn der Kirche sei und keine Irrlehre treibe, durfte das verketzernde Geschrei eines Tetzel und seiner Genossen gering achten.

Die Erweiterung des Streites.

Während der Abwesenheit Luthers hatte sich in Wittenberg die Lage der Dinge etwas verändert und gleich die nächsten Wochen zeigten, daß an einen dauerhaften Frieden nicht mehr zu denken war. Karlstadt hatte mit gewohnter Voreiligkeit nicht nur gegen Tetzel etwas geschrieben, sondern auch gegen Eck eine lange Reihe von Streitsätzen aufgestellt, und man konnte mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß Eck die Herausforderung annehmen werde. Luther war verdrießlich hierüber, vermochte aber nichts mehr zu ändern. Er selbst sah sich gleich wieder in einen Strudel von Arbeiten gestürzt. Unmittelbar nach seiner Rückkehr, vielleicht schon kurz vor der Abreise war ihm sein Versprechen, nichts drucken lassen zu wollen, vom Brandenburger Bischof zurückgegeben worden. Da führte er denn den während der Reise gefaßten Entschluß aus und gab die Erläuterungen zu seinen Ablaßthesen in den Druck, um dem Schaden vorzubeugen, den die unsichere Fassung der Thesen etwa durch Mißverständnisse oder Mißdeutungen anrichten konnte. Er beabsichtigte hiermit nur, eine Pflicht gegen die Leser jener Sätze zu erfüllen.

Abschriftlich schickte er die Erläuterungen noch am 22. Mai dem Bischof von Brandenburg zu und unterwarf sich und seine Schrift in einem demütigen Brief dem Urteile desselben. Und um sich selbst besser zu decken, eröffnete er den Druck mit einem Briefe an Staupitz und einem andern an den Papst Leo X. In dem ersteren wies er darauf hin, wie ja Staupitz es gewesen sei, der ihm den Anstoß zu seiner neuen theologischen Richtung gegeben habe, und wie er gerade wegen dessen so verleumdet und bedrängt werde, was er ihm, seinem lieben Vater, verdanke. Dem Papste erzählte er den Hergang des ganzen Handels, wobei er besonders betonte, daß er ja nichts gelehrt, sondern nur Streitsätze, gewissermaßen Fragen, aufgestellt habe; er empfahl ihm die Erläuterungen und versprach, er wolle sich seinem Urteil, in welchem er die Stimme Christi höre, unterwerfen. — Der Druck dieser etwas größeren Schrift war erst im August vollendet, sie konnte also auch erst dann an Staupitz und den Papst abgesandt werden, erst von da an auf größere Kreise wirken. Und im ganzen war diese Wirkung eine für Luther günstige. Unbefangene mußten anerkennen, daß sich in dem Buche kirchlicher Sinn ausspreche und daß es nicht das Wort eines Mannes sei, der nur sich vordrängen wolle, sondern eines solchen, dem wirklich das Heil der Kirche am Herzen liege. Das Urteil nicht weniger wandte sich dem Verfasser zu.

In eben den Tagen, in welchen der Druck des besprochenen Buches begann, erhielt Luther eine deutsche Gegenschrift Tetzels gegen seinen Sermon von Ablaß und Gnade und eine neue Reihe von Thesen. Beide waren nicht von Bedeutung, doch fiel auf, daß in der Gegenschrift nun auch Tetzel die Autorität des Papstes ganz in den Vordergrund stellte und verlangte, Luther solle sich schlechthin ihr unterwerfen. Und in den Thesen wandte er sich zum Schluß

deutlich genug gegen den Kurfürsten, warf diesem vor, er beschütze Ketzerei und drohte ihm mit schweren Strafen. Dies letztere ärgerte Luther besonders. Es war ihm schon sehr unangenehm gewesen, daß man gleich zu Anfang ausgesprengt hatte, er sei zu dem ganzen Handel vom Kurfürsten angestiftet worden, indem dieser durch ihn dem Erzbischof von Magdeburg und Mainz habe Unannehmlichkeiten bereiten wollen. Und nun gingen die Gegner gar so weit, die Ehre seines Fürsten anzutasten! Dennoch würde er schwerlich etwas erwidert haben, wenn nicht seine Freunde ihn gedrängt hätten. So antwortete er denn in deutscher Sprache, scharf und schneidig, und schon nach vier Wochen mußte diese „Freiheit des Sermons von Ablaß und Gnade" zum zweiten Male gedruckt werden. Hierin schrieb er noch: „Wenn es die Kirche beschließt, so will ich glauben, daß der Ablaß Seelen erlöse"; dann aber auch: „Was der heilige Vater mit der Schrift oder mit Vernunft bewähret, nehme ich an; das andere lasse ich seinen guten Wahn gewesen sein." So sprach er es offen aus: auch der Papst steht unter der Schrift. Unter dieser Voraussetzung hatte er in jenem Briefe dem Papst das Versprechen des Gehorsams gegeben. Er lebte noch in der festen Überzeugung, die Kirche und auch der Papst werde nur nach der Schrift urteilen.

Wichtiger übrigens als solche Abwehr eines ungeschickten Angriffs war eine Predigt, die Luther zu Ende des Mai oder zu Anfang des Juni hielt. Sie betraf den Bann. Dieser ward schon seit langem auf das Schnödeste gemißbraucht. Man handhabte ihn nicht nur als kirchliches Zuchtmittel, sondern verwendete ihn auch als Zwangsmaßregel zur Erreichung ganz außerkirchlicher Ziele. So kam es z. B. nicht selten vor, daß Geistliche sich Schuldforderungen übertragen ließen, um solche dann durch Androhung und Verhängung des Bannes einzutreiben. Diese schlimme Aus-

beutung der geistlichen Gewalt drückte das Volk so schwer, daß es hie und da in der Verzweiflung zur Gewalt griff und bischöfliche Offiziale, auch andere Beamte mißhandelte, ja selbst tötete. Auch Luther kannte den Mißbrauch und hatte schon öfter versprochen, er wolle seine Gemeinde in Wittenberg über den Bann belehren. Jetzt mochten ihm wieder derartige Fälle zu Ohren gekommen sein; so erfüllte er sein Versprechen. Er lehrte: exkommunzieren oder bannen heißt einen aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausschließen. Die Gemeinschaft ist eine doppelte, eine innere geistliche und eine äußere leibliche. Die geistliche besteht in der Einheit des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe; die leibliche in der Teilnahme an den Sakramenten und an der ganzen Lebensgenossenschaft im täglichen Verkehr. Die geistliche Gemeinschaft kann keine Kreatur dem Menschen schenken, sondern nur Gott; niemand kann sie ihm nehmen, wenn nicht er selbst, indem er sündigt. Die Exkommunikation oder der Kirchenbann ist also nur Ausschluß aus der äußern, leiblichen Gemeinschaft und will nicht die Seele dem Teufel übergeben und sie der Heilsgüter der Kirche und der Fürbitte der Christen berauben. Vielmehr der rechte Bann zeigt nur an, daß eine Seele dem Teufel sich schon übergeben und der geistlichen Gemeinschaft selbst sich bereits entzogen hat; für seinen Eintritt ist der durch Sünde vollzogene Selbstausschluß die Voraussetzung. Und er wird verhängt, um diesen Selbstausschluß wieder rückgängig zu machen, um die innere Gemeinschaft mit Christo wiederherzustellen; ja ein ungerechter Bann kann und soll dazu dienen, dieselbe zu stärken und zu mehren. Der Kirchenbann ist ein Rutenstreich der Mutter Kirche, der den Leib und das Leibliche trifft, zu dem Zwecke, um den Getroffenen auf den Heilsweg zurückzuführen. Dieser Absicht wegen ist er immer mit ehrerbietiger Freude aufzunehmen und der Christ soll sich sehr hüten, daß er solche

treu gemeinte Zucht nicht verachte oder auch nur mit Ungeduld ertrage. Selbst wenn sie ihn mit Unrecht trifft, soll er sich nicht dagegen aufbäumen und dadurch erst sich versündigen; soll auch nicht an den menschlichen Werkzeugen solcher ungerechten Gewalt sich vergreifen. Der Bann, ob gerecht oder ungerecht verhängt, bringt der Seele immer Nutzen, wenn er nur mit dem rechten Sinne aufgenommen und getragen wird, d. h. wenn man nicht blos die Strafe fürchtet, sondern vor allem sich bemüht, das zu thun oder zu meiden, wegen dessen man geschlagen wird. Und auch beim größten Mißbrauch soll man sich hüten, daß man nicht der Personen wegen die Gewalt der Kirche gering achte, denn sie ist die Gewalt Christi selbst. Ein ungerechter Bann ist für den, welchen er trifft, ein großer Gewinn und mit Freuden zu ertragen, denn dem, der von seiner Mutter, der Kirche, auch Unbilliges geduldig hinnimmt, wird Gott um so größere Gnade erweisen. Doch möge ein solcher darauf achten, daß er nicht das aufgebe oder thue, weshalb er gebannt ist, wenn solches nicht etwa ohne Sünde geschehen kann. Denn was recht und wahr ist, darf man, und wenns ans Leben ginge, des äußern Ausschlusses wegen nicht lassen, sonst würde man selbst von der innern Gemeinschaft mit Christo sich ausschließen. Man soll lieber alles dulden als die Wahrheit verraten. Wer im ungerechten Banne nur bußfertig stirbt, geht nicht verloren, sondern wird ewig gekrönt werden. Soviel vom Banne, den die Geistlichen möglichst selten verhängen sollten als eine Maßregel des Gesetzes, das leicht zu weiterer Versündigung treibt.

Die Sprache solcher Unterweisung war gewiß keine aufreizende, und doch fuhr die schnell sich verbreitende Kunde von dieser Predigt wie ein Blitz aus heiterem Himmel unter die hohe Geistlichkeit. Sie fühlte, daß ihre beste Kraft gelähmt sei, wenn man vom Banne nicht mehr wie früher

halte. Luther beabsichtigte, über den Gegenstand auch zu disputieren; aber der Bischof von Brandenburg entsandte schleunigst einen angesehenen Mann, um das zu hintertreiben. Bald mußte er hören, daß die Gegner seine Worte entstellten, gefälschte Zusätze machten und ihm das Ärgerlichste nachredeten. In Dresden, wohin in der zweiten Hälfte des Juli eine Reise ihn führte, sagte man ihm solches geradezu ins Gesicht. Da entschloß er sich, um die Verleumdungen zu widerlegen und seine Worte vor Mißdeutung zu schützen, seine Predigt zu veröffentlichen. Nach Wittenberg zurückgekehrt schrieb er aus dem Gedächtnis den Inhalt des Gesagten in lateinischer Sprache, also für die Gelehrten, nieder und gab das in den Druck. Er hoffte, sich damit Dank zu erwerben, selbst bei den Geistlichen, da er ja die Ehrfurcht vor ihrem Amte so eingeschärft habe. Aber er irrte sich hierin. Die Aufregung unter ihnen wuchs. In Augsburg am Reichstage hatte die erste Nachricht von der Predigt seine Sache verschlimmert, so sehr, daß Spalatin, der als Hofprediger des Kurfürsten dort war, ihm dringend von der Veröffentlichung abriet. Der wohlgemeinte Rat kam zu spät; die Predigt war schon gedruckt. Und es hatte doch auch nicht blos die Christengemeinde, sondern Luther selbst von ihr Gewinn. Denn indem er durch seine Belehrung aus Gottes Wort die Gewissen der Christen von dem falschen Wahne, der sie band, von falscher Furcht vor dem Banne, befreite, sicherte er sich selbst für den Fall, daß ihn ein ungerechter Bann treffen sollte, minderte wenigstens die Gefahr.

Schon das Erzählte läßt erkennen, daß Luther in den ersten Monaten nach seiner Wiederkunft aus Heidelberg nicht müßig war. Neben dem allen aber lag er noch eifrigst seinem akademischen Lehramte ob und bemühte sich unausgesetzt um die Reformation der Studien an der Hochschule. Und jetzt endlich sah er das lang Ersehnte kommen. Es war

dem Kurfürsten gelungen, in Melanchthon einen tüchtigen Lehrer der klassischen Sprachen für seine Universität zu gewinnen.

Philipp Melanchthon, geb. am 16. Februar 1497 in dem badischen Städtchen Bretten, war der Sohn eines tüchtigen Waffenschmieds Georg Schwarzerd oder Schwarzert und seiner frommen Ehefrau Elisabeth, einer Schwestertochter des berühmten Gelehrten Johann Reuchlin. Dieser nahm sich des begabten Knaben an, dessen Vater schon 1507 starb, und sorgte für seine Ausbildung. Philipp machte unter einem tüchtigen Lehrer bedeutende Fortschritte, so daß er schon 1509 die Universität Heidelberg beziehen konnte. Drei Jahre später siedelte er nach Tübingen über und begann dort bald selbständig aufzutreten. Er wandte sich von der Scholastik ab und ergab sich ganz dem Studium der Alten; er ward ein eifriger Humanist im Sinne des Erasmus. Für seine Zuhörer ließ er 1516 die Komödien des lateinischen Dichters Terenz drucken, er, der erste, der es erkannte, daß dieselben in Versen geschrieben seien. Zwei Jahre darnach schrieb er eine griechische Grammatik, die in verbesserten Auflagen lange die protestantischen Schulen Deutschlands beherrscht hat, und kündigte dabei eine neue gereinigte Ausgabe des Aristoteles an. In diesem rüstigen Schaffen traf ihn der durch Reuchlin vermittelte Ruf des Kurfürsten nach Wittenberg, den er annahm, um den unangenehmen persönlichen Verhältnissen in Tübingen zu entgehen. Am 25. August 1518 kam er über Leipzig, wo man vergeblich versucht hatte, ihn festzuhalten, in Wittenberg an, in seiner Jugendlichkeit und seiner kleinen zarten Statur mehr einem Knaben als einem Manne gleich. Aber schon in den nächsten Tagen, wo er seine erste Rede hielt, gewann er sich die Achtung aller. „Sehr schnell haben wir", so berichtete Luther am 31. August an Spalatin, „von seinem Äußern abgesehen und freuen uns bewundernd an dem, was er uns

bietet. Wenn er uns bleibt, verlange ich keinen andern Lehrer im Griechischen. Ich fürchte nur, daß seine zarte Gesundheit das hiesige Klima nicht verträgt und daß die Leipziger ihn durch höhere Besoldung uns entfremden." Am nächsten Tage schrieb er an Staupitz: „Wir treiben jetzt alle griechisch, um die Bibel zu verstehen, und auch einen hebräischen Lehrer erwarten wir." Und schon am 1. September wieder an Spalatin: „Laß dir nur den Philippus recht empfohlen sein. Er hat sein Auditorium voll von Zuhörern; besonders alle Theologen, die ältesten wie die jüngsten, bringt er zum Studium des Griechischen." Melanchthon begann mit Vorlesungen über Homer und den Brief Pauli an Titus. Und mit welchen Schwierigkeiten diese damals noch verknüpft waren, ersieht man aus der Thatsache, daß jener selbst ein volles Exemplar des griechischen Neuen Testamentes nicht besaß. Er suchte sich durch Scheurl in Nürnberg eins zu verschaffen. Der berühmte dortige Buchhändler Koberger hatte aber nur ein einziges Exemplar der neuen Erasmischen Ausgabe, für welches er 8 Goldgulden forderte. Melanchthon half dann dem Mangel damit ab, daß nun auch er die einzelnen Bücher des neuen Testamentes, über welche er lesen wollte, in der Grundsprache besonders abdrucken ließ.

Luther hatte in dem jungen Humanisten, der sich ihm bald auch persönlich eng anschloß, einen unvergleichlichen Mitarbeiter erhalten. Nun blühten die Studien an der Hochschule erst recht auf. Alle arbeiteten mit jugendlicher Lust. Schon fühlten Lehrer und Lernende sich beengt durch die Fesseln des noch vorgeschriebenen alten Studienganges und der Promotionsordnung und überreichten dem Kurfürsten Vorschläge zur Ersetzung desselben durch einen neuen, zweckmäßigeren: da traf am 7. August für Luther die Ladung nach Rom ein, und all dies fröhliche Leben und Schaffen

schien in Frage gestellt, denn der gegen ihn gerichtete Schlag galt natürlich nicht blos seiner Person, sondern der ganzen von ihm vertretenen Theologie, die in Wittenberg ihren Sitz hatte.

Luther in Augsburg vor Kajetan.

Daß man in Rom zeitig auf Luther aufmerksam ward, bekundet die Schrift des Prierias gegen ihn. Der Papst selbst freilich scheint nicht gleich so in Harnisch geraten zu sein wie der betagte Mönchstheologe. Leo X. aus dem berühmten florentinischen Hause der Medici war ein feingebildeter Lebemann, dem die Kirche nicht gerade am Herzen lag, und den am wenigsten sein Sinn zu Ketzerverfolgungen zog. Er wünschte Ruhe, um das Leben genießen und die Künste und Wissenschaften, denen er hold war, pflegen zu können. Deswegen stand er denn auch bei den Humanisten so ungemein in Ansehn; sie überboten sich in Lobeserhebungen: Nach der Regierung des Kriegsfürsten, des gewaltigen Julius II., seien nun die Friedenszeiten gekommen; das goldene Zeitalter sei angebrochen, in welchem alles Gute und Schöne gedeihen müsse. Dieser Jubel der Humanisten, in welchen z. B. Erasmus mit vollem Munde einstimmte, scheint auch auf Luther, der bei seiner kirchlichen Gesinnung ja so gern vom Oberhaupt der Kirche alles Gute annahm, gewirkt zu haben. Wenigstens erklärt sich so am besten die fast unverwüstliche gute Meinung, die er gerade von diesem Papste hegte.

Leo X. soll anfänglich dem Prierias gesagt haben, der Bruder Martinus sei doch ein feiner Kopf und die Klagen gegen ihn kämen nur vom Neide der Mönche her. Er hatte

eben erst in dem Handel der Dominikaner gegen Reuchlin, wo er den Humanisten so gern schützen wollte, erfahren, was Neid und Haß eines Ordens vermochte. Und jetzt ließ man ihm wieder keine Ruhe. Wir wissen nicht genau, wer alles Nachrichten über Luther nach Rom besorgte; das Meiste werden darin die aufgebrachten Dominikaner geleistet haben; vielleicht half Joh. Eck auch jetzt schon mit. So begann man denn in Rom, wohin bisher nur Parteiberichte gekommen waren, der Sache näher zu treten. Am 5. Mai erhielt der Kardinal Thomas Kajetanus, ein gelehrter Theologe, der als Legat des Papstes für Deutschland und den Norden den nach Augsburg berufenen Reichstag besuchen sollte, seine Instruktion. Sie war in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, scheint ihn aber doch auch dazu angewiesen zu haben, daß er Luthers Sache ins Auge faßte. Es hieß in ihr, er solle sich bemühen, in Böhmen und den benachbarten Gegenden die Ketzereien zu unterdrücken. Jedenfalls suchte der Kardinal in Augsburg gegen Luther zu wirken und bemühte sich besonders, wie das auch andere hohe Geistliche thaten, ihm den Schutz des Kurfürsten zu entziehen. Doch blieb dies erfolglos. Der Kurfürst erwiderte bei derartigen Zumutungen, so z. B. noch am 7. Juli, er sei ein treuer Sohn der katholischen Kirche und würde es sehr bedauern, wenn in seiner Zeit Ketzereien sich einschlichen. Luthers Reden und Lehren habe er nie beschirmt, wolle es auch noch nicht. Er habe aber gehört, daß Martinus wiederholt sich erboten habe, vor billigen und unverdächtigen Richtern unter sicherem Geleite erscheinen, Rede und Antwort stehen und Belehrung aus der h. Schrift annehmen zu wollen. Aber eben damals war man in Rom schon weiter gegangen, vielleicht auf neue Hetzereien von Deutschland her. Luther ward nach Rom selbst vorgeladen, wo er binnen 60 Tagen nach Empfang der Ladung sich stellen sollte. Leider kennen

wir den Wortlaut und das Datum des Schriftstückes nicht, doch ist gewiß, daß darin Silvester Prierias, jener Gegner Luthers, als einer der bestellten Richter bezeichnet war. Schon dies eine, eine Verhöhnung alles Rechtes, ließ erkennen, was in Rom seiner warte, und daher war man in Wittenberg alsbald darin einig, daß er nicht dorthin dürfe. Luther blieb gutes Mutes. Gleich nach Empfang der Ladung schrieb er eine Widerlegung der kleinen Schrift von Prierias, die er bisher hatte liegen lassen, und gab sie in den Druck. Hierin erklärte er: „Die Strafe der Kirche wird mich nicht von der Kirche abscheiden, wenn nur die Wahrheit mich mit der Kirche verbindet. Lieber will ich, wenn du so fortfährst, von dir und deinesgleichen verflucht und gebannt, als mit dir gesegnet sein. Ich besitze nichts, was ich verlieren könnte; ich bin des Herrn und wenn ich verloren gehe, so gehe ich dem Herrn verloren, d. h. ich werde gefunden. Willst du also jemand erschrecken, so suche dir einen anderen.“ Das Schriftchen ging so stark ab, daß schon nach vier Wochen eine neue Auflage nötig war; Luther glaubte, die Dominikaner kauften es auf, um es zu unterdrücken. Diese getroste Stimmung blieb bei ihm die vorherrschende; doch folgte er dem Wunsche der Freunde und wandte sich gleich mit der Bitte an den Kurfürsten, derselbe möge erwirken, daß er nicht nach Rom brauche, sondern in Deutschland verhört werde. Und in derselben Richtung wirkte mit treuem Eifer sein Freund Staupitz, der eben im Elsaß einen Herrn zu Rappoltstein mit seiner ganzen Familie in die Brüderschaft des Augustinerordens aufgenommen und aller guten Werke des Ordens teilhaft gemacht hatte. Diese Bitten hatten Erfolg. Der Kurfürst verhandelte persönlich mit dem Kardinal, welcher seinen Worten nach gar nicht so feindlich gesinnt war. Luther erhielt von seinem Fürsten die Weisung, ruhig zu warten, und Spalatin schrieb ihm dabei, in Augsburg habe

er trotz der Predigt vom Banne viele Freunde und einen Ketzer nenne ihn niemand außer der Genossenschaft Tetzels. So wartete er denn und wartete, aber es kam keine Entscheidung; noch am 25. September stand sie aus. An diesem Tage erhielt Luther von der Universität, die er darum ersucht hatte, ein Zeugnis über seine stets bekundete Rechtgläubigkeit. Gleich darnach aber muß die Berufung nach Augsburg gekommen sein, denn in den nächsten Tagen brach Luther mit einem Ordensbruder dorthin auf. In Weimar, wo er bei den Franziskanern wohnte, traf er den Kurfürsten, vor welchem er am Michaelisfeste in der Schloßkirche zu predigen hatte. Ohne sicheres Geleit war er gekommen und der Fürst hielt auch ein solches nicht für nötig, da er den Gesinnungen des Kardinals traute; er gab ihm nur Reisegeld und einige Empfehlungsbriefe an den Kardinal und an vornehme Augsburger mit, die sich als sehr wirksam erwiesen. In Nürnberg entlehnte Luther sich von seinem Freunde Wenzeslaus Link eine bessere Kutte und setzte seine Reise fort, obwohl man ihm hier dringend davon abriet. Von Nürnberg aus auch durch Link geleitet, traf er am 7. Oktober in Augsburg ein, durch die Anstrengungen der Reise und ein Magenübel so ermüdet, daß er für die letzten drei Meilen einen Wagen hatte nehmen müssen. Er stieg ab bei den Karmelitern im St. Annakloster, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Noch an demselben Tage ließ er dem Kardinal seine Ankunft anzeigen, verschob es aber noch, vor ihm zu erscheinen, weil die Augsburger, denen er empfohlen war, verlangten, er solle sich zuerst vom Kaiser sicheres Geleit erbitten. Und die Erfüllung dieser Bitte verzögerte sich um einige Tage, da der Kaiser auf einer Jagd abwesend war.

Den Gegnern scheint Luthers Kommen unerwartet und unangenehm gewesen zu sein; wenigstens heißt es, sie hätten sich jetzt erst recht darauf besonnen, was sie ihm eigentlich

ins Angesicht vorhalten wollten. In dem aber, was man ihm dann als Irrlehre bezeichnete, sind die Einflüsterungen Ecks, der damals in Augsburg weilte, kaum zu verkennen. Dem Kardinal war es unangenehm, daß Luther sich Geleit erbeten hatte. Er bezeichnete es als ein ungerechtfertigtes Mißtrauen, da er aus Rücksicht auf den Kurfürsten den Geladenen freundlich und nicht als Richter, sondern als Vater behandeln wolle; und Luther selbst sprach es später aus, daß der Kardinal sich offenbar Mühe gegeben habe freundlich zu bleiben. Aber freilich, er knüpfte die Milde an unerfüllbare Bedingungen. — Am 9. Oktober kam ein angesehener Italiener Urbanus von Serralonga zu Luther und suchte ihn mit schmeichelnden Worten zu bestimmen, daß er dem so wohlwollenden Kardinale sich füge, zur Kirche zurückkehre und seine Irrtümer widerrufe. Luther antwortete, er werde dies thun, wenn man ihm beweise, daß er etwas gegen die heilige römische Kirche gelehrt habe. Von solchen Beweisen wollte nun der Italiener nichts wissen, sondern kam mit den unsinnigsten Sätzen. Man dürfe, behauptete er, Lügen predigen und des Papstes Gewalt müsse man so erheben, daß man sage, mit seinem bloßen Winke könne er alles, auch Glaubenslehren abschaffen. Hiernach entließ Luther den leichtfertigen Schwätzer. Das eben Erlebte war ihm ein lehrreiches Vorspiel, das ihn nicht gerade mit Vertrauen erfüllte. Er schwebte zwischen Furcht und Hoffnung und um auf alles gerüstet zu sein, arbeitete er in diesen Tagen mit Hilfe eines Doktor Johann Auer eine Appellation an ein künftiges Konzil aus.

Am 11. Oktober traf das kaiserliche Geleit ein und am Tage darnach trat Luther den Weg zum Kardinal an, nachdem er sich hatte sagen lassen, wie man vor einem so hohen Herrn sich zu verhalten habe. Er warf sich beim Eintritt auf die Erde und erhob sich nach einem Winke des Kirchen-

fürsten nur auf die Knie, erst nach einem zweiten Winke stand er völlig auf. Neben ihm standen der Prior der Karmeliter, Johannes Frosch mit zweien seiner Mönche und Wenzeslaus Link mit einem Augustiner. Den Kardinal umgaben besonders Italiener. Er redete Luther, der sich wegen seines Wartens auf den Geleitsbrief und wegen etwaiger ungeschickter Worte, die er vielleicht gesagt hätte, demütig entschuldigte, mit väterlichem Wohlwollen an. Es gefiel ihm besonders, daß Luther erklärte, er wolle sich gern belehren lassen und er sprach nun gleich aus, was er im Namen des Papstes ihm vorzuhalten habe. Es sei ein Dreifaches: Er solle 1. in sich gehen und seine Irrtümer widerrufen, 2. geloben, dieselben in Zukunft aufzugeben, 3. versprechen, alles meiden zu wollen, was die Kirche stören und verwirren könne. Luther, hierüber erstaunt, bat, man möge ihm erst sagen, worin er denn geirrt habe, und der Kardinal nannte ihm nun zwei Punkte. In der Erklärung der siebenten Ablaßthese habe er gesagt, der Christ, der zum Sakramente gehe, müsse glauben, daß er die Gnade des Sakramentes empfange. Ohne solchen Glauben nütze ihm das Sakrament nichts. Und sodann, in einer anderen These habe er ausgesprochen, die Verdienste Christi und der Heiligen seien nicht der Ablaßschatz. Beides sei gegen die Lehre der Kirche und des Papstes; ein Urteil, welches zuerst Johann Eck in seinen Bemerkungen ausgesprochen und Luther zum Vorwurf gemacht hatte. Über diese beiden Punkte entspann sich nun ein längeres Gespräch zwischen dem Kardinal und Luther, der hinsichtlich des ersten gleich erklärte, den werde er nie widerrufen, denn den lehre die Schrift und hier sei er im Gewissen gebunden. Er werde nicht das verleugnen und verneinen, wodurch er Christ sei. Auf Kajetan machte das keinen Eindruck. Er rief: „Du magst wollen oder nicht, heute noch mußt du widerrufen oder ich werde wegen dieses einen Punktes deine ganze Lehre ver-

dammen." Er fühlte, daß durch die biblische Lehre vom Glauben das ganze römische System umgestoßen werde. Aber für den Augenblick schien ihm der andere, den Ablaß berührende Satz wichtiger zu sein; er ging bald zu ihm über und hoffte Luther ins Gedränge zu bringen, indem er auf eine Dekretale des Papstes Clemens VI. hinwies, die gegen ihn spreche. Allein Luther kannte die Dekretale. Er hatte sich früher schon mit ihr beschäftigt und suchte sie jetzt unter dem Lächeln der anwesenden Italiener für sich zu deuten. Hierbei bemerkte er unter anderem auch, die Dekretale habe für ihn deswegen keinen Wert gehabt, weil sie die Schrift mißbrauche und verdrehe. Diesen Ausspruch griff der Kardinal auf als einen gänzlich unerlaubten und begann, sich über die Macht und Autorität des Papstes zu verbreiten, die über alles, über Konzil, Schrift und Kirche gehe. Luther staunte darüber, aus dem Munde eines Stellvertreters des Papstes selbst solche Behauptungen zu hören; das hatte er bisher nicht für möglich gehalten. Er widersprach, fachte aber dadurch nur den Eifer und die Heftigkeit des Kardinals noch mehr an. So waren jetzt drei Streitpunkte zur Sprache gebracht, aber über keinen verhandelte man gründlich. Daß Luther öffentlich in Augsburg disputiere, hatte der Kardinal von vornherein als unstatthaft bezeichnet. Auch er wollte jetzt nicht mit ihm disputieren, da er ja die Stelle des Papstes vertrat; er verlangte, man solle ihn anhören und sich fügen. Wenn er sich doch in weitere Erwiderungen hineinziehen ließ, so geschah das im Eifer gegen seine ursprüngliche Absicht. Er handelte dabei nicht als Legat, sondern als Dominikanertheologe. Luther erkannte, daß es in diesem Gespräch zu nichts kommen werde. Daher erbat er sich Bedenkzeit bis zum nächsten Tage, und die ward ihm bewilligt.

Unterdeß war Staupitz aus Salzburg eingetroffen. Er

billigte alles, was man bisher gethan hatte und riet, die Sache möglichst in den üblichen Formen zu behandeln und alle Rechtsmittel anzuwenden. In Befolgung dieses Rates erschien Luther am 13. Oktober vor dem Legaten mit einem Notar und Zeugen, geleitet von Staupitz und vier kaiserlichen Räten, worunter Peutinger, und las eine Protestation oder Erklärung folgenden Inhaltes vor: Ich erkläre feierlich, daß ich in allen meinen Reden und Thaten, gegenwärtigen, vergangenen und künftigen, die heilige römische Kirche ehre und ihr folge. Was ich anderes gesagt haben oder sagen sollte, das will ich als nicht gesagt angesehen haben. Auf die drei angeblich als im Namen des Papstes an mich gerichteten Forderungen erwidere ich, daß ich nur disputiert und die Wahrheit gesucht habe; durch Suchen aber konnte ich mich nicht vergehen, durfte also auch nicht zum Widerruf gedrängt werden, zumal man mich weder anhörte noch überwies. Heute erkläre ich, daß ich mir nicht bewußt bin, etwas gesagt zu haben, das gegen die h. Schrift, die kirchlichen Väter oder die Dekretalen der Päpste und die Vernunft wäre; auch heute noch scheint mir alles, was ich gesagt habe, gesund, wahr und katholisch zu sein. Dennoch als irrtumsfähiger Mensch habe ich mich dem Urteile und der gesetzmäßigen Entscheidung der Kirche und allen, die einsichtsvoller sind als ich, unterworfen und thue das jetzt wieder. Zum Überflusse erbiete ich mich, hier oder anderswo, auch öffentlich, meine Worte zu vertreten. Auch bin ich bereit, auf die etwaigen Einwendungen des Herrn Kardinal schriftlich zu antworten und dies dem Urteile der Universitäten in Basel, Freiburg, Löwen oder auch Paris zu unterbreiten. — Der Legat hatte diese Erklärung angehört, kam dann aber wieder auf den Ablaß und jene Dekretale des Papstes Clemens VI. zurück. Er meinte, hiermit Luther in die Enge treiben zu können. Doch dieser schwieg und bat um Erlaub-

nis, seine Antwort schriftlich abgeben zu dürfen. Da auch Staupitz diese Bitte dringend unterstützte, ward sie ihm gewährt.

Bei den Karmelitern arbeitete Luther nun eine eingehende und gründliche Antwort aus auf die beiden am ersten Tage angeregten Fragen, ob das Verdienst Christi der Ablaßschatz sei, und ob zum heilsamen Empfang des Sakramentes der Glaube gehöre. Er schloß mit der Bitte, der Kardinal möge sein Gewissen schonen, denn er fühle sich durch die Schrift gebunden. Der Wahrheit wolle er gern weichen, aber gegen sein Gewissen zu handeln lasse er sich nicht zwingen. Diese Antwort überbrachte er am 14. Oktober, wobei Philipp von Feilitzsch und Johann Rühel, zwei kursächsische Räte, ihn begleiteten. Der Kardinal nahm das Schriftstück geringschätzig auf, verhieß jedoch, es nach Rom zu senden. Dann aber verlangte er von neuem Widerruf; dies sei einmal der Wille des Papstes. Er mahnte und drohte, wobei er die Bemerkung fallen ließ, ihm sei die Vollmacht, Luther zu bannen, schon gegeben. Er redete und redete, indem er auf die Fragpunkte zurück kam, um so den Schein zu erwecken, Luther, den er gar nicht zu Worte gelangen ließ, sei überwunden. Endlich fing auch dieser an zu schreien und sagte: „Wenn man mir beweisen kann, daß die Dekretale sage, das Verdienst Christi sei der Ablaßschatz, so will ich widerrufen.“ Schleunigst griff der Kardinal zum Buche und las vor. Aber als er an die Stelle kam: „Christus hat durch sein Leiden den Schatz erworben“, da unterbrach ihn Luther mit dem Worte: „Also ist nicht das Verdienst Christi der Schatz, sondern durch dasselbe hat er ihn erworben. Das ist zweierlei; man möge nur nicht glauben, daß die Deutschen keine Grammatik mehr kennen.“ Der Kardinal geriet in Verwirrung, redete hin und her und forderte abermals Widerruf. Schließlich rief er aus: „Jetzt geh und komm nicht wieder vor mich, außer

du wollest widerrufen.“ Daraufhin entfernte sich Luther mit seinen Begleitern.

Der Kardinal mochte fühlen, daß er aus der Rolle gefallen und zu weit gegangen sei. Nach dem Essen ließ er Staupitz allein kommen und versuchte durch diesen auf Luther zu wirken. Jetzt trug er wieder das größte Wohlwollen zur Schau. Luther habe keinen bessern Freund als ihn; aber eben deshalb möge Staupitz doch erwirken, daß jener sich nun füge. Der Vikar erwiderte, zum Gehorsam gegen die Kirche habe er Luther immer geraten, ein Weiteres könne er nicht thun; doch wolle er noch einmal mit ihm reden. Mit dieser Zusage schied er vom Kardinal, der noch warnend bemerkt hatte, es sei vom Generalvikar der Augustiner eine Schrift gegen Luther ausgegangen. Staupitz und Link drangen dann auch in Luther und baten ihn, in der Nachgiebigkeit das ihm Mögliche zu thun. Als dieser sie aber aufforderte, die Schriftstellen, auf welche er sich stützte, durch richtigere Deutung ihm zu entziehen, erklärten sie, das gehe über ihr Vermögen; und gegen sein Gewissen zu handeln konnten und wollten sie ihn nicht veranlassen; hatte doch Staupitz in eben diesen Tagen zu ihm gesagt: „Bedenke, mein Bruder, daß du diese Sache im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen hast“, und hatte ihn dadurch mächtig gestärkt.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht von einem Gewalt drohenden Briefe des Generalvikars der Augustiner auch in der Stadt; ja einige, wie z. B. Peutinger wollten wissen, nach demselben solle nicht blos Luther, sondern auch Staupitz eingekerkert werden. Das weckte Besorgnisse. Staupitz entband Luther von der Ordensregel: „Ich absolviere dich von der Obedienz gegen mich und empfehle dich Gott dem Herrn.“ Er machte sich damit von der Verpflichtung frei, etwa selbst gegen Luther noch einschreiten zu müssen. Am 16. Oktober entfernte er sich, nachdem Link wohl schon Tags zuvor ab-

gereist war, ohne vom Kardinal auch nur sich zu verabschieden. Er ging nach Nürnberg. Luther allein blieb zurück, um zu warten, ob er noch einmal werde vorgeladen werden, und um seine Appellation, zu welcher auch Staupitz geraten hatte, fertig zu stellen. Diese erhielt ihre rechtliche Form am Sonnabend den 16. Oktober im Karmeliterkloster und zwar durch einen öffentlichen Notar Gallus Kunigenter von Herbrechtingen vor zwei Priestern der Augsburger Diözese, Wenzeslaus Steinbeiß und Bartholomäus Utzmair, als Zeugen. Luther erzählt darin den ganzen bisherigen Hergang des Handels, zeigt, wie er von seinen Gegnern verleumdet und verlästert sei und wie man ihn dann noch vor höchst verdächtige, weil seiner Gegenpartei angehörige Richter geladen habe. Deswegen greife er zu dem für die unschuldig Bedrängten bestimmten Schutzmittel, protestiere gegen den ganzen wider ihn eingeleiteten Prozeß und appelliere von diesem und von dem übel berichteten Papste Leo X. an den besser zu berichtenden.

Diese Appellation, der eigentliche Abschluß der Augsburger Verhandlungen, kennzeichnet mit vollster Treue Luthers damaligen Standpunkt. Er war noch immer auf das Festeste davon überzeugt, in seiner Lehre ganz mit der römischen Kirche, auch mit dem Papste, übereinzustimmen. Seine Gegner sah er nur in den Ablaßhändlern, die schnödes Gewinnes halber die Wahrheit fälschten, und in den Vertretern der bisher herrschenden scholastischen Theologie, von denen er jetzt selbst erkannte, daß ihnen der Sinn für die biblische Theologie verschlossen sei und sie deshalb gar nicht richtig über den Handel urteilen könnten. Beide Arten von Gegnern fanden sich aber vorwiegend im Dominikanerorden; Tetzel wie Prierias und Kajetan gehörten diesem an. Luther durfte noch glauben, daß nur diese Genossenschaft mit den von ihr beeinflußten Kreisen es sei, die mit ihrem Neid und Haß ihn

verfolge und ihn zum Ketzer stempeln wollte, während doch gerade sie die verwerflichsten Lehren in der Kirche zur Geltung zu bringen sich bemühe. Daß Papst Leo X. selbst solche Gedanken haben könne, hielt er damals noch für schlechthin unmöglich. Seine Zuversicht zu diesem war eine ungebrochene, worüber man sich nicht mehr wundern wird, wenn man liest, daß noch 1522 Luthers Freund Spalatin geschrieben hat: „Dieser Papst, freilich an ihm selbst fromm, ließ sich durch böse Leute verführen. Er ist ein solcher Mann gewesen, der nicht regiert hat, sondern ist regiert worden.“ Deshalb wandte Luther, der auch in Augsburg von den edelsten und besten Leuten mit allen Ehren war aufgenommen worden, sich an den besser zu berichtenden Papst als seinen Beschützer.

Und noch eins will hier erwähnt sein. Neben dem Ärger gegen die verketzernden Schultheologen regte sich jetzt in Luther das nationale Gefühl.

Während des Reichstags war bei den Ständen abschriftlich ein Schriftstück herumgegangen, in welchem sie dringend ermahnt wurden, das vom Legaten zum Türkenkriege verlangte Geld nicht zu bewilligen, denn das sei alles verloren. Der ungenannte Verfasser trat auf als ein gut kirchlich gesinnter Geistlicher, der vor dem Papste alle Achtung habe; aber, bemerkte er, es gebe viele, die sich um den Papst drängten und unter seinem Namen nur ihre Zwecke verfolgten und sich bereichern wollten, so vor allem sein florentinischer Anhang. Diese beuteten die Kirche aus und ganz besonders sei es von ihnen auf Deutschland abgesehen. Die Deutschen müßten der Fremdlinge sich erwehren. — Die Schrift kam im August schon auch Luther in die Hände und machte Eindruck auf ihn. „Wenn es wahr ist, was da steht“, schrieb er an Spalatin, „dann sind die Kardinäle in der That Diener der Habsucht.“ Es freute ihn, daß die Reichsstände die Türkensteuer zurückwiesen, und er erklärte sich dies

daraus, daß sie zwischen der römischen Kirche, der sie Gehorsam schuldig seien, und der römischen Kurie, dem päpstlichen Hofstaate, von dem sie sich nicht wollten ausplündern lassen, unterschieden hätten, eine Unterscheidung, die ihm so wohl gefiel, daß er sie sich auch aneignete. Das Auftreten des Urbanus in den ersten Tagen seines Augsburger Aufenthaltes vermehrte Luthers Achtung vor den Italienern nicht. „Italien", schrieb er an Melanchthon, „ist durch diese Leute in eine ägyptische Finsternis versunken. Christum und das Christentum kennen sie nicht, und doch sollen wir sie für Herren und Lehrer unseres Glaubens und Lebens halten." Auch als er vor dem Kardinale stand, fühlte er sich als Deutscher gegenüber dem Italiener. Der Freundlichkeit desselben traute er nicht. „Wir glauben den Wälschen nicht weiter, denn wir sehen." Kurz er sah in seinen Gegnern eine Partei in der Kirche, der man ebenso wegen der Reinheit des Glaubens wie wegen der Freiheit des Vaterlandes als treuer Sohn der Kirche und als guter Deutscher widerstehen müsse.

Sonntag den 17. Oktober schrieb Luther, auch hierin dem Rate Staupitzens folgend, einen sehr demütigen Brief an den Legaten. Er gab zu, in den Schriften gegen seine Widersacher wohl etwas zu scharf und gegen den Namen des Papstes nicht immer ehrerbietig genug gewesen zu sein und bat deshalb um Verzeihung. Wenn nur ihnen Schweigen auferlegt werde, wolle er auch vom Ablaß nichts mehr schreiben und sich ruhig halten. Der Legat möge doch beim Papste erwirken, daß die Kirche über die zweifelhaften Punkte eine Entscheidung treffe, damit man zur Klarheit komme. Er wünsche ja nichts mehr, als die Kirche zu hören und ihr zu folgen. — Als auch hierauf keine Antwort kam, wuchs die Sorge vor einer geplanten Gewaltthat. Die Augsburger Freunde rieten ihm, nicht länger zu bleiben. So verab-

schiedete er sich denn am 18. Oktober schriftlich vom Kardinal und kündigte ihm seine Appellation an. Diese selbst ließ er beim Notar zurück zur formgemäßen Veröffentlichung. Ein Luther nicht feindlich gesinnter Mann bezeichnete zwar aus Furcht diese als sehr gefährlich, aber Johann Frosch, der Karmeliterprior setzte durch, daß der Notar auch nach Luthers Abreise seine Pflicht that. Die Appellation ward am 22. Okt. feierlich an die Thüren des Domes angeheftet.

Luther war schon nach vergeblichem Harren am 20. Okt. weggeritten. Die Freunde verschafften ihm ein Pferd; der Rat der Stadt gab ihm einen der Wege kundigen alten Ausreiter mit; nachts ließ man ihn durch ein Nebenpförtchen aus der Stadt. Dem Mönche, der ohne Hosen, Stiefeln und Sporen das Pferd bestieg, war der Ritt von acht Meilen am ersten Tage eine harte Arbeit. Als er abends in Monheim in die Herberge kam, war er so erschöpft, daß er neben dem Tiere in die Streu fiel; er konnte nicht mehr stehen. In Nürnberg fühlte er unter den vielen Freunden sich wieder wohl; aber hier übergab man ihm nun ein entgegengesandtes Paket von Spalatin, und in diesem fand er die Abschrift eines päpstlichen Breve an Kajetan, von dem Spalatin ihm schon öfter geredet hatte. Es trug das Datum des 23. Augusts, während Luther am 7. August die Ladung erhalten hatte, sich binnen 60 Tagen in Rom zu stellen. Und nun hieß es in demselben, Luther sei durch den Generalauditor der apostolischen Kammer, vor den er doch eben geladen war, schon für einen Ketzer erklärt worden und Kajetan solle ihn mit Hilfe der weltlichen Gewalt gefangen zu nehmen suchen. Gelinge das nicht, so solle er alle Orte, die dem Ketzer noch Unterkunft böten, und alle seine Anhänger mit Bann und Interdikt belegen. — Luther selbst sah von Anfang an dies Breve, weil es eine so unerhörte Verhöhnung auch der einfachsten Rechtsformen war, für ein unechtes an;

und sein Gefühl war richtig. Das Schriftstück war, wie höchstwahrscheinlich noch einige andere um die Zeit entstandene, eine Fälschung, allem Anschein nach nicht ohne Mitwissen des Kardinals aus der Dominikanerschmiede hervorgegangen. Aber wenn auch unecht, so zeigte es ihm doch, zu was für Mitteln die Gegenpartei griff, was sie wagte, und die Besorgnis erschien als nur zu begründet, daß gegen sie auch der Papst nichts vermögen werde. Deswegen beschloß er jetzt, der Appellation an den Papst die vorher schon beabsichtigte Appellation an ein allgemeines Konzil folgen zu lassen, und nahm sich vor, der ganzen Christenheit ein Urteil über sein Handeln und die Ränke der Gegner zu ermöglichen, indem er eine Beschreibung der Augsburger Vorgänge veröffentlichte. Dieser Gedanken voll ritt er weiter, jetzt auf sichern Wegen, und traf am 31. Oktober wohlbehalten wieder in seinem Kloster ein.

Luthers nächste Beschäftigungen in Wittenberg.

Als Luther nach Wittenberg zurückgekehrt war, erfuhr er, daß beim Beginne des neuen Semesters die Fakultät ihn, den mit dem Banne bedrohten, zum Dekan erwählt habe. Als solcher erlebte er die Freude, daß in den nächsten Wochen sein Gastfreund, der Karmeliterprior Johann Frosch, der zu diesem Zwecke ihm gleich gefolgt war, mit dem theologischen Doktorhute geschmückt ward. Überhaupt nahmen die Universitätsangelegenheiten ihn in Anspruch. Zu Anfang des Dezembers vereinbarte er mit dem Rektor Bernhard Feldkirchen, seinem Schüler, daß einige der herkömmlichen scholastischen Vorlesungen fallen sollten, um so Platz zu gewinnen für anderes, zunächst z. B. für Ovids Metamorphosen. Die

alten unfruchtbaren Studien standen im Wege; es waren nicht einmal Stunden frei für Besseres. Daher begann man zu ändern und wollte dies allmählich fortsetzen, bis man erreicht hätte, daß beim Unterricht in allen Fächern auf die Quellen selbst zurückgegangen ward. Das Neue brach sich Bahn und an der „Universität ging es so lebhaft zu wie in einem Ameisenhaufen."

Dies rege Leben war Luthers ganze Freude; aber es schien, als solle er die nicht mehr lange genießen; die Verfolger waren hinter ihm her. Der Kardinal Kajetan schrieb bald nach Luthers Abreise an den Kurfürsten, klagte sehr über Luthers Halsstarrigkeit, nachdem er doch in seinen deutschen Predigten Dinge gelehrt habe, die teils verwerflich, teils gegen den römischen Stuhl gerichtet seien. Dies möge der Kurfürst ihm nur glauben und daher im Interesse seiner eignen Ehre dafür sorgen, daß Luther entweder nach Rom geschafft oder aus dem Lande getrieben werde. In Rom sei man nicht gewillt, den gefährlichen Handel jetzt noch lange hängen zu lassen. Der Kurfürst, etwas gestoßen durch den drohenden Schluß, teilte das Schreiben sogleich Luther mit, und dieser nahm davon Anlaß, sich eingehend vor seinem Herrn auszusprechen. Er beschrieb den ganzen Hergang der Verhandlungen, widerlegte alle einzelnen Vorwürfe des Kardinals und betonte besonders, der Fürst möge sich nicht zum Pilatus machen lassen, indem er den Anklägern einfach glaube, weil sie sagten: „Es ist so"; er möge Beweis verlangen. Es sei doch verwunderlich, daß man die Erfüllung der natürlichen Forderung bei ihnen nicht durchsetzen könne. Weil nun aber der Kardinal drohe, wolle er, um seinem Fürsten keine Verlegenheit zu bereiten, dessen Länder verlassen und gehen, wohin Gott ihn führe. Und es war Luther Ernst mit diesem Vorhaben. Gegen den Schluß des Briefes nahm er Abschied vom Kurfürsten, dem er zeitlebens

ein dankbares Herz bewahren werde. Er ordnete seine Angelegenheiten, und kündigte auch der Gemeinde an, sie möge sich nicht wundern, wenn er nächstens nicht mehr vor ihr stehe. Am 25. November, dem St. Katharinentage, und am nächsten Sonntage bestieg er die Kanzel in der Stiftskirche und in der Stadtkirche und erklärte, er werde nie widerrufen, was er gepredigt, denn er halte es für wahr; er betete für seine Feinde, mahnte, kein Unrecht zu rächen, sagte unter dem Weinen aller Zuhörer der Gemeinde, wenn er etwa einmal weg sei, ohne wieder zu kommen, so möge sie dies für seinen Abschied nehmen, und appellierte an das nächste Konzil. Er nahm sich vor, in den ersten Tagen des Dezembers abzureisen. Seine Gedanken waren auf Frankreich gerichtet, weil er gehört hatte, daß auch die Pariser Universität an den besser zu berichtenden Papst und an ein allgemeines Konzil appelliert habe; er hoffte, dort Gleichgesinnte zu finden. Aber ein rechtzeitig eintreffender Befehl des Kurfürsten hielt ihn zurück. Der Fürst erkannte, daß Luther bisher von seinen Gegnern Unrecht geschehen sei, und daß er die Pflicht habe, ihn noch zu schützen. Er sah, daß der Bestand der aufblühenden Universität, die sich eben wieder für Luther verwendete, durch dessen Weggang gefährdet sei. So befahl er ihm, zu bleiben, und antwortete am 8. Dezember dem Kardinal, die ausgesprochene Drohung habe ihn befremdet; Luther erbiete immer wieder sich zur Darlegung und Vertretung seiner Ansichten; man möge doch endlich den Nachweis führen, daß derselbe ein Ketzer sei; er bliebe sich seiner Pflichten als ein christlicher Fürst bewußt und wolle keine Irrtümer schützen; aber solange jenes nicht geschehen sei, werde er den Angeklagten weder nach Rom schicken, noch aus dem Lande treiben. Dieser Antwort legte er Luthers Rechtfertigungsschreiben bei und ließ ihm selbst eine Abschrift derselben zugehen. Luther war sehr erfreut über sie, nicht nur

seinet=, sondern auch der Universität wegen, von der er wußte, daß sie in der Schrifttheologie noch nicht fest genug gegründet sei, um allein ohne ihn darin zu beharren. Und eine besondere Freude war ihm, daß der Kardinal endlich einmal habe lernen müssen, „auch die weltliche Gewalt sei von Gott und lasse ihre Ehre nicht mit Füßen treten, am wenigsten von jemandem, der seine Macht denn doch nur von einem Menschen habe.“ Sonst fühlte er, daß das Bleiben unter dem Schutze des Kurfürsten ihn in mancher Beziehung wieder einenge und er sich nicht so frei bewegen könne, wie er sonst, ganz dem innern Drange folgend, wohl manchmal gethan hätte. Erst eben hatte er diese im Grunde für ihn wohlthätige Beschränkung wieder zu erfahren gehabt.

Als Erstes nach seiner Rückkehr hatte er eine Beschreibung der Augsburger Verhandlungen abgefaßt und in den Druck gegeben; aber der Kurfürst verhinderte die Veröffentlichung; er fürchtete eine Erweiterung des Streites. Ja, als sie dann ausgegeben waren, hätte er sie am liebsten noch unterdrückt. Aber dies Zurückdrängen erwies sich als undurchführbar. Von dem, was aus Luthers Feder unter die Presse kam, wurden die einzelnen Bogen naß aus der Druckerei geholt und gleich weit verbreitet. Der erste Bogen z. B. der Augsburger Verhandlungen kam für sich allein nach Nürnberg und von dort nahm ein italienischer Buchhändler Calvus ihn mit in seine Heimat. Die Appellation an das Konzil, welche am 25. November vor einem Notar und Zeugen giltig gemacht war, wollte Luther erst ausgeben, wenn er Wittenberg verlassen hätte. Er beauftragte deshalb den Drucker, sämtliche Exemplare ihm in seine Zelle zu schicken; aber dieser verkaufte Gewinnes halber eine große Anzahl, ehe er ablieferte, so daß auch die Appellation früher als beabsichtigt war, zum Verdruße des Kurfürsten unter die Leute kam. Kurz, Luther empfand, daß die Rücksicht auf den Landes=

herrn, der ihn schützte, ihm Beschränkungen auferlegte; aber er war gewillt, sich dem zu fügen, solange man ihm nicht zumutete, etwas gegen sein Gewissen zu thun.

Das Heft mit den Augsburger Verhandlungen in lateinischer Sprache enthielt eine kurze Beschreibung der Vorgänge, die ausführliche Erklärung, welche dem Kardinal am dritten Tage übergeben war, jenes angebliche Breve des Papstes und eine dies beleuchtende Anmerkung Luthers. Dem allen fügte er noch ein längeres Schlußwort hinzu. Hierin bat er den Leser, ja nicht zu schließen, daß er hinsichtlich der Lehre vom Glauben unsicher sei, weil er auch sie dem Urteil des Papstes unterworfen habe. Das sei nur des schuldigen Respektes wegen geschehen, denn auch die volle Wahrheit müsse man mit Demut und Furcht behaupten und vertreten. Von viel geringerer Bedeutung sei der zweite Punkt, das Verständnis jener päpstlichen Dekretale. Ihm komme es dabei vor allem an auf das richtige Verständnis der h. Schrift, und er müsse nun sagen, daß der Schrift nicht einmal, sondern oft von den Päpsten in ihren Dekretalen Gewalt angethan sei. Das lasse sich aus zahlreichen Beispielen beweisen. Man nehme z. B. das Wort Matth. 16, 18: „Du bist Petrus, u. s. w.“ Daraus habe ein Papst gemacht, die römische Kirche sei über alle anderen erhoben und ihnen vorgesetzt; wovon doch in jener Schriftstelle gar nichts gesagt sei. Wenn er dies Beispeil hervorhebe, so beabsichtige er damit nicht, die noch neue Herrschaft der Römer zu verwerfen oder zu verneinen, sondern es komme ihm nur darauf an, die Schrift vor Gewalt zu schützen und die Thorheit einiger abgeschmackter Menschen zurückzuweisen, welche gegen des Herrn Wort die Kirche Christi an Ort und Zeit binden wollten und den nicht für einen Christen anerkennten, der sich nicht unter den Papst und seine Dekrete knechten lasse. Wolle man die Herrschaft des Papstes einmal

aus der Schrift rechtfertigen, so passe dazu eher Römer 13, 1: Wo Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Auf Grund dieses Wortes unterwerfe man sich dem römischen Stuhle, solange es Gott gefalle. — Dies sei ein Beispiel von Mißhandlung der h. Schrift durch päpstliche Dekretalen, und solcher Beispiele gebe es viele. Dazu stünden nun in den letzten Jahren heillose Schmeichler auf, die den Papst über das Konzil stellten; ja es gebe sogar solche, die da lehrten, er könne nicht irren und stehe über der Schrift. „Deshalb", so schloß Luther, „erkläre ich vor dir, mein Leser, daß ich der römischen Kirche in allem ehrerbietig folgen will und nur denen widerstehe, die unter dem Namen der römischen Kirche uns ein Babylon, eine Fremd- und Zwingherrschaft aufzurichten sich bemühen, die da meinen, wenn nur sie die Zunge regen und „römische Kirche" sagen, so müsse das gleich für das Urteil der römischen Kirche angenommen werden, als ob es keine heilige Schrift gäbe, nach welcher wir, wie Augustin sagt, über alles urteilen, und gegen welche ohne allen Zweifel die römische Kirche nie etwas lehrt oder anordnet."

Es waren frische Worte, die Luther hier an seine Leser richtete, und sie enthielten auch den Keim neuer Verwicklungen. Aber sie waren doch bei weitem nicht so kühn, wie sie heute manchem erscheinen möchten, und sie bekundeten noch durchaus keinen Bruch mit dem damaligen Bestande der Kirche. Denn daß der Papst über dem Konzil stehe und daß er unfehlbar sei, war damals keineswegs allgemein anerkannte Kirchenlehre; im Gegenteil, es war eigentlich nur eine bestrittene Parteilehre, vertreten besonders von den Dominikanern und vielen Lehrern des geistlichen Rechtes, während nicht minder angesehene streng kirchliche Männer, in erster Reihe die Pariser Universität sie als eine Irrlehre bekämpften. Luther schärfte den Widerspruch gegen seine bis-

herigen Gegner; der Kirche widersprach er nicht. Und er wollte jenen Gegensatz trotz aller Rücksichtnahme auf den Kurfürsten nicht zu sehr abschwächen; er fühlte, je mehr er sich mit diesen Fragen beschäftigte und je eifriger er daraufhin forschte und studierte, daß noch weiteres bevorstehe. Als er am 11. Dezember seinem Freunde Link in Nürnberg die Augsburger Verhandlungen zuschickte, bemerkte er in dem Geleitschreiben: „Schon trägt sich mein Sinn mit viel Größerem. Ich weiß nicht, woher mir die Gedanken kommen, daß der Handel noch gar nicht einmal an seinem rechten Anfange ist, geschweige daß die großen römischen Hansen aufs Ende hoffen dürften. Ich will dir meine Tändeleien schicken, damit du sehen könnest, ob ich recht habe, mit meiner Ahnung, daß der leibhaftige Antichrist, von welchem Paulus redet, in der römischen Kurie seine Herrschaft hat; daß sie schlimmer als die Türken sei, glaube ich heute schon beweisen zu können.“ Er begann zu empfinden, daß große Dinge in der Luft lägen und daß ihm hierbei eine besondere Rolle zugedacht sei. Aber um so weniger wollte er eigenwillig handeln; er beschloß, zu Wittenberg in seinem Berufe abzuwarten, was man von Rom her thun werde. Und zunächst kam von dort kein Bannstrahl, wie viele gefürchtet hatten. Vielmehr es trat zunächst eine Episode ganz eigentümlicher Art ein, indem ein Mann erschien, der zwischen den eifrigen Streitern auf beiden Seiten als unverdrossener, höchst naiver Friedensstifter eine fast komische Rolle spielte — Karl von Miltiz.

Die Verhandlungen mit Miltiz.

Sehr bald hatte man in Rom erkannt, daß man, um gegen Luther etwas auszurichten, vor allem den Kurfürsten von Sachsen gewinnen müsse. Deswegen war er schon brieflich bearbeitet worden und nun gedachte man ihn zu fangen durch einen eigens für die weltlichen Fürsten ersonnenen Köder. Am Sonntag Lätare nämlich pflegte der Papst eine goldene Rose zu weihen, welche Jesum Christum, die aus der Wurzel Jesse entsprossene Blume, bedeuten sollte; und sie war dazu bestimmt, einem angesehenen Manne übergeben zu werden, den man als einen würdigen Vertreter des Volkes Israel ansehen könne, d. h. der wahren Christen, für die der Herr sich dahingegeben habe. Diese Rose hatte der Kurfürst sich früher einmal gewünscht; jetzt beschloß man, sie ihm zu geben, wenn er sich ihrer würdig beweise. Und zu ihrem Überbringer ersah man Karl von Miltiz. Miltiz, ein meißnischer Edelmann, damals etwa dreißig Jahre alt, hatte es am päpstlichen Hofe zum Kämmerer gebracht. Dabei unterhielt er fortwährend Verbindungen mit der Heimat und diente manchem seiner Landsleute, der in Rom etwas zu erreichen wünschte, auch dem Fürsten. Als seinen besonderem Freund betrachtete er Spalatin. Diesem schrieb er schon im September, der Papst wolle ihn mit der Überbringung der goldenen Rose betrauen. Endlich am 15. Oktober ward er für solchen Zweck zum apostolischen Nuntius ernannt, ihm aber in seiner Bestallungsurkunde auf das Strengste eingeschärft, daß er auch in dieser Sache ohne Wissen und Genehmigung des Legaten, Kardinal Kajetanus, nichts thun dürfe. Zugleich rüstete man ihn mit einer großen Anzahl von Briefen an hervorragende Personen Deutschlands aus, welche alle dazu ermahnt wurden, Luther, dem Teufelskinde,

dessen Schriften nach Ketzerei schmeckten, zu widerstehen und dazu behiflich zu sein, daß dies böse Unkraut bald könne ausgerottet werden. Im November machte er sich gutes Mutes auf den Weg; aber als er über die Alpen kam, sah er bald, daß die Dinge ganz anders lagen, als er sich gedacht hatte. Er war erstaunt über die vielen Freunde, die Luther und seine Sache in Deutschland hatte, über die Begeisterung, mit der man von ihm redete. War doch den Augsburger und Nürnberger Lutherfreunden die Besonnenheit des sächsischen Kurfürsten unbegreiflich. Sie tadelten fast sein Auftreten als Schwäche und unziemliche Zaghaftigkeit. In Augsburg traf Miltiz den Kardinal nicht mehr an; derselbe war, dem Kaiser folgend, nach Österreich gezogen. So konnte er, streng an Kajetans Weisungen gebunden, für den Augenblick amtlich nichts thun. Er begab sich daher zu dem sächsischen Rate Pfeffinger, der auf seinen in Bayern gelegenen Gütern weilte. Ihn kannte er schon von früher und an ihn, den einflußreichen Hofmann, hatte er ein päpstliches Schreiben. Pfeffinger war keineswegs ein von Begeisterung übersprudelnder Anhänger Luthers; er war ein ruhig überlegender, an sich haltender Diplomat. Aber auch er ließ Miltiz nicht in Zweifel darüber, wie Luthers Sache in Deutschland stehe. Und wohin der Nuntius sonst sich wandte und forschte, überall fand er die gleiche Stimmung. Er sagte selbst später zu Luther, unter fünf Menschen habe er kaum zwei oder drei getroffen, die Rom noch günstig seien. Im Dezember ging er mit Pfeffinger wieder nach Augsburg und ließ dort die goldene Rose und sozusagen auch seinen amtlichen Charakter als päpstlicher Nuntius zurück, da er ja als solcher ohne Kajetan nichts thun durfte. Als bloßer Privatmann zog er nordwärts, um dort über die Gesinnung der Hauptpersonen im ganzen Handel Erkundigungen einzuziehen. Sein Weg führte ihn zunächst nach Nürnberg; außer Witten=

berg aber gab es damals in ganz Deutschland wohl keinen Ort, wo Luther ergebenere Anhänger hatte, als diese Stadt; und dieselben zählten zu den besten ihrer Mitbürger. Der Sammelpunkt war das an der Stelle des jetzigen Justizpalastes gelegene Augustinerkloster, wo sie, wenn der Prior Link und besonders wenn Staupitz predigte, als andächtige Zuhörer um die Kanzel sich scharten, dann aber auch wieder im Refektorium als befreundete Tischgenossen sich vereinigten, um die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, über welche nach Nürnberg die Nachrichten früher kamen als nach andern Orten, zu besprechen. Hier sah man Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel, den Vorsitzenden des Rates, Hieronymus Holtzschuher, Andreas und Martin Tucher, Albrecht Dürer, Lazarus Spengler, und seinen als Kaufmann angesehenen Bruder Georg, den Probst Georg Behem, ferner Jakob Welser und Christoph Scheurl, der an dieser Freundestafel das Amt eines Marschalls hatte, — kurz die Trefflichsten der Stadt; und alle waren begeisterte „Martinianer." In diesen Kreis trat der meißnische Edelmann um die Mitte des Dezembers und weilte zwei bis drei Tage in ihm. Man blieb bis spät in die Nacht beisammen und was man besprach, betraf fast alles Luther, den Einzigen, durch welchen, wie die Freunde sagten, jetzt Paulus noch rede. Miltiz ward mit Lobreden auf den, welchen er vernichten sollte, überschüttet. Und nun begann er von Rom zu erzählen. Der alte Prierias habe vom Papste einen scharfen Verweis erhalten. Leo X. habe zu ihm gesagt, statt in drei Tagen zu schreiben, habe er sich lieber drei Monate zu der Schrift gegen Luther Zeit lassen sollen. Seitdem verhöhne der ganze päpstliche Hof den Alten. Er berichtete, um die Mitte des Novembers habe der Papst nach Empfang der Antwort, welche Luther dem Kardinal schriftlich überreicht hatte, eine erklärende Bulle über den Ablaß ausgehen lassen, die allem

Zweifel ein Ende machen sollte. Er sprach von seinem besonderen Auftrage und den vielen päpstlichen Briefen, die er zur Ausrichtung desselben mitbekommen habe. Dann aber lenkte er ein und versicherte, jetzt reise er als Freund und habe nur Gedanken des Friedens; er hoffe, den Papst und Luther auszusöhnen. So Miltiz in der Gesellschaft der Nürnberger Lutherfreunde. Und all dies berichtete mit dem nächsten Boten Scheurl nach Wittenberg, wobei er inständig bat, nun nur recht maßvoll zu sein und nicht zu reizen, sondern zum Frieden die Hand zu bieten.

In den letzten Tagen des Jahres war Miltiz in Altenburg, wo er Spalatin zu treffen gedachte. Hierher berief er Tetzel, der sich nach Leipzig ins Dominikanerkloster zurückgezogen hatte, weil seine Ablaßpredigt nichts mehr einbrachte. Tetzel kam nicht, sondern entschuldigte sich damit, er könne ohne Lebensgefahr Leipzig nicht verlassen, so sehr bedrohe ihn Luthers Anhang. Aber dies half ihm nicht viel. Nach zwei Wochen kam Miltiz selbst nach Leipzig und ließ ihn als den Urheber des dem Papste so lästigen Handels die ganze Schwere seines Unwillens fühlen. Er wies ihm aus den Rechnungen des Fuggerschen Hauses nach, daß er neben freier Kost, einem Wagen, drei Pferden mit Beireitern noch monatlich für seinen Diener zehn Gulden und für sich selbst achtzig Gulden erhalten, außer dem was er gestohlen habe. „Möget denken“, schrieb selbst Miltiz in dem Briefe, in welchem er hiervon erzählte, „was er von der Gnade gepredigt hat und ob er der heiligen römischen Kirche gedient hat oder meinem gnädigsten Herrn von Mainz.“ Er erklärte dem Sünder, der ganze Sachverhalt werde von ihm dem Papste berichtet werden und dieser es dann an einer harten Strafe nicht fehlen lassen. Luther that es leid, als er hörte Tetzel werde wohl in schwere Bedrängnis kommen. Er hätte ihm eine gelindere Bestrafung gewünscht, denn aller

persönliche Groll lag ihm fern. Als er im nächsten Sommer zur Disputation nach Leipzig kam und dort hörte, Tetzel liege schwer krank im Dominikanerkloster, schickte er ihm ein freundliches Schreiben zu und suchte ihn zu trösten. Tetzel starb gleich darnach am Abende des 4. Juli.

Ganz anders verfuhr der päpstliche Kammerherr mit Luther, der auf Wunsch des Kurfürsten in den ersten Tagen des neuen Jahres, von Melanchthon bis Leipzig begleitet, in Altenburg erschien. Er klagte darüber, daß das Volk jetzt eine falsche Meinung vom Ablaß habe, von Luther dazu verführt, gab aber zu, daß der Erzbischof von Mainz und Tetzel die größere Schuld trügen. Luther erwiderte, die Hauptschuld habe der Papst selbst durch seine nicht zu ersättigende Geldgier. Miltiz wies dann hin auf die große Erregung der Gemüter, auf den Schaden, welchen das Ansehn des Papstes erlitten habe; er mahnte zur Ruhe, bat fast, ja selbst Thränen standen ihm zu Gebote. So verhandelte man mehrere Tage und kam endlich dahin überein: beiden Parteien solle vorläufig Schweigen auferlegt werden, und Miltiz solle nach seinem Befunde dem Papste berichten, um bei ihm zu erwirken, daß er die Beilegung des Streites einem deutschen Bischof übertrage. Luther brachte hierfür den Erzbischof von Trier in Vorschlag, der schon früher vom Kurfürsten für diesen Zweck ins Auge gefaßt war. Auch versprach er, demütig an den Papst schreiben und eine beruhigende Erklärung ans Volk ausgehen lassen zu wollen. Nach diesem Ergebnisse blieb man den Abend beim Mahle beisammen und Luther ward von Miltiz mit einem Kusse entlassen. Der Kämmerer des Papstes freute sich des Erreichten, schrieb gleich nach Rom und reiste im Februar voll guter Hoffnungen wieder südwärts, um mit Kajetan zusammenzutreffen. Dies gelang ihm erst im Mai, wo er den Legaten am Rheine fand und mit seiner Bewilligung den Erzbischof von Trier

aufforderte, Luther zum Verhöre nach Koblenz kommen zu lassen. Aber damals half dies gutgemeinte Auskunftsmittel nichts mehr; die Verwickelung war eine stärkere geworden.

Luther hatte unterdessen auch gethan, wozu er sich verpflichtet. Im Februar erschien von ihm auf ein paar Blättern ein „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden.“ Hier berücksichtigte er nur die Punkte, hinsichtlich derer man ihm durch Verdrehung seiner Worte vor dem Volke Irrlehren aufgebürdet habe. Von der Heiligen Fürbitte erklärte er, mit der ganzen Christenheit halte er fest, daß man die lieben Heiligen ehren und anrufen solle; nur möge man fleißiger die geistliche Notdurft bei ihnen suchen, als die leibliche. Vom Fegfeuer solle man fest glauben, daß die armen Seelen unsägliche Pein leiden und man ihnen zu helfen schuldig sei mit Beten, Fasten, Almosen. Vom Ablaß sei dem gemeinen Mann genug zu wissen, daß er sei Erledigung der Genugthuung für die Sünde, doch so, daß er gar viel geringer sei als gute Werke. Die Gebote Gottes solle man über die Gebote der Kirche stellen und nicht die letzteren, wie es doch vielfach geschehe, als die höheren ansehen. Von den guten Werken sei zu lehren, daß niemand fromm sein und wohlthun könne, es mache ihn denn Gottes Gnade zuvor fromm. Niemand werde durch Werke fromm, sondern gute Werke geschehen allein durch den, der fromm sei, wie nicht die Früchte den Baum gut machen, sondern der gute Baum die Früchte bringe. Das gehe gegen die, welche nur auf den äußern Schein der Werke sehen und darnach, ob gut, ob böse, entscheiden. Und endlich sei kein Zweifel daran, daß Gott die römische Kirche vor allen andern geehret habe. Wenn es auch leider jetzt dort übel stehe, so solle man sich deshalb nicht absondern; vielmehr je übler es dort zugehe, um so mehr solle man zulaufen und anhangen, denn durch

Abreißen oder Verachten werde es nicht besser. Das sei eine schlechte Liebe und Einigkeit, die durch fremde Sünde sich trennen lasse. Die päpstliche Gewalt und Obrigkeit solle man sich gefallen lassen; wie weit sie sich erstrecke, das mögen die Gelehrten ausfechten. „Dem heiligen römischen Stuhl, so schloß er, soll man in allen Dingen folgen; doch keinem Heuchler nimmer glauben.“ Es war dasselbe, was er bald darnach am 3. März 1519 in dem versprochenen Briefe an den Papst schrieb: „Ich kann vor Gott beteuern, daß ich nie die Gewalt der römischen Kirche und deiner Heiligkeit habe anrühren wollen und ich will es auch noch nicht. Ja ich bekenne von ganzem Herzen, daß dieser Kirche Gewalt über alles geht und daß nichts, weder im Himmel noch auf Erden, höher als sie zu stellen ist, außer Jesus Christus, unser aller Herr.“

So entledigte Luther sich seiner Verpflichtungen. Er hätte gern, wie er sich ausdrückte, die Sache sich zu Tode bluten lassen, um ganz seinen Berufsarbeiten leben zu können, die ihm unendlich viel höher standen. Sobald er konnte, kehrte er immer wieder mit ganzer Lust zu ihnen zurück. Nichts zog ihn so sehr wie der Unterricht an der Universität und die Unterweisung der Gemeinde. Im Februar machte er wieder mit einigen Professoren eine Eingabe beim Kurfürsten und bat um Änderung der altherkömmlichen, aber nun überlebten Vorlesungen, um Gehaltserhöhung für Melanchthon „um seines treuen unübertrefflichen Fleißes willen“ und um die Berufung eines tüchtigen Druckers nach Wittenberg, damit man für die Vorlesungen die griechischen Texte könne drucken lassen. Wie fleißig er selbst griechisch studierte, merkt man an seinen Briefen, in welchen er nun schon Stellen aus Homer anführte und benützte. Die Angriffe seiner Gegner nötigten ihn zu Studien in der Kirchengeschichte und im geistlichen Rechte. Die meiste Zeit kosteten

ihm seine eignen Vorlesungen. Er war eben mit der Erklärung des Galaterbriefes fertig geworden und gab die nun in den Druck, um so weithin den Theologen zu zeigen, was Paulus in Wirklichkeit lehre. Dann begann er auf Wunsch der Studierenden wieder über den Psalter zu lesen und beschloß, auch was er über diesen vortrug, nach und nach drucken zu lassen. Im März widmete er den Anfang dieser lateinischen Psalmenerklärung mit einer schönen Zuschrift seinem Kurfürsten, von dem er wußte, daß er die Schrift liebte. Zu alledem hatte er seine gewöhnliche Predigtthätigkeit und erklärte damals allabendlich den Kindern und den Ungebildeten die zehn Gebote und das Vaterunser. — Es war in der That eine große Arbeitslast, die andauernd auf ihm lag. Aber in dieser Arbeit mühte er sich gern ab, denn er sah, wie sie eine für die Kirche heilsame und wahrhaft fruchtbringende war, während er von den Streitigkeiten, die nach seiner Ansicht um Nebendinge geführt wurden, nicht viel Gutes erhoffte. Wenn man ihm nur das Evangelium frei ließ, war es ihm herzlich gleichgiltig, wieweit man des Papstes Gewalt erstrecke und womit man sie begründe. Er erkannte sie an als eine von Gott zugelassene Thatsache; über weiteres zu streiten erschien ihm als eine Thorheit, zumal in dieser Zeit, in welcher es so viel wichtigeres zu thun gebe. Aber es sollte auch dies ihm nicht erspart werden und wieder waren es seine Gegner, die ihn dazu nötigten.

Das Leipziger Gespräch.

Während der Heidelberger Reise Luthers im Frühling 1518 hatte Karlstadt etwas voreilig einen Angriff auf Johann Eck in Ingolstadt gemacht, indem er eine lange Reihe von

Streitsätzen gegen ihn veröffentlichte. Die Sache zog sich durch den Sommer hin, und im Herbste verhandelte Luther als Mittelsmann persönlich mit Eck darüber, als er mit ihm in Augsburg zusammen traf. Man vereinbarte eine Disputation zwischen Eck und Karlstadt an einem noch zu bestimmenden Orte und setzte, da die Verhandlungen durch Luthers schnelle Abreise unterbrochen wurden, sie brieflich fort. Eck, dem die Wahl gelassen war, entschied sich für Leipzig und bemühte sich sogleich (4. Dez. 1518) bei der dortigen Universität und beim Herzog Georg um Erlaubnis. Von Luther war bei alle dem gar nicht die Rede. Jene frühere Zwistigkeit zwischen ihm und Eck war brieflich ausgeglichen worden. Aber nun änderte der ehrgeizige Eck seinen Sinn. Es erschien ihm viel ruhmvoller, gegen Luther selbst, den von allen anerkannten Führer der neuen Theologie, zu kämpfen, als gegen Karlstadt. Ohne die Antwort aus Leipzig und Dresden abzuwarten, ließ er am 29. Dezember 1518 in Augsburg auf einem Blatte zwölf Sätze drucken, die er in Leipzig gegen Karlstadt verteidigen werde als gegen „den Vorfechter Luthers.“ Und sah man nun die Sätze an, so merkte man auch bald, daß sie nicht gegen Karlstadt, sondern gegen Luther gerichtet waren. Der Streit zwischen Eck und Karlstadt drehte sich besonders um Grundbegriffe der paulinischen und augustinischen Theologie, um Gnade, Sünde, freier Wille, u. s. w. Von alle diesem aber schwiegen jene zwölf Sätze; sie handelten vielmehr vom Ablaß, dem Schatz des Verdienstes Christi, dem Fegfeuer, lauter Lehren, über welche Luther bisher zu kämpfen gehabt hatte. Und besonders deutlich ward ihre Richtung in dem zwölften Satze: „Wir leugnen, daß die römische Kirche vor den Zeiten Papst Silvesters (314—35) über die andern Kirchen nicht sei erhaben gewesen; vielmehr haben wir den, der den Stuhl und Glauben des seligen Petrus bewahrt, immer als Petri Nach-

folger und als Christi allgemeinen Statthalter anerkannt." Über diesen Punkt nun hatte Karlstadt nie etwas Bedenken Erregendes ausgesprochen. Er, der Wittenberger Stiftsherr, der durch einen besonderen Eid dem Papste verpflichtet war, würde das gar nicht gewagt haben. Dagegen hatte Luther schon in den Erläuterungen zu seinen Ablaßthesen und in dem Schlußworte zu seinen Augsburger Verhandlungen Ähnliches wie das in jenem Satze Bestrittene geäußert, und das war von Eck gleich aufgegriffen worden. Er konnte es sich nicht versagen, hieraus einen neuen, wie er wohl wußte, gefährlichen Pfeil gegen Luther zu schmieden. Die Absicht des Thesenstellers war zu deutlich. Und bald hielt er es auch nicht mehr für nötig, sie zu verdecken. Am 19. Febr. 1519 schrieb er an Luther selbst: „Da du der Urheber dieser neuen Lehre in Deutschland bist, die ich für Irrtümer erkläre, so mußt du auch nach Leipzig kommen und das Deinige verteidigen oder das Meinige widerlegen. Am besten freilich wäre es, du unterwürfest dich dem h. Stuhle und suchtest nichts Besonderes." —

Luther erhielt die Thesen Ecks durch Willibald Pirkheimer in Nürnberg bis zum 1. Febr. und war sehr erzürnt über diesen neuen unerwarteten Angriff des angeblichen Freundes, bei dem er nicht genannt und doch, wie alle sehen konnten, gemeint war. Da es die von ihm vertretene Sache galt, durfte er nicht ausweichen. Es wäre dahin gedeutet, daß er dieselbe wohl gegen einen Tetzel, aber nicht gegen einen Eck halten könne. Er sah sich genötigt, die Herausforderung anzunehmen und ließ gleich, ehe noch jener Brief Ecks kam, zwölf Gegenthesen ausgehen, deren letzte in vorsichtiger Fassung lautete: „Daß die römische Kirche über alle andern erhaben sei, beweist man aus den frostigen, in den letzten 400 Jahren entstandenen Dekreten der römischen Päpste; dagegen spricht die beglaubigte Geschichte von 1000

Jahren, der Text der h. Schrift und der Beschluß des Nicänischen Konzils (325), des heiligsten von allen.“ Wenige Tage später ließ er einen offenen Brief an Karlstadt drucken, in welchem er Ecks Verfahren schilderte und mit scharfen Worten beurteilte, und wandte sich an den Herzog Georg mit der Bitte, auch ihm die Disputation in Leipzig zu gestatten. Damit war ihm wider seinen Willen ein neuer Streit angeregt, dessen Ausgang sich schwer absehen ließ, denn es handelte sich um einen Punkt, der für die abendländische Christenheit der Zeit die größte Bedeutung hatte, und an den nur zu rühren, als sehr gefährlich erscheinen mußte — um Recht und Macht des Papsttums. Als Luther Ecks Sätze in die Hand bekam, sagte er gleich: „Eck ist vielleicht der Anlaß dazu, daß die bisher gleichsam nur spielend behandelte Sache ernstlich vorgenommen wird, und daß es dann der römischen Tyrannei schlecht geht.“

Während der letzten Monate war Luthers Anhang stetig im Wachsen gewesen. Christoph Scheurl hatte im Januar von Nürnberg aus eine Reise an den Rhein gemacht, die ihn gerade durch größere bischöfliche Gebiete führte, und es hatte ihn überrascht, überall einen „großen Haufen von Martinianern“ zu finden. Besonders verwunderte ihn die Gunst, in der Luther bei den Geistlichen stand; „mit Händen und Füßen arbeiten sie für seine Lehre; die hat ihre Unterschrift, ihre Zustimmung, ihren Segen.“ Am meisten war ihm das in Speier entgegengetreten, wo man beim Essen aus Luthers Schriften vorlas, bei Nacht aus ihnen abschrieb. Luther selbst bekam Zuschriften von fernher, die ihn ermutigten, z. B. von einem gelehrten Priester in Ettlingen, einem jetzt badischen Städtchen. In Basel hatte der bekannte Buchhändler Froben verschiedene seiner Schriften, ausgestattet mit beißenden Anmerkungen gegen Luthers Widersacher, in einem Bändchen wieder abdrucken lassen, das reißenden Ab-

gang fand. Bald konnte er an Luther schreiben, er habe lange kein so gutes Geschäft gemacht. Überall hin habe er es verschickt, nach Frankreich, Spanien, Italien, England, Brabant, und überall sei es günstig aufgenommen worden. Selbst Bischöfe rühmten Luther und seine Lehre. Und wie diese bei der Jugend Eingang fand, zeigte der große Zuzug nach Wittenberg. Waren 1517 noch erst 232 Studierende neu inskribiert worden, so stieg 1519 diese Zahl auf 579, es fehlte in der kleinen Stadt schon fast an Wohnungen. Aber konnten alle diese, die so hoch von ihm hielten, ihm noch folgen, nachdem er kühn genug gewesen war, wenn auch gezwungen, den Grund des Papsttumes einer Prüfung zu unterwerfen? Alle fühlten, daß es sich jetzt um eine wichtige Entscheidung handle, und bald zeigte sichs, daß nun eine Scheidung bevorstehe.

Der Erste, welcher aufgeschreckt diesmal selbst herbeieilte, war der Bischof von Brandenburg. Er machte Luther mit vielen Worten, obwohl in aller Freundlichkeit Vorstellungen darüber, daß er so Großes in Angriff nehme. Luther meinte, die Bischöfe fingen jetzt an zu merken, daß eigentlich sie selbst längst hätten thun müssen, was er nun beginne, und sie schämten sich deshalb etwas. — Dann schrieb ihm ein Leipziger Professor der Theologie, Hieronymus Düngersheim aus Ochsenfurt am Main, nicht nur ein, sondern dreimal, und wollte gegen ihn das göttliche Recht des Papsttumes verteidigen. Luther konnte ihn auf die bevorstehende Disputation verweisen, wo alles hierher Gehörige zur Sprache kommen werde. — Am meisten Bedenken erhoben sich bei den Männern des geistlichen Rechtes, überhaupt bei den Juristen; und das ist nicht zu verwundern. Wohl bekämpfte Luther den Bestand der päpstlichen Gewalt nicht, sondern nur die Begründung derselben. Aber es war leicht durchzufühlen, daß da, wo man die bisherige Begründung aufgab und das

Papsttum mit seiner Allgewalt nicht mehr als eine unmittelbare göttliche Stiftung ansehen wollte, auch der Bestand desselben ein sehr gefährdeter war. Dann stürzte das geistliche Recht, welches seit einigen Jahrhunderten die Welt regierte, zusammen. Solche Aussichten mußten wohl den Vertretern dieses Rechtes schwere Bedenken erwecken. Luthers nächste Kollegen in Wittenberg schüttelten den Kopf. Auch Karlstadt war unzufrieden mit seiner Kühnheit. Ja selbst der treue Spalatin war von Sorge niedergedrückt, so daß Luther ihn trösten und aufrichten mußte. „Fürchte nicht zu sehr, mein Spalatin, und ertöte dein Herz nicht mit Menschengedanken. Du weißt ja, wenn Christus nicht mich und meinen Handel triebe, so wäre ich schon längst verloren gewesen.“ Ihm selbst teilte sich diese weit verbreitete Ängstlichkeit nicht mit. Im Gegenteil, je mehr er sich mit dem Gegenstande beschäftigte, um so mehr wuchs seine Freudigkeit. Einmal dazu gezwungen ging er mit ganzem Eifer an die Studien, die ihm zur Vorbereitung nötig erschienen, und jemehr er sich in sie vertiefte, um so mehr gingen ihm die Augen auf über das Verderben, das von Rom her in die Kirche eingedrungen war. Dadurch, daß er im Glauben an Christum seines Heiles froh und gewiß geworden war, hatte er auch die Freiheit gewonnen von der falschen, blos äußern Autorität, mit welcher bisher die Kirche die Gemüter band. Es galt ihm etwas nicht gleich deshalb als wahr, weil es von den Päpsten ausging, sondern er prüfte es und verwarf, was sich vor Schrift und Vernunft nicht halten ließ. Mit einer fast allen Zeitgenossen noch unverständlichen Unbefangenheit wandte er bei seinen geschichtlichen Forschungen Kritik an, und nun wurden ihm neue Entdeckungen nicht schwer. Er erkannte richtig, daß der gegenwärtige Rechtszustand, den man als einen auf göttlicher Ordnung ruhenden zu bezeichnen wagte, sich als solcher doch erst im Laufe der

letzten vier Jahrhunderte ausgebildet habe, und zwar besonders durch die von den Päpsten ausgegangenen und beschützten Sammlungen der Papsterlasse. Er sah, daß eben diese päpstlichen Dekretalen die Schrift auf das Schlimmste mißhandelten; und dann wurden sie doch noch über dieselbe gestellt! Da ward ihm klar, daß Rom für die Kirche eine Verderberin, ein wahres Babylon, geworden war. „Ich weiß nicht, ob nicht der Papst der Antichrist selbst ist oder doch sein Apostel, so arg wird Christus, d. h. die Wahrheit, von ihm in den Dekreten gemartert und gekreuzigt. Mir ist es ein tiefer Schmerz, daß die Gemeinde Christi so durch scheinbar und angeblich christliche Gesetze verführt wird. — Die Wahrheit der Schrift und der Kirche kann man nicht behandeln, ohne mit Rom, dem großen Tiere (Offenb. 13) zusammen zu stoßen." Und der Eindruck von dem Verderben in Rom und durch Rom, den er durch seine Studien empfing, ward noch verstärkt durch eine kleine Flugschrift, die im Februar in seine Hände gelangte. Sie enthielt ein Gespräch des h. Petrus mit dem Papste Julius II. und zeichnete mit lebhaften Farben den Widerspruch zwischen der dermaligen Papstkirche und der Kirche, wie sie nach Christi Stiftung beschaffen sein solle. Er las sie auf das Aufmerksamste durch und eignete sich manches aus ihr an. All dies mehrte seine Zuversicht, daß er eine gute Sache, die Sache der Kirche und Gottes führe. Und es diente ihm sehr zur Beruhigung, daß er auch hier wieder sich sagen durfte, er habe den Streit nicht gesucht, sondern sei zu ihm gezwungen: „Gott reißt und treibt mich; ich finde mich nicht in meiner Gewalt. Ich möchte Ruhe haben und werde mitten in den Lärm hineingezogen." Aber trotzdem wollte er auch jetzt in seinen Behauptungen nicht weiter gehen, als durch die Sache geboten war. Obwohl er den Schaden sah, den das Papsttum angerichtet hatte, griff er doch die päpstliche Gewalt selbst nicht

an. Sie war ihm etwas so Nebensächliches wie Essen und Trinken, irdischer Besitz u. dgl. Bestand sie einmal, so sah er sie an als etwas auch nicht ohne Gottes-Willen Gewordenes und unterwarf sich ihr, sowie man etwa einen schlechten Fürsten auch erträgt, so lange Gott es will. Nur ein Doppeltes hielt er sich abzuwehren für verpflichtet, einmal, daß man das Christsein abhängig mache vom Gehorsam gegen den Papst und so die Kirche an Rom binde; und dann, daß man die päpstliche Autorität über die des göttlichen Wortes stelle und so eine Menschenknechtschaft einführe. Er wußte auf Grund seiner Erfahrung, daß nur der ein Christ wird, der Jesum Christum im Glauben ergreift, und daß die Kirche überall da vorhanden ist, wo solche Christen sich finden, ob mit Rom verbunden oder getrennt von ihm. Und er wollte, weil durch den Glauben frei, durch nichts sein Gewissen binden lassen als durch das Wort seines Gottes selbst. Das waren die Punkte, auf welche es ihm jetzt ankam.

Wie groß die Scheu der Zeitgenossen vor der Behandlung dieser Fragen war, erkennt man deutlich auch aus den Schwierigkeiten, die es Luther machte, zur Disputation nur zugelassen zu werden. Schon zu Anfang, als es sich nur um das Gespräch zwischen Eck und Karlstadt handelte, wollten die Leipziger Theologen nicht zugeben, daß es bei ihnen abgehalten werde, und sie wurden in ihrer Weigerung von ihrem nächsten geistlichen Vorgesetzten, dem Bischof von Merseburg, unterstützt. Eck hatte ja nicht nur jenen verfänglichen zwölften Satz aufgestellt, sondern auch den Ablaß wieder zur Sprache gebracht. Nun war aber vom Papst am 9. November 1518 in einer Bulle über den Ablaß eine Entscheidung gegeben, „damit künftig niemand mehr Unbekanntheit mit der Lehre der römischen Kirche und dessen Kraft vorschützen und dadurch sich entschuldigen könne.“ Wie

durften da wohl päpstlich gesinnte Theologen die Hand dazu bieten, daß diese Frage wieder als eine offene in die Verhandlung hineingezogen ward? Nur der Unwille des Herzogs Georg über seine Theologen und der gemessene Befehl dieses Fürsten machte die Disputation in Leipzig möglich. Als nun aber auch Luther Zulassung begehrte, machten die Leipziger geltend, er sei vor das Gericht des Papstes geladen, könne also, bis hier über ihn entschieden sei, unmöglich teilnehmen. Wiederholte Bitten an den Herzog vermochten nicht, ihm sicheres Geleit auszuwirken. Karlstadt erhielt solches am 10. Juni für sich und „die, welche er mit sich bringen werde“; Luthers war mit keinem Worte gedacht; er mußte „unter den Fittigen Karlstadts“ kommen. Und er beschloß, auch dies zu thun, und gab, um die Befürchtungen zu zerstreuen, kurz vor den Gesprächstagen eine Erläuterung jenes Satzes über die Papstgewalt heraus; es war der dreizehnte geworden, da Eck noch einen Satz, unmittelbar gegen Karlstadt gerichtet, eingeschoben und dann auch Luther seine Reihe ergänzt hatte.

Der Beginn der Disputation war schon lange auf Montag den 27. Juni angesetzt worden. Eck kam Mittwoch den 22. und machte am Donnerstag mit den Leipziger Theologen die Fronleichnamsprozession mit. Am nächsten Tage, dem Freitage, trafen die Wittenberger ein, voran Karlstadt auf einem offenen Rollwagen, dann auf einem eben solchen Luther, Melanchthon und der junge Prinz Barnim von Pommern, der für diesen Sommer zum Rektor gewählt war. Nebenher liefen an 200 Wittenberger Studenten mit Spießen und Hellebarden, die ihre Lehrer begleiteten und nötigenfalls zum Schutze bereit waren. Als sie zum grimmaischen Thore einzogen und an die Thüre des Pauliner Kirchhofs kamen, zerbrach der erste Wagen und Karlstadt fiel heraus in den Schmutz; Luthers Wagen fuhr unbeschädigt vorüber. Da

sagten die Anwesenden — so erzählt ein Zuschauer —: „Dieser wird obliegen und der andere wird unterliegen.“ Noch hatten sie ihre Wagen nicht verlassen, als an den Kirchenthüren ein Verbot des Merseburger Bischofs gegen die beabsichtigte Disputation angeschlagen ward. Und in den Herbergen stand es so, daß gewöhnlich der Wirt einen Mann mit einer Hellebarde mußte am Wirtstische Stellung nehmen lassen, um zwischen den Wittenberger und Leipziger Studenten den Frieden zu erhalten. Es war offenbar nicht blos die theologische Verschiedenheit, welche die Gemüter so trennte und den Wittenbergern eine so wenig freundliche Aufnahme verschaffte, sondern auch die Eifersucht der ältesten deutschen Universität auf die jüngste, die so mächtig neben ihr aufblühte. Doch auch der Herzog Georg war um die Sicherheit der Gäste und um die Erhaltung der Ruhe besorgt gewesen. Er hatte den Rat der Stadt beauftragt, die Ehre der Gastfreundschaft zu wahren und die Bürgerschaft unter die Waffen zu rufen. So lange die Disputation dauerte, mußte abwechselnd eine Schar bewaffneter Bürger die Wache übernehmen. Ebenso gab er den nötigen Raum für das Gespräch her, da die Universität keinen besaß, der Platz genug geboten hätte. Er ließ in seinem Schlosse, der Pleißenburg, den größten Saal ausräumen und entsprechend herrichten und ausschmücken. Auch zwei Katheder wurden darin aufgestellt und mit Teppichen behangen; den für Eck bestimmten zierte das Bildnis St. Georgs, den der Wittenberger St. Martins. Und endlich kam der Herzog, um seine Teilnahme zu bekunden, selbst nach Leipzig und wohnte der Disputation an verschiedenen Tagen mit großer Aufmerksamkeit bei.

Früher war zwischen Eck und Karlstadt vereinbart worden, das Gesprochene sollte von Notaren aufgeschrieben und dann veröffentlicht werden, damit jedermann sich ein Urteil

bilden könne. Dies langsame Verfahren hemmte allerdings den Fluß der Rede, aber es schützte auch vor Überstürzung und vor Täuschung durch bloßen Wortschwall und war so Eck sehr unbequem. Er war gewohnt, mit der Kraft seiner Stimme den Gegner anzudonnern und mit einer Fülle von gelehrtem Material ihn zu überschütten. Deshalb suchte er von jener Vereinbarung freizukommen. Am Sonntag, dem 26. Juni, ward Karlstadt vor die Herren gerufen, die vom Herzog zu Vorstehern der Disputation ernannt waren, und man suchte ihn dahin zu bringen, daß er auf jene Bedingungen verzichte. Allein er hielt an der Nachschrift durch vier Notare fest und gab nur zu, daß die Nachschriften nicht eher sollten veröffentlicht werden, als bis von später erst zu erwählenden Schiedsrichtern ein Urteil gefällt sei. Am nächsten Tage wollte man auch Luther, mit dem noch nichts vereinbart war, hierauf verpflichten. Aber er fürchtete, es stecke die Absicht dahinter, so die Sache an den Papst zu bringen und verweigerte die Annahme dieser Bedingungen. Lieber wolle er gar nicht disputieren. Nun verbreitete sich sogleich das Gerücht, er habe den Mut verloren, ja er weigere sich sogar, irgend welche Richter anzuerkennen. In der Stadt redete man übel von ihm; selbst seine Freunde waren nahe daran, an ihm irre zu werden; die Ehre der Universität Wittenberg schien aufs Spiel gesetzt. Da endlich nahm auf Rat der Freunde auch Luther die ihm unangenehmen Bedingungen an; doch machte er noch aus, daß die Akten nicht an den päpstlichen Hof zur Beurteilung geschickt würden, und daß seine Appellation unbeeinträchtigt bestehen bliebe. Erst am 4. Juli unterschrieb er und erst von da an war es gewiß, daß auch er disputieren werde.

Unterdes hatte das Gespräch zwischen Eck und Karlstadt schon begonnen. Montag den 27. Juni früh morgens um 5 Uhr sammelte man sich und ward in der Aula von der

Universität mit einer lateinischen Rede begrüßt. Dann gings in die Thomaskirche zur Messe, bei welcher eine neue zwölfstimmige Musik aufgeführt ward. Von hier bewegte sich der Festzug zum Schlosse, wo im Auftrage des Herzogs der Humanist Petrus Mosellanus eine lange lateinische Rede voll wohlgemeinter Ermahnungen an die Theologen vortrug. Zum Gespräche selbst kam es erst am Nachmittage und dann ward täglich morgens von 7—9 Uhr und nachmittags von 2—5 Uhr disputiert. Man setzte nur an den beiden in diese Woche fallenden Festtagen aus, an deren einem, dem Peterpaulstage, Luther auf Wunsch des Pommernprinzen im Saale predigen durfte. Die Stadtkirchen versagte man ihm, während Eck überall Zulaß hatte. Auch in der Disputation erging es diesem zunächst ziemlich nach Wunsch. Karlstadt, noch dazu durch einen Aderlaß, dem er infolge jenes Unfalls sich hatte unterwerfen müssen, etwas geschwächt, stand seinem im Wortgefechte geschulten Gegner an Kampffertigkeit nach. Auch war er in dem Gegenstand, um den es sich handelte, in der Lehre von der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit, nicht sicher und klar genug, um seine Sätze rund und rein halten zu können. Den Vorteil, den seine gute Sache ihm bot, wußte er nicht auszunützen, sondern ließ sich vom Gegner, wenn dieser einmal etwas in die Enge geriet, mit spitzpfindigen Ausflüchten abfinden. Kurz das Ergebnis dieser ersten Woche war ein recht unbefriedigendes.

Mit der nächsten Woche begannen die viel wichtigeren Verhandlungen zwischen Eck und Luther. Ein ziemlich unparteiischer, wennschon etwas mehr dem Wittenberger als dem Ingolstädter Theologen zugeneigter Zeuge, der Humanist Mosellanus schildert in einem Briefe an einen Freund diese beiden Kämpen folgendermaßen: „Eck ist lang von Natur und festen, vierschrötigen Körpers. Seine Stimme ist voll und durchaus deutschen Klanges; unterstützt von kräftigen

Lungen würde sie, auch mehr derb als deutlich, nicht nur für einen Tragöden, sondern auch für einen Ausrufer ausreichen. Mund und Augen, ja das ganze Gesicht würden eher auf einen Fleischer oder einen Landsknecht als auf einen Theologen schließen lassen. Seine Stärke ist ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Gliche dem die Schärfe des Verstandes, so wäre er ein Mann vollkommener Begabung. Aber ihm fehlt das schnelle Verständnis und die Schärfe des Urteils, und wo diese mangeln, sind die andern Geistesgaben umsonst. Daher häuft er beim Disputieren ohne alle Auswahl so viele Gründe, so viele Zeugnisse der Schrift, so viele Sätze aus andern Schriftstellern zusammen und merkt nicht, daß die meisten nichtssagend sind, daß sie in ihrem Zusammenhange richtig verstanden für seinen Zweck gar nichts beweisen, daß sie vielfach apokryphisch und spitzpfindig sind. Sein Absehn geht nur darauf, durch große Stoffmassen die meist urteilslosen Zuhörer zu täuschen und in ihnen die Meinung zu erwecken, er sei der Sieger. Dazu kommt eine unglaubliche Keckheit, die er mit erstaunlicher Schlauheit verhüllt. Sobald er nämlich merkt, daß er durch seine Keckheit in des Gegners Schlingen gefallen ist, lenkt er das Gespräch allmählich nach einer andern Seite ab; oder aber er kleidet die Meinung des Gegners in andere Worte und gibt sie dann für die seinige, seine eigene thörichte aber für die des Gegners aus. — Luther ist mittelgroß und mager; sein Körper durch Sorgen und Studien so erschöpft, daß man bei näherem Hinblicken alle Knochen an ihm hätte zählen können. Er steht in kräftigem Mannesalter; seine Stimme ist hell und klar. Er zeichnet sich aus durch Gelehrsamkeit und Schriftkenntnis und besonders dadurch, daß er alles bereit hat. Griechisch und heberäisch versteht er soviel, um die Schrifterklärungen beurteilen zu können. Auch fehlt es ihm nicht an Redestoff, da ihm ein großer Vorrat von Worten und Sachen zu Ge-

bote steht. Im Leben ist er freundlich und umgänglich; er hat nichts Finsteres noch Sauertöpfisches an sich, sondern steht jederzeit zu Dienste. Er ist ein launiger und angenehmer Gesellschafter, allenthalben lebhaft und ruhig, immer fröhlichen Angesichts, wie grimmig ihm auch die Gegner drohen, so daß man nicht wohl glauben kann, er beginne so Großes ohne die Hilfe Gottes. Doch ist er — und das rechnen die Meisten ihm als Fehler an — im Tadeln ungestümer und bissiger, als es für einen, der auf Neuerungen im Kirchlichen sinnt, sicher, als es für einen Theologen schicklich ist; ein Fehler, den er vielleicht mit allen gemein hat, die erst spät zur Gelehrsamkeit gelangen.

Als Luther sein Katheder bestieg, — in der Hand hielt er ein Kränzchen von Blumen, um sich daran zu erfrischen, — begann er wieder mit der Erklärung, er habe diesen Streit über das göttliche Recht des Papsttums nicht gesucht; derselbe sei ihm von seinem Gegner aufgenötigt worden. Übrigens bedaure er, daß die Urheber des ganzen Handels hier nicht zur Stelle seien, um Rede und Antwort zu geben. Immer noch sah er in den Dominikanern und ihrer Gefolgschaft seine eigentlichen Widersacher.

Den Anfang des Gespräches machte dann Eck, wie verabredet war. Zur Begründung seines 13. Satzes sagte er, die Kirche, das Abbild der himmlischen Hierarchie, müsse ein Haupt haben und das sei kein Anderer als der römische Papst. Gut, erwiderte Luther, eines Hauptes bedarf die Kirche, aber dazu taugt kein sterblicher Mensch, denn die Kirche ist ihrem Wesen nach geistlich, ist ein Gegenstand des Glaubens; Haupt seiner Gemeinde, der triumphierenden sowohl wie der noch streitenden, ist allein Christus. Des Papstes angebliches Recht läßt sich weder aus der heiligen Schrift noch aus den alten Vätern beweisen, und die ganze griechische Kirche mit ihren vielen Glaubenshelden und

Märtyrern erkennt ihn bis heute nicht als Haupt an. Eck suchte dies umzustoßen, aber gerade in der Geschichtskenntnis erwies er sich als recht schwach, während Luther hierauf seine Studien gerichtet hatte, und die Bibelstellen verwandte er nach der Auslegung späterer Kirchenlehrer, sodaß Luther sich zu der Bemerkung genötigt sah, man müsse nicht die Schrift nach den Kirchenlehrern, sondern die Kirchenlehrer nach der Schrift und diese aus sich selbst verstehen. Solches allein lasse er gelten. Kurz, Eck war offenbar etwas in Verlegenheit. Nun begann er auszuweichen und suchte dabei zugleich seinem Gegner einen rechten Streich zu versetzen. Am nächsten Morgen, als die Reihe an ihn kam, wies er darauf hin, daß ähnliche Sätze wie die von Luther verteidigten, einst das Konstanzer Konzil als hussitisch verurteilt habe; auch höre man ja schon, daß die Böhmen in großer Freude seien über Luther, der ihre Ketzerei wieder aufbringe. Als Luther diese Erneuerung eines schon einmal gegen ihn angewandten Kunstgriffes hörte, fuhr er heftig auf und verwahrte sich dagegen, daß man ihn zu einem Patron der Böhmen mache; er habe deren willkürliche Trennung von der übrigen Kirche nie gebilligt, denn die sei gegen die Liebe. Einmal hierher gedrängt hielt er nun aber Stand. Am Nachmittage kam er selbst auf den Punkt zurück und erklärte, unter den Artikeln des Johann Huß und der Böhmen seien viele durchaus christlich und evangelisch; die allgemeine Kirche könne sie nicht verurteilen; so z. B., daß es nur Eine allgemeine Kirche gebe; ferner: Es sei nicht zum Heile notwendig zu glauben, daß die römische Kirche über den andern Kirchen stehe. Als er dies aussprach, stützte — so erzählt ein Augenzeuge — Herzog Georg beide Hände in die Seiten und sagte laut und vernehmlich: „Das walt die Sucht!“ Eck ließ sich Luthers Worte nicht entgehen, sondern schloß nun weiter, obgleich jener ihm heftig dazwischen redete, Luther habe mit obigen

Sätzen gegen ein allgemeines Konzil, nämlich das von Konstanz, gesprochen; nun würden die verdammten Hussiten auf ihn sich stützend bald rufen: „Hat das Konzil so in zwei Artikeln geirrt, so ist seine Autorität auch in andern nur eine wackelige.“ Und wonach solle man dann entscheiden, was eine Ketzerei sei, wenn nicht nach den Worten des Papstes und der Konzile? — „Nach der Schrift“, entgegnete Luther, „sie allein ist unfehlbar; auch Konzile können irren, wie dies lange vor mir ganz angesehene Männer ausgesprochen haben.“ So nahm er von dem einmal Gesagten nichts zurück, wie verdrießlich es ihm auch war, daß man ihn so mit den Böhmen zusammenwarf. Je mehr Eck ihn hiermit drängte, um so mehr betonte er, daß sein Gegner mit seiner Lehre von der Papstgewalt die Griechen aus der Kirche ausschließen und Männer zu Ketzern stempeln müsse, die man seit Jahrhunderten als Heilige verehrt habe; um so schärfer verlangte er, man solle ihm aus Gottes Wort das göttliche Recht des Papstes erweisen, das eben sei es, worum es sich handle. Er zog sich zurück auf den umfassenderen Kirchenbegriff, den er schon im vorigen Jahre in der Predigt vom Banne entwickelt hatte, und auf die h. Schrift.

So redete man drei Tage lang hin und her, die vom Herzog für die Behandlung dieser These bestimmt waren, und durfte dann mit seiner Bewilligung noch fast zwei Tage darauf verwenden. Luther verlangte abermals, der Gegner solle ihm den Beweis dafür liefern, daß ein Konzil nicht irren könne. Das vermochte Eck natürlich nicht, erklärte nun aber rund und rein heraus: „Wenn du glaubst, daß ein ordentlich berufenes Konzil irre oder geirrt habe, so giltst du mir für einen Zöllner und einen Heiden.“ Die Unvereinbarkeit der beiden Standpunkte war ganz klar geworden: hier die Schrift die letzte Autorität, dort Konzilien und Papst; hier Kirche, wo immer man an Jesum Christum glaubt, dort

Kirche nur, wo man dem Papste in Rom Gehorsam leistet. Am Freitag Nachmittage brach man mit diesem Punkte ab. Dann wurden mehrere Tage hindurch noch weitere Streitsätze zwischen beiden Männern besprochen: über das Fegfeuer, den Ablaß, die Reue, die priesterliche Absolutionsgewalt. Aber diese Streitführung war auf beiden Seiten matt gegen die vorhergegangene. Auch zeigte sich, daß man hier in vielem gar nicht soweit auseinander war, da Luther über manches, z. B. das Fegfeuer, noch keine rechte Klarheit hatte, und Eck nicht gewillt war, auch die gröbsten Mißbräuche zu vertreten. Am Donnerstag den 14. Juli morgens 8 Uhr zog Luther, der Sache überdrüssig, sich zurück. Nun trat Karlstadt wieder an seine Stelle und setzte die Disputation bis zum Abende des nächsten Tages fort. Am Sonnabend den 16. Juli fand sie, wieder mit einer lateinischen Rede, ihren feierlichen Schluß. So hatte sie volle drei Wochen gedauert und wäre wohl noch fortgeführt worden, wenn nicht der Herzog wegen eines erwarteten fürstlichen Besuches sein Schloß gebraucht hätte.

Donnerstag den 14. Juli unterzeichnete Luther noch die letzte Vereinbarung mit Eck, worin bestimmt ward, die Akten sollten den Universitäten in Paris und Erfurt zum Urteil zugesandt werden, in Erfurt aber sollten die Mitglieder des Augustiner- und des Dominikanerordens nicht mit urteilen dürfen. Dann scheint er, ohne den weitern Verlauf des Gesprächs abzuwarten, gleich abgereist zu sein, um in Grimma mit Staupitz, der dort das Kloster visitierte, zusammenzutreffen. Er war sehr unzufrieden mit dem Geschehenen. Die Disputation sei, sagte er, von jenen nicht der Erforschung der Wahrheit, sondern ihrer eignen Ehre halber gesucht worden; daher habe sie nicht gelingen können. Nur der Punkt von der Papstgewalt war seiner Meinung nach einigermaßen ernsthaft behandelt worden; und an diesem lag ihm nicht so gar

viel. Herzog Georg hatte eines Tages die drei Gegner zu Gaste geladen, dabei Eck und Luther auf die Schultern geschlagen und gesagt: „Sei's nun aus göttlichem oder aus menschlichem Recht, der römische Papst ist und bleibt Papst.“ „Das war“, fügt Luther hinzu, „ein wahres Wort, mit dem er in aller Höflichkeit uns das Unnütze unseres Streites ernst genug vorhielt.“ Überhaupt rühmte er das gute Urteil dieses Fürsten, wenn er sich nur von fremden Einflüssen frei zu halten wisse. Auch erkannte er rühmend an, daß der Fürst, der ihn einmal allein zu sich rufen ließ, um ihm wegen verschiedener seiner Schriften Vorhalt zu thun, während der ganzen Disputation sich bei aller Bevorzugung Ecks doch nur ritterlich gegen ihn verhalten habe.

Luthers weitere Studien und seine Erfolge.

Die beglaubigten Akten des Gesprächs waren für einige Weile noch unter Verschluß gelegt. Aber man hatte es nicht gehindert, daß gegen dreißig Personen für sich nachschrieben, und solche Nachschriften wurden nach allen Seiten hin verbreitet, aus ihnen auch noch im Verlauf des Jahres ein ausführlicher Bericht über die Leipziger Vorgänge gedruckt. Dazu machten Angehörige beider Parteien unmittelbar nach den Tagen des Gesprächs brieflich Mitteilungen darüber, die zum Teil auch der Öffentlichkeit übergeben wurden und zum Urteil für und wider anregten. Um dies Urteil richtig zu leiten, machte sich Luther gleich nach seiner Rückkehr daran, Erläuterungen seiner 13 Sätze zu schreiben, die schon im August gedruckt werden konnten, und unmittelbar darauf gab er in erweiterter Form auch jene Erklärung der dreizehnten These, die schon vor dem Gespräche erschienen war,

noch einmal heraus. Und hier nahm er nun nicht etwa zurück oder schwächte ab, sondern er sprach sich nur noch klarer und schärfer aus. Seine Gewißheit wuchs. „Von Tage zu Tage gefalle ich mir mehr und ich werde stolz, weil ich sehe, daß mein Name immer verrufener wird. Denn die Wahrheit, d. h. Christus, muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Meine Freude über die Stimme des Bräutigams und der Braut (Offenb. Joh. 22, 17) ist größer, als die Furcht vor dem Lärm der üppigen Freier, denn ich bin gewiß, daß die Menschen, die als meine Gegner erscheinen, nicht die eigentlichen Urheber all dieses Bösen sind, und darum hasse ich sie auch nicht. Der wahre Anstifter ist Behemoth (der Teufel, Hiob 40, 10) den ich durch seine Schatten hindurch erkenne. Er möchte mir furchtbar werden und bei diesem Anlaß die Wahrheit ganz aus seinem Reiche heraustreiben; aber der, welcher bei uns ist, ist größer als der, welcher in der Welt ist; wenn er unser Führer bleibt, wird der Feind nichts ausrichten. — Die Gegenwart richtet ein schlecht Gericht, die Zukunft wird schon besser urteilen." Doch auch bereits die Gegenwart urteilte nicht übel. Viele fanden großes Gefallen an der Darlegung Luthers. Daß es mit dem göttlichen Rechte des Papsttumes schlecht bestellt sei, schien ihnen unwiderleglich erwiesen zu sein. Und noch mehr Anklang in noch weiteren Schichten fanden Luthers deutsche Schriften, die jetzt in größerer Anzahl erschienen. Wenn Luther in Sachen des Glaubens aus der Schrift etwas mit voller Gewißheit erkannt hatte, dann lehrte er es auch die Gemeinde. Es gab für ihn keine Glaubenswahrheiten etwa nur für einen auserwählten Kreis. Was Gottes Wort sagt, das sagt es der ganzen Gemeinde, und das wollte er am wenigsten ihr vorenthalten. Aus der richtig verstandenen Schrift leuchtete das Licht des Evangeliums wieder auf, und die Kanzel zunächst war ihm der Ort, von dem aus es seine

Strahlen ergießen sollte. Und welche Sehnsucht nach diesem Lichte in der Gemeinde war, zeigt, daß man schon anfing, ihm seine Predigten gleichsam zu stehlen. Dieselben wurden nachgeschrieben, mangelhaft und mit Mißverständnissen nachgeschrieben, und dann, ohne daß man ihn gefragt hätte, gedruckt. So predigte er am 16. Januar 1519 vom ehelichen Stand und bald darnach erschien dieser Sermon zu Leipzig im Druck und ward in demselben Jahre noch dreimal nachgedruckt, aber so fehlerhaft, daß Luther sich entschließen mußte, ihn nun selbst drucken zu lassen, und auch hiervon erschienen nun noch im gleichen Jahre acht Ausgaben und sechs weitere im nächsten. — Ein anderer Sermon handelte von der Bereitung zum Sterben. — In der Himmelfahrtswoche, also kurz vor der Disputation, predigte er über und gegen die in jener Jahreszeit üblichen Prozessionen: „Hie sollten die Bischöfe und auch weltliche Obrigkeit zusehen, daß solche Mißbräuche abgethan oder die Prozessionen ganz aufgehoben würden. Wäre viel besser in der Kirche versammelt, gebetet und gesungen, denn mit solchem frechen Wesen Gott und seine heiligen Zeiten verspottet. Und werden die Oberherren, geistliche und weltliche, gar schwere Rechnung geben, die solchen Mißbrauch dulden, oder, so sie den Mißbrauch nicht mögen wandeln, die Prozessionen nicht gar niederlegen. Ist viel besser keine Prozession denn solche Prozession.“ — Im Spätherbste behandelte er in Predigten die h. Sakramente, d. h. die Taufe und das Abendmahl. In jenem Sermon vom ehelichen Stande hatte er unbefangen die Ehe noch ein Sakrament genannt. Jetzt, ein halbes Jahr später, erklärte er: „Über weitere Sakramente erwarte niemand von mir eine Predigt, wenn er mich nicht zuvor belehrt, aus welcher Schriftstelle ich sie beweisen soll. Denn ich lasse als Sakrament nur noch eine Handlung gelten, für welche es eine bestimmte göttliche Verheißung, die den Glauben übt, giebt.

Was es mit jenem Geschwätz von sieben Sakramenten auf sich hat, wird man schon ein andermal hören." So wuchs Luther durch anhaltendes Schriftstudium in der Erkenntnis.

Von den Sakramenten lehrte er, dreierlei gehöre dazu, nämlich das Sakrament oder Zeichen, die Bedeutung desselben, und endlich der Glaube. Dies führte er hinsichtlich der beiden Sakramente durch. „Das Zeichen, sagte er bei der Taufe, steht darin, daß man den Menschen in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes stößt in das Wasser, aber man läßt ihn nicht darin, sondern hebt ihn wieder heraus." „Die Bedeutung ist ein seliglich Sterben der Sünde und Auferstehung in Gnaden Gottes, daß der alte Mensch, der in Sünden empfangen wird und geboren, da ertränkt wird und ein neuer Mensch herausgehet und aufstehet in Gnaden geboren." Das dritte ist, daß man alles dieses festiglich glaube. Hieran schloß sich eine eingehende Erläuterung darüber, wie man die rechte Erkenntnis vor der Taufe im Leben zu bewähren habe. Sie ist das höchste Gelübde, das alle Christen gelobt haben, und dessen Erfüllung ihnen zeitlebens genug zu thun gibt. Wenn einige darüber hinaus sich noch Gelübde auferlegen, so kann dies nur die Bedeutung haben, daß es ihnen zu ihrer Taufe Vollbringung förderlich sein soll.

Ebenso vom h. Abendmahl. „Das Sakrament oder äußerlich Zeichen steht in der Form und Gestalt des Brots und Weins. — Gott hat diese zwei Gestalten nicht bloß noch ledig eingesetzt, sondern sein wahrhaftig natürlich Fleisch in dem Brot und sein wahrhaftig natürlich Blut in dem Wein gegeben, daß er ja ein vollkommnes Sakrament oder Zeichen gebe." Hier fügte er den Satz bei: „Es ist bei mir für gut angesehen, daß die Kirche in einem gemeinen Konzil wieder verordnete, daß man allen Menschen beider Gestalt gebe wie den Priestern. Nicht darum, daß Eine Gestalt nicht genug

sei, sondern daß es ziemlich und fein wäre, so des Sakraments Gestalt und Form oder Zeichen nicht stücklich eines Teils, sondern ganz gegeben würde." Ein Wunsch, der ihm bald sehr verübelt ward und ihm viele Feinde bereitete. Die Bedeutung oder das Werk dieses Sakraments ist, so lehrte er weiter, „Gemeinschaft aller Heiligen". „Dies Sakrament in Brot und Wein empfahen ist nichts anderes, denn ein gewiß Zeichen empfahen dieser Gemeinschaft mit Christo und allen Heiligen." Da werden alle geistlichen Güter Christi und seiner Heiligen dem Christen mitgeteilt, und wiederum alle seine Leiden und Sünden werden ihnen gemein; Christus und seine Heiligen treten für ihn vor Gott. Dann aber soll der Christ auch wieder tragen der Gemeinde Unfall. „Dein Herz muß sich in die Liebe ergeben und lernen, wie dies Sakrament ein Sakrament der Liebe ist, und wie dir Liebe und Beistand geschehen, wiederum Liebe und Beistand erzeigen Christo und seinen Dürftigen. Denn hier muß dir leid sein alle Unehre Christi in seinem h. Wort, alles Elend der Christenheit, alles unrecht Leiden der Unschuldigen, das alles zumal überschwenglich viel ist an allen Orten der Welt; hie mußt du wehren, thun, bitten und, so du nicht mehr kannst, herzlich Mitleid haben." Das dritte Stück ist der Glaube, „da die Macht anliegt. Denn es ist nicht genug, daß man wisse, was das Sakrament sei oder bedeute, sondern du mußt sein auch begehren und festiglich glauben, du habest es erlangt. Hie ficht der Teufel und die Natur am meisten, daß der Glaube nur nicht bestehe. — Also ist uns das Sakrament eine Furt, eine Brücke, eine Thüre, ein Schiff und Tragbare, in welcher und durch welche wir von dieser Welt fahren ins ewige Leben. Darum liegt es gar am Glauben. Denn wer nicht glaubt, der ist gleich dem Menschen, der übers Wasser fahren soll und so verzagt ist, daß er nicht trauet dem Schiff, und muß also bleiben und nimmer selig

werden, dieweil er nicht aufsitzt und überfahren will.“ Wie er schon gegen Eck gelehrt und vor Kajetan so unentweglich festgehalten hatte, lehrte er auch hier, die Hauptsache sei der Glaube. Nur wer an das Verheißungswort im Sakrament glaube, empfange es sich zum Segen; wer nicht glaube, gehe ungesegnet davon. Das stieß die ganze scholastische Sakramentslehre um, wo man die Sakramente zu guten Werken der Christen machte und lehrte, sie seien solche Werke, die an ihnen selber als Werke Gott wohlgefielen, auch wenn die ihm nicht gefielen, die sie thäten. Und als Schluß hing er diesem Sermone noch ein Wort an über die „Brüderschaften“. Damit traf er einen großen Unfug. Im Laufe des Mittelalters hatten sich nämlich besonders in Deutschland im Anschlusse an Vereinigungen des bürgerlichen Lebens, wie Gilden und Zünfte, Genossenschaften zu gegenseitiger Hilfeleistung nicht nur im äußern, sondern auch in religiöser Beziehung gebildet. Die Mitglieder verließen sich besonders auf die Hilfe des Heiligen, den sie zu ihrem Patron erkoren, und wollten einander aushelfen mit ihren Verdiensten und guten Werken. Diese Brüderschaften waren auf Gegenseitigkeit beruhende Seligkeitsversicherungsvereine. Aus Beiträgen, Geschenken und Stiftungen hatten viele von ihnen ein beträchtliches Vermögen gesammelt, und das ward zum guten Teile verwendet für die an den Jahresfesten und auch wohl noch öfters stattfindenden Gelage, die sich nicht selten über mehrere Tage erstreckten. Gegen solche Brüderschaften, die nicht bloß in den Städten, — in Wittenberg allein zählte man ihrer 21 — sondern in Norddeutschland auch auf den Dörfern vorkamen, machte nun Luther ein Doppeltes geltend. Einmal rügte er die in ihnen herrschende Schlemmerei. „Es wäre viel besser, daß keine Brüderschaft in der Welt wäre, denn daß solcher Unfug geduldet wird. Es sollten weltliche Herren und Städte mit der Geistlichkeit dazu thun, daß solches ab-

gethan würde." Noch schärfer aber tadelte er die in ihnen herrschende eigennützige Liebe, „daß sie meinen, ihre Brüderschaft soll niemand zu gute kommen, denn allein ihnen selbst, die in ihrer Zahl und Register verzeichnet sind. — Also geht unter die Gemeinschaft der Heiligen, die christliche Liebe und die gründliche Bruderschaft, die in dem h. Sakrament eingesetzt ist." Die alleredelste Brüderschaft sei die Gemeinschaft aller Heiligen, aller Christen. „So sollen nun alle anderen Brüderschaften so geordnet sein, daß sie die erste und edelste stets vor Augen haben, dieselbe allein groß achten, und mit allen ihren Werken nichts eigenes suchen, sondern um Gottes willen dieselben thun, Gott zu erbitten, daß er dieselbe christliche Gemeinschaft und Brüderschaft erhalte und bessere von Tage zu Tage. Also wo eine Brüderschaft sich erhebt, sollen sie sich also lassen ansehen, daß dieselben vor andern Menschen herausspringen vor die Christenheit mit Beten, Fasten, Almosen, guten Werken, etwas besonderes zu thun, nicht ihren Nutz oder Lohn zu suchen, auch niemand ausschlagen, sondern wie freie Diener der ganzen Gemeinde der Christenheit zu dienen." Wer so nicht denken und handeln wolle, der möge lieber aus der Brüderschaft austreten; sonst schade sie ihm an Leib und Seele.

An diesen Sermon über das Sakrament der christlichen Gemeinschaft schloß sich eine Predigt über die Verweisung aus dieser Gemeinschaft, über den Bann. Luther lehrte hier die Gemeinde etwas weitläufiger dasselbe, was er im Jahre vorher in seiner lateinischen Predigt über den Gegenstand gesagt hatte. Und endlich ließ er noch im Dezember 1519 zwei Sermone über den Wucher drucken, um besonders zu zeigen, wie ein Christ das irdische Gut zu behandeln habe.

Zu solchen deutschen Erbauungsschriften kamen auch noch lateinische. Der alternde Kurfürst war im Herbste 1519 erkrankt, und Spalatin forderte nun Luther auf, demselben

etwas zum Troste in seiner Schwäche zu schreiben. Luther folgte dem und verfaßte eine Trostschrift in lateinischer Sprache, die dann, nachdem Spalatin sie verdeutscht hatte, in beiden Sprachen gedruckt ward. Sie hieß Tessaradekas d. h. die Vierzehn, nämlich Heiligen oder Nothelfer. Statt auf diese, zu denen das verführte Volk in seiner Not sich zu wenden pflegte, wollte Luther das Auge des Fürsten auf 14 andere trostreiche Bilder lenken. Er redete von 7 Übeln und 7 Gütern und zeigte, wie deren rechte Betrachtung das seufzende Herz erquicke und dem Christen über solche Leiden wie leibliche Krankheit, ja auch über Schwereres, hinweghelfe. — Bald darauf gelangte von derselben Seite her die Aufforderung an ihn, etwas zur Auslegung der sonntäglichen Evangelien und Episteln zu schreiben, und wieder gab er dieser Anregung Raum. Er fühlte sich verpflichtet, mit seiner christlichen Erkenntnis wie allen Menschen, so besonders seinem Fürsten zu dienen, und es freute ihn, daß derselbe eine solche Sehnsucht nach dem Worte Gottes empfand. Der Kurfürst hatte einst in einem mit Staupitz über die Prediger geführten Gespräche geäußert, die mit menschlichen Künsten und menschlichen Überlieferungen gefüllten Predigten ließen ihn merkwürdig kalt und vermöchten nicht, ihn zu überzeugen, denn man vermöge nichts so Scharfsinniges aufzustellen, das nicht durch größeren Scharfsinn wieder eingerissen werden könne. Nur die h. Schrift spreche mit solcher Majestät und Kraft über alles menschliche Vermögen hinaus, daß alle Netze des Zweifels bald zerrissen und man genötigt würde, auszurufen: „So hat nie ein Mensch geredet, hier ist Gottes Finger; das lehrt nicht wie Schriftgelehrte und Pharisäer, sondern wie einer, der die Gewalt hat." Staupitz sprach voller Freuden seine Zustimmung zu dem Gehörten aus, worauf Friedrich seine Hand ergriff und sagte: „Versprich mir, daß du immer so denken willst." — Seitdem Luther durch Staupitz von diesem Vorgange, der

auch die Stellung Friedrichs zur Reformation erklären hilft, wußte, war sein Herz noch mehr für seinen Fürsten gewonnen und es war ihm eine große Freude, solchen Bedürfnissen desselben abhelfen zu können. Aber die übernommene Arbeit ging dem Überbürdeten nur langsam von statten; die Ausführung zog sich über ein Jahr lang hin. Schneller gelang ihm eine andere Aufgabe, zu deren Lösung er sich im Februar 1520 anschickte. Wieder hatte Spalatin ihn gebeten, er möchte eine Predigt über die guten Werke ausgehen lassen, und da dies ein so höchst wichtiger Gegenstand war, erfüllte Luther die Bitte. Die Predigt aber erwuchs ihm unter der Hand zu einem Buche, das er nun dem Herzoge Johann von Sachsen, dem Bruder und Nachfolger Friedrichs, widmete. Über die guten Werke, bemerkte er, sei dermalen besonders eine Belehrung nötig, weil in nichts so viel List und Betrug geschehe und der einfältige Christenmensch gar leicht darin verführt werde. Zuerst müsse man wissen, daß keine guten Werke seien, denn allein, die Gott geboten habe. Damit waren alle Menschensatzungen, deren Erfüllung man als besonders verdienstlich ansah, ihrer höheren Würde entkleidet; es ward wieder hingewiesen auf das Thun des von Gott gegebenen täglichen Berufes und dies in seinem Werte anerkannt. Zum andern lehrte er, das erste und höchste gute Werk sei der Glaube an Christum, der allein allen Werken erst verleihe, daß sie gut seien. Wo der Glaube sei, da sei ein gutes Gewissen zu Gott, und da wisse man auch, daß alles, was man thue, Gott wohlgefalle. „Hier kann nun ein Jeglicher selbst merken und fühlen, wenn er Gutes und nicht Gutes thut. Denn findet er sein Herz in der Zuversicht, daß es Gott gefalle, so ist das Werk gut, wenn es auch so gering wäre, als einen Strohhalm aufheben. Ist die Zuversicht nicht da oder zweifelt er daran, so ist das Werk nicht gut, ob es schon alle Toten auferweckte, und sich der Mensch verbrennen ließe.

Alles, was nicht aus oder im Glauben geschieht, ist Sünde (Röm. 14, 23). Von dem Glauben und keinem andern Werke haben wir den Namen, daß wir Christgläubige heißen, als von dem Hauptwerk. Denn alle andere Weise mag ein Heide, Jude, Türke, Sünder auch thun; aber trauen festiglich, daß er Gott wohlgefalle, ist nicht möglich, denn einem Christen, mit Gnaden erleuchtet und befestiget. — Daraus denn weiter folget, daß ein Christenmensch, in diesem Glauben lebend, nicht darf eines Lehrers guter Werke, sondern was ihm vorkommt, das thut er und ist alles wohlgethan. — Wer in dieser Zuversicht gegen Gott lebt, weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermisset sich aller Dinge, was zu thun ist, und thut alles fröhlich und frei, nicht um viel guter Verdienste und Werke zu sammeln, sondern daß ihm eine Lust ist, Gott also wohlgefallen, und lauterlich umsonst Gott dienet, daran begnüget, daß es Gott gefällt.“ Daher sei es auch ein ganz unbilliger Vorwurf, den man ihm so oft mache, daß er von guten Werken abziehe, wenn er die jetzige falsche Meinung bekämpfe und das kirchliche Gepränge nicht als ein gutes Thun gelten lasse. Im Gegenteil, er zeige, wie es zu wirklich guten Werken komme und lehre nach der Schrift den rechten Unterschied. Nach diesen Grundsätzen nahm er die 10 Gebote durch, deckte auf, wie man sie bisher falsch verstanden und angewendet habe, und entwickelte das richtige Verständnis. Dabei fielen scharfe Worte gegen herrschende Mißbräuche und vornehmlich gegen die allgemeine Verdrehung der h. Schrift. „Es möchte einem vor dem Leben grauen allein des Mißbrauchs und Lästerung halben des heiligen Namens Gottes, unter welchem wir, so er länger währen soll, wie ich besorge, den Teufel werden öffentlich für einen Gott anbeten, so gar überschwenglich grob gehet die geistliche Gewalt und die Gelehrten mit den Sachen um. Es ist hohe Zeit, daß wir Gott mit Ernst bitten, daß er seinen Namen

wolle heiligen. Es wird aber Blut kosten, und die in der h. Märtyrer Gut sitzen und mit ihrem Blut gewonnen sind, müssen wiederum selbst Märtyrer machen.“ Was Luther in diesem ganz vortrefflichen „Sermon von guten Werken“ lehrte, stieß das um, was man bisher für wahres, christliches Leben ausgegeben und als solches hoch gefeiert hatte; aber er riß nicht nieder, ohne zuvor aus der Schrift gezeigt zu haben, worin die rechten guten Werke des Christen bestehen, und aus welchem Quell sie entspringen.

Es waren lebenskräftige Samenkörner, die Luther mit diesen deutschen für die Laien bestimmten Schriften ausstreute, und sie fielen auf einen empfänglichen, guten Boden. Weithin in deutschen Landen war bei der Christengemeinde ein Sehnen nach Gottes Wort verbreitet. Man hatte es schon mit Andacht angehört, wenn die sonntäglichen Abschnitte beim Gottesdienst in der Volkssprache gelesen wurden; und als nun einer aufstand, der es auch recht deutete, da horchte man auf und nahm es an, weil man sich im Herzen getroffen fühlte. Es dauerte nicht lange, so weckte Luthers Stimme schon einen wohltönenden Widerhall aus den Kreisen heraus, an die er sich gewendet hatte. Noch 1519 erschien eine „Schutzrede und christliche Antwort eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit der h. Schrift auf Etlicher Widersprechen, mit Anzeigung, warum Dr. Martin Luthers Lehre nicht als unchristlich verworfen, sondern mehr als christlich gehalten werden soll.“ Für das Letzte führte der noch ungenannte Verfasser — es war der treffliche Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler — sechs Gründe an: 1. Was Luther bisher gelehrt hat, das hat er allein auf das Evangelium, die Sprüche der h. Propheten und den h. Paulus ohne Mittel gegründet und so verständig dargelegt, daß ich dawider gar kein gegründetes Widersprechen gefunden habe; 2. das weiß ich unzweifelhaft, daß mir, der sich für keinen

hochvernünftigen Gelehrten hält, mein Leben lang nie eine Lehre oder Predigt so stark in meine Vernunft gegangen ist; habe auch von keinem mehr begreifen mögen, das sich christlicher Ordnung also vergleicht als Luthers und seiner Nachfolger Lehre; 3. ich fand in allen seinen Lehren, daß er mehr Christum, als seinen eignen Nutzen sucht: 4. kein Verständiger wird dem widersprechen, daß er viele Irrsale und Skrupel verwirrter Gewissen entledigt hat; 5. er thut nur, wozu er ein Recht hat, denn er ist Ordensmann, Prediger, Doktor, dem aus Erforderung seines Amtes zusteht, die christliche Lehre nicht zu verschweigen, sondern bis zur Vergießung seines Blutes zu verfechten; 6. er hat sich allweg erboten, ihn eines Bessern mit Grund der Wahrheit zu berichten oder, so die Kirche ein anderes beschließe. Wo deren eins geschehe, wolle er nicht allein von seiner Meinung abstehen, sondern sich auch als Irrenden bekennen. Das ist ja ein christliches Gemüt und tapferes Erbieten.

Derartige Früchte erfreuten Luther. Und doch mußte er auch zur Abfassung deutscher Erbauungsschriften, die solche Früchte zeitigten, erst gemahnt, ja fast genötigt werden; so ganz hatte er sich in die Aufgaben seines nächsten Berufes, die Vorlesungen und täglichen zwei Predigten, vertieft. Als Spalatin ihn um eine Fastenpostille bat, wies er wieder hin auf das Übermaß von Arbeit, das auf ihm laste. „Der Psalter fordert einen ganzen Mann, einen andern die Predigt vor der Gemeinde über das Evangelium und über das erste Buch Mosis; einen dritten das Vielerlei meines mönchischen Gottesdienstes, einen vierten das Werk, das du jetzt von mir forderst, noch ganz ungerechnet die vielen Briefe, sonstige zeitraubende Geschäfte und der Verkehr mit Freunden und Genossen.“ Er fühlte, daß er sich diesem Umgange, der meist mit Einladungen verknüpft war, nicht ganz entziehen dürfe; und doch reute ihn die dafür in Anspruch genommene

Zeit. Auch war es ihm unangenehm, daß man gerade hierbei ihn umlauerte, und wenn er an Unterhaltungen, z. B. einem Würfelspiele, in aller Unbefangenheit teilnahm, dies möglichst zu seinen Ungunsten ausdeutete. Und wie viele wandten sich schon mit der Bitte um seinen Rat und um seine Fürsprache an ihn! In jenen Monaten z. B. machte eine bedrängte Witwe ihm viel zu schaffen. Sie hatte in ihrem Testamente dem Wittenberger Stifte ihr Häuschen vermacht, wollte dann aber das Testament widerrufen, um ihre in Not geratenen verwitweten Schwestern unterstützen zu können. Dies verweigerten die Stiftsherrn; das Häuschen sei einmal geschenkt und sie dürften es nicht wieder herausgeben, boten aber der Witwe eine entsprechende jährliche Rente. Luther meinte, nach dem Evangelio müßten sie der Frau zu willen sein. Er verhandelte persönlich mit ihnen, aber sie wollten nicht nach dem Evangelio sich richten, sondern steiften sich auf das geistliche Recht; darnach könne das einmal Gott Gewidmete nicht zurückgegeben werden, auch wenn der Spender nun immer betteln, ja selbst Hungers sterben müßte. Es half nichts, daß er ihnen vorhielt, wenn sie an Christi statt ein Geschenk annehmen könnten, so würden sie auch an seiner statt es zurückgeben können. Sie blieben bei ihrem unchristlichen geistlichen Rechte und verwiesen ihn an ein Gottesurteil durch das h. Abendmahl. Er brachte durch Spalatin den Handel an den Kurfürsten, konnte aber trotz wiederholter Briefe ihn nicht recht fördern.

Am meisten war er darauf bedacht, für das Schriftstudium Zeit zu gewinnen. Es machte ihm wegen des Ringens mit den Grundsprachen viele Mühe. Lange, sagte er, mache ihm oft ein einziger Vers der Psalmen, über welche er damals las, zu schaffen; aber es gewährte ihm auch den höchsten Genuß; es förderte wie nichts seine Entwicklung. Noch heute können wir fast im einzelnen beobachten, wie er im Schrift-

verständnis wuchs, wie seine christliche Erkenntnis ausreifte. Im Dezember 1519 fragte ihn Spalatin einmal, welches denn eigentlich die Pflichten und Aufgaben des Priesters seien. Luther antwortete: „Ich weiß es nicht. Je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger finde ich was zu schreiben, wenn ich nicht von Zeremonien schreiben will. Mich bedrängt jenes Wort Petri (1. Petri 2), daß wir alle Priester seien, und der ähnliche Ausspruch des Johannes in der Offenbarung (5, 10; 20, 6). Darnach scheint mir das Priestertum, in welchem wir stehen, sich von dem der Laien durch nichts anderes zu unterscheiden, als durch das Amt, welches Wort und Sakramente verwaltet." — Schon während des Leipziger Gesprächs hatte er zwischen den kanonischen und den apokryphischen Büchern im alten Testament unterschieden und den letzteren für Glaubenssätze die Beweiskraft abgesprochen. Bald darnach sprach er aus, daß auch im neuen Testament nicht alle Bücher ihm hierfür den gleichen Wert zu haben schienen. Vom Brief des Jakobus sagte er, der Stil desselben bleibe unter der apostolischen Hoheit und sei dem paulinischen lange nicht zu vergleichen. Hiermit wollte er jedoch keineswegs jenen Brief aus dem Kanon streichen. Auch seine späteren schärferen Äußerungen meinen das nicht. Er wollte nur erklären, derselbe gehöre nicht zu den „besten und edelsten Büchern" des neuen Testaments, auf welche man vor allem den Glauben gründen müsse; eine ähnliche Unterscheidung, wie wenn er sagte, „St. Johannis Evangelium sei das einige, zarte, rechte Hauptevangelium und den andern dreien weit, weit vorzuziehen und höher zu heben." Den Kanon der h. Schrift, den die alte Kirche anerkannt hatte, ließ er in seinem Bestande unangetastet und ward nicht müde, zu wiederholen, daß diese sich selbst auslegende Schrift es sei, der allein man unbedingt sich zu unterwerfen habe. „Das wollt Gott nimmermehr, daß ein fromm Christenmensch einen

Spruch der Schrift recht verstünd und in sich bildet und sollt denselben darnach um etlicher Irrigen Verstands willen verwerfen, unangesehn seinen rechten Verstand. Darüber sollt man Papst und Konzile verleugnen zur Rettung der h. Schrift."

Diese eifrigen Schriftstudien trieb Luther damals in Gemeinschaft mit Melanchthon und dadurch wurden sie so fruchtbar. Er verwendete für sich des jüngern Freundes Kenntnisse in der Grundsprache und Melanchthon wieder wuchs durch Luther erstaunlich schnell in der evangelischen Theologie. Die beiden an Jahren ziemlich ungleichen und im Charakter sehr verschiedenen Männer reiften durch die gemeinsame Arbeit und wuchsen mehr und mehr zusammen. Es bildete sich zwischen ihnen das schönste Verhältnis, das besonders der erregbare Luther nicht genug rühmen konnte. Eck hatte in seinem Ärger, während er Luthers Gelehrsamkeit Anerkennung zollte, Melanchthon öffentlich einen bloßen Grammatiker gescholten, den man in theologischen Dingen nicht dürfe mitreden lassen. Da fuhr Luther auf und erklärte ebenso öffentlich: „Durch Eck lasse ich mich noch lange nicht mit Neid gegen meinen Philipp erfüllen, vielmehr stelle ich ihn ganz besonders hoch; dieses einen Mannes Urteil und Autorität gilt mir mehr als viele tausend Ecke. Obwohl Magister der Künste, der Philosophie und der Theologie und fast mit allen Titeln Ecks geschmückt, schäme ich mich doch nicht, von meiner Meinung abzugehen, wenn dieser Grammatiker eine andere hat. Das habe ich oft gethan und thue es täglich wieder wegen der himmlischen Gabe, die Gott nach seiner reichen Gnade in dies schwache Gefäß gelegt hat." An Staupitz schrieb er im Oktober 1519: „Melanchthon hält sich so, daß er uns allen als das erscheint, was er ist, als ein Wunder. Wenn Christus Gnade gibt, wird er viele Martine stellen als ein mächtiger Feind des Teufels und der scholastischen

Theologie; denn er kennt ihre Nichtigkeiten und Christi Kraft; daher wird er stark sein.“ Und im Dezember an seinen Freund Johann Lang: „O könnte ich doch nur alle Mönche in die theologische Vorlesung Philippi über Matthäus, die er morgens um 6 Uhr hält, schicken! Dieser kleine Grieche übertrifft mich auch schon in der Theologie.“

Neue Kämpfe.

Ein äußerer Antrieb war schon nötig, um Luther dahin zu bringen, daß er mit Unterbrechung seiner Studien für die Christengemeinde Erbauliches schrieb. Wahrhaft verdrießlich aber war es ihm, wenn er dann seine knappe Zeit auch noch dazu verwenden sollte, Streitschriften abzufassen. Und doch ward er auch hierzu immer wieder genötigt. Seine Gegner ließen ihm keine Ruhe.

Es ist nicht ganz sicher, aber doch wahrscheinlich, daß Eck es war, der dem aus seinem Kampfe mit Reuchlin bekannten Dominikaner Jakob Hochstraten in Köln von jenem Satze Luthers gegen das göttliche Recht des Papstes Mitteilung machte. Hochstraten gab daraufhin in einer Schrift gegen Reuchlin dem Papste Leo X. auch den gelegentlichen Rat, er möge als ein Löwe sich wider den neuen Ketzer erheben und ihn einfach unterdrücken. Diesen blutdürstigen Rat kennzeichnete Luther hinlänglich auf einem offenen Blatte, das er wahrscheinlich während des Leipziger Gespräches drucken ließ. In eben diesen Tagen schickte Eck zwei Briefe an Hochstraten, in denen er von dem Gespräche Bericht erstattete und dringend bat, Hochstraten möge darauf hinwirken, daß die Pariser Universität bald gegen Luther entscheide. Diese zögerte freilich aus guten Gründen; dagegen erreichte Hochstraten es,

daß die theologischen Fakultäten in Köln und Löwen eine feierliche Verurteilung der Lehre Luthers mit einem zustimmenden Briefe des Kardinals von Tortosa, des spätern Papstes Hadrian VI., drucken ließen. Dieser unverständige Angriff erfolgte im Februar 1520 und schon nach wenigen Tagen war Luthers scharfe Erwiderung fertig. Er stellte die beiden Fakultäten darin an den Pranger, indem er schonungslos aufdeckte, wie diese Theologen in so angesehener Stellung hinsichtlich der Grundwahrheiten des Christentums die gröbste Unwissenheit bekundeten und sich nicht scheuten, Sätze der h. Schrift für verdammungswürdige Ketzereien zu erklären.

Im April 1519 hatte es die Franziskaner-Observanten der sächsischen Provinz gelüstet, an Luther zu Rittern zu werden. Sie stellten vermeintliche Ketzereien von ihm zusammen und übergaben die dem Bischof von Brandenburg mit einer Klage. Sobald Luther hiervon hörte, machte er ihnen Vorstellungen über ihr unchristliches Verfahren und und verlangte von ihnen, sie sollten ihre Klage zurücknehmen und ihm seinen guten Namen wiederherstellen; wo nicht, so werde er selbst jene Anschuldigung veröffentlichen und dabei ihre ganze Unwissenheit ans Licht bringen, ihrem Orden gewiß nicht zur Ehre. Die Franziskaner besannen sich hierauf nicht lange, sondern fügten sich. Die Sache schien abgemacht. Aber ihre Artikel waren in den Händen des Bischofs geblieben, der sich jetzt mehr und mehr von Luther abwandte. Als er im Juli durch Leipzig kam, teilte er sie Eck mit und bat ihn gegen ein Geschenk von 15 Kronen um ein Gutachten, welches Eck, da der Bischof abreisen wollte, in zwei Stunden niederschrieb. Dies geriet Luther in die Hände und ärgerlich darüber, daß sein Gegner keine Gelegenheit unbenützt ließ, um ihn in den Ruf der Ketzerei zu bringen, schrieb er eine scharfe Erwiderung. Als es ruchbar ward,

daß eine solche bevorstehe, suchte der Franziskanerprovinzial durch eine Gesandtschaft Luther zu besänftigen, und dieser war gutmütig genug, den Gesandten ein Schreiben an den Leipziger Drucker mitzugeben, wonach derselbe die Antwort unterdrücken durfte. Aber die Boten kamen zu spät; das Schriftchen war schon ausgegeben.

Eck, der nach der Disputation noch elf Tage in Leipzig blieb, schrieb von dort auch am 23. Juli an den Kurfürsten von Sachsen, um ihn von neuem auf die gefährlichen Irrlehren hinzuweisen, die seine Theologen trieben. Der Fürst gab diesen Ecks Schreiben zur Verantwortung, auf welche Eck eine neue Entgegnung sandte, so daß auch hieraus Streitschriften erwuchsen. — Schon am 21. Juli hatte Melanchthon einen Brief an den Augsburger Domprediger Johann Ökolampadius mit einer ziemlich unparteiischen Beschreibung des Gesprächs in den Druck gegeben. Aber auch hierdurch fühlte sich Eck so verletzt, daß er noch in Leipzig am 25. Juli dem „Grammatiker" antwortete. Er wollte ihn als einen der theologischen Fragen nicht Mächtigen beiseite schieben; aber gegenüber dem feinen Philippus, für den nun auch Luther mit aller Wärme eintrat, zog er den Kürzern. — Und endlich auch an den Papst soll er in diesen Tagen einen Bericht über seinen angeblichen Sieg erstattet und dabei um Ersatz seiner Unkosten gebeten haben.

Nachdem er in Leipzig gethan hatte, was er konnte, um den Wittenbergern möglichst viel Feindschaft zu erregen, zog er, vom Herzoge aus der Herberge ausgelöst, heimwärts und setzte von Ingolstadt aus den Kampf fort. Durch Herzog Georg suchte er die Universitäten Paris und Erfurt zur Entscheidung gegen Luther zu drängen. Allein die Pariser ließen sich nicht drängen. Gerade in der Frage nach den Rechten des Papsttumes standen auch sie gegen den Papst und bei einfacher Verurteilung Luthers hätten sie sich selbst ver-

dammt. Die Erfurter aber fürchteten sich, da bei ihnen die allgemeine Stimmung sich immer mehr Luther zuwandte, und schickten nach einigen Monaten die Akten einfach zurück. So blieben diese Bemühungen Ecks ohne Erfolg. Nun hätte er gern selbst den Richter gespielt. Nachdem er schon im November dem sächsischen Kurfürsten geschrieben, es wäre ganz löblich, wenn derselbe die Büchlein Luthers auf einem Haufen verbrennte, wollte er selbst zu Neujahr in Ingolstadt einen solchen Bücherbrand ausführen. Aber auch hiervon mußte er abstehen. Der besonnene Rat des greisen Reuchlin, der damals noch in Ingolstadt lehrte und Einfluß übte, vereitelte das Unternehmen. Eck sah ein, daß zu stärkern Mitteln gegriffen werden müsse, wenn man überhaupt noch etwas erreichen wolle. Er beschloß, selbst nach Rom zu gehen, wohin er eben damals auch vom päpstlichen Hofe einen Ruf erhalten haben soll. Am 18. Januar 1520 reiste er von Ingolstadt ab mit einer Übersetzung der deutschen Schriften Luthers, welche diese den päpstlichen Theologen erst zugänglich machen sollte, und mit einem Buche über den Primat des Papstes, welches er in der letzten Zeit zusammengestellt hatte.

Niemand hat damals eine solche Thätigkeit gegen Luther entfaltet, wie Eck. Und doch hat er gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er erstrebte. Statt seinem Gegner zu schaden, hat er ihm genützt. Einmal hat vorzüglich er durch seine Angriffe dazu beigetragen, Luther von den römisch-päpstlichen Anschauungen, in denen er groß geworden war, allmählich ganz loszumachen. Und dann förderte sein Name geradezu die von ihm befehdete Sache. Schon vor der Reformation galt Eck in einigen Kreisen nicht nur für einen eitlen und zanksüchtigen Theologen, sondern auch — ob mit Recht oder Unrecht, kann hier nicht untersucht werden — für einen käuflichen Charakter. Diese üble Meinung von ihm verbreitete sich. Man behauptete, er stehe gewissermaßen

im Solde des reichen Handlungshauses der Fugger. Mit diesem war man weithin in Deutschland übel zufrieden. Viele haßten es wegen seines großen Einflusses auf den Handel, und solcher Widerwille übertrug sich bis auf Eck. Es bildete sich in großen Kreisen des Volkes gewissermaßen das Gefühl aus, wenn Eck, den man bald mit Spottnamen und Spottschriften verfolgte, eine Sache recht bestreite, dann müsse sie gut sein.

Nächst Eck hegten die Leipziger Theologen die bitterste Feindschaft gegen Luther. Sie kam nach der Disputation, wo sie durch Ecks Eifer noch mehr entflammt war, recht zum Ausbruch und die zunehmende Blüte Wittenbergs trug nicht dazu bei, sie zu verringern.

Der schon erwähnte Hieronymus Emser in Dresden, der den Leipzigern nahe stand und der Disputation als Parteigenosse Ecks beigewohnt hatte, veröffentlichte bald darnach in Leipzig einen Brief an den Administrator der katholischen Kirche in Prag, in welchem er Luther gegen den Verdacht, derselbe hänge der hussitischen Ketzerei an, in Schutz zu nehmen schien. Luther jedoch faßte, und wie es scheint, mit Recht, den Brief anders auf. Er sah darin einen versteckten und um so treuloseren Versuch, diesen Gedanken, daß er zu den Hussiten gehöre, erst recht unter die Leute zu bringen und ihm dadurch möglichst zu schaden. Er entbrannte in heftigem Zorne und ließ eine scharfe Streitschrift gegen den Emserschen Steinbock — dieser stand in Emsers Wappen und war seinem Briefe vorgedruckt gewesen — ausgehen. Hiermit leitete sich ein Wechsel von Streitschriften ein, an dem auch Eck sich wieder beteiligte und der dann mit steigender Heftigkeit sich durch mehrere Jahre hinzog, ohne doch sachlich einen bedeutenden Ertrag zu bringen.

Einen neuen Anlaß fanden die Leipziger, als Luther im Dezember 1519 seinen Sermon vom hochwürdigen Sakra-

ment ausgehen ließ. Sogleich griffen sie die Stelle auf, in welcher er gesagt hatte, es scheine ihm wünschenswert, daß die Kirche auf einem Konzile die Kelchentziehung wieder aufhebe. Nun glaubten sie den Beweis dafür, daß er ein Hussite sei, in den Händen zu haben; vielleicht war auch zu ihren Ohren gedrungen, daß Luther inzwischen wirklich Zuschriften von Utraquisten in Böhmen erhalten hatte. Sie sprengten das Märlein aus, er sei ein geborner Böhme, und bearbeiteten ihren gegen die Hussiten besonders gereizten Herzog. Und es gelang ihnen, auch diesen zu einem erbitterten Feinde Luthers zu machen. Herzog Georg war ein tüchtiger Fürst, der im Charakter viele seiner damaligen Standesgenossen übertraf und der aufrichtig für das Wohl seiner Unterthanen besorgt war. Auch entging ihm das Verderben innerhalb der Kirche nicht und er war keineswegs gewillt, es zu verdecken. Wenn man auf den Reichstagen gegen den Papst darüber klagte, führte er eine starke Sprache. Aber dem einzelnen Christen wollte er solches und gar ein weitergehendes Handeln nicht zugestehen. Er war ein Mann der strengen Autorität, des wohlmeinenden Absolutismus, der sich deshalb auch mit der Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben nicht befreunden konnte. Solche Predigt erziehe ruchlose Leute; sie schien ihm die Christen zu frei und zu selbständig zu machen; dieselben sollten sich durch die kirchliche Gewalt gebunden wissen und ihr folgen. „Wir sind dabei erzogen und ist an uns geerbet, daß alle die da handeln und thun wider den Gehorsam und sondern sich von der christlichen Kirchen, daß die für Ketzer und Abgesonderte geacht gewest und noch sind.“ Als ein solcher erschien ihm jetzt Luther, dessen ganzes Thun als ein aufrührerisches und zum Aufruhr reizendes; deshalb wandte er sich jetzt auf die Dauer von ihm ab und ward sein Gegner.

Und noch weitere Feindschaft zog jener Sermon vom Sakrament Luther zu; er veranlaßte einen deutschen Kirchenfürsten gegen ihn aufzutreten. Der Bischof von Meißen erließ von seiner Burg Stolpen aus eine Verfügung, in welcher er bestimmte, Luthers Predigt sei aufzugreifen und einzuziehen, und die Laien seien dahin zu belehren, daß die Kirche einmal die Spendung des Sakramentes unter Einer Gestalt beschlossen habe, und daß die Genießenden auch unter dieser den ganzen Christus empfingen. Luther, der ausdrücklich geschrieben hatte, als schlechthin notwendig erscheine ihm die Austeilung unter beiden Gestalten nicht, erblickte besonders in jener letzten Bemerkung einen neuen hämischen Versuch, ihn einer Ketzerei verdächtig zu machen, ihm eine Irrlehre auch bezüglich des Sakramentes aufzubürden. Hiergegen fuhr er in Harnisch und gab im Februar 1520 den „Zeddel von Stolpen" in deutscher und bald darnach in lateinischer Sprache heraus mit Zusätzen, die besonders in der ersteren sehr grob und derb waren, so derb, daß man am Hofe darüber erschrak und Spalatin, wahrscheinlich im Auftrage des Kurfürsten, ihn über seine Heftigkeit scharf zur Rede setzte. Er forderte ihn auf, die reine Theologie ohne Verletzung der Geistlichkeit zu lehren. Luther erklärte, letzteres sei ganz unmöglich. Wolle man, daß er schweige, so möge man ihm eben sein Lehramt abnehmen. „Alles stürmt auf mich ein; und möchte es nur noch schneller geschehen, damit ich von der Verpflichtung zu lesen und zu predigen befreit würde! Das wäre mir für mein persönliches Bedürfnis das Erwünschteste. Soll ich aber, mein Freund, beim Lehren bleiben, dann verstehe ich jenen Rat, den du und deine Herren mir geben, nicht. Die h. Schrift richtet sich besonders gegen die Mißbräuche im Heiligtum, und das werden die Kirchenfürsten nie vertragen können. Ich habe mich im Namen des Herrn dargeboten und drein gegeben; sein Wille geschehe!

Wer hat ihn gebeten, mich zum Doktor zu machen? Hat er es gethan, nun wohl denn; gereut es ihn, so nehme er mirs wieder ab. Jene Anfeindungen, weit entfernt mich zu schrecken, fachen vielmehr die Kohlen meines Herzens aufs neue an. Sorge macht mir nur, daß der Herr in den Dingen, die zwischen ihm und mir vorgehen, mir gnädig sei, und darum wollest auch du beten. — Glaube nur nicht, wenn du ein richtiges Verständnis vom Evangelio hast, daß dessen Sache könne ohne Lärm und Umwälzung geführt werden. Du wirst aus dem Schwert keine Flaumfeder machen können und aus dem Kriege keinen Frieden. Gottes Wort ist einmal ein Schwert, es ist Krieg, Umsturz, Ärgernis, Vernichtung, Gift und nach dem Ausspruch des Propheten wie ein Bär am Wege, wie eine Löwin im Walde. — — Daß ich heftiger bin, als ich sein sollte, kann ich nicht leugnen; aber jene wissen das auch von mir und darum sollten sie den Hund nicht reizen. Wie schwer es ist, seine Hitze und seine Schreibweise zu mäßigen, kannst du vielleicht an dir selbst lernen. Aus diesem Grunde ist es mir immer unangenehm gewesen, öffentlich aufzutreten; aber je unangenehmer es mir ist, um so mehr werde ich dazu genötigt, und zwar durch die greulichsten Anschuldigungen gegen mich und gegen Gottes Wort. Sie sind derartig, daß, wenn nicht schon meine Hitze mich hinrisse, durch die Nichtswürdigkeit auch ein steinernes Herz könnte zu den Waffen gerufen werden. Wieviel mehr wird das bei mir eintreffen, der ich einmal hitzig bin und keine ganz stumpfe Feder führe. Jene Ungeheuerlichkeiten treiben mich über die Grenze, welche die Bescheidenheit zieht, hinaus. — Doch genug davon. Alle Welt verlangt von mir, ich solle maßvoll und bescheiden sein, besonders meine Gegner, die doch diese Tugenden gegen mich am wenigsten beweisen. Ich bin wohl etwas zu unbescheiden, aber ich bin doch aufrichtig und offen, und glaube darin vor meinen Gegnern den

Vorzug zu verdienen, die alles auf das Hinterlistigste auslegen."

Feinde von allen Seiten erhoben sich gegen Luther und in immer größerer Anzahl. Und die meisten derselben suchten ihn und die von ihm vertretene Sache recht anzuschwärzen und durch Entstellungen und Übertreibungen ihm zu schaden, weil es ihnen sonst an genügenden Handhaben gegen ihn fehlte. Da war es nur billig, daß er sich und seine Predigt nach Kräften zu sichern suchte. Im Oktober 1519 war der vertrauensselige Miltiz wieder in Sachsen. Er traf mit Luther in Liebenwerda zusammen und forderte ihn auf, mit ihm nach Koblenz zu reisen. Dort werde durch den Erzbischof von Trier alles zu einem guten Ausgleiche kommen. Allein Luther lehnte dies ab im Einvernehmen mit seinem Fürsten, der vorher schon mit dem Kurfürsten von Trier ausgemacht hatte, die Sache vor den nächsten Reichstag zu bringen. Und auch darum wird der Kurfürst wohl vorher gewußt haben, daß Luther am 15. Januar 1520 sich mit einer Bitte unmittelbar an den neuen Kaiser Karl V. wandte. Er gab eine Protestation heraus, in welcher er die schon so oft ausgesprochene Klage wiederholte, daß man ihn immer ungehört verdamme, und sich abermal zur Verantwortung seiner Lehren erbot. Dieser Protestation ließ er sein Schreiben an den Kaiser, welches die Bitte um Schutz für die Wahrheit enthielt, beidrucken. „Nimm unter den Schatten deiner Flügel nicht mich, sondern die Sache der Wahrheit selbst, wegen deren allein dir das Schwert gegeben ist, zur Rache den Übelthätern, den Frommen aber zum Lobe. Hege mich nicht länger, als bis ich Rechenschaft geben kann und dabei entweder siege oder besiegt werde. Ich will keine Verteidigung, wenn man mich als Gottlosen und Ketzer erweist. Nur um das Eine bitte ich, laß Wahrheit oder Irrtum nicht ohne Gehör und ohne Überführung verdammt werden."

Der Übergang zum Angriff auf Rom.

Bisher hatte Luther mit seinen Streitschriften sich immer auf der Linie der Verteidigung gehalten. Sie waren alle Erwiderungen auf Angriffe seiner Gegner gewesen. Allmählich aber mußte ihm die Erkenntnis kommen, daß damit der Sache noch kein Genüge geschehen sei. Im Sermon von den guten Werken hatte er bei Erklärung des zweiten Gebotes gesagt: „Das größte und allerschwerste Werk dieses Gebots ist, schützen den heiligen Namen Gottes wider alle, die sein mißbrauchen geistlicher Weise und ihn ausbreiten unter die alle. Denn das ist nicht genug, daß ich für mich selbst und in mir selbst göttlichen Namen lobe und anrufe in Glück und Unglück; ich muß hervortreten und um Gottes Ehre und Namens willen auf mich laden Feindschaft aller Menschen. Hier müssen wir Vater, Mutter und die besten Freunde erzürnen. Hier müssen wir wider die Obrigkeit geistlich und weltlich streben und Ungehorsame gescholten werden. Hier müssen wir die Reichen, Gelehrten, Heiligen und alles, was etwas ist in der Welt, wider uns erwecken. Und wiewohl das sonderlich schuldig sind zu thun, denen Gottes Wort zu predigen befohlen ist, so ist doch ein jeglicher Christ dazu verbunden, wo es die Zeit und Statt fordert." Daß die gegenwärtige Zeit solch freies Bekennen des Namens Gottes fordere, war offenkundig genug. Dazu war er ja nicht blos ein einfacher Christ, sondern amtlich verpflichtet, das Wort Gottes zu predigen. Und er mußte auch aus seinem Lebensgange und seinen Erfahrungen erkennen, daß Gott durch ihn etwas Besonderes in dieser Zeit vorhabe. Ihm war ein Schriftverständnis verliehen, wie damals keinem Zweiten in der Christenheit; und bei dem, was er bisher in Sachen der Kirche unternommen hatte, war alles anders

ausgegangen, als er es sich gedacht hatte. Es war ein ganz richtiger Widerhall aus seinem Herzen, wenn er im Februar 1520 schrieb: „Laß die Dinge nur ihren eignen Gang gehen; Gott allein ist im Spiele. Ich sehe, wir werden vielmehr gerissen und getrieben, als daß wir treiben sollten.“

Bisher hatte er aus Rücksicht auf den Kurfürst an sich gehalten und nicht alles, was er auf dem Herzen hatte, ausgeschüttet. Aber diese Rücksicht durfte ihn nicht immer binden. Schon die Angriffe der Gegner zeigten das immer deutlicher; und gleichzeitig erfuhr er, daß wenn dem Kurfürsten des Lärmens zu viel werden sollte, andere bereit seien, ihn vor roher Vergewaltigung zu schützen.

Schon über ein Jahr lang war es jetzt das Hauptstreben seiner Widersacher gewesen, das göttliche Recht des Papsttumes zu erweisen, um dadurch die Herrschaft Roms über die Kirche, deren Bestand er doch noch gar nicht angegriffen hatte, zu verteidigen. Gegen Ende des März 1520 nun veröffentlichte ein Leipziger Franziskaner Augustin von Alveld eine Schrift gegen ihn, die auch diesen Gegenstand behandelte, plump und ungeschickt und doch so, daß sie ins Deutsche übersetzt, auf manche Laien Eindruck machte. Luther hatte anfänglich die Beantwortung der Schrift, die ihm zu unbedeutend war, einem Schüler überlassen wollen. Als er aber hörte, daß manche durch sie beirrt wurden, entschloß er sich, selbst zu antworten, um bei der Gelegenheit die Laien über „die Christenheit“, d. h. über die Kirche, zu belehren. In den letzten Tagen des Juni erschien seine Schrift „Vom Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig.“ Diese Schrift gehört noch nicht zum offenen Angriff, aber sie bildet den Übergang zu ihm. Luther wollte mit dieser Antwort Höhere treffen, als jenen unbedeutenden Franziskaner. Er sagte in der Vorrede: „Ich bitte, sie wollen, wo ich auf den Sack werd schlagen, nicht

merken, daß ich den Esel hab wollt treffen. Und wo sie diese Bitte nicht wollen erhören, so bedinge ich zuvor: Wo ich etwas werde wider die neuen romanistischen Ketzer und Schriftlästerer sagen, daß sichs nicht allein annehm der arme unmündige Schreiber zu Leipzig im Barfüßerkloster, sondern vielmehr die großherzigen Fähnriche, die nicht wagen an den Tag sich zu geben und doch gern wollten sieghaftig werden unter eines andern Namen."

Die Bedeutung dieser Schrift lag darin, daß Luther hier vor der Eröffnung des Kampfes gegen Rom der deutschen Laienwelt klar machte, was nach der h. Schrift die christliche Kirche sei, so daß sie auf Grund dessen erkennen konnte, ein Kampf gegen Rom sei noch kein Kampf gegen die Kirche, vielmehr unter Umständen für dieselbe. Nach der Schrift, sagt er, ist die Christenheit eine Versammlung aller Christgläubigen auf Erden, wie wir im Glauben beten: Ich glaube an den h. Geist, eine Gemeinschaft der Heiligen. — „Drum hab das fest, wer nicht irren will, daß die Christenheit sei eine geistliche Versammlung der Seelen in Einem Glauben und daß niemand seines Leibes halber werde für einen Christen geachtet, auf daß er wisse, die natürliche, eigentliche, rechte, wesentliche Christenheit stehe im Geiste und in keinem äußerlichen Dinge, wie das mag genennet werden. Denn alle andern Dinge mag haben ein Unchrist, die ihn auch nimmermehr zu einem Christen machen, ausgenommen den rechten Glauben, der allein Christen macht." Also hat auch die Zugehörigkeit zu Rom als etwas rein Äußeres für den Christenstand gar keine Bedeutung. Abweichend von der Schrift nennt das geistliche Recht auch die Versammlung oder Vereinigung in Ein Haus oder Pfarre, Bistum, Erzbistum, Papsttum mit gleichen äußern Geberden und Ceremonien eine Christenheit oder Kirche, und dadurch werden viele Seelen verführt und meinen, dies äußere Gleißen sei der wahrhaftige

Bestand der Kirche, während es doch nur eine äußerliche gemachte leibliche Christenheit ist, die sich zur wesentlichen innern etwa verhält, wie der Leib zum Geiste. Hierher gehören alle, die im äußerlichen Wesen für Christen gehalten werden, sie seien nun wahrhaftige gründliche Christen oder nicht. Und obwohl diese Gemeinde noch keinen wahren Christen macht, da jene äußere Zugehörigkeit ohne Glauben bestehen kann, „so bleibt sie doch nimmer ohne etliche, die auch daneben wahrhaftige Christen sind." Die rechte christliche Kirche, deren Einigkeit auf dem Geiste und nicht auf etwas Äußerem beruht, ist ein Gegenstand des Glaubens, nicht des Schauens. Man sieht sie nicht und weiß doch, daß sie vorhanden ist. „Die Zeichen aber, dabei man äußerlich merken kann, wo dieselbe Kirche in der Welt ist, sind die Taufe, Sakrament und das Evangelium, und nicht Rom, dieser oder der Ort. Denn wo die Taufe und Evangelium ist, da soll niemand zweifeln, es seien Heilige da, und solltens gleich eitel Kinder in der Wiege sein." — Über das Papsttum sprach Luther sich also aus: „Dieweil wir sehen, daß der Papst ist über alle unsere Bischöfe in voller Gewalt, dahin er ohne göttlichen Rat nicht ist kommen, (wiewohl ichs nicht acht, daß aus gnädigem, sondern mehr aus zornigem Rat Gottes dazu kommen sei, der zur Plage der Welt zuläßt, daß sich Menschen selbst überheben und andere unterdrücken), so will ich nicht, daß jemand dem Papst widerstrebe, sondern göttlichen Rat fürchte, dieselbe in Ehren habe und trage mit aller Geduld, gleich als wenn der Türke über uns wäre, so kann sie ohne Schaden sein. Ich streite aber nur um zwei Dinge. Das erste, ich wills nicht leiden, daß Menschen sollen neue Artikel des Glaubens setzen und alle andern Christen in der ganzen Welt schelten, lästern und urteilen für Ketzer, Abtrünnige, Ungläubige, allein weil sie nicht unter dem Papst sind. — Das andere, alles was der Papst setzt, macht und

thut, will ich also aufnehmen, daß ichs zuvor nach der h. Schrift urteile. Er soll mir unter Christo bleiben und sich lassen richten durch die h. Schrift. — Wo mir diese zwei bleiben, will ich den Papst lassen, ja helfen so hoch machen, als man immer will. Wo nicht, so soll er mir weder Papst noch Christ sein; wer es nicht lassen will, mach einen Abgott daraus; ich will ihn aber nicht anbeten."

Es waren zwei Forderungen, die jeder wahre Christ, so sollte man meinen, als selbstverständlich hätte zugestehen müssen. Aber wie wenig hierzu bei den Gegnern Neigung vorhanden war, erfuhr Luther nur zu bald. In eben jenen Tagen erhielt er über Nürnberg das Inhaltsverzeichnis eines Buches über das Papsttum und seine Rechte, welches Sylvester Prierias herausgeben wollte und hiermit ankündigte. Darin wurden abermals die ausschweifendsten Lehren und Forderungen des Papstsystems als christliche Wahrheiten hingestellt. Immer wieder derselbe Punkt: Die Macht des Papstes und der Hierarchie. Hierfür stritt man als etwas Christliches, ja als den Kern des Christentums. Man sah, worauf es dieser Partei in der Kirche als auf die Hauptsache ankam. Da konnte Luther nicht länger daran zweifeln, daß eben hiermit die Unwahrheit zur Herrschaft in der Kirche zu kommen trachte, und daß es deshalb gelte, ihr hier zu begegnen. Er erkannte den Kampf jetzt als eine Notwendigkeit: „man muß die Geheimnisse des Antichrists ans Licht bringen"; aber er unternahm ihn darum nicht leichten Herzens, sondern nur, weil er sah, daß derselbe ihm eine Christenpflicht war. Luther war ein treuer Sohn der Kirche, die er als seine Mutter ehrte, und wollte es lange nicht glauben, daß sie an so schweren Schäden krank sei, bis die Wirklichkeit mit solcher Gewalt sich ihm aufdrängte, daß er sie endlich nicht mehr verkennen konnte. Dann aber vermochte er nicht, wie so manche Humanisten, auch Erasmus, thaten, über die Schäden

zu spotten, um so sich mit ihnen abzufinden. Von derartigen Christen schrieb er: „Wo wollen die bleiben, die nicht allein solchen Unfall der Christenheit nicht achten, nicht fürbitten, sondern dazu lachen, ein Wohlgefallen darin haben, richten, afterreden, singen und sagen von ihres Nächsten Sünden; und dürfen dennoch unerschrocken und unverschämt in die Kirche gehen, Messe hören, Gebete sprechen und sich für fromme Christen achten und achten lassen. Die bedürfen wohl, daß man zwiefach für sie bittet, wo man einfach bittet für die, so von ihnen gerichtet, beredet und belacht werden." Sein treues Herz war von tiefem Weh erfüllt, als er seine geistliche Mutter so aus allen Wunden bluten sah, und er stellte sich mit seinem ganzen Sein ihr zu Dienst, um ihr zu helfen.

Den Hauptgegner mußte er in der Gegenwart in Rom, im Papsttum und in dessen blinden Anhängern, sehen; das hatten seine Gegner ihm immer unabweislicher aufgedrängt. Und wie diese römische Herrschaft auf Lug und Trug beruhe und der ganzen Christenheit, besonders aber der deutschen, zahllose schwere Nachteile bringe, ward jetzt von anderer Seite her ihm vor Augen geführt. Mit dem Jahre 1520 begann der Ritter Ulrich von Hutten seinen Streit gegen Rom, mit welchem er die Befreiung seines Volkes von der aussaugenden Tyrannei der römischen Kurie bezweckte. Und hiervon blieb Luther nicht unberührt. Im Februar 1520 erhielt er eine von Hutten herausgegebne Schrift des Italieners Laurentius Valla über die erlogene sog. Schenkung des Konstantin. Hierin war der Nachweis geführt, daß die alte Behauptung der Päpste, der Kaiser Konstantin habe dem gleichzeitigen Papste Sylvester die Herrschaft über Rom und das Abendland geschenkt, eine grundlose und unwahre sei. Als Luther diese Schrift gelesen hatte, schrieb er: „Mein Gott! welche Finsternisse und Schändlichkeiten der Römlinge! Und nicht

nur dauern die schon seit Jahrhunderten, sondern sie herrschen auch, und in die Dekretalen sind gar unflätige, grobe und unverschämte Lügen aufgenommen und haben, um das Maß der Schändlichkeit vollzumachen, die Geltung von Glaubensartikeln erhalten. Ich bin dadurch so in Ängsten, daß ich fast nicht zweifle, der Papst sei recht eigentlich der Antichrist, den das Volk allgemein erwartet, so sehr stimmt dazu alles, was er lebt, thut, spricht und beschließt." — Im Mai erhielt er eine Zuschrift von seinem aus Italien heimkehrenden Studiengenossen Crotus Rubianus, der von dem, was er in Rom und Italien gesehen hatte, erzählte und ihn zum Kampfe aufrief, während Luther in Wittenberg selbst von einem aus Rom kommenden Deutschen über die dort herrschende Habsucht genaue Erkundigungen einziehen konnte. Und um die gleiche Zeit werden die ersten deutschen Schriften Huttens gegen Rom nach Wittenberg gekommen sein, in denen er, auch ein Augenzeuge, mit flammender Beredsamkeit das römische Unchristentum schilderte und die deutsche Nation aufforderte, desselben sich zu erwehren. Luther las sie und lernte aus ihnen. Welchen Eindruck sie auf ihn machten, merkt man daran, daß er selbst im Ausdruck sich durch sie beeinflussen ließ. Schon in seiner Schrift gegen Alveld findet man von daher Entlehntes. Ihn zogen nicht blos die vielen Angaben, die ihm über das römische Unwesen Aufklärung verschafften, sondern ganz besonders das vaterländische Gefühl, das in Huttens Schriften sich aussprach. Das mutete ihn an, denn Luther liebte sein deutsches Volk wie nur irgend einer. Ihn empörte der Einblick in die Fremdherrschaft, unter welcher Deutschland so lange geschmachtet hatte, empörte ihn doppelt, weil er sah, wie sie im Namen Christi seinem Volke auferlegt war. Als Christ wie als Deutscher fühlte er sich verpflichtet, an dem Werke der Befreiung mit zu arbeiten. Und zum Durchbruch kam der

Entschluß durch jene Inhaltsangabe von dem künftigen Buche des Prierias. Hierdurch ward ihm der Zweifel genommen. „Auf gegen Rom!“ das mußte jetzt die Losung sein. Er veröffentlichte alsbald jenes Verzeichnis mit einem kurzen Vorwort und einem kurzen Nachwort in lateinischer Sprache. In jenem sagte er: „Wenn man zu Rom so denkt und lehrt und zwar, was ich nicht hoffen will, mit Wissen des Papstes und der Kardinäle, dann spreche ich hiermit frei und offen aus, daß der wahrhaftige Antichrist im Tempel Gottes seinen Stuhl aufgeschlagen hat und in jenem purpurgeschmückten Babylon, nämlich in Rom, regiert, und daß die römische Kurie die Synagoge des Satans ist.“ — „So lies, mein Leser, und beseufze den tiefen Fall der römischen Kirche, die nicht nur solche Ketzereien und teuflische Lästerungen bei sich duldet, sondern sie auch noch über den Erdkreis ausbreitet. — Hinweg mit dir, du unseliges, verlorenes, lästerliches Rom! Der Zorn Gottes ist, wie du beharrlich es dir zugezogen hast, über dich gekommen, da du selbst durch so viele Gebete, die für dich zum Himmel stiegen, dich nicht wolltest bessern lassen. — Lebe wohl, mein Leser; habe Nachsicht mit meinem Schmerze und fühle mit mir!“

In der Nachschrift aber heißt es: „Wenn das Toben der Römlinge so anhält, so scheint mir kein Mittel zu bleiben, als daß der Kaiser, die Könige und Fürsten mit Waffengewalt diese Verderber des Erdkreises angreifen. — Diebe straft man mit dem Galgen, Räuber mit dem Schwert, Ketzer mit Feuer; warum wollen wir nicht vielmehr diese Lehrer des Verderbens, diese Kardinäle, diese Päpste, dieses ganze römische Sodom, welches die Kirche Gottes ohne Unterlaß verdirbt, mit allen Waffen angreifen und unsere Hände in ihrem Blute waschen? — Ich sage, die Fürsten, die Bischöfe und alle gläubigen Christen, die dem Papst in seiner Verwirrung nicht mahnen, tadeln, anklagen und end-

lich wie einen Heiden behandeln, die lästern alle die Wahrheit, verleugnen Christum und machen sich mit dem Papste ewiger Verdammung schuldig."

Diese kurzen Worte waren der Absagebrief Luthers an Rom. „Hinweg mit dir, du unseliges Rom!" Jetzt ging es zum offenen Angriffe.

Der Kampf, den es galt, war ein geistiger. Als solchen wollte Luther ihn führen; seine Hauptwaffe sollte das lange unterdrückte Wort seines Gottes sein. Aber die Widersacher hatten schon zu wiederholten Malen die Gewalt gegen ihn angerufen. Deshalb hatte auch er um des Kaisers Schutz gebeten, und es freute ihn, als jetzt aus der Mitte des deutschen Landes angesehene Männer ihn für den Fall der Not zu sich einluden und ihm Schutz zusagten. Im Mai 1520 kam ein Bote des fränkischen Ritters Sylvester von Schaumburg mit diesem Versprechen nach Wittenberg und Franz von Sickingen machte durch Ulrich von Hutten ein ähnliches Anerbieten. „Ich verachte dies nicht, äußerte sich Luther damals, doch verlassen will ich mich nur auf Christi Schutz, der ja vielleicht diesen Männern solches ins Herz gegeben hat." — Dann, wenn auch der Kampf seinem Wesen nach ein geistiger war, so galt es doch auch Besserung äußerer Zustände und Verhältnisse, die ohne den Nachdruck einer äußern Macht nicht wohl möglich war, zumal auch die Widersacher sich im Besitze erheblicher Macht befanden und dieselbe für Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes aufboten. Seine Bitten an die hohen geistlichen Würdenträger hatten ihm nichts geholfen. Noch im Februar hatte er, wie es scheint, auf Veranlassung des Kurfürsten, an den Bischof von Merseburg und an den Erzbischof geschrieben, um sie für die evangelische Wahrheit zu gewinnen; aber vergeblich. An wen sollte er sich nun wenden? Die Masse des Volkes wollte er nicht aufbieten. Da blieben ihm nur die Christen, die in

obrigkeitlicher Macht und Würde sich befanden und somit im stande waren, die Bewegung so zu leiten, daß das Nötige in Ordnung geschah. Sie redete er jetzt an. Das war freilich eine Neuerung. Denn diese Christen waren Laien und die sollten nach päpstlichem Rechte nichts zu entscheiden haben. Man hatte ihnen bisher solches nur widerwillig zugestanden, wenn es gar nicht war zu vermeiden gewesen. Nach päpstlichem Rechte, welches man den Leuten einzuprägen verstand, galt nur der sog. geistliche Stand in der Kirche etwas, in ihm erwies sich die Kirche als lebend; die Laien hatten zu gehorchen und zu schweigen. Man stellte diese Anschauung in Kirchen und Klöstern auch wohl bildlich dar, wie solches noch nach der Reformation hier und da zu sehen war. „Da malten sie ein groß Schiff, das hieß die christliche Kirche; darin saß kein Laie, auch weder König noch Fürsten, sondern allein der Papst mit den Kardinälen und Bischöfen vorn an und fuhren dem Himmel zu. Die Laien aber schwammen im Wasser um das Schiff, etliche ersoffen, etliche zogen sich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen die Väter aus Gnaden und Mitteilung ihrer guten Werke herauswarfen und ihnen halfen, daß sie nicht ersoffen, sondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen. Und war kein Papst, Kardinal, Bischof, Pfaff noch Mönch im Wasser, sondern eitel Laien." — So Rom. Aber Luther wußte, daß diese Anschauung eine falsche, weil schriftwidrige war. Daher ließ er sich durch sie nicht beirren. Nach der Leipziger Disputation hatte er den Wunsch ausgesprochen, es möchte in Erfurt nicht bloß die theologische Universität, sondern der ganze dortige Lehrkörper das Urteil abgeben. Und jetzt schrieb er, angetrieben von Männern, auf deren Urteil er etwas gab, worunter wahrscheinlich auch sein Freund Nikolaus von Amsdorf, „an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." „Die Zeit

des Schweigens ist vergangen, hub er an, und die Zeit zu reden ist kommen. Ich hab zusammentragen etlich Stück christlichen Stands Besserung belangend, dem christlichen Adel deutscher Nation vorzulegen, ob Gott wollt durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistlich Stand, dem es billiger gebührt, ist ganz unachtsam worden.“ Die Gewaltigen im Volk rief er auf. Da war es ihm erstes Anliegen sie zu warnen, daß sie nicht in falschem Selbstvertrauen und mit Pochen auf ihre Gewalt das ernste und heilige Werk in Angriff nehmen möchten. „Das erste, das in dieser Sache vornehmliches zu thun, ist, daß wir uns ja versehen mit großem Ernst und nicht etwas anheben mit Vertrauen großer Macht oder Vernunft, obgleich aller Welt Gewalt unser wäre. Denn Gott mag und wills nicht leiden, daß ein gut Werk angefangen werde im Vertrauen eigner Macht und Vernunft. — Darum laßt uns hie mit Furcht Gottes und weislich handeln. Je größer die Gewalt, je größer Unglück, wo nicht in Gottesfurcht und Demut gehandelt wird.“

Dann galt es, jenes römische Vorurteil von der Nichtberechtigung der Laien in der Kirche zu beseitigen, welches die meisten Christen im Gewissen band und sie dadurch unfähig machte, so zu handeln, wie sie sollten. „Die Romanisten haben deine Mauern mit großer Behendigkeit um sich zogen, damit sie sich bisher beschützt, daß sie niemand hat mögen reformieren, dadurch die ganze Christenheit gräulich gefallen ist. Zum ersten, wenn man hat auf sie drungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern wiederum, geistliche sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der h. Schrift wollt strafen, setzen sie dagegen, es gebühr die Schrift niemandem auszulegen, denn dem Papst. Zum dritten, dräuet man ihnen mit einem Konzilio, so erdichten sie, es möge niemand ein Konzilium berufen denn der Papst.

Also haben sie drei Ruten uns heimlich gestohlen, daß sie mögen ungestraft sein und sich in sicherer Befestung dieser drei Mauern gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben, wie wir denn jetzt sehen." — „Nu helf uns Gott und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umworfen, daß wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umblasen, und die christliche Rute, Sünde zu strafen, los machen, des Teufels List und Trug an Tag zu bringen, auf daß wir durch Strafe uns bessern und seine Huld wiedererlangen."

Die erste Mauer, die Herrschaft des sog. geistlichen Standes, griff Luther mit 1. Petr. 2, 9 und Offenb. 5, 10 an, Stellen, die ihn schon lange beschäftigt hatten. Nach ihnen leugnete er das Dasein eines geistliches Standes in der Kirche als eines unterscheidenden überhaupt. „Alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amtes halben allein. — Das macht alles, daß wir Eine Taufe, Ein Evangelium, Einen Glauben haben und sind gleiche Christen. Denn die Taufe, Evangelium und Glauben die machen allein geistlich und Christenvolk." Die Taufe macht uns alle zu Priestern, d. h. gehören wir Christo an, so bedürfen wir keiner weiteren Vermittlung und Vertretung bei Gott, sondern haben unmittelbaren Zutritt zu ihm. Die Weihe oder Ordination begründet keinen neuen höhern Stand, sondern giebt nur ein Amt, sie ermächtigt und berechtigt, das im Namen aller zu thun, was an sich jedem einzelnen als Christen zusteht. „Des Bischofs Weihen ist nicht anders, denn als wenn er an Statt und Person der ganzen Sammlung einen aus dem Haufen nähme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm beföhle, dieselbe Gewalt für die anderen auszurichten; gleich als wenn zehn Brüder, Königs Kinder, gleiche Erben, einen erwähleten, das Erbe für sie zu regieren; sie wären ja alle Könige und gleicher Gewalt, und

doch einem zu regieren befohlen wird." Sobald man einem solchen das Amt nimmt, tritt er ganz in die Reihe der übrigen Christen zurück und ist ihnen in allem gleich. Und wie nun einigen Christen das geistliche Amt übertragen wird, so haben andere das Amt weltlichen Regierens und wieder andere, wie der Handwerker, der Bauer, stehen in weiteren Ämtern und Berufsarten. Diese Ämter machen Unterschiede unter den Christen, aber nicht für ihr Verhältnis zu Gott; und jeder Christ soll in seinem Berufe allen andern, soweit es ihm gewiesen ist, dienen. Darum eben bezeichnet Luther den Beruf als ein Amt. So dürfen denn auch die, welche im geistlichen Amte stehen, sich der weltlichen Obrigkeit ebenso wenig entziehen, wie die übrigen Christen. „Darumb soll weltlich, christlich Gewalt ihr Amt üben frei, unverhindert, unangesehen obs Papst, Bischof, Priester sei, den sie trifft; wer schuldig ist, der leide! Was geistlich Recht dawider gesagt hat, ist lauter erdichtet römisch Vermessenheit."

Gegen die zweite Mauer, daß der Papst allein die Schrift auszulegen oder doch die Auslegung zu bestätigen habe, führte er Stellen wie 1. Kor. 14, 30; Joh. 6, 45; Jesaj. 54, 13 auf.

„Die dritte Mauer endlich fällt von ihr selbst, wo diese ersten zwei fallen. Denn wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der Schrift beizustehen, ihn zu strafen und zwingen nach dem Wort Christi Matth. 16, 15. — Darumb, wo es die Not fordert und der Papst ärgerlich der Christenheit ist, soll darzu thun, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht, frei Konzilium werde. Welches niemand so wohl vermag als das weltlich Schwert; sonderlich dieweil sie nu auch Mitchristen sind, Mitpriester, mitgeistlich, mitmächtig in allen Dingen, und sollen ihr Amt und Werk, das sie von Gott haben über jedermann, lassen freigehen, wo es not und nütze ist, zu gehen."

Seit hundert Jahren war besonders in Deutschland der Ruf: Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern! wieder und immer wieder ertönt. In ihm kam die tiefste Sehnsucht des christlichen Volkes zum Ausdruck, deren Erfüllung man von einem allgemeinen Konzile erwartete. Ganz in der letzten Zeit war diese Hoffnung trotz des jüngsten Laterankonzils wieder eine lebhaftere geworden, als die hochangesehene Pariser Universität vom Papste an ein Konzil appellierte. Diesem Beispiele war ja auch Luther gefolgt, indem er in aller Form auf ein künftiges freies allgemeines Konzil, das nach der Schrift entscheiden werde, sich berufen hatte. Und nun wollte er das Seine thun, um zur Befreiung der Kirche von der Tyrannei Roms ein solches Konzil herbeizuführen. Dies war der eigentliche praktische Zweck seiner Schrift an den Kaiser, die deutschen Fürsten und die übrigen Herren. Sie sollten sich als Christen erheben, ein Konzil berufen und den Beschlüssen desselben Nachdruck geben und Erfolg sichern.

Im zweiten Teile seiner Schrift stellte er dann eine Anzahl von Punkten zusammen, in denen besonders eine Besserung nötig wäre, wies das Unchristliche des jetzigen Standes nach und begründete seine Vorschläge. Die Pracht und Üppigkeit des Papstes sei zu beschränken, Zahl und Einkommen der Kardinäle zu vermindern, der päpstliche Hofstaat, der die Völker so übergroßes Geld koste, bis auf ein Geringes zu beseitigen, die römischen Gelderpressungen in allen Landen abzuschaffen. Dann möge man keine Bettelklöster mehr bauen lassen, den im Gewissen bedrückten Pfarrern die Ehe wieder freigeben, die Jahrtage und Seelmessen abthun oder verringern, das Interdikt beseitigen und die Übung des Bannes regeln, alle Feste außer dem Sonntag abschaffen, das Eherecht reinigen u. s. w. Ein Hauptpunkt, der Luther schon seit langem am Herzen lag, war noch eine „gute starke Reformation der Universitäten“, die gar entartet seien. Hier

verlangte er besonders die Beseitigung des geistlichen Rechtes („es wäre gut, das geistlich Recht von dem ersten Buchstaben bis an den letzten würde zu Grund ausgetilgt, sonderlich die Dekretalen") — und die Herrschaft der Bibel. — Den Schluß machen nach einem scharfen Worte gegen die anmaßliche Behauptung der Päpste, sie hätten das Kaisertum der deutschen Nation geschenkt, kurze Bemerkungen über einige „weltliche Gebrechen", die Berücksichtigung verdienten, wie „der überschwengliche Überfluß und Kost der Kleidung", die vielen Spezereien, der Zinskauf, die gemeinen Frauenhäuser, das Treiben der Fugger und anderer großer Handelsgesellschaften, „der Mißbrauch des Fressens und Saufens, davon wir Deutschen als einem sondern Laster nicht ein gut Geschrei haben in fremden Landen".

Zu Anfang des Augusts ward das Buch ausgegeben und in kaum zwei Wochen waren 4000 Exemplare abgesetzt, so daß eine neue etwas verbreiterte Ausgabe veranstaltet werden mußte. Noch im Laufe dieses ersten Jahres ward die Schrift in Wittenberg und an anderen Orten neunmal gedruckt. Sie fand ungemeinen Eingang. Am kursächsischen Hofe gefiel sie trotz ihres scharfen Tones nicht übel; die Ritter auf ihren Burgen wurden durch sie begeistert, und der Bauer in den Dörfern verstand sie, wenn ein fahrender Schüler um ein Stück Brod ihm daraus vorlas, und freute sich ihrer. Wie tief der Eindruck war, den sie machte, sieht man auch aus den vielen Anklängen an sie, die sich in den Flugschriften der nächsten Jahre finden. Überhaupt begann Luther jetzt mit seinen Schriften den Büchermarkt zu beherrschen. Schon im September schrieb Spalatin aus Frankfurt am Main: „Nichts wird so häufig gekauft, nichts so eifrig gelesen". Bisher war es mit dem Drucken in Wittenberg schlecht bestellt gewesen und die dortigen Schriftsteller fühlten sich dadurch sehr behindert. Luther mußte vieles in Leipzig drucken

lassen. Endlich im Dezember 1519 trat eine Besserung ein, indem der jüngere Melchior Lotther mit einer wohleingerichteten Druckerei, die auch höheren Anforderungen gerecht werden konnte, von Leipzig nach Wittenberg übersiedelte. Nun konnte Luther, der allein im stande war, eine Offizin zu beschäftigen, an Ort und Stelle drucken lassen; und was er schrieb, ward dann in noch viel stärkerem Maße durch einen großartigen Nachdruck verbreitet. Die meisten seiner Schriften kamen sehr bald auch in Leipzig, Erfurt, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Hagenau im Elsaß und Basel wieder unter die Presse; ja es geschah wohl, daß die einzelnen Bogen naß aus der Wittenberger Druckerei für den Nachdruck bezogen wurden, so daß manche Schriften fast gleichzeitig in Wittenberg und an einem andern Orte erscheinen konnten. Durch solche schriftstellerische Thätigkeit gab Luther jetzt auch dem Buchhandel, der in seinem Erblühen wieder die reformatorische Bewegung förderte, einen Aufschwung wie keiner neben ihm, ohne daß ihm selbst daraus irgend ein Vorteil erwachsen wäre. Honorar pflegten die Schriftsteller damals nicht zu erhalten, und auch Luther hat nie eins bezogen. Wer von seinen Geisteserzeugnissen Nutzen wünschte oder zu seinem Unterhalte dessen bedurfte, widmete dieselben wohl einer angesehenen Persönlichkeit, die solches dann mit einem Geschenke in Geld oder Geldeswert zu erwidern pflegte.

Luthers Schrift an den deutschen Adel war von einem Freunde als eine Kriegstrompete bezeichnet worden. Nach seinem Willen hatte sie dies auch sein sollen, und um niemand hierüber in Zweifel zu lassen, gab er schon nach zwei Monaten eine andere Schrift heraus, die noch viel weiteren Kreisen seine Stellung zu Rom kund that. Der Leipziger Alveld hatte wieder gegen ihn geschrieben und ihm besonders

vorgerückt, daß er den Laienkelch befürwortet habe. Und derselbe Punkt war von einem ungenannten italienischen Mönche aufgegriffen worden. Dies nahm Luther zum Anlaß, nicht etwa einfach jene zu widerlegen, sondern in einem eingehenden theologischen Werke von den Sakramenten zu handeln und so auch denen einmal etwas zu bieten, die schon längst statt der Streitlitteratur eine gründliche wissenschaftliche Arbeit von ihm verlangt hätten. Zu einer Streitschrift mußte freilich bei aller wissenschaftlichen Haltung auch diese Arbeit erwachsen; das lag in der Zeit und in der Natur der Sache. Und ihre Spitze sollte sie wieder gegen die römische Tyrannei in der Christenheit kehren; das bekundete schon der Titel: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche." Bisher hatte er Angriffe der Gegner auf einzelne von ihm aufgestellte Lehren abgewehrt; jetzt wollte er ihnen einmal zuvorkommen und über einen größern Gegenstand alles aussprechen, was er auf dem Herzen habe. Da werde es ihnen dann an Gelegenheit zum Verketzern nicht fehlen. Er wollte darlegen, wie in bezug auf die Sakramente die Christenheit von Rom aus der von Gott ihr geschenkten Freiheit beraubt und dafür in schmähliche Menschenknechtschaft gebracht worden sei. Es sollte ein Vorspiel werden, dem er seinerzeit eine noch höhere Musik gegen Rom könne folgen lassen.

Seine Gegner, begann er, seien es, denen er viele Fortschritte in der Erkenntnis verdanke. Sie hätten ihn dahin gebracht, daß er alles, was früher über den Ablaß von ihm geschrieben sei, als ungenügend widerrufen und nur einfach lehren könne: „Der Ablaß ist eine Nichtswürdigkeit der römischen Schmeichler." Sie hätten ihn dahin geführt, vom Papsttum statt aller früheren Sätze nun zu sagen: „Das Papsttum ist eine starke Jägerei des römischen Bischofs." Vom Laienkelch habe er bisher geäußert, es würde gut sein, wenn ein allgemeines Konzil ihn wieder einführe; jetzt sage er rund heraus

und werde es beweisen, alle diejenigen seien gottlos, welche den Laien den Kelch verweigern. Damit war er bei seinem Gegenstande, dem Sakramente, angelangt und er handelte nun zunächst vom Abendmahl. „Die schriftwidrige Versagung des Kelches, erklärte er, ist die erste Schädigung dieses Sakramentes, welche wir der römischen Gewaltherrschaft verdanken. Eine zweite ist die Lehre von der Verwandlung der Elemente. Nach der Schrift wird im Sakramente Leib und Blut Christi mitgeteilt, aber die Elemente, unter denen dies geschieht, wandeln nicht ihre Natur, sondern Brot bleibt Brot und Wein bleibt Wein. Die dritte Schädigung ist die schlimmste, nämlich die Verkehrung des Sakramentes zu einem guten Werke und zum Opfer. Wo Gott uns etwas schenken will, was von unserer Seite nichts als Erkenntnis unseres Mangels und hinnehmenden Glauben verlangt, da hat man uns eingeredet, wir müßten etwas thun und Gotte darbringen, um ihn zu versöhnen." Dies ward als das Wichtigste mit besonderer Sorgfalt erörtert, wie er denn auch gleichzeitig in einem deutschen Sermon „von dem neuem Testament, d. i. von der h. Messe" ganz ähnliche Gedanken vor der großen Gemeinde entwickelte. — Von der Taufe sagte er sodann, man habe ihre Gestalt nicht verkümmert, aber umsomehr ihre Bedeutung herabgedrückt, den Christen nicht gezeigt, wie Großes sie an ihr hätten. Und nun lehrte er, wie sie eine rettende Gottesthat am Menschen sei, deren Wirkung sich durch das ganze Leben erstrecke, und zu der man nur immer wieder in Buße und Glauben sich zurückzuwenden habe, um auch nach Fehltritten und Sünden seines Heiles wieder froh und gewiß zu werden. Durch die Taufe seien wir frei, Gefreite Gottes, nur zu dem Einem verbunden, daß wir dem alten Wesen täglich mehr absterben und im neuen Leben wachsen. Weiteres als nötig uns aufzuerlegen, habe kein Mensch das Recht, und mit jenem schon sei uns hinlänglich

genug zu thun gegeben, — ein Satz, der nicht nur die Gelübde, sondern das ganze römische Gesetzeswesen umstieß.

Damit war Luther nun auch am Ende seiner Lehre von den Sakramenten. Er zeigte allerdings noch ein gewisses Schwanken in der Zählung, indem er nicht abgeneigt war, etwa auch noch ein Bußsakrament bestehen zu lassen. Aber weil er nach der Schrift für ein Sakrament neben einem Zeichen vor allem eine den Glauben übende göttliche Verheißung fordern mußte, konnte er die Buße den beiden Sakramenten nicht gleichstellen. Der übrige Teil des Buches war eine scharfe Kritik der scholastischen Lehre, der Nachweis, wie die andern sog. Sakramente so gar keinen Grund in der Schrift hätten und nichts seien als willkürliche Menschensatzungen, den Menschen zur Qual auf den Hals gelegt.

Dies Buch war das Bedeutendste und das Einschneidendste, was Luther bisher gegen Rom hatte ausgehen lassen. Mit dieser auf die Schrift sich stützenden Kritik der geltenden Sakramentslehre führte er den empfindlichsten Schlag, denn durch nichts übte die päpstliche Kirche einen solchen Einfluß aus, wie durch ihre Sakramente, in welchen sie den Christen von der Wiege bis zur Bahre begleitete. Und der Schlag ward gefühlt. Außerhalb Deutschlands, wo man Luthers deutsche Schriften nicht lesen konnte, hat keine einen solchen Eindruck gemacht, keine ihm so viele Feinde geweckt, wie eben diese Schrift. — Einschneidend war sie durch das Treffende ihrer Kritik, und doch wieder bei aller Schärfe wie so maßvoll! Luther wollte nicht selbst reformieren und nicht andere zu Unordnungen und gewaltsamem Umsturz auffordern, sondern nur der Christenheit zur Klarheit über ihre wirkliche Lage verhelfen, ihr zeigen, wie sie, die durch den h. Geist zur Freiheit geborene, in schmählicher Gefangenschaft liege unter einer Gewalt, die sich am greifbarsten im geistlichen Rechte darstelle. Er vertraute darauf, daß soweit die von

ihm gelehrte Wahrheit erkannt werde, der Irrtum und die Lüge weichen müsse, sobald Gottes Zeit gekommen sei. Durch dieses Vertrauen stark und in seinem Gewissen von allen Menschensatzungen frei, war er für seine Person bereit, auch ferner das schwere Joch Roms zu tragen. — —

In der zuletzt genannten Schrift, wie in der an den deutschen Adel, hatte Luther des Christen Hoheit und Freiheit, seine königliche und seine priesterliche Würde aus der Taufe abgeleitet, und dabei bedauert, daß er nicht genug hiervon reden könne, weil den meisten das Bewußtsein von der Seligkeit der christlichen Freiheit ganz geschwunden sei, ja sie vor der Tyrannei des Papstes dieselbe gar nicht kennen könnten. Zur Befreiung der Kirche von der römischen Knechtschaft hatte er jene beiden großen Schriften ausgehen lassen; aber in der Kirche wußten die allerwenigsten, was des Christen Freiheit sei, worin sie bestehe. Es blieb ihm also noch die Aufgabe, sie hierüber zu belehren, und dem kam er noch im Oktober nach durch das Schriftchen: „Von der Freiheit eines Christenmenschen," das somit als eine Ergänzung vornehmlich des Buches von der babylonischen Gefangenschaft zu betrachten ist. Es erschien fast gleichzeitig in lateinischer und etwas kürzer in deutscher Sprache, eine Perle unter Luthers deutschen Schriften.

Im christlichen Glauben unter Anfechtungen geübt, begann er, will ich für die Einfältigen etwas über die geistliche Freiheit und Knechtschaft schreiben und fasse das zusammen in die zwei Sätze:

ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand unterthan;

ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan.

Der erste Satz gilt vom innern geistlichen Menschen, und meint, daß wir durch nichts Äußeres, es heiße nun, wie es

wolle, zur Gerechtigkeit und christlichen Freiheit gelangen. Eins nur ist uns zum Leben notwendig, nämlich Gottes heiliges Wort, welches von Christo zeugt. Das Wort aber wird nicht durch Werke angenommen und angeeignet, sondern allein durch den Glauben, so daß auf diesen alles ankommt. Wo der Glaube in einem Menschen lebt, da ist Gesetzeserfüllung, da ist wahrer Gottesdienst, da ist Vereinigung mit Christo, vermöge welcher Christus seine Gerechtigkeit und alle seine Güter dem Menschen giebt und hinwieder all des Menschen Sünden und Übel auf sich nimmt. Ein solcher Mensch ist für sein Heil frei von allem und steht über allem; er bedarf keiner Werke mehr, um gerecht und selig zu werden; er hat dies schon durch den Glauben. Aber heutzutage haben die Christen sich unter Menschenwerke und Satzungen beugen lassen, so sehr, daß sie nicht mehr wissen, was Gnade, Glaube, Freiheit, ja was Christus ist.

Der zweite Satz gilt vom äußern Menschen und antwortet denen, die da sagen: „Wenn der Glaube allein gerecht macht, wozu dann noch Werke?" — Ja, wenn wir vollendet wären; aber wir Christen sind noch unvollkommen und leben noch im Fleische. Daher haben wir unsern Leib noch fortwährend zu bändigen und zu üben, damit er ein gefügiges Werkzeug des Geistes sei, und damit wir um so besser dem Nächsten dienen können; denn dies ist das zweite, was wir zu thun haben. Wir leben nicht uns, sondern wir leben dem Herrn und weil dem Herrn, darum allen Menschen. Der Glaube kann nicht müssig sein, sondern unabläßig übt er sich in der Liebe und thut das gern. Vom Glauben getrieben thun wir alle guten Werke, aber nicht um dadurch gerecht zu werden, sondern als solche, die schon im Glauben sich gerecht wissen und deshalb all jenen knechtenden Satzungen gegenüber frei dastehen. Wir können uns auch unter sie, unter das ganze Wesen des Papsttumes, beugen, aber als

die Freien, die im Gewissen nicht dadurch gebunden sind, nur aus Liebe. Denen, welche aus den Werken wie bisher uns ein Gesetz machen wollen, widerstehen wir ins Angesicht und steifen uns vor ihnen auf unsere Freiheit. Andererseits aber halten wir es nicht mit solchen, die, wenn sie von „Freiheit" hören, gleich glauben, nun sei ihnen alles erlaubt und sie brauchen sich um keine Ceremonien und menschlichen Ordnungen und Satzungen mehr zu kümmern. Durch den Glauben an Christum sind wir vom Vertrauen auf die Werke frei, nicht von den Werken selbst. So schonen wir denn die im Glauben noch Schwachen, welche die Freiheit nicht zu fassen vermögen, und aus Liebe und um ihnen kein Ärgernis zu geben, unterwerfen auch wir uns jenen Satzungen solange, bis auch sie die Tyrannei erkennen und ihrer Freiheit froh und gewiß werden. Solche Erkenntnis zu gewinnen, ist aber nicht leicht; ja der Mensch allein, noch durch so vieles gehindert, ringt sich nicht zu ihr empor; Gott muß ihn dahin führen. Daher bedarf es des Gebetes um Erleuchtung von oben.

Diese so durchaus evangelische Schrift, von der Luther selbst sagte, so der Sinn verstanden werde, sei die ganze Summa eines christlichen Lebens drin begriffen, war dazu bestimmt, gleich nach ihrer Vollendung an den Papst Leo X. gesendet zu werden als Beilage eines Briefes, zu welchem der unermüdliche Miltiz Luther noch überredet hatte.

Im Frühling 1520 war ein Schreiben des neuen Generals der Augustiner, Gabriel Venetus, mit bittern Klagen über Luther an Staupitz gelangt. Luther habe den bisher unverdächtigen Orden in üblen Geruch gebracht, so daß man in Rom mit Fingern auf die Brüder zeige. Dies sei um so unangenehmer, als nun die Angriffe sich auch auf den Papst Leo X. selbst richteten, dem doch der Orden soviel zu verdanken habe, wie keinem andern Sterblichen. Auch jetzt

noch nehme derselbe große Rücksicht auf die Augustiner und wolle sie beim Vorgehen gegen die Unordnungen in Deutschland möglichst schonen. Aber immerhin sei für Staupitz als Generalvikar und für die ganze von ihm geleitete deutsche Kongregation große Gefahr vorhanden. Daher möge er allen seinen persönlichen Einfluß auf Luther aufbieten, um ihn zum Schweigen zu bringen. Es war ein peinlicher Auftrag für Staupitz, dem er, in allem Wesentlichen mit Luther einverstanden, sich nicht gewachsen fühlte. Er berief daher das erst für das nächste Jahr fällige Generalkapitel auf den 28. August nach Eisleben und legte hier sein Amt als Generalvikar nieder. Sein Nachfolger ward Luthers Freund Wenzeslaus Link. Hierher war nun auch Miltiz gekommen, um durch die Ordensgenossen auf Luther zu wirken, denn er hoffte noch immer. „Die Sache ist nicht so schwarz", schrieb er dem Kurfürsten, „als wir Pfaffen sie machen." Er erreichte, daß Staupitz, Link und einige andere Brüder gleich vom Konvent aus nach Wittenberg gingen, — es war das letzte Mal, daß Staupitz und sein Schüler einander ins Angesicht sahen, — und Luther das Versprechen abnahmen, er wolle an Leo X. gewissermaßen als Privatperson schreiben und ihm versichern, es sei nie seine Absicht gewesen, dessen Person anzugreifen oder zu verletzen. Was kann ich leichter und was mit mehr Wahrheit schreiben? meinte Luther. Doch beeilte er die Ausführung nicht, da ihn seine Schrift über die babylonische Gefangenschaft beschäftigte, und als zwei Wochen später Eck mit der Bannbulle in Sachsen eintraf, wollte er überhaupt nicht mehr schreiben. Um so mehr aber lag Miltiz daran, daß es geschehe. Am 12. Oktober traf auf Befehl des Kurfürsten Luther mit ihm in Lichtenberg zusammen, und Miltiz setzte durch, daß Luther ihm zusagte, binnen zwölf Tagen jenen Brief abzufassen und ihn mit einem Büchlein an den Papst zu senden. Doch sollte der

Brief zurückdatiert werden, um als alsbaldige Erfüllung jenes ersten Versprechens und als durch die Bulle noch nicht beeinflußt zu erscheinen. Miltiz war wieder gutes Mutes. Erst in 120 Tagen erlange die Bulle ihre Gültigkeit; bis dahin wolle er längst in Rom sein und einen Umschwung erwirken.

Jetzt erfüllte Luther seine Zusage. Er schrieb an Leo X. seinen dritten und letzten Brief. Hierin versicherte er ihm, daß er von seiner Person nie anders als mit Achtung gesprochen habe und daß er auch jetzt ihm persönlich nur alles Gute wünsche. Nicht er sei des Papstes Feind, sondern die unverschämten Schmeichler, die den ganzen Streit erst so aufgebauscht hätten. Er sei noch jetzt zum Frieden bereit, wenn man nur keinen Widerruf von ihm verlange und die Predigt des Wortes Gottes ganz frei und ungebunden lasse. Aber freilich, wie sehr er auch die Person Leos ehre, seinen Sitz, die römische Kurie, könne er nur schlimmer denn Sodom und Babylon nennen. Die römische Kirche, vor Zeiten die allerheiligste, sei eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und der Verdammnis. „Es ist aus mit dem römischen Stuhl, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören.“ —

Nicht selten begegnet man der Meinung, Luther habe in diesem Jahre, in welchem er sich gegen Rom wandte, die Besonnenheit verloren und sich mit Umsturzplänen getragen. Er habe eine Art Sturm- und Drangperiode durchzumachen gehabt, auf welche erst eine Zeit der Sammlung folgen mußte. Und doch ist nichts unrichtiger als diese Meinung. Eben jene großen Angriffsschriften, richtig verstanden, bekunden es hinlänglich. Wo Luther Änderungen für wünschenswert hielt, wendete er sich bittend und mahnend an die, welche befugt waren, sie anzubahnen. Sonst erklärte er sich ausdrücklich gegen die Anhänger einer falsch verstandenen Freiheit und

ermahnte zum geduldigen Ertragen auch von Mißbräuchlichem. Nur die Freiheit verlangte er, die Dinge beim rechten Namen nennen zu dürfen und schlecht nicht als gut bezeichnen zu müssen. Er forderte das freie Wort, das ungehinderte Zeugnis für die Wahrheit und gegen alle Unwahrheit. — Luther war durchaus Mann der Ordnung und Feind aller aufrührerischen Gewaltsamkeit. Das zeigte sich gerade damals bei einem sonst unbedeutenden Vorgang. Im Juli waren in Wittenberg Unruhen ausgebrochen zwischen Studenten und Bürgern, durch erstere veranlaßt. Der Rektor und die Mehrzahl der Lehrer neigten sich den Studierenden zu und bestärkten dadurch diese. Das empörte aber Luther, der die Schuld wenigstens des Anfangens bei den Studenten und den Hauptschaden bei den Bürgern sah, dermaßen, daß er die Senatsversammlung verließ und beim Fürsten auf Bestrafung des ihm sonst befreundeten Rektors, sowie auf Strenge gegen die Unruhestifter antrug. Nun beschwerten die anderen sich wieder über ihn und diesen schloß sich selbst Amsdorf an. Aber er ließ sich nicht beirren. Am nächsten Sonntag hielt er eine Predigt „vom Aufruhr“, in welcher er, ohne auf den doch ziemlich geringfügigen Anlaß einzugehen, den Gegenstand allgemein behandelte und ausführte, wie aufrührerisches Treiben allemal Unheil bringe und wie die Obrigkeit dazu von Gott gesetzt sei, daß sie die Ordnung erhalte und unordentlichem Wesen steure. Keine der beiden Parteien fühlte sich hierdurch befriedigt, aber Luther blieb dabei: „Lieber selbst weniger Studenten, als Nachsicht gegen solche Ruhestörungen.“

Die Bannbulle.

Wieder und immer wieder hatte Luther es als sein christliches Recht gefordert, daß man ihm die vielen Irrlehren, deren er beschuldigt ward, als solche aus der h. Schrift beweise. Für den Fall hatte er völligen Widerruf versprochen. Allein wie billig, ja selbstverständlich auch das Geforderte war, er konnte es nicht erreichen. Die kirchlichen Gewalthaber blieben dabei, Widerruf ohne Überführung, ohne Erweis des Irrtums, zu verlangen. Und sein Hauptgegner, Johann Eck, dem alles was gegen Luther geschah, noch nicht genügte, war zornentbrannt nach Rom geeilt, um dort die von ihm gewünschten Unterdrückungsmaßregeln zu beschleunigen. Wie er erzählt, ward er mit offenen Armen aufgenommen, und er glaubte bald zu bemerken, daß sein Kommen ungemein notwendig war. Ohne ihn habe man in Rom die Allgemeinheit des Abfalls in Deutschland, die Größe der Gefahr gar nicht erkannt gehabt, durch ihn erst sei die Lage klar geworden. Der damalige Papst Leo X. war für seine Person auch jetzt noch nicht für einschneidende Maßregeln, besonders wenn sie ihm von Männern wie Prierias geraten wurden. Er, der Freund der Humanisten, war, wie sich schon in dem Reuchlinschen Handel gezeigt hatte, durchaus kein Eiferer, aber er war den Verhältnissen nicht gewachsen, er war zu schwach. Oder richtiger, es zeigte sich, daß die Überlieferungen des Papsttums und die auf sie gegründeten Einrichtungen stärker waren, als der einzelne Papst; sie banden ihn und rissen ihn mit sich fort. Er war nicht nur ihr Vertreter, sondern auch ihr Knecht. So mußte denn auch hier Leo erst gedrängt werden, aber er ließ sich drängen. Dies geschah durch die Partei des mächtigen Dominikanerordens, an welche Eck sich anschloß. Sie brachte die gerade

jetzt wieder auftauchende Angelegenheit Reuchlins, welche dem Papste schon so manche unangenehme Stunde bereitet hatte, in Zusammenhang mit Luthers Sache und wußte daraus für die letztere die Lehre zu ziehen, daß man gleich anfänglich recht entschieden auftreten müsse, um später viele Ungelegenheiten zu vermeiden. Ob man dazu ein Recht habe, ward gar nicht untersucht. Man setzte es voraus. Für die neue Frage ward eine eigene Kommission ernannt, an deren Beratungen der Papst mehrfach teilnahm, und in welcher auch Eck, dem Gott nach Luthers Ausdruck „einen Schwindelgeist" gegeben hatte, Sitz und Stimme erhielt. Ja in Wirklichkeit war er hier die eigentlich treibende Persönlichkeit; er ist, wie Luther sagte, in dieser Sache des Papstes heiliger Geist gewesen. Es gab in der Kommission auch eine gemäßigte Richtung, welche wenigstens die Form des Rechtes aufrecht erhalten wollte. Sie schlug vor, den Beschuldigten erst zu citieren und seine Verteidigung zu hören. Aber sie konnte hiermit gegen die Eiferer nicht durchdringen. Am 15. Juli 1520 ward eine Bulle erlassen, welche 41 Sätze Luthers als Irrlehren verdammte und ihm selbst zum Widerruf 120 Tage Frist ließ; nach Ablauf derselben sollte auch seine Person der Bann treffen. Woher jene Sätze kamen, ersieht man daraus, daß sie zum Teil fast wörtlich übereinstimmen mit Sätzen, die Eck schon im Jahre vorher als aus Luthers Schriften gezogen hatte drucken lassen. Und diese Bulle, eine Verfluchung der christlichen Wahrheit, eine Verhöhnung des einfachen Rechtes, erging unter Namen und Siegel dessen, der sich den Statthalter Christi nannte! — Eine weitere Verachtung des Rechtes war, daß man mit der Bekanntmachung und Vertretung der Bulle in Deutschland niemand anders betraute, als wieder Johann Eck, den Feind, Ankläger und eben auch Richter des Beklagten. Er ward zum apostolischen Nuntius und Protonotar für diese Aufgabe ernannt. Eck

hat später gesagt, erst nach längerem Widerstreben sei ihm dies Geschäft aufgenötigt worden. Aber die Art, wie er anfänglich sich desselben freute und seine Erfolge rühmte, macht des überall nicht wahrheitsliebenden Mannes Angabe wenig glaubhaft. — Und endlich ging man soweit, Eck die Vollmacht zu erteilen, er dürfe 24 Anhänger Luthers auf die Bulle setzen und binnen 60 Tagen vor den Papst citieren, eine Vollmacht, welche dieser dahin ausbeutete, daß er wenigstens sechs Männer, von denen er sich für besonders beleidigt hielt, so brandmarkte.

Das Gewünschte war mit Anstrengung erreicht. Schleunigst eilte Eck mit der Bulle nach Deutschland zurück und ging gleich nach dem herzoglichen Sachsen, um sie dort bekannt zu machen. Aber auch hier hatte sich inzwischen doch manches verändert. Der Herzog Georg zwar schrieb dem Stadtmagistrat von Leipzig, man solle Eck einen silbernen Becher mit Goldstücken geben. Aber in der Stadt war die Stimmung eine ganz andere. Es wurden soviele höhnende, ja drohende Reden gegen den Bullenverkündiger laut, daß er sich fürchtete und sich ins Dominikanerkloster zurückzog. Ähnlich erging es ihm in Erfurt. Die Studenten trieben dort ihren Spott mit der Bulle. Sie warfen die gedruckten Exemplare ins Wasser und riefen nach der lateinischen Bedeutung des Wortes Bulle: „Eine Wasserblase muß schwimmen.“ Im Kurfürstentum Sachsen verhielten der Fürst und sein Bruder, ihren Ratgebern folgend, sich sehr kühl und schoben eine irgend entscheidende Antwort hinaus. Die Universität Wittenberg schickte die Bulle zurück als ihr ohne die gehörige Form mitgeteilt und deshalb nicht glaubwürdig. Selbst unter den Bischöfen waren manche, die sich alle Mühe gaben, die Veröffentlichung der Bulle zu umgehen.

Und Luther? Als er gegen Ende des Septembers hörte, Eck sei mit der Bulle in Leipzig angekommen, war er noch

im Unklaren darüber, wie er sich hierzu verhalten solle. Wenige Tage später kam ihm die Bulle selbst in die Hände. Nachdem er sie gelesen und besonders von den darin verdammten Artikeln Kenntnis genommen hatte, überkam ihn zunächst ein Gefühl der Erleichterung, da er sah, daß er auch im Eifer bisher nicht zuviel gethan hatte. „Ich fühle mich um vieles freier, da ich jetzt die Gewißheit habe, daß der Papst der Antichrist, und daß der Sitz des Satans offenbar geworden ist. Nun bewahre nur Gott die Seinen, daß sie nicht durch den äußern Schein, der doch ein grundgottloser ist, verführt werden.“ Daß die Bulle aus Rom komme, bezweifelte er im Grunde nicht, aber es ward ihm schwer zu glauben, daß Leo X. selbst in der Verwerfung der christlichen Wahrheit soweit sollte gegangen sein. Er meinte, selbst die Erfahrung gemacht zu haben, daß man auch in den höchsten Kreisen der Geistlichkeit, wenn es sich um Erhaltung der Gewalt handle, vor Fälschungen nicht zurückschrecke. So beschloß er denn, vorerst das Ganze als ein unlauteres Treiben Ecks zu behandeln und ihn die Verantwortung dafür tragen zu lassen, eine Auffassung der Sachlage, in welcher er auch von andern bestärkt ward. Selbst Miltiz sprach sich gegen ihn sehr ungünstig über Eck aus und war erfreut darüber, daß Luther durch die Bulle sich so wenig anfechten ließ und gutes Muts blieb.

Eck hatte in der kurzen Zeit, die er in Leipzig weilte, gleich wieder zur Feder gegriffen und gegen Luthers Buch an den deutschen Adel ein Schriftchen zur Verteidigung des Konstanzer Konzils ausgehen lassen. Er hoffte, so zeigen zu können, daß Luther, der des Papstes Autorität nicht achtete, auch dem Konzil, an das er appelliert hatte, sich nicht fügen werde. Hierauf erwiderte Luther sogleich, noch im Oktober mit ein paar Blättern „Von den neuen Eckschen Bullen und Lügen.“ Er zeigte, wie Eck ihm abermals eine Reihe von

unwahren Vorwürfen mache, sprach sich über das Konstanzer Konzil viel schärfer, über den von jenem verurteilten Huß viel günstiger, als zuvor, aus, und kam schließlich auch auf die Bulle zu sprechen. Man sage, Eck habe eine Bulle von Rom mitgebracht, aber er glaube bis jetzt noch, „es sei nichts mit irgend einer Bulle“, denn noch stehe ja seine Appellation an das Konzil rechtsgültig da, noch gelte die Verweisung seiner Sache an den Erzbischof von Trier; auch werde der Papst ja doch nicht seinem erklärtesten Gegner über ihn Befehl thun. „Drum will ich der Bullen Blei, Wachs, Schnur, Signatur, Klausel und alles mit Augen sehen oder nicht ein Haar breit geben auf alles andere Geplärre.“ Um sich weiter zu sichern, erneuerte er am 17. November seine Appellation an ein freies Konzil, ließ sie drucken und bat darin den Kaiser und die ganze deutsche Nation, „zur Rettung göttlicher Ehre und Schutz christlicher Kirche, Lehre und Glauben, auch Erhaltung freier christlicher Konzilia“ ihm und seiner Appellation anzuhangen, des Papstes unchristlichem Vornehmen mit ihm abzufallen, zu widerstehen und seinem gewaltigen Frevel nicht zu folgen. Es gelte eine Entscheidung vor Gott.

Eben weil er die Sachlage so ansehen mußte, fühlte er sich gedrungen, seine Zeitgenossen auf den Ernst ihrer Tage aufmerksam zu machen. Er wollte das Seine thun, um die Christen vor der so drohenden Täuschung zu bewahren. Zu dem Ende schrieb er im November lateinisch und deutsch „Wider die Bulle des Antichrists.“ Ob die Bulle vom Papste selbst ausgegangen sei, ließ er auch jetzt unentschieden, aber das sei ihm ganz gewiß, daß er den Urheber derselben für den Antichristen zu halten habe, denn sie sei eine Lästerung Gottes und Christi. Dies Urteil begründete er, indem er einige der verworfenen Artikel aus der Schrift als christliche erwies, und forderte Rom öffentlich zur Buße auf:

„Dich, Leo X., und euch, ihr Herren Kardinäle in Rom, ja euch alle, die ihr zu Rom etwas geltet, rede ich an und sage es euch frei ins Angesicht: Wenn diese Bulle unter eurem Namen und mit eurem Wissen ausgegangen ist, und ihr sie anerkennt, so gebrauche auch ich meine Gewalt, kraft deren ich in der Taufe aus Gottes Erbarmen ein Kind Gottes und Miterbe Jesu Christi geworden bin, gegründet auf den festen Fels, den auch die Pforten der Hölle, den Himmel und Erde nicht erschüttern, und bitte und mahne euch in dem Herrn: Gehet in euch und machet jenen teuflischen Lästerungen und alles Maß übersteigenden Gottlosigkeiten ein Ende, und das bald! Thut ihr es nicht, so wisset, daß ich mit allen, die Christum anbeten, euren Stuhl als einen vom Satan selbst in Besitz genommenen für den verfluchten Stuhl des Antichrists halte, dem wir nicht nur nicht gehorchen, untergeben und eingegliedert sein wollen, sondern den wir verabscheuen und verfluchen als den Hauptfeind Christi. Wir sind bereit, für dies unser Urteil nicht nur eure thörichten Bannsprüche mit Freuden zu ertragen, sondern wir bitten euch geradezu, wollet uns nur nie absolvieren, uns nie zu den Eurigen rechnen, ja, damit ihr eure grausame Tyrannei vollenden könnt, erbieten uns selbst zum Tode. Wenn noch etwas vom Geiste Christi und vom Drang des Glaubens in uns ist, so verfluchen wir, beharret ihr in eurer Wut, euch mit dieser Schrift und übergeben euch, jene Bulle und alle Dekretalen dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß euer Geist am Tage des Herrn mit uns frei ausgehe, im Namen dessen, den ihr verfolgt, Jesu Christi, unseres Herrn. Amen."

Luthers Standpunkt war klar. Er war in Gott gegründet und stand unerschütterlich fest. Aber nicht alle waren so weit. Die Herrschaft des Papsttumes hatte doch schon seit Jahrhunderten auf der abendländischen Christenheit gelastet, und Rom hatte es trefflich verstanden, den Völkern

einzuprägen, daß diese Herrschaft göttlichen Rechtes sei. Die Christen sogen solchen Wahn sozusagen mit der Muttermilch ein; daher ward es ihnen so ungemein schwer, im Gewissen sich von ihm frei zu machen. Weit und breit herrschte noch der Glaube, was unter dem Namen des Papstes ausgehe, das gehe von Gott aus. Das zeigte sich auch jetzt. Man hörte, daß manchen bisher Mutigen denn doch die Furcht beschleiche. Selbst aus Wittenberg, wo Spalatin im November bei Luther 400, bei Melanchthon 500—600 Zuhörer fand, zogen einige der Studierenden, welche schon die Priesterweihe empfangen hatten, hinweg. Von Westen her kam die Nachricht, daß in Kölln und in Löwen, also auch in den Erblanden des Kaisers, Luthers Bücher verbrannt seien, und die Gegner wußten das zur Einschüchterung des Volkes zu benutzen. Da mußte mehr geschehen, um den Bann zu brechen, der durch das alte Vorurteil vom Papste auf der Christenheit lag, um die Schwankenden zu stützen und zur richtigen Entscheidung zu führen. Man drang in Luther, noch klarer die Gottlosigkeit der Bulle zu erweisen, und er schickte sich dazu an, als er am 1. Dezember eine lateinische Schrift in die Druckerei gab, die er weiterhin auf Befehl seiner Fürsten auch in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Grund und Ursache aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden“, ausgehen ließ. Hierin erklärte er zunächst, um allen wieder den Grund, auf den er fußte, zu zeigen, daß er die Autorität der Väter nur insoweit gelten lasse, als sie durch die Schrift gestützt werde, und daß er die Auslegung der Schrift weder den Vätern noch dem Urteil des Papstes unterwerfen könne. Man solle sich nur der Schrift in aller Aufrichtigkeit und Demut hingeben. Einem solchem Forscher erschließe sie sich und bilde sein Urteil; sie erleuchte ihn und mache, daß er ihres Sinnes gewiß werde. Es war der Ausdruck seiner eigenen Erfahrung. „Bin ich

nicht ein Prophet, so bin ich doch gewiß für mich selbst, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei ihnen ist; denn ich ja die Schrift für mich habe und sie allein ihre eigne Lehre. Dasselbe mir auch den Mut giebt, mich sowenig zu fürchten vor ihnen, soviel sie mich verachten und verfolgen." Nach dieser Erklärung gab er für alle seine Artikel, die in der Bulle verurteilt waren, einen Beweis aus der Schrift. — Und noch mehr. Während er noch an jenem Nachweise arbeitete, entschloß er sich, das päpstliche Recht öffentlich zu verbrennen, eine That nicht etwa der Übereilung, sondern der ernstesten Überlegung, die ihm seines Gewissens halber als notwendig erschien. Schon im Sommer hatte er davon gesprochen, er werde vor aller Welt das Papstrecht ins Feuer werfen. Bei allem, was er dann in seinem Kampfe that, bei allen Streitschriften, beriet er sich vorher eingehend mit seinen Freunden; vieles geschah nur auf ihr Anregen. So handelte er auch jetzt nicht allein, wo er sich zum Vorgehen für verpflichtet hielt, weil niemand so klar wie er die Unchristlichkeit des geistlichen Rechtes erkannte, keiner einen solchen Eindruck von der Bedeutung des damaligen Zeitpunktes hatte. Für den 10. Dezember morgens 9 Uhr kündigte er durch Anschlag den Universitätsangehörigen an, er werde die antichristlichen Dekretalen verbrennen. Als man um die angegebne Zeit sich versammelt hatte, ging der Zug hinaus vor das Elsterthor, wo in der Nähe des Armenhauses ein Holzstoß errichtet war, den ein Magister anzündete, nachdem Luther die Sammlung des geistlichen Rechtes daraufgelegt hatte. Als die Flamme aufloderte, warf er auch noch die Bulle hinein mit den lateinisch geredeten Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (d. h. Christum) betrübt hast, so betrübe dich ewiges Feuer!" Darnach kehrte er mit den meisten Doktoren und Magistern in die Stadt zurück, während einige hundert Studenten auf der Stätte blieben, dort mancherlei

zum Hohne des Papsttums sangen und am Nachmittage auch noch Schriften von Gegnern Luthers, die sie bei einem Umzuge durch die Stadt gesammelt hatten, in das bis dahin unterhaltene Feuer warfen.

Von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, hatte Luther bei seiner That gezittert und gebetet. Am nächsten Tage, als er seinen Hörsaal betrat, ermahnte er seine Zuhörer, sich doch zu hüten vor den päpstlichen Gesetzen. Was geschehen, das sei nur ein Geringes; es würde heilsam sein, wenn man den Papst, d. h. nicht dessen Person, sondern den päpstlichen Stuhl verbrennte. Mit großem Ernste erklärte er: „Wenn ihr nicht mit ganzem Herzen euch lossagt vom Reiche des Papstes, so könnt ihr nicht selig werden. Das Reich des Papstes ist sosehr ein Widerspruch gegen das Reich Christi und gegen christliches Wesen, daß es einem besser wäre, in einer Wüste zu sein und nie einen Menschen zu sehen, als in jenem antichristlichen Reiche zu leben. Daher hüte sich, wem seine Seele lieb ist, daß er nicht Christum verleugne, indem er den Papstanhängern beistimmt. Wer heutzutage den Kirchendienst erstrebt, muß in diesem oder in jenem Leben zu Grunde gehen; in jenem, wenn er es nicht wagt, dem Dienst des Irrtums zu widersprechen; und widerspricht er, so thut er es mit Gefahr seines irdischen Lebens. Ich aber will lieber in dieser bösen Welt in Gefahr kommen, als durch Schweigen mein Gewissen mit der Rechenschaft, die ich Gott zu geben habe, belasten. Lange schon habe ich der römischen Kurie widersprochen; jetzt verabscheue ich diese babylonische Pest von ganzem Herzen. Und das will ich meinen Brüdern sagen, solange ich lebe. Wenn ich dem so weitgreifenden Verderben der Seelen nicht wehren kann, so gilt es doch, möglichst viele der Unsrigen vor ewigem Schaden zu bewahren. Mögen die andern thun, was sie wollen; es ist Zeit, daß wir uns besinnen."

Die Verbrennung der päpstlichen Rechtsbücher, — denn sie, in denen er die Hauptstütze der Gewaltherrschaft des Papstes sah, waren es, auf welche es ihm hierbei eigentlich ankam, — wirkte erleichternd auf Luther, da er durch diese That einer Pflicht genügte, die er auf sich lasten fühlte. Und um sie ganz zu erfüllen, begründete er sein Thun, wie mündlich vor seinen Zuhörern, so schriftlich vor seinen Zeitgenossen in einem in beiden Sprachen erscheinenden Berichte: „Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind.“ Es sei ein alter Brauch, vergiftete böse Bücher zu verbrennen; er sei durch Eid und Amt verbunden, falsche verführerische, unchristliche Lehre zu vertilgen oder ihr zu wehren; der Papst und die Seinen führen fort, trotz aller Ermahnungen ihre teuflische Lehre zu bestätigen und aufzudrängen; die Köllner und Löwener hätten seine Bücher verbrannt, und dadurch sei bei dem gemeinen Volk der Wahrheit ein großer Nachteil geschehen. „Darum wolle ein jeglicher sich nicht lassen bewegen die hohen Titel, Namen und Geschrei des päpstlichen Stands, des geistlichen Rechts, des langwährigen Brauchs dieser verbrannten Bücher, sondern höre zu und sehe zuvor an, was der Papst in seinen Büchern gelehret, und was in dem heiligen geistlichen Recht für vergiftete und greuliche Lehren stehen, und was wir bisher haben angebetet anstatt der Wahrheit, und richte alsdann frei, ob ich rechtlich oder unrechtlich diese Bücher verbrannt habe.“ Um dies Urteil zu ermöglichen, setzte er 30 Artikel aus dem päpstlichen Rechte als Probe bei und bemerkte dazu: „Willst du wissen mit kurzen Worten, was im geistlichen Recht steht, so höre zu. Es ist Summa Summarum: Der Papst ist ein Gott auf Erden über alle Himmlische, Irdische, Geistliche und Weltliche, und ist alles sein eigen. Denn niemand darf sagen: Was thust du?“ Wenn ja in einigen Teilen sich etwas Gutes finde, so werde es doch alles dahin gezogen,

daß es Schaden thun solle und den Papst stärken in seinem antichristlichen Regiment. „Der Artikel sei diesmal genug. Ist aber jemand des Papsts Verwandter und lustig, der unterwinde sich, dieselben zu schützen und verfechten, so will ich sie ihm wohl klarer ausstreichen und derselben viel mehr aufbringen. Es sollen diese ein Anfang des Ernstes sein, denn ich bisher doch nur gescherzt und gespielt hab mit des Papstes Sache. Ich habs in Gottes Namen anfangen; hoff, es sei an der Zeit, daß es auch in demselben ohn mich sich selbst ausführe."

Luthers Bruch mit dem Papsttume war vollzogen. Daß nun am 3. Januar 1521 der Bann auch seine Person und das Interdikt den Ort, an welchem er sich aufhielt, traf, war eine notwendige Folge des Bisherigen und änderte in der Sachlage nichts mehr.

Man hat jene That des 10. Dezembers wohl bedauert; andere haben sie gar eine revolutionäre genannt. Aber sie war durch die Verhältnisse eine notwendige geworden, und wer bei ihr von Revolution im Sinne von unrechtmäßiger, gewaltsamer Empörung redet, stellt sich eben von vorneherein auf den päpstlichen Standpunkt. In der Kirche soll das Wort Gottes herrschen. Aber es war lange beiseite gedrängt, und dafür die unchristliche Gewaltherrschaft des Papsttums eingetreten. Die Kirche lag in schmählicher Knechtschaft. Aus dieser sollte sie befreit, das Wort Gottes wieder auf den Thron gesetzt werden. Dies war Luthers Lebensaufgabe. Jener Bücherbrand war eine That im kirchlichen Freiheitskriege, die Luther vom Gewissen gedrungen vollbrachte und die er niemals bereut hat.

Luther vor Kaiser und Reich.

Schon seit langem war es vorbereitet worden, daß Luthers Sache auch vor das Reich komme. Noch vor der Wahl des neuen Kaisers hatten die Kurfürsten von Sachsen und Trier vereinbart, sie dem nächsten Reichstage vorzulegen. An den neuen Kaiser selbst hatte Luther gleich geschrieben und ihn gebeten, die Wahrheit nicht unverhört unterdrücken zu lassen. Er hatte „das edle, junge Blut“ Karl als die Spitze des deutschen Adels aufgefordert, für des christlichen Standes Besserung zu sorgen. Er hatte den Kaiser und die ganze deutsche Nation gebeten, seiner Appellation an ein freies Konzil anzuhangen und mit ihm dem unchristlichen Wesen des Papsttumes zu entsagen. Und die deutsche Nation war auf dem besten Wege, dies zu thun. Seit Jahresfrist beschäftigte sie nichts so sehr als der Kampf des Wittenberger Doktors gegen das Papsttum; sie fing an, zu begreifen, daß es sich hierbei um ihr eigenstes Wohl und Wehe handle; die Zahl derer, welche Luther recht gaben, wuchs von Tage zu Tage. Und dies entschied für die Berufung Luthers vor den Reichstag; ohne jene Stimmung des Volkes würde der Kaiser schwerlich eingewilligt haben.

Karl V. ward gerade von den Patrioten in Deutschland mit einem merkwürdigen Jubel begrüßt, ähnlich so wie Leo X. von den Humanisten geschehen war. Man redete, als ob mit ihm eine neue Zeit für das Reich, eine Zeit der Freiheit und der Ehre für Deutschland, anbrechen müsse. Auch Luther hegte die Hoffnung, in Karl sei ein Fürst erstanden, der überall das Recht schützen und vornehmlich Roms Übergriffen Schranken ziehen werde. Und wie er trotz des heftigsten Kampfes gegen das Papsttum die Person Leos immer schonte, so hat er auch Zeit seines Lebens von der Person

dieses Kaisers eine gute Meinung behalten und den „frommen Mann" verteidigt, wo er nur konnte. Und doch, wie wurden diese fröhlichen Hoffnungen getäuscht! Karl V., freilich von den Habsburgern abstammend, aber in Spanien geboren und erzogen, war gar kein Deutscher. Der Sprache unseres Volkes war er nur unvollkommen mächtig; er verstand die Gefühle desselben nicht, geschweige, daß er sie geteilt hätte. Er war ein Fremder. Der Schwerpunkt seiner Macht lag in Spanien, denn die Kaiserwürde gab ihm ja nur einen gewissen Glanz, aber keine wirkliche Gewalt; in Spanien fühlte er sich auch am meisten heimisch. Als spanischer König aber glaubte er sich an die mittelalterliche Form des Christentums, die dabei auch ihm persönlich zusagte, gebunden. Er war kein Freund der Allgewalt des Papsttumes; wußte er doch, wie sehr man zu Rom sich noch vor kurzem Mühe gegeben hatte, um seine Wahl zum Kaiser zu hintertreiben. Er sah sehr wohl, daß es in der Kirche viele Mißstände gebe, und stimmte ganz mit den vielen Spaniern überein, die da meinten, daß man diese nötigenfalls auch durch Druck auf Rom beseitigen müsse. Aber am Papsttume selbst hielt er fest; in der Lehre wollte er nichts geändert haben; und ganz besonders lag ihm, wie sich immer wieder zeigte, die Messe am Herzen. — In dieselbe Richtung drängte ihn die Kaiserwürde; denn das Kaisertum war nach mittelalterlicher Auffassung nicht etwas rein Weltliches, wie etwa das französische oder englische Königtum, sondern es hatte zugleich einen geistlichen, einen kirchlichen Charakter. Man redete von einem „heiligen" römischen Reich deutscher Nation. Der Kaiser galt für das weltliche Haupt „der Christenheit." Das christliche Volk sollte unter ihm wie unter dem Papste als seinen beiden Führern geeint sein. Der Kaiser stand neben dem Papste an der Spitze der christlichen Welt, nach Ansicht des Papstes als der Zweite, der mit seinem starken Arme die

Kirche zu schützen und das Gebot des geistlichen Hauptes als göttlichen Willen auszuführen habe. Dies Verhältnis war freilich nicht nach dem Sinne Karls. Sein Vorbild war vielmehr Karl d. Gr., der es wohl verstanden hatte, den Papst am zweiten Platze zu erhalten. Jedenfalls wollte er, in dessen Händen eine so große Macht lag, das Kaisertum wieder zu Ehren bringen, und dazu sah er sich an die alten Überlieferungen gefesselt, dafür glaubte er, mit dem Papsttume nicht ganz brechen zu dürfen. So wie er war, konnte er gar nicht auf die Gedanken Luthers und so vieler Deutschen eingehen. Das zeigte sich, sobald er in den Niederlanden erschien. Erasmus schrieb gleich nach Deutschland: „Hofft nichts vom Kaiser; der ist in den Händen der Bettelmönche.“ Und Luther gedachte des Psalmwortes: „Verlasset euch nicht auf Fürsten“, und hielt es seinen Freunden vor. Sein Hauptwunsch war fortan, daß nur der junge Kaiser nicht durch offne Gewaltthat im Dienste des unchristlichen Papsttumes eine Schuld auf sich laden möge.

Der Kaiser stand auf Seiten Roms, aber er war darum noch durchaus nicht gewillt, nur dessen gefügiges Werkzeug zu sein. Nach streng römischer Anschauung sollten die Laien in kirchlichen Angelegenheiten überhaupt nichts zu entscheiden haben, und wenn gar von Rom aus schon ein Spruch ergangen sei, so bleibe der weltlichen Gewalt nur noch die Ausführung desselben. Diesen Standpunkt vertraten die beiden päpstlichen Legaten Aleander und Caraccioli, welche dem Kaiser sich anschlossen, der von den Niederlanden, seinen Erblanden, her rheinaufwärts zog. Sie verlangten, er solle Luthers Schriften vernichten lassen und ihn selbst unterdrücken. Allein, wenn er auch hinsichtlich des ersteren in seinen Erblanden ihnen willfahrte, so doch nicht hinsichtlich des anderen. Die weltlichen Räte mahnten zur Besonnenheit; er hörte von allen Seiten, daß die Mehrheit des

deutschen Volkes für Luther eingenommen sei, und daß man bei bloß gewaltsamem Vorgehen einen Ausbruch des Volksunwillens befürchten müsse; er sagte sich, daß er bei seinem ersten Auftreten im Reiche doppelt Grund habe, die Ansicht der Vertreter des Volkes einzuholen. Am meisten galt bei ihm der greise Kurfürst von Sachsen wegen seiner angesehenen Stellung im Reiche, seiner Erfahrung und seiner Rechtlichkeit; war Friedrich doch der Einzige von den Kurfürsten gewesen, der bei der letzten Wahlhandlung sich nicht hatte bestechen lassen. Und der nun warnte dringend davor, ohne Verhör und Untersuchung den Beschuldigten einfach unterdrücken zu lassen. So kam es, daß nach längerer Überlegung der Kaiser sich dafür entschied, Luther doch noch vor den Reichstag zu laden. Aleander soll wütend ausgerufen haben: „Wenn ihr Deutschen, die ihr von allen dem Papste das wenigste Geld zahlt, das römische Joch abwerft, so werden wir dafür sorgen, daß ihr euch untereinander mordet, bis ihr im eignen Blut untergeht.“ Die päpstlichen Legaten und was von ihnen sich leiten ließ, arbeiteten mit aller Macht dahin, den Beschluß des Kaisers rückgängig zu machen. Und Karl kam wieder ins Wanken; selbst der sächsische Kurfürst ward unsicher. Luther war ja inzwischen namentlich und endgültig vom Banne getroffen; der Ort, an welchem er weilen würde, war mit dem Interdikt belegt. Durfte man einen solchen Mann noch vor den Reichstag rufen? Nach dem bisherigen Herkommen erschien das als schlechthin unthunlich. Aber im Volke hatte die Stimmung für Rom sich seither nicht gebessert. Die Stimmen, welche ein Verhör wenigstens des Angeklagten forderten, wurden immer zahlreicher und immer lauter. Man durfte es nicht wagen, sie ganz zu überhören. Der Kaiser hatte, von denen mit den „roten Hütlein“ gedrängt, dem Reichstag ein Edikt gegen Luther vorlegen lassen, welches dem Ansinnen des Papstes

ziemlich entsprach. Aber die Stände gingen nicht darauf ein. Sie wünschten, daß Luther vorgeladen werde, nicht etwa zu einer wirklichen Untersuchung oder gar zur Verteidigung, — soweit war man sich seiner Selbständigkeit dem Papste gegenüber noch nicht bewußt geworden, — sondern nur, um gefragt zu werden, ob er sich zu seinen Büchern bekenne und sie widerrufen wolle. Weigere er sich dessen, so solle das Reich gegen ihn einschreiten. Diesem Ansinnen gab der Kaiser nach. Am 6. März erließ er zum größten Ärger der Legaten eine Ladung an Luther, den „Ehrsamen, Geliebten, Andächtigen", sich unverweilt zur Untersuchung der von ihm ausgegangenen Lehren und Schriften vor Kaiser und Reich zu stellen. Für die Hin- und Rückreise sicherte er freies Geleit zu.

In Wittenberg hatte die ganze Frage viel weniger Sorgen erregt, als in Worms. Als im Dezember 1520 dem Kurfürsten die erste Nachricht zuging, der Kaiser wolle Luther vorladen, ließ er durch Spalatin diesen fragen, was er in solchem Falle zu thun gedenke. Luther antwortete sogleich: „Wenn ich gerufen werde, so will ich, soweit es bei mir steht, krank hinfahren, wenn ich gesund nicht kommen kann. Denn wenn der Kaiser mich ruft, so ruft mich, daran darf ich nicht zweifeln, der Herr. Wollen sie Gewalt anwenden, wie wahrscheinlich ist, — um sich belehren zu lassen, würden sie mich nicht rufen lassen, — so muß man die Sache dem Herrn befehlen. Der lebt und herrscht noch, welcher die drei Knaben im Ofen des Königs von Babel erhielt. Will er mich nicht erhalten, so ist mein Kopf ja ein Geringes gegen Christum, der unter so großer Schmach, allen zum Ärgernis, vielen zum Verderben getötet ist. Hier ist auf keine Gefahr, auf kein Wohlsein Rücksicht zu nehmen; vielmehr haben wir dafür zu sorgen, daß wir das Evangelium, welches zu predigen wir begonnen haben, nicht als einen Spott der Gottlosen

hinter uns lassen, daß wir nicht den Gegnern Anlaß geben uns zu höhnen, wir wagten unsere Lehre nicht zu verteidigen und fürchteten uns, das Blut für sie zu vergießen. Der barmherzige Christus gebe, daß wir nicht so feig seien und jene nicht so höhnen können! Amen. Wenn es ja so werden soll, daß die Könige auf Erden und die Fürsten zusammen kommen und mit den Völkern sich auflehnen gegen den Herrn und seinen Gesalbten, so lehrt der h. Geist doch auch in demselben Psalm, daß es denen wohl geht, die auf Gott trauen. Und nicht bloß das; der Herr wird jener auch lachen unb ihrer spotten. Jedenfalls ist es nicht unsere Sache zu bestimmen, was dem Evangelio und dem allgemeinen Besten mehr Gefahr bringen werde, mein Leben oder mein Tod. Du weißt, daß Gottes Wahrheit ein Stein des Anstoßens ist, gesetzt zum Fall und Auferstehen vieler in Israel. Unsere Pflicht ist nur Gott zu bitten, daß der Kaiser nicht gleich beim Beginn seiner Regierung zum Schutze der Gottlosigkeit mit meinem oder eines anderen Blute seine Hände beflecke. Viel lieber möchte ich, wie ich schon oft gesagt, allein durch der Römlinge Hände umkommen, damit nur er und die Seinen hieran ganz unbeteiligt bleiben. — Damit hast du, was ich rate und denke. Erwarte alles von mir, nur nicht Flucht und Widerruf! Fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger.“ — Als einige Wochen später die Nachricht kam, der Kaiser werde ihn nicht rufen, bedauerte er dies sehr und erbot sich nochmals in einem an den Kurfürsten, der am Reichstag weilte, gerichteten Schreiben, er werde kommen, wenn die Sache frommen, gelehrten, verständigen, unverdächtigen und christlichen Männern, geistlichen und weltlichen, die in der Bibel wohl gegründet und Verstand und Unterschied der göttlichen und menschlichen Gesetze und Gebote haben und wissen, befohlen werde. Aber er mußte lange warten, ehe er als Antwort die schon erwähnte

Ladung erhielt. Doch beunruhigte ihn dies nicht sehr, wie denn überhaupt in Wittenberg alles seinen gewohnten Gang ging. Melanchthon, dessen Namen Eck auch in jene berüchtigte Bulle gesetzt haben soll, ließ sich durch das Zureden seiner Freunde bewegen, zu heiraten. Am 25. November 1520 feierte er seine Hochzeit mit einer Tochter des Wittenberger Bürgermeisters Krapp, zu welcher Feier auch Luthers Eltern und seine Schwestern von Mansfeld herbeikamen. Luther hielt sich, nachdem der Papst ihn von sich und der von ihm geleiteten Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte, auch rechtlich für gelöst von seinen Mönchsverpflichtungen, die er innerlich frei schon längst nur als eine Last getragen hatte. Er gab also das Horenbeten u. s. w., das ihn viele Zeit gekostet hatte, auf, blieb aber im Kloster wohnen und trug auch noch ferner das Mönchsgewand. Im Übrigen lag er mit gleichem Fleiße seinem Berufe ob. Im Januar begann er, jene lateinische Postille drucken zu lassen, deren Ausarbeitung der Kurfürst von ihm gewünscht hatte; im Februar machte er sich daran, für den Kurprinzen Johann Friedrich den Lobgesang der Maria in deutscher Sprache auszulegen. Und auch zu neuen Streitschriften fehlte es ihm an Anlaß nicht. Auf Treiben des Herzogs Georg hatte Emser ihn wieder angegriffen. Hieraus entspann sich ein sehr heftiger Schriftenwechsel, in welchem das Wichtigste war, daß Luther den Grundsatz aufstellte und erhärtete, man dürfe für den Erweis von Glaubenslehren sich nur auf den einfachen Wortverstand des Schrifttextes stützen. Seit alten Zeiten war bei den Theologen der Unfug aufgekommen, von einem mehrfachen Schriftsinne zu reden. Der nächste sei allerdings der, welchen der Wortlaut angebe, allein dies sei nicht immer der beste und wichtigste. Die eigentliche Meinung der heiligen Schriftsteller liege oft tiefer, werde durch den Wortlaut nur angedeutet, manchmal mehr verhüllt als offenbart; sie müsse

erst gesucht werden. Man redete gewöhnlich von einem vierfachen Schriftsinn. Dies hieß die allegorische Auslegungsweise, in Wirklichkeit ein Eintragen und kein Auslegen. Lange hatte auch Luther solchen Unfug mitgemacht, aber er hatte das Verkehrte desselben eingesehen und erklärte sich nun scharf dagegen. Wo es sich um Beweise aus der h. Schrift handelt, ist das Allegorisieren unerlaubt; den einfachen Wortlaut hat man anzusehen, dessen Sinn zu erheben und der allein entscheidet. Erst hiermit stellte Luther die höchste Autorität der h. Schrift wieder fest und sicher, denn bei der allegorischen Auslegung ist das Entscheidende doch nicht die h. Schrift, sondern Menschenwitz und Menschenwillkür.

Auch aus Italien waren wieder neue Angriffe ergangen. Den einen von diesen wies Melanchthon zurück in einer vortrefflichen Rede, welche er an die deutschen Fürsten richtete. Mit dem andern machte Luther selbst sich zu schaffen. Er behandelte seinen Gegner Ambrosius Katharinus, welcher schwache Gründe durch Grobheit zu stärken versucht hatte, ziemlich geringschätzig. Von allem, was derselbe vorgebracht hatte, wollte er nur einen Punkt genauer erörtern, nämlich was das Papsttum sei, dermalen die Hauptfrage. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich auch wieder gegen jenen mehrfachen Schriftsinn aus und lehrte, was nach der h. Schrift die christliche Kirche sei. Dann aber suchte er in weitläufiger Auslegung der prophetischen Stelle Daniel 8, 23—25 zu erweisen, daß der Papst, d. h. nicht die Einzelperson, sondern das Papsttum, die Papstgewalt mit allem dadurch Bedingten, der Antichrist sei. Der Schluß jener Stelle lautet: „Er wird ohne Hand zerbrochen werden.“ Das heißt, sagte Luther, der Herr Jesus wird ihn töten durch den Geist seines Mundes und durch seine sichtbare Wiederkunft ihn vernichten. Also nicht die Laien werden den Papst und sein Reich verwüsten, wie er so sehr befürchtet; das wäre eine viel zu

gnädige Strafe; sondern Christus hat ihn als den grimmigsten Feind für seine Wiederkunft aufgespart. Je gewisser ihm ward, daß das Papsttum das Antichristentum sei und je hartnäckiger dasselbe allen Mahnungen widerstand, um so mehr bildete bei Luther der Gedanke sich aus, daß der jüngste Tag vor der Thüre sei. Die Herrschaft des Antichrists in der Kirche sollte ja der Wiederkunft Christi unmittelbar voraufgehen und Luther konnte sich keine größere Steigerung der Feindschaft gegen Christum denken, als er sie eben jetzt im Papsttum sah. Dazu ist zu beachten, daß gerade damals im deutschen Volke die Erwartung des Endes oder doch wenigstens ungeheurer Umwälzungen im Natur- und Völkerleben, wobei es besonders über die Geistlichen hergehen werde, sehr lebendig war. Vorhersagungen der Astrologen, wie sie in den Kalendern und auf Flugblättern massenhaft verbreitet wurden, hatten sie wach gerufen und nährten sie; man nannte vielfach schon das Jahr 1524. Auch Derartiges beeinflußte Luther, der sich den Strömungen des Volkslebens nicht entzog. Er erwartete den jüngsten Tag und freute sich dessen, da hiermit der Sieg der Sache Jesu Christi entschieden sein werde. Um so weniger konnte es ihm in den Sinn kommen, wie man wohl gemeint hat, jetzt an einen Kampf mit andern Mitteln zu denken. Allezeit hatte er vor Empörung gewarnt und von einer Verteidigung des Christentums durch Waffengewalt nichts wissen wollen; und auch jetzt stand er nicht anders. Es lag ihm gerade am Herzen, seine Sache von der Verbindung mit Umsturzplänen, von denen er hörte, frei und rein zu erhalten. Im Dezember 1520 hatte Hutten ihn wissen lassen, daß er an Gewalt denke. Luther antwortete gleich und mahnte ab. „Ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Mord für das Evangelium kämpfe; so habe ich dem Manne geschrieben. Durch das Wort ist die Welt besiegt, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird

sie auch erneuert werden. Und auch der Antichrist, wie er ohne Armesgewalt begann, wird ohne Hand zerbrochen werden durch das Wort."

Die Schrift gegen Katharinus war fast vollendet, als am 26. März der Reichsherold Kaspar Sturm mit der Ladung nach Worms in Wittenberg eintraf. Nun war nicht lange zu zaudern, denn das sichere Geleit galt nur für 21 Tage. Luther ordnete was zu ordnen war, schloß jene Schrift ab und folgte, wie es scheint, am 2. April, dem Osterdienstage, dem Rufe des Kaisers. Er fuhr auf einem mit Leinwand überspannten Wagen, begleitet von seinem Freunde Amsdorf, einem jungen pommerschen Edelmann Peter Suaven, und einem Ordensbruder Johann Pezensteiner. Seine Reise über Leipzig durch Thüringen glich mehr und mehr einem Triumphzuge. Das Volk wollte den kühnen Mönch sehen, der es wagte, vor Kaiser und Reich gegen den Papst aufzutreten. In Erfurt, wo die jetzt herrschenden Humanisten eben vom Erasmustaumel zum Lutherrausch übergegangen waren, ritt Crotus, der Rektor der Universität an der Spitze eines großen Zuges ihm entgegen und holte ihn feierlich ein. Luther mußte hier predigen und ebenso in Gotha und Eisenach. Die Fortsetzung der Reise ward ihm durch vielfaches Unwohlsein sehr erschwert, doch traf er am 14. April glücklich in Frankfurt a. M. ein. Schon in Weimar war ihm ein inzwischen ergangenes Edikt des Kaisers bekannt geworden, nach welchem seine Bücher als vom Papste verdammt ausgeliefert werden sollten; aber er ließ sich weder hierdurch noch durch sonstige Abmahnungen in der Weiterreise stören. In Worms hatte die Nachricht, Luther komme, Schrecken erregt. Seine Freunde sorgten, er gehe dem sichern Tode entgegen; die Römischen waren in Furcht vor dem Eindruck, den er doch etwa machen könne, vor einer Erhebung des Volkes zu seinen Gunsten. Spalatin schickte ihm einen Boten

mit einer Warnung entgegen und erinnerte an Huß. Aber Luther blieb bei dem, was er schon von Frankfurt aus geschrieben hatte: „Christus lebt und wir werden in Worms einziehen trotz allen Pforten der Hölle und den bösen Geistern, die in der Luft herrschen (Ephes. 2, 2). Sorge nur für Quartier.“ In Oppenheim begegnete ihm Martin Butzer, abgesandt vom kaiserlichen Beichtvater Glazir, um ihn zu einer Besprechung mit diesem auf einer der Burgen Sickingens einzuladen. Luther erwiderte, wenn der Beichtvater etwas mit ihm zu reden habe, so könne das in Worms geschehen. Am 16. April vormittags um 10 Uhr zog er in Worms ein, umdrängt von einer großen Masse Volks, und stieg mit den Worten: „Gott wird mit mir sein“ in einem Hause der Johanniterritter ab.

Der Kaiser wünschte eine beschleunigte Entscheidung; daher ward Luther schon für den nächsten Nachmittag vor den Reichstag beschieden. Um 4 Uhr holten der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim und der Herold ihn ab und führten wegen des Volksgedränges ihn durch Gärten und auf Nebenwegen in den Bischofspalast, wo der Reichstag sich versammelt hatte. Erst um 6 Uhr, also gegen Dunkelwerden, ward er vorgelassen. Auf einer Bank lag ein Haufe Bücher, neben welchem Johann Eck, der Offizial des Erzbischofs von Trier, kein Angehöriger des Ingolstädter Theologen, stand, um im Namen des Kaisers und der Stände mit ihm zu handeln. Dieser hielt ihm alsbald in lateinischer und dann in deutscher Sprache zwei Fragen vor: ob er die dort liegenden Bücher für die seinigen anerkennen und ob er sie widerrufen oder bei ihnen beharren wolle. Ehe Luther noch erwidern konnte, rief der Wittenberger Jurist Hieronymus Schürpf, der ihm als Rechtsbeistand beigegeben war. Man nenne die Titel der Bücher!“ Als dies geschehen war, antwortete Luther mit maßvoller, nicht im ganzen Saale ver-

nehmbarer Stimme: die erste Frage bejahe er; bei der zweiten handle sichs um den Glauben und der Seelen Seligkeit; um da nicht in Unbedachtsamkeit zuviel oder zu wenig zu sagen, bitte er demütig um einen Tag Bedenkzeit. Und die ward ihm nach kurzer Beratung vom Kaiser gewährt, nicht als ein Recht, sondern aus Güte. Er durfte sich die Antwort überlegen. Wie sehr aber solche Bitte nur aus Gewissenhaftigkeit, nicht irgend aus innerer Unsicherheit hervorging, beweist ein Brief, den er unmittelbar nach der Rückkehr in die Herberge zur Begrüßung an einen kaiserlichen Rat schrieb. „Widerrufen, heißt es darin, werde ich, wenn Christus Gnade giebt, nicht ein Pünktchen." Und Augenzeugen, wie der Augsburger Peutinger, bekunden, daß er in diesen Tagen durchaus guter Dinge war.

Am Nachmittage des 18. April stellte er sich um 4 Uhr wieder im Bischofssitze ein und mußte abermals bis 6 Uhr warten. Als er den dichtgefüllten Saal betreten hatte, erneuerte Eck die zweite gestrige Frage in etwas veränderter Fassung: „Wollt Ihr die Bücher, die Ihr für die Eurigen anerkannt habt, alle verteidigen oder wollt Ihr etwas widerrufen?" Hierauf erwiderte Luther, diesmal mit klarer, vernehmlicher Stimme, in längerer lateinischer Rede, welche er dann auf Wunsch auch deutsch wiederholte: seine Bücher seien nicht einerlei Art. Ihrer seien etliche, in denen er von Glauben und Sitten so evangelisch und schlicht gehandelt habe, daß auch seine Widersacher sie für evangelisch und lesenswert bekennen müßten. Wolle er die widerrufen, so heiße das die Wahrheit verdammen. Eine andere Art seiner Bücher seien die Streitschriften gegen das Papsttum und der Papisten Lehren als gegen solche, welche durch Beispiel und Lehre die Christenheit mit Übeln der Seele und des Leibes verwüsteten. Die zu bekämpfen sei eine alte Christenpflicht. Widerruf dieser Bücher würde die Tyrannei stärken und unchristlichem

Wesen Thür und Thor öffnen. Eine dritte Klasse sei gegen Einzelpersonen gerichtet, welche das Evangelium angegriffen und das Papsttum verteidigt hätten. In diesen sei er wohl oft zu heftig gewesen, aber widerrufen könne er auch die nicht, denn damit würde er nur die Tyrannei und Gottlosigkeit schützen. Er könne nicht anders sagen als einst der Herr vor dem Hohenpriester: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei.“ Um diesen Beweis bitte er nochmals dringend. Werde er des Irrtums überführt, so wolle er der Erste sein, der seine Bücher ins Feuer werfe. Der Vorwurf, daß aus seiner Lehre Zwietracht und Aufruhr erwachse, beirre ihn nicht. Der Herr selbst habe gesagt: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das wolle man doch auch jetzt beherzigen, damit nicht, wenn man das Wort Gottes verdamme, es wie ein Verderben über das Reich hereinbreche. „Solches sage ich nicht, als ob so hohe Häupter meiner Lehre und Mahnung bedürften, sondern weil ich dem Dienste, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen darf.“

Diese Antwort befriedigte nicht. Eck erklärte, man wolle nicht mehr disputieren. Seine Lehren seien unter dem Namen früherer Ketzer schon verdammt, so auf dem Konstanzer Konzil. Gott habe seine Kirche nicht dem Irrtume hingegeben; daher dürfe nicht jeder, der ihr Widerstreitendes lehre, erst noch Widerlegung aus der Schrift fordern. Er möge seine Irrtümer, besonders die in Konstanz verdammten, widerrufen, dann könne mit seinen andern Büchern nach kaiserlicher Gnade billig gehandelt werden; weigere er sich dessen, so seien auch die verloren. Hierauf solle er eine einfache Antwort geben, die keine Hörner trage und keinen Mantel umgelegt habe. Luthers Antwort lautete, soweit nach seiner eignen Aufzeichnung der Wortlaut sich feststellen läßt, also: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Eure Gnaden eine schlichte

Antwort begehren, so will ich eine Antwort ohne Hörner und Zähne geben diesermaßen: es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde, — denn ich glaube weder dem Papst, noch dem Konzilium allein, dieweil am Tag liegt, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist.“ Klar genug war dies, aber man scheute sich fast, es zu glauben. Eck mußte im Namen des Kaisers Luther noch einmal fragen, ob er wirklich dafür halte, daß Konzile irren könnten. Luther beharrte dabei. Es sei ganz bekannt, daß sie oftmals geirrt; das Konstanzer habe gegen die Schrift entschieden; er wolle all dies beweisen. Da hatte der Kaiser genug. Im Saale entstand Unruhe; die Versammlung ward geschlossen. Mit dem Ausrufe: „Gott helfe mir!“ schied Luther, innerlichst froh, daß er über diese Stunde der Versuchung hinweg war. „Ich bin hindurch, ich bin hindurch“, rief er, als er in der Herberge zu seinen Freunden ins Zimmer trat. Er hatte sein Bekenntnis abgelegt, für das Weitere ließ er Gott sorgen.

Der Kaiser, auf welchen Luthers Auftreten gar keinen Eindruck gemacht hatte, war mit seinem Entschlusse fertig. Nicht so die Stände, die Luthers Worte hatten verstehen können und in ganz anderer Weise mit ihm fühlten. Der Kurfürst von Sachsen war ganz ergriffen von dem, was er gehört, und selbst ein römisch gesinnter Fürst, der Herzog Erich von Braunschweig, hatte ihm beim Weggehen aus der Versammlung eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier reichen lassen. Dazu gedachten diese deutschen Fürsten fortwährend der großen Gährung im Volke. Als daher am nächsten Morgen der Kaiser die Erklärung abgab, er wolle nun thun,

was nach altem Herkommen seines Amtes sei und den Glauben der Väter und den römischen Stuhl gegen den offenbaren Ketzer schützen, nahmen die Stände das nicht alsbald an, sondern erbaten nach längerer Beratung noch eine Frist zu neuen Verhandlungen mit Luther. Zum großen Ärger des Legaten Aleander bewilligte der Kaiser dies, bemerkte aber gleich dabei, daß er die Acht verhängen werde, wenn die Verhandlungen keinen Erfolg hätten. Sie wurden am Mittwoch den 24. April morgens um 6 Uhr eröffnet und nun begannen für Luther Stunden, viel schwerer noch als die, in welcher er vor dem Kaiser stand. Die Leitung der verhandelnden Kommission lag in der Hand des Erzbischofs von Trier, eines Mannes, von dem Luther schon von früher her wußte, daß er ihm wohlgesinnt war, und der auch jetzt das ehrliche Bestreben zeigte, die Sache zu einem guten Ende zu führen. Man ging nicht so barsch mit ihm um, wie am Reichstage, sondern war freundlich und kam ihm möglichst entgegen. Das erschwerte ihm die beharrliche Weigerung. Und noch versuchlicher war ihm die jetzige Stellung der Frage. Man ließ den Papst ganz aus dem Spiele und fragte nur, ob er sich dem Konzile, der Vertretung der Gesamtkirche, nicht unterwerfen wolle und so das viele Gute in seinen Schriften retten und für die Kirche nutzbar werden lassen. Man forderte ihn auf, in gutem Vertrauen seine Schriften dem Urteile des Kaisers und des Reiches, also hier auch der Laien zu unterwerfen. Der Kern der vorwurfsvollen Frage war: „Willst und darfst du, der Einzelne, dich dem Ganzen entgegenstellen und ihm gegenüber deine Meinung aufrecht erhalten? Was wird aus der Kirche, was aus der Reichsordnung werden, wenn das fortan erlaubt sein sollte?“ Die Frage war ehrlich gemeint, die Frage der alten Zeit an die nun durchbrechende neue. Bisher gab es keine Freiheit des Gewissens, kein Recht der Einzelperson auf freien Glauben

und offenes Bekenntnis desselben. Der einzelne sollte auch hier durch das Ganze gebunden sein. Es war die altheidnische Überspannung der Wahrheit, daß der Einzelne nur durch das Ganze und im Ganzen etwas ist und daß er dem Ganzen gegenüber ernste Pflichten hat. Daß der Mensch eine freie Persönlichkeit ist, mit dem Gewissen begabt und sittlicher Verantwortung unterstellt, daß er in einem persönlichen Verhältnisse zu Gott steht, ward nicht genügend beachtet. Diese Überspannung herrschte während des ganzen Mittelalters trotz der Kirche oder vielmehr durch die Kirche, die auch hierin entartete, denn das Christentum hat wie nichts anderes den Menschen frei und das Recht der Persönlichkeit geltend gemacht, ohne darum ihn vom Ganzen zu lösen und ihn seiner Pflichten gegen dasselbe zu entbinden. Auf solchem Grunde stand das Pochen jener Kommission auf Konzil und Reich dem einzelnen Manne gegenüber. Aber Luther, der ja an der Kirche und am Reiche mit inniger Liebe hing, überwand auch die hierin liegende Versuchung. Er stand fest auf einem Grunde, der nicht durch jene beiden äußerlichen Gemeinschaften bedingt war, denn er war sich der durch Christum vermittelten persönlichen Gemeinschaft mit seinem Gotte bewußt als einer ihm sicheren, unentreißbaren. Sie konnte er sich nicht stören lassen, ohne sich selbst aufzugeben; damit war ihm gewiesen, was er zu thun habe. Er dankte für alle ihm erwiesene Freundlichkeit und erklärte sich bereit, alles Billige zu thun, nur wolle man nicht von ihm verlangen, daß er gegen das Wort Gottes rede oder handle; darin sei sein Gewissen gebunden. Dem Urteile des Konzils und auch des Reiches wolle er seine Bücher unterwerfen, nur das eine bedinge er sich aus, daß nach dem Worte Gottes und hellen klaren Gründen entschieden werde. Aber eben dies eine fand die Kommission unannehmbar. Die Verhandlungen endigten ohne den gewünschten Erfolg.

Es waren weltgeschichtlich wichtige Tage, die von Luther in Worms verlebten; denn in ihnen kam die neue Zeit, die Zeit der freien Selbstbestimmung des Einzelnen für das Ganze, aber nötigenfalls, wenn das Gewissen es fordert, auch gegen das Ganze, zum entscheidenden Durchbruche. Damals erkämpfte Luther die Freiheit des Gewissens von äußerem Zwange, sei es der Kirche, sei es des Staates, die Freiheit auch des irrenden Gewissens.

Am Abende des 25. April ward Luther angekündigt, der Kaiser sei entschlossen, als Verteidiger des katholischen Glaubens gegen ihn vorzugehen. Zur Rückkehr habe er sicheres Geleit für 21 Tage, doch solle er unterwegs nicht predigen oder schreiben, um das Volk nicht aufzuregen. Wohl war dem Kaiser zugemutet worden, — und man errät leicht, von welcher Seite dies Ansinnen kam — dem Ketzer das Geleit nicht mehr zu bewilligen. Aber er wies den Rat von sich und hielt sein kaiserliches Wort. Auch hierfür bedankte sich Luther in aller Demut und behielt sich nur vor, daß man ihm Gottes Wort ungebunden lasse, es zu predigen und zu bezeugen. Er rüstete sich zur alsbaldigen Abreise, wobei man ihm seitens des kurfürstlichen Hofes eröffnete, daß man vorhabe, ihn für einige Zeit an einem verborgenen Orte in Sicherheit zu bringen. Man nahm hier in der offenbaren Verlegenheit, in welcher der Kurfürst sich befand, einen Gedanken wieder auf, der schon vor mehr als zwei Jahren bei dem damaligen Drohen Kajetans in Sachsen war erörtert worden.

Am Vormittage des 26. April verließ Luther Worms. Von Friedberg aus schickte er am 28. den Reichsherold zurück in Erwartung dessen, was mit ihm werde vorgenommen werden, predigte in Hersfeld auf Wunsch der Einwohner und zwar schon morgens um 5 Uhr, und kam am Abende des 2. Mai nach Eisenach, wo er wieder predigen mußte.

Hier ließ er seine Begleitung weiterfahren; er selbst wollte noch mit Amsdorf und Petzensteiner einen Besuch bei den Seinigen in Möhra machen. Am 4. Mai schlug er von Möhra durchs Gebirge den Weg nach Gotha ein. Auf diesem Wege ward er nicht weit hinter Altenstein von bewaffneten Reitern überfallen. Petzensteiner sprang, als er die Gefahr kommen sah, aus dem Wagen und entlief. Luther ward herausgerissen und wie ein Gefangener durch den Wald geschleppt. Amsdorf, der um die Sache wußte, und den nichts ahnenden Fuhrmann ließ man weiter ziehen. Sie brachten die Nachricht von dem Raube unter die Leute. Um dann noch etwaige Nachspürungen zu vereiteln, führte man Luther, der ein Pferd hatte besteigen müssen, den Rest des Tages im Walde hin und her und lieferte ihn erst nachts um 11 Uhr auf der Wartburg ab. Damit war der predigende Mönch den Augen seiner Freunde und Feinde entrückt; auf der Wartburg aber lebte von jetzt an ein neuer noch ziemlich ungeschickter Ritter, der „Junker Georg".

Von Friedberg aus hatte Luther, dem Drange seines deutschen Herzens folgend, am 28. April noch einmal lateinisch an den Kaiser und deutsch an die Reichsstände geschrieben. In diesem schönen Briefe schilderte er, wie mit ihm gehandelt sei, rechtfertigte sein Auftreten, und bat, ihm dies nicht zu verargen und ihn nicht durch seine Abgünstigen vergewaltigen zu lassen; „denn ich bin nochmals in Unterthänigkeit erbötig, auf kaiserlicher Majestät genugsam Versicherung vor unverdächtigen, unparteiischen, gelehrten, geistlichen und weltlichen Richtern vorzukommen, durch kaiserliche Majestät das Reich, die Konzilien, die Doktores oder wer das zu thun vermag oder willig ist, mich unterweisen zu lassen, mein Lehre und Bücher jedermann williglich zu untergeben und Erkenntnis zu leiden und anzunehmen, nichts ausgeschlossen denn allein das heilig, frei, lauter und klar

Wort Gottes, das billig soll obschweben und aller Menschen Richter bleiben. Darumb ich nicht allein meinethalben, an dem nichts gelegen ist, sondern von wegen des Heils gemeiner Christenheit unterthäniglich bitte; welches auch mich verursacht hat, diese meine unterthänige Schrift zurückzuschicken. Denn ich von Herzen gerne wollte, daß kaiserlicher Majestät, dem heiligen Reich und gemeiner deutscher Nation geholfen und sie in Gottes Gnaden seliglich erhalten würden."

So bat und mahnte Luther; allein vergeblich. Der Kaiser machte einen Bund mit dem Papste und stellte sich ihm gegen die angebliche Ketzerei zur Verfügung. Nicht wenige der Reichsstände hatten noch Bedenken, aber ihnen fehlte Mut und klare Überzeugung. Der Reichstag überließ dem Kaiser die Vorlage eines Strafedikts gegen Luther, aber dieser zögerte damit, bis die Mehrzahl der bedeutenderen Fürsten abgereist waren. Dann, am 25. Mai, legte er ein auf den 8. Mai zurückdatiertes Edikt den noch anwesenden vier Kurfürsten, den drei geistlichen und dem brandenburgischen, nebst einigen andern Herren vor, und diese trugen kein Bedenken, trotz der Formlosigkeiten und der darin enthaltenen Unwahrheiten es anzunehmen. Luther ward als verstockter Ketzer in die Reichsacht erklärt.

Die hier entscheidende weltliche Gewalt hing noch in dem von der irrenden Kirche ihr aufgedrängten Wahne, daß beharrlicher Irrtum im Glauben auch von ihr nicht geduldet werden dürfe, und daß es ihres Amtes sei, die von der kirchlichen Gewalt als Irrende Bezeichneten nun auch vom bürgerlichen Gemeinwesen auszuschließen. Sie traf eine Entscheidung, die in Deutschland viel Unruhe und unendliches Blutvergießen veranlaßt hat, und stärkte jenen ihr selbst so verderblichen Wahn, dessen Macht sogar in den von der Reformation eroberten Gebieten noch heute kaum völlig gebrochen ist.

III.

Wie Luther die Kirche baute und für sie kämpfte.

Luther auf der Wartburg.

Gegen seinen Willen war Luther der Gefahr entzogen und in die Verborgenheit geflüchtet worden. Aber er fügte sich dem Befehle seines Fürsten, da er glaubte, in ihm den Willen Gottes ehren zu müssen. Und das Geheimnis ward anfänglich so strenge gewahrt, daß selbst der Kurfürst und sein Bruder, Herzog Johann, den Aufenthaltsort des Gebannten nicht wußten, besser: nicht wissen wollten; sicher erfuhr ihn der letztere erst im September. Der Verkehr mit der Wartburg, welcher vornehmlich durch den Hofprediger Spalatin ging, ward mit aller Vorsicht unterhalten. Luther zeichnete seine Briefe mit: „Auf dem Berge", „Aus dem Vogelheim", „Oben aus der Luft", „Aus der Einöde", „Von der Insel Pathmos". Der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch hielt ihn gut, sorgte aber auch sehr dafür, daß der Verkleidete nicht erkannt werde. Luther mußte sich Bart und Haare wachsen lassen und durfte nur in Begleitung die Umgegend besuchen. Den ganzen Sommer über plagten ihn harte Unterleibsbeschwerden, wohl eine Folge seiner übermäßigen Arbeit. Dazu hatte der in die Einsamkeit Gebannte und des Zuspruchs der Freunde Beraubte viel über geistliche Anfechtungen zu klagen. Und auch der Mangel an Beschäftigung war ihm, zumal bei solcher Stimmung, ein drückender. Doch dies letzte besserte sich am schnellsten. Für gelehrte Arbeiten freilich fehlten ihm die Hilfsmittel. Er hatte zu Anfang nur die Bibel bei sich. Aber in diese vertiefte er

sich doch auch am liebsten, und sie genügte ihm für das, was er zunächst vornahm.

Die theologische Fakultät in Löwen hatte, wie schon erwähnt ist, seine Lehre verdammt, und einer der dortigen Theologen, Namens Latonus, suchte in einer eignen Schrift das zu rechtfertigen. Hierauf erwiderte Luther jetzt, indem er die christlichen Grundbegriffe Sünde, Gnade, gute Werke, deren Verständnis der scholastischen Theologie völlig abhanden gekommen war, aus der h. Schrift sehr eingehend erörterte. — Weniger Mühe machte er sich mit den Pariser Theologen. Diese hatten wegen ihrer Stellung zum Papste beharrlich sich geweigert, über die Leipziger Disputationsakten das erbetene Urteil abzugeben. Als dann aber die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche erschien, waren sie schneller bei der Hand. Hier ward es ihnen leicht, eine Reihe von Ketzereien zu finden. Die stellten sie zusammen, fügten in hochmütigster Weise immer nur bei: „ist irrtümlich", „ist ketzerisch", „ist anstößig" u. s. w., ohne dies irgend zu begründen, und schickten solch leichtfertige Verurteilung im Frühling 1521 in die Welt hinaus mit der Versicherung, sie hätten alles wohlgeprüft und gründlich überlegt. Die Antwort übernahm der jugendliche Melanchthon und wies in der trefflichsten Weise jene angesehensten Vertreter der bisherigen Wissenschaft zurück und zurecht. Aber während dann Johann Eck das Pariser Urteil in deutscher Sprache veröffentlichte, um damit zu beweisen, daß Luther in Leipzig verloren habe, meinte dieser, auch seinerseits noch etwas dazu sagen zu müssen. „Denn ob mein lieber Philippus ihnen wohl meisterlich hat geantwortet, hat er doch sie zu sanft angerührt und mit dem leichten Hobel überlaufen. Ich sehe wohl, ich muß mit den Baumäxten über die groben Blöcke kommen, und sie recht waldrechen, sie fühlens sonst nicht. Ich will aber dann nicht ohne Grund handeln." Vorläufig

übersetzte auch er jenes Gutachten, „auf daß auch die Deutschen sehen, wie die Theologen nicht allein in deutschen, sondern in allen Landen als durch eine gemeine Plage sind wahnsinnig worden“, und fügte nur ein kurzes, aber scharfes Schlußwort bei, in welchem er auch sein Urteil über die Pariser Sorbonne abgab: „Die hohe Schule zu Paris an ihrem obersten Teil, das da heißt die Fakultät Theologiä, ist von dem Scheitel an bis auf die Ferse eitel schneeweißer Aussatz der rechten, letzten endchristlichen Hauptketzerei, eine Mutter aller Irrtümer in der Christenheit.“ Dies habe er im Sinne zu beweisen. Und wieder schloß er mit dem Satze: „Ich hoffe, der jüngste Tag sei vor der Thür.“ — Noch schärfer trat er auf, als ihm im Oktober zu Ohren kam, der Erzbischof von Mainz und Magdeburg wolle, als ob nichts vorgefallen sei, in Halle den Ablaßkram erneuern, während er zugleich Priester, welche in die Ehe getreten waren, verfolgte. Dem beschloß er zu wehren. Er verfaßte eine Schrift gegen den „Abgott von Halle“ und schickte sie mit einem Briefe an den Erzbischof an Spalatin mit der bestimmten Weisung, diesen abzusenden und jene drucken zu lassen. Wenn der Kurfürst verbiete, daß er gegen den Erzbischof schreibe, so könne er sich dadurch nicht hindern lassen; die Störung der öffentlichen Ruhe sei ein viel Geringeres als die Schädigung der Christen durch solche Gottlosigkeiten. „Hüte dich, dem Melanchthon die Schrift vorzuenthalten; es steht bei mir fest, daß ich nicht auf dich höre.“ Dennoch gelang es Spalatin, ihn soweit zu besänftigen, daß er eine Verzögerung des Druckes gestattete. Luther schrieb selbst noch einmal an den Erzbischof, und darauf hin war ein Weiteres nicht mehr nötig. In Demut, aber mit Entschiedenheit hielt er ihm sein doppeltes Unrecht vor, bat ihn, sich als Bischof und nicht als Wolf zu zeigen und binnen 14 Tagen eine befriedigende Antwort zu erteilen, „denn nach bestimmten 14 Tagen

wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort." Und sie kam. Der erste Kirchenfürst des Reiches folgte der Mahnung des gebannten Mönches und versprach, das Unrecht abzustellen; „er werde sich, so Gott wolle, dergestalt halten, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zustehe."

Doch derartiges war am wenigsten nach dem Sinne Luthers. Ungern und nur weil er mußte, nahm er sich die Zeit zu solchen Schriften. Er hatte viel Besseres zu thun.

Durch den Gang der letzten Jahre war klar geworden, daß Gott in der Zeit etwas Besonderes mit seiner Kirche vorhabe. Und ebenso konnte Luther sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß für das werdende Neue er selbst das von Gott erwählte Werkzeug sei. Das Wort Gottes sollte wieder in der Kirche zur vollen Herrschaft kommen, darauf lief alles hinaus. Und er, der rückhaltlos dem Worte sich hingegeben hatte, war dazu bestimmt, es frei und offen und ohne Scheu zu predigen, so daß auf alles das Licht desselben fallen konnte. Ihm war für seine Zeit ein Beruf gegeben, ähnlich dem der Propheten des alten Bundes; er sollte der erkorene Sprecher Gottes sein. Damit lag aber, das fühlte er sehr wohl, eine ungeheure Verantwortung auf ihm. Die dadurch geforderte unbedingte Beugung unter das Wort war ihm eigenstes Lebensbedürfnis und drückte ihn deshalb nicht. Aber er hatte nun auch die Pflicht, seines Gottes Wort überall zu bezeugen, mochte man es hören wollen oder nicht. Jede Versäumnis dieser Pflicht den Zeitgenossen gegenüber würde sein Gewissen schwer beladen haben. Und dann lag ihm ob, darüber zu wachen, daß die, welche ihm folgten, sich auch ganz unter das Wort stellten und nicht weiter gingen, als einem jeden dadurch gestattet war. Veränderungen in den kirchlichen Zuständen mußten jetzt eintreten, und es war zu befürchten, daß da manche in Übermut oder Neuerungssucht

oder andern zu Gefallen dies oder das thun würden, von dessen christlicher Berechtigung sie innerlich noch nicht überzeugt waren. Dann aber hatten sie ein Brandmal im Gewissen. Diese Befürchtung quälte Luther besonders während seines Aufenthalts auf der Wartburg, und er sah es für seine dringlichste Aufgabe an, solcher Gefahr zu begegnen. Er hatte die Gewissen der Seinen zu beraten und widmete dem jetzt seine Hauptzeit, seinen ganzen Fleiß.

Im Jahre 1215 war für das Abendland das Kirchengebot ergangen, jeder erwachsene Christ solle mindestens einmal im Jahre vor seinem Pfarrer erscheinen, um ihm alle seine Sünden zu beichten und sich Buße auferlegen zu lassen, ein Gebot, dem man in der Regel in der österlichen Zeit nachkam. Diese Beichtordnung war und ist innerhalb der römischen Kirche das wirksamste Mittel, um die Christen in dem für nötig erachteten Gehorsam gegen die Priesterschaft zu erhalten, und man wandte es auch gegen die Reformation an. Um Ostern hatten viele Pfarrer ihre Beichtkinder gefragt, ob sie Luthers Schriften gelesen hätten, und ihnen die Auslieferung derselben zur Pflicht gemacht. Luther hatte sogleich hierauf einen „Unterricht der Beichtkinder“ herausgegeben, in welchem er die Beichtväter bat, nicht also über ihre Befugnisse hinauszugreifen, und den Christen, die von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt seien, riet, lieber die Absolution durch den Priester und das Sakrament dran zu geben, als sich im Gewissen Gewalt anthun zu lassen. Jetzt schrieb er eingehender „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten“ und widmete das Schriftchen Franz von Sickingen. Ausgehend von Ps. 119, der in seiner ganzen Länge ein Doppeltes treibe, nämlich daß Gott die Seinen führen, lehren und leiten wolle mit seinem Worte und daß er sie vor Menschenlehre und Gebot als Schädlichem behüte,

zeigt er, wie hiergegen Papst und Kirche sich gar arg versündigt haben. So auch in der Einrichtung der Beichte. Er fragt zunächst, woher der Papst denn Macht und Recht habe, allen Christen die Beichte aufzuerlegen. Die Schrift sage nichts davon; vielmehr die Stellen, auf welche man sich berufe, lehren das Gegenteil, nämlich daß die Beichte ein frei Ding sei und nicht erzwungen werden könne. „Es sollen alle Sakramente frei sein jedermann. Wer nicht getauft will sein, der laß anstehen. Wer nicht will das Sakrament empfahen, der hat sein wohl Macht. Also, wer nicht beichten will, hat sein auch Macht vor Gott." Der Papst habe sich an Gottes Statt zu einem Herzenskündiger erhoben und die Gewissen gebunden. Er sei schuld an der Sünde aller derer, die nur seines Gebotes wegen und nicht aus Begier nach Hilfe zum Sakramente gingen und doch meinten, sie hätten damit ein gutes Werk gethan. Darum müsse man ihm widerstehen. Nicht er allein habe die Macht, Sünden zu vergeben, sondern die ganze Christenheit, als die den Geist habe. Der Papst, wie jeder Priester, sei ein Knecht der Schlüssel, die ihm nur von der Kirche übergeben seien. — Dann lehrt er, was von der heimlichen Beichte — wir würden jetzt sagen, der Privatbeichte im Unterschied von der allgemeinen — zu halten sei. „Die heimliche Beichte acht ich ein sehr köstlich heilsam Ding. O es sollt allen Christen gar leid sein, daß die heimliche Beichte nicht wäre, und Gott aus Herzen danken, daß sie uns erlaubt und gegeben ist. Aber das ist verdrießlich vom Papst, daß er einen Notfall draus machet und mit Gebot verfasset." Wer sie so ansieht und des Gebots wegen beichtet, sündiget mehr, als wer gar nicht beichtet, denn er mißachtet Gottes Verheißungen. „Sprichst du aber: „Sollt die heimliche Beichte abgehen, so würden gar viel böse Leute werden, die sich jetzt an die Beichte stoßen", und es angesehen wird, die Beichte sei eine jährliche Refor-

mation der Christenheit —: o und ach, Herr Gott, der Reformation! Hältst du aber, lieber Mensch, das für fromm werden, wenn unwillige Menschen gezwungen werden, zu Gottes Sakramenten zu gehen? Wenn man alle Welt könnte selig machen, sollte man doch nicht vor einen Menschen die göttlichen Sakramente also verschütten. Ja, wenn die Frömmigkeit stünde im Gang zum Altar, möchtest du auch wohl eine Sau und Hund fromm machen. — Also sollt die Beichte frei bleiben jedermann, und ihr Nutzen neben der Sünden Unglück gepredigt werden. Wer dann käme, der käme; wer nicht käme, der bliebe außen.“ Der Nutzen der heimlichen Beichte liegt aber darin, daß der Mensch gedemütigt wird, wenn er vor einem andern seine Sünden bekennt, und das ist ihm sehr heilsam; und darin, daß auf Befehl Christi man durch den Mund des Bruders der herrlichen Verheißungen Gottes vergewissert wird. „Drum ist hie nicht mehr zu thun, denn daß man die Leute sonder Gebot und Zwang willig und lustig dazu mache durch obige Ursachen, so folgt Nutz und Frucht. Wiederum, welche nicht willig sind noch solche Ursachen sich bewegen lassen, die bringt man auch viel weniger mit Gebot und Zwang dahin, oder so sie gezwungen werden und ohne freien Willen thun, so treibt man sie nur zu ihrem größern Verderben und Schaden.“ Wer zu keinem Priester gehen will, der gehe — ein Wort für die damalige Notlage — zu irgend einem andern Christen, dem er vertraut, bekenne ihm seine Sünde, empfange von ihm in Gottes Namen die Absolution und gehe darauf hin zum Sakrament. Ja niemand lege vor einem Priester als Priester, d. h. als einem verordneten Richter, die heimliche Beichte ab, sondern als vor einem gemeinen Bruder und Christen. So lehrt Gottes Wort von der Beichte.

Zu weiteren ähnlichen Schriften gaben Wittenberger Vorgänge ihm Anlaß. Dort fing man an, aus dem bisher

Gelehrten Folgerungen für das Leben zu ziehen. In der Nachbarschaft waren einige Geistliche in die Ehe getreten; der unreife und vorlaute Karlstadt redete viel von nötigen Neuerungen, und besonders gährte es im Augustinerkloster. Die meisten der Insassen standen auf Luthers Seite, aber nicht wenigen von ihnen fehlte es noch an rechter Klarheit und Besonnenheit. Man redete in ihren Reihen von Austritt aus dem Kloster, ja von Verheiratung, und ganz besonders richtete sich der Widerspruch gegen die Messe als eine Abgötterei. Die Mönche verlangten, die Privatmesse sollte ganz abgestellt, und das Sakrament nur in Gemeindefeier ausgeteilt werden, wie bei den ersten Christen. Der Prior widerstand, konnte aber nichts ausrichten, so daß im Kloster der Meßdienst ganz aufhörte, während man in der Stadtkirche am Michaelistage das Sakrament unter beiden Gestalten empfing. Im Stifte durfte noch nichts geändert werden; der Kurfürst duldete es nicht; auch hielten die meisten Stiftsherren zum alten Wesen. — All dies erfuhr Luther und es bewegte ihn sehr. Die Ziele, die erstrebt wurden, konnte er nicht mißbilligen; aber die Überstürzung, der man sich hinzugeben schien, gefiel ihm nicht, und besonders fürchtete er, daß so manche der Neuerer über die Berechtigung dessen, was sie unternähmen, nicht mit sich im klaren wären und dann würde, auch wenn sie an sich richtiges thäten, dies für sie ein Unrecht sein, das ihr Gewissen belasten müßte. Er sah sich für verpflichtet an, dem nach Kräften zu wehren und that dies durch briefliche Ermahnungen, durch Disputiersätze, die er nach Wittenberg schickte, und durch eigne Schriften. Die letztgenannten übten zwar auf den Gang der Dinge in Wittenberg keinen Einfluß, da sie von Spalatin zurückgehalten wurden und erst 1522 zum Druck kamen, aber dann wirkten sie doch noch weithin aufklärend und überzeugend.

Lateinisch und deutsch schrieb er im Oktober „Vom Miß-

brauch der Messe", seinen lieben Augustinern zugeeignet, und suchte es nach allen Seiten hin aus der Schrift zu begründen, daß man die bisherige Feier der Messe abschaffen müsse. Zunächst erwies er, daß der sog. Priesterstand des Papstes und der Seinen ein willkürlich gemachter sei, ohne alles christliche Recht. Die h. Schrift lehre an vielen Stellen das allgemeine Priestertum aller Christen; dagegen stehe nirgend, daß Gott einen besonderen Priesterstand eingesetzt habe, oder daß die Messe ein Opfer sei. Was aber so außerhalb der Schrift aufkomme, das müsse man als vom Teufel stammend betrachten, also auch dies päpstliche Priestertum und das Meßopfer. — Dann ging er auf das Sakrament des Abendmahls näher ein, und zeigte aus den Einsetzungsworten, daß die Messe das gerade Gegenteil eines Opfers, einer Darbringung sei, nämlich die gläubige Hinnahme einer Zusage und Verheißung Gottes. „Dieweil denn aus diesem allen genugsam angezeigt ist, daß die Messe durch Wirkung des Teufels mit Betrügung der ganzen Welt zu einem Opfer wider das Evangelium, wider den Glauben und wider die Liebe gemacht und nu mit gutem Grund umgestoßen ist: so sollen wir, als die da Christen sein wollen, solche Messe helfen abthun und sollen nicht ansehn, daß etliche fromme Leute ohne Sünde derselbigen in einem christlichen Irrtum brauchen können; und sollen Fleiß vorwenden, daß wir die Weise und Form, wie es Christus eingesetzt hat, wieder hervorbringen, also daß allein am Sonntag eine einige Messe gehalten werde, wie itzunder am Ostertage geschieht. Und dazu sollen kommen, die dürstet und hungert nach der Speise, das sind alle frommen, christgläubigen, erschlagenen und erschrockenen Gewissen, welche von Herzen begehren, fromm und gesund zu werden. Davon sollen ausgeschlossen sein alle, welche fleischlich Leben führen." —

Weit mehr noch beschäftigte ihn die andere Frage, die

nach der Verbindlichkeit der Klostergelübde. Er selbst fühlte sich im Gewissen nicht mehr gebunden und war nur freiwillig bisher im Kloster geblieben; es sollte ein Beweis seiner christlichen Freiheit sein. Dazu war er ja aus dem Reiche des Papstes ausgestoßen. Aber es gab viele, die im Kloster sich bedrückt fühlten, nach Freiheit sich sehnten und doch in Unsicherheit darüber waren, ob sie mit gutem Gewissen austreten dürften. Solche bedurften in ihrer Bedrängnis des Rates. Was nun aber die Wittenberger Theologen, auch Karlstadt und Melanchthon, rieten, befriedigte ihn nicht; das sei zu leicht und gebe dem Gewissen in Anfechtungen keinen Halt. So beschäftigte er sich denn selbst unablässig mit diesem Gegenstand und im November begann er eine lateinische Schrift über die Klostergelübde, die er ungemein sorgfältig ausführte, nachdem er auch der Kirchenpostille, an welcher er gearbeitet, einen Abschnitt über dasselbe eingefügt hatte. Es kam ihm vornehmlich darauf an, das Geloben, wie es gewöhnlich geschah, als ein in sich unchristliches zu erweisen; und das that er am bündigsten in jenem Abschnitte der Kirchenpostille. Alles, sagt er, was gegen Gottes Gebot geht, ist verdammlich und allerdinge zu lassen, zu wandeln und zu meiden. Nun sind aber die meisten Gelübde abgelegt gegen das erste Gebot, welches den Glauben in sich hält, da nur durch den Glauben als Erstes Gott recht geehrt wird. Denn wer ins Kloster ging, wollte dadurch etwas Besonderes werden und durch seine mönchische Heiligkeit sich die Seligkeit erwerben. Ohne diese Aussicht wäre er gar nicht eingetreten. Damit aber hat er den Glauben verleugnet. Sein in solchem Sinne abgelegtes Gelübde ist gerade soviel wert, wie wenn er spräche: „Siehe da, Gott, ich gelobe dir, mein Lebenlang kein Christenmensch zu sein, widerrufe das Gelübde meiner Taufe, will dir nun ein besser Gelübde thun und halten, außer Christo in meinem eignen Wesen und Werken.“

Das ist gewiß unchristlich. Wer also in dieser Weise gelobt hat — und bei den meisten steht es so —, der muß sein Gelübde zurücknehmen. — Weiter ging er in der lateinischen Schrift, die er mit einem schönen Briefe seinem Vater widmete. Dessen Zorn über den Eintritt des Sohnes ins Kloster war ihm jetzt wieder besonders lebhaft vor die Seele getreten, und es freute ihn für das damals begangene Unrecht nun eine gewisse Sühne bieten zu können. Hier erwies er eingehend, daß die Klostergelübde keinen Grund in Gottes Wort hätten; vielmehr stünden sie in Widerspruch zu diesem, zum Glauben, zur evangelischen Freiheit, zu Gottes Geboten, zur Liebe, zur Vernunft, ja mit sich selbst, so daß an ihrer Lösbarkeit gar nicht gezweifelt werden dürfe. Er glaubte alles gethan zu haben, was Zweifelnde und Unsichere von ihm fordern könnten, bat dann aber doch um Christi willen alle, die seinem Rate zu folgen und das Klosterleben aufzugeben gedächten, zuerst ihr Gewissen zu prüfen, ob sie es nicht etwa aus irgend einem unrechten, hinfälligen Grunde beabsichtigten. Und warnend schloß er mit den Schriftworten 1. Petr. 2, 16: „Als die Freien, und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes;“ und Gal. 5, 13: „Ihr seid zur Freiheit berufen, allein sehet zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebet!“

Vielen, die hinter den Klostermauern seufzten, hat Luthers Schrift Aufklärung und innere Befriedigung gebracht; aber auch die Zahl derer war groß, welche doch thaten, was er hatte verhüten wollen. Auch unter den Klosterheiligen gab es viel Gesindel. Bald kamen Scharen von Mönchen und Nonnen, die aus äußern, unchristlichen Gründen jetzt ausliefen, wie sie vorher aus solchen eingetreten waren. Sie trieben zuchtlos umher, erregten Unzufriedenheit und schadeten durch ihr vielfach wildes Wesen der Reformation sehr. Spuren solcher beginnenden Unzufriedenheit und Aufregung bemerkte

Luther, als er im Dezember als Reiter verkleidet, seine Freunde in Wittenberg besuchte und in aller Stille drei Tage bei Amsdorf weilte. Deshalb suchte er auch hier noch vorzubeugen und schrieb gleich nach seiner Rückkehr auf die Wartburg „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung", damit nicht durch die, welche des heiligen Gotteswortes sich rühmten, dasselbe öffentlich verunheiligt werde.

So riet und mahnte, bat und strafte Luther von der Wartburg aus, wo er die Gewissen der Seinen gefährdet sah. Um vieles lieber wäre es ihm freilich gewesen, wenn er überallhin, wo man dessen bedurfte, hätte im Evangelio festgegründete Männer als Prediger senden können. Aber woher die nehmen, nachdem doch erst seit wenigen Jahren das rechte Verständnis der Schrift eröffnet war? Und wie sie senden, da die Pfarreien doch meist besetzt waren? Um diesem Bedürfnisse wenigstens einigermaßen abzuhelfen, beschloß Luther, denjenigen Geistlichen, welche Sinn dafür hätten, richtige Lehre aus der Schrift darzubieten zur Verwendung in ihren sonntäglichen Predigten. Vor der Reise nach Worms hatte er an einer lateinischen Postille geschrieben. Diese Arbeit wollte er auf der Wartburg gleich wieder aufnehmen, wie er auch die unterbrochene Auslegung des Lobgesangs der Maria dort vollendete, eine der lieblichsten unter seinen deutschen Schriften. Dann aber änderte er seinen Sinn und schrieb eine ganz neue deutsche Erklärung der herkömmlichen Sonntagsevangelien und Episteln, von welcher das erste Stück, den Herren seiner Heimat, den Grafen von Mansfeld geweiht, im Februar 1522 gedruckt war. So entstand die berühmte Kirchenpostille, deren zweites Stück die Sonntage bis Ostern umfassend, nach einiger Zeit auch noch von Luther selbst herausgegeben ward, während er später, mit Geschäften überbürdet, die Zusammenstellung und Veröffent-

lichung der noch fehlenden Predigten anderen überlassen mußte. Diese Kirchenpostille, die Luther wohl gelegentlich als sein bestes Buch, welches er je geschrieben habe, bezeichnete, bot vielen, und das nicht bloß in den Reihen der Geistlichen, erwünschte Belehrung. Aber man verlangte nun noch Größeres von ihm. Es scheint bei jenem Wittenberger Besuche geschehen zu sein, daß die dortigen Freunde ihn aufforderten, das neue Testament ins Deutsche zu übersetzen. Und er willigte ein, denn diese Aufgabe entsprach ganz seinen Wünschen. Wenn er Erbauliches schrieb, so war seine Absicht, damit die Christen auf die Schrift als den reinen Quell selbst hinzuweisen. Aber wie sollten sie diese lesen, wenn sie ihnen nicht in ihrer eignen Sprache geboten ward? Allerdings gab es damals schon Übersetzungen der Bibel ins Deutsche; man kennt aus der Zeit vor Luthers Auftreten 15 Bibeldrucke in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart. Aber wie der Dichter vom Thüringer Wein singt: „Gewächs, sieht aus wie Wein", ähnlich konnte man auch von diesen Übersetzungen sagen: Sie lauteten deutsch, und es war doch keine deutsche Sprache. Dazu waren sie angefertigt nach der mangelhaften lateinischen Übersetzung, und auch diese war oft noch mißverstanden worden. Hier lag also offenbar ein großes Bedürfnis vor, und Luther, der damals vorhatte, noch bis Ostern auf der Wartburg zu bleiben, beschloß, die Zeit bis dahin besonders dieser Aufgabe zu widmen. Wie schwer es aber sei, gut zu übersetzen, merkte er erst, als er in der Arbeit steckte. Daher begnügte er sich auch nicht mit dem, was er selbst leistete. Er vollendete in der That das neue Testament noch auf der Wartburg; aber den Druck ließ er erst nach seiner Rückkehr beginnen; denn die deutsche Übersetzung sollte eine bessere werden, als die lateinische war, und das sei nicht das Werk eines einzelnen, sondern sei gemeinsamer Arbeit wert. Er wollte nicht ohne Hilfe der

sprachkundigen Freunde abschließen. Selbstverständlich ging er zurück bis auf den griechischen Grundtext und übersetzte nach diesem. Dann aber übertrug er nicht Wort für Wort; das wäre griechisch-deutsch geworden. Er wollte seinem Volke eine deutsche Bibel geben; es sollte möglichst so lauten, wie wenn die heiligen Schriftsteller in deutscher Sprache geschrieben hätten. Aus dem einen Sprachcharakter hatte er den Inhalt in einen ganz andern Sprachcharakter zu übertragen. Daher erkannte er es als ein Hauptstück seiner Aufgabe, über Art und Eigentümlichkeit der deutschen Sprache sich recht klar zu werden. „Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn, und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“ Möglichste Treue und Genauigkeit in der Erfassung des Inhaltes und Takt, feines Gefühl und Sprachgewandtheit für die Wiedergabe in der Muttersprache — in der Vereinigung hiervon bestand die Schwierigkeit der Aufgabe für Luther, die er wie keiner vor ihm und bis jetzt auch keiner nach ihm gelöst hat mit Aufbietung seiner ganzen Kraft. „Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß drinnen erzeigt und nie kein falsche Gedanken gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen; so hab ich meine Ehre drinnen nicht gemeint, das weiß Gott, mein Herr; sondern habs zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren Einem, der droben sitzet, der mir alle Stunde so viel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal soviel und fleißig gedolmetscht, dennoch nicht Eine Stunde verdient hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben.“

Für die Gemeinde arbeitete Luther während seines Wartburger Aufenthaltes vom Anfange bis zum Schluß mit unermüdlichem Fleiße. Aber sie konnte seines lebendigen Wortes nicht länger entbehren. Er mußte zurück nach Wittenberg.

Luthers Rückkehr nach Wittenberg.

Als Luther genötigt ward, in die Einsamkeit zu gehen, hegte er die Hoffnung, daß man in Wittenberg auch ohne ihn auskommen werde. Karlstadt, Amsdorf und Melanchthon blieben zurück als schon angesehene Lehrer an der Universität, Justus Jonas siedelte eben damals von Erfurt nach Wittenberg über als Probst des Allerheiligenstiftes und Lehrer des geistlichen Rechtes, und Johann Bugenhagen kam im Frühling 1521 aus Pommern. Beide hatten sich erst einzuleben. Das größte Vertrauen hatte Luther zu seinem Philipp Melanchthon, den er weit höher wertete, als sich selbst. Mehrfach hatte er es damals schon ausgesprochen, daß er sich nur als den Vorläufer Philipps betrachten dürfe, wie der stürmische Elias dem Elisa vorausgegangen sei; er sei nur der Bahnbrecher und habe mit Kraftarbeit den Boden urbar zu machen, das Pflanzen und Säen werde dann Melanchthon besorgen. Er tadelte es, als jener schrieb, sie seien nun in Wittenberg ohne Hirten. „So lange du und Amsdorf und die andern dort lebt, seid ihr nicht hirtenlos. So darfst du nicht reden, sonst zürnt Gott uns, weil wir als Undankbare erscheinen." Aber Melanchthon behielt Recht. Zwar bei den Augustinern kehrte die Besonnenheit ziemlich zurück. Den Meßdienst verweigerten sie auch ferner und an ihren Ansichten über das Mönchsleben hielten sie, durch Luther bestärkt, fest. Doch vermieden sie es, dieselben anderen aufzudrängen und

16*

sie mit Gewalt zur Durchführung zu bringen. Auf einem von Wenzeslaus Link nach Wittenberg berufenen Konvente faßten sie in den ersten Tagen des neuen Jahres Beschlüsse nach dieser Richtung, die Luther nur billigen konnte. Um so stürmischer ging es in der Stadt zu. Hier hatte Karlstadt die Führung übernommen und er verlor sich immer mehr in eine neue mit der Schrift sich deckende Gesetzlichkeit. Wie er damit begonnen hatte, die Austeilung des Abendmahles unter beiden Gestalten zu verlangen, so forderte er bald, daß die geweihten Elemente nicht mehr erhoben und daß sie von den Genießenden selbst in die Hand genommen würden. Er erklärte es für ein göttliches Gebot, daß die Geistlichen sich verehelichten, und hieß die Bilder als etwas vom Worte Gottes Verurteiltes abschaffen. Seit dem Herbste 1521 kam er aus den Überstürzungen gar nicht mehr heraus und im Volke fand er nur zu viel Anklang. Zum Unglück trafen um Weihnachten von Zwickau her noch Männer ein, die als eine neue Art von Propheten auftraten. Sie rühmten sich, besonderer Offenbarungen von Gott gewürdigt zu sein, die über das in der h. Schrift Enthaltene hinausgingen; sie pochten auf den in ihnen und durch sie redenden Geist und kündigten eine neue Zeit für die Kirche an. Zunächst bekämpften sie die Kindertaufe, weil die Kinder noch nicht glauben könnten. Ihr Auftreten, durch welches Karlstadt nicht unberührt blieb, vermehrte die Gährung in Wittenberg, so daß es bald zum Ausbruche kam. Der Kurfürst sah mit großer, vielleicht zu großer Geduld dem Treiben zu. Ihn erfüllte eine ehrwürdige Scheu davor, mit roher Gewalt einzugreifen, wo er Geistesmächte wirksam sah. Und daß solches hier statthabe, war ihm gewiß; ihm fehlte nur die Klarheit darüber, was für ein Geist hier walte. Darum zögerte er und ließ nur immer wieder zur Besonnenheit und Ruhe mahnen, mit der Versicherung: wenn er wüßte, was recht

und gut sei, wolle er sich desselben halten und weder Mutter noch Bruder noch jemand ansehen, auch darüber leiden, was er leiden solle. Aber das Mahnen half nichts mehr; auch Melanchthon erklärte, „er könne das Wasser nicht mehr halten.“ In der Stadtkirche führte man eine neue Gottesdienstordnung ein; im Februar kam es zu einem förmlichen Bildersturm. Die Universität begann sich aufzulösen, denn viele Studenten zogen weg, manche von ihren Landesherren abberufen; andre brüsteten sich mit der Verachtung der Wissenschaft, die nun auch Karlstadt als etwas Christliches zur Schau trug; man müsse nur vom Geiste sich lehren lassen. Es ging drunter und drüber. Da rief alles, was Ordnung wünschte, nach Luther als dem Einzigen, der den Unfug zu steuern vermöge, und nun ließ er, vom tiefsten Schmerz erfüllt, sich nicht mehr länger halten. Der Kurfürst hatte ihm schreiben lassen, es erscheine ihm als nötig, daß Luther noch im Versteck bleibe, da er ihn gegen Kaiser und Reich kaum werde beschützen können, hatte aber schließlich alles in Luthers „Verstand, der dieser hohen Sachen erfahren, gestellt.“ Und Luther hatte sich schon entschlossen, als ihm diese Zuschrift zukam. Es stand ihm unerschütterlich fest, daß er gehen müsse, daß Gott ihn rufe. Darum ging er auch mit festem, freudigen Mute. „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinne, von Euer Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halte, ich wolle Euer Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könne. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Euer Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen ohn alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen.“ So schrieb er auf der Reise an seinen hochherzigen Fürsten in einem Briefe, welcher zu den

großartigsten gehört, die je in deutscher Sprache geschrieben sind. —

Am Donnerstag den 6. März traf Luther von der Wartburg in Wittenberg ein. Am nächsten Sonntage bestieg er wieder seine Kanzel, predigte an jedem Tage in der Woche und nach acht Tagen war er Herr der Bewegung. Vor der Macht seines Wortes hatten die hochgehenden Wogen sich gelegt. Und es bedurfte dabei für ihn nicht vieles Scheltens; er überzeugte, indem er die Wirklichkeit der Verhältnisse klar stellte. Der Kern jener acht Predigten war, was er dem Kurprinzen Johann Friedrich schrieb: „Die Freiheit ist nur zu halten im Gewissen und zu predigen öffentlich; aber doch daneben die schwachen Gewissen, die solches nicht begreifen, zu tragen und nicht zerrütten, bis sie auch hinankommen. Hierinnen haben meine Wittenberger einen großen Fehlgriff gethan. Recht haben sie gelehret, aber nicht recht haben sie die Lehre gebrauchet. Die Kunst ist reich bei ihnen, aber die Liebe bettelt bei ihnen.“ Oder wie es an einer andern Stelle bei ihm heißt: „Gott hat euch das Wort rein gegeben und denen zu Wittenberg große Gnade gethan. Dennoch spüre ich bei euch gar keine Liebe. Wieviel mehr sind die zu dulden von euch, die das Wort nie gehört haben? Wir haben noch viel Brüder und Schwestern, die zu Leipzig, im Land zu Meißen und sonst umher wohnen; die müssen wir auch mit zum Himmel haben. Ist nu itzt Herzog Georg und viel andere, hierüber bewegt, auf uns zornig, dennoch sollen wir sie tragen und das Beste von ihnen hoffen. Es ist möglich, daß sie besser werden, denn wir sind. Nu hat man diesen Handel schnell, purdi purdi angefangen, und mit Fürsten hineingetrieben; das gefällt mir gar nicht, daß ihrs wisset! — In freien Dingen soll man auf keinen Ort dringen. Wenn der Papst spräche: „Du sollst am Freitag nicht Eier oder Fleisch essen; thust du es, so thust

du Sünde dran" — wenn sie also einherfahren als auf nötig Ding, so soll man ihnen widerstehen und sagen: „Nu will ichs erst essen, daß du es wider Gott verboten hast." Also soll man handeln mit den Störrigen und wider die Halsstarrigen. Aber wider die Schwachen, die des keinen Verstand haben, deren man viel findet, die da gern thäten, wenn sie recht wüßten, mit denen soll man gemach und säuberlich umgehen, sie lehren und wie St. Paul sagt Ebr. 5, 13, mit Milchspeise sie nähren, dieweil sie noch jung im Glauben sind. Wenn erstlich ein Kind geboren wird, so giebt man ihm zum ersten die weiche Speise, d. i. Milch; darnach ein wenig stärker als Mus und Brei, bis so lange es stärker wird, so giebt man ihm denn Käse und Brod. Also ists auch hie. Du mußt deinem Nächsten nachlassen, bis so lange er auch stark und dir gleich wird. St. Paul, wenn er bei den Juden war, richtet er sich nach ihren Sitten; bei den Heiden lebte er nach ihrer Weise. Hast du genug gesogen und bist stark worden, willt du drum die Brüste abschneiden, daß die andern nicht saugen können? Sollten die Mütter alle Kinder hinwerfen, die da nicht bald essen könnten, wo würdest du blieben sein? Lieber Gesell, hast du genug gesogen und bist groß worden, so laß einen andern auch saugen und groß werden."

Luther, der in seine Stellung an der Stadtkirche, die er vor der Wormser Reise gehabt hatte, ganz wieder eintrat und täglich, zeitweilig zweimal am Tage, predigte, nahm die Ordnung der Verhältnisse ganz in seine Hand. Karlstadt, in seiner Eitelkeit tief verletzt, zog sich grollend zurück, und jene Zwickauer Propheten, aus denen Luther möglichst wenig Wesens machte, entfernten sich nach einigen Wochen ebenfalls. Und nicht nur in Wittenberg wirkte er für die Ruhe, sondern auch in die Umgegend ging er, bis nach Altenburg und Zwickau, um durch Predigten und mündliche Unterweisung

das erregte Volk zu besänftigen. Er that es mit Gefahr seines Lebens, denn als Geächteter war er vogelfrei, und Kaiser und Reich würden den, der ihn erschlug, nicht gestraft haben.

Es war nie Luthers Meinung gewesen, eine kirchliche Sondergemeinschaft zu gründen. Als Glied der Einen christlichen Kirche fühlte er sich, die noch weit mehr umfaßte, als was dem römischen Papste zu gehorchen gewohnt war, und dadurch, daß dieser ihn gebannt und von sich gestoßen hatte, sah er in seiner kirchlichen Stellung nichts geändert. Er hatte nichts gethan, als was in seinem Berufe lag, nämlich der Kirche seiner Zeit an seinem Platze Gottes Wort verkündigt. Der ganzen Kirche wollte er mit der ihm verliehenen Gabe dienen und ihr zur Erneuerung helfen, während — anders konnte er nicht urteilen — der Papst und die Seinen durch ihren beharrlichen Widerspruch gegen Gottes Wort zu einer Sekte, einer unchristlichen Partei, herabsanken. Er, selbst ganz vom göttlichen Worte überwunden, hoffte alles von dessen Kraft. Wo es nur recht und genügend gepredigt werde, da werde es auch die Herzen bezwingen, und so von innen heraus die Kirche erneuern; die nötigen äußern Veränderungen könnten dann nicht ausbleiben. Also keine Gewalt, sondern unermüdliche Predigt und Geduld. „Summa Summarum: Predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemand; denn der Glaube will willig und ungenötigt sein und ohne Zwang angenommen werden.“ Diese Hoffnung auf allmähliche Gewinnung der Gesamtkirche durch das Wort hegte Luther noch, als er nach Wittenberg zurückkehrte; darum hemmte er dort zunächst die Bewegung, ja ging um einen Schritt zurück. Er wollte die noch Schwachen nicht durch zu schnellen Fortschritt abstoßen und so eine Sonderung herbeiführen. Zwar die Privatmesse las er nicht mehr und be-

günstigte deren völlige Abschaffung in der Stadtkirche. Für diejenigen, welche es begehrten, ward an einem andern Altare das Abendmahl unter beiden Gestalten ausgeteilt, während die im Glauben noch Schwachen es in der bisherigen Weise empfingen. Und vor allem ließ man im sogenannten Meßkanon alles aus, was sich auf das Opfer bezog, eine Änderung, welche das Volk kaum merkte, da der Meßdienst noch lateinisch gehalten ward. Aber sonst unterschied sich während des Jahres 1522 der Gottesdienst in der Pfarrkirche kaum von dem bisher dort Gebräuchlichen. Man übte die Geduld. Und um die Erkenntnis des Rechten möglichst zu fördern und zu sichern, arbeitete Luther mit aller Macht unter Beihilfe der Freunde an der Vollendung des neuen Testamentes im Deutschen. Noch im März begann der Druck, ward dann aber mehrfach unterbrochen, so daß, obwohl drei Pressen thätig waren, erst im September das Werk ausgegeben werden konnte, ein Folioband, etwa zwei Finger dick. In kurzer Zeit war die erste Auflage von 3000 Exemplaren vergriffen und die Nachdrucker thaten dann das Ihrige zur weiteren Verbreitung. Luther machte sich sogleich an die Fortsetzung und konnte schon im nächsten Jahre Moses zu seinen Deutschen reden lassen. Aber mit der weitern Übersetzung des alten Testamentes ging es nicht so schnell wie er wünschte; teils hemmten ihn die hier viel größeren sprachlichen Schwierigkeiten, teils traten ihm immer wieder neue unabweisbare Arbeiten entgegen. So kam es, daß die ganze deutsche Bibel nicht früher als im Jahre 1534 im Drucke ausging, ein Werk von grundlegender Bedeutung für die Reformation, denn durch nichts ist die evangelische Christenheit Deutschlands so im Glauben erzogen und erhalten worden, wie durch die deutsche Bibel und den Katechismus; ein Werk von entscheidendem Werte auch für die neuere deutsche Sprache und Litteratur, die eben auf dieser Grundlage als eine einheitliche

sich entwickelt hat. Was dieses Werk Luthers bedeutete, bekundeten auch die Gegner. Einer von ihnen bezeugt, daß gar bald durch das Neue Testament im Deutschen die evangelisch gesinnten Laien den römisch gesinnten Geistlichen nicht nur gewachsen, sondern überlegen waren. Ja Herzog Georg von Sachsen beeilte sich, einen förmlichen Feldzug dagegen zu eröffnen. Er ließ durch den schon genannten Hieronymus Emser eine Gegenübersetzung arbeiten, die jedoch erst 1527 fertig ward, und befahl sogleich seinen Unterthanen, Luthers Übersetzung auszuliefern, wobei er ihnen ihr Geld wiedererstattete. Hiergegen aber, als gegen einen unbefugten Übergriff, erhob sich Luther 1523 in einer besonderen, dem Herzog Johann gewidmeten Schrift „Von weltlicher Oberheit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei.“ Er erwies darin aus der Schrift, daß die weltliche Obrigkeit eine göttliche Ordnung sei, weshalb die Christen ihr auch Gehorsam schuldeten und sie auf alle Weise stützen müßten. Dann behandelte er, wieweit das Recht der weltlichen Obrigkeit sich erstrecke. Über die Seele zu herrschen habe Gott sich vorbehalten; die Macht der Obrigkeit gehe nur auf den Leib und über das Äußere; ihr gegenüber sei die Seele frei und nur Gott unterworfen, weshalb man auch Ketzerei nicht mit Gewalt, sondern allein mit Gottes Wort zu bekämpfen habe. Endlich zeigte er, wie ein Fürst sich verhalten müsse, wenn er als Christ leben wolle. Es war eine treffliche Schrift, die trotz ihrer Schärfe das ganze Wohlgefallen des Kurfürsten gewann, dem bisher noch niemand so klar gemacht hatte, daß auch sein Stand ein gottgefälliger sei; die mittelalterliche Kirche hatte ja den Wert der bürgerlichen Gewalt möglichst herabgedrückt. Luther erwies die Selbständigkeit derselben als einer göttlichen Stiftung und zeigte, daß die Christen von Gewissens wegen ihr zu gehorchen verpflichtet seien. Dadurch machte er sie erst nachhaltig stark zum Widerstand gegen kirchliche Anmaßungen,

denn was half es, wenn früher einzelne Fürsten auf ihre Selbständigkeit der Kirche gegenüber pochten, die Masse des Volkes dies aber als ein Unrecht gegen Gott, als eine Sünde, ansah? Die Stellung der bürgerlichen Obrigkeit war nur gesichert, wenn dieser Wahn des Volkes gründlich beseitigt ward; und das that Luther, hierdurch ein Bahnbrecher für die neuere staatliche Entwickelung; aber er that es nicht, ohne zugleich der staatlichen Gewalt die Grenzen ihrer Befugnisse aufzuweisen und sie vor Gewissensbedrückung zu warnen. Vor kurzem hatte er die Völker gemahnt, sich vor Aufruhr zu hüten; jetzt bat er mit nicht minderem Ernste die Obrigkeiten, keinen Anlaß zum Aufruhr zu geben, freilich ohne viele Hoffnung darauf, daß man ihn hören werde. „Denn“, schrieb er gleich zu Anfang, „Gott der Allmächtige unsere Fürsten toll gemacht hat, daß sie nicht anders meinen, sie mögen thun und gebieten ihren Unterthanen, was sie nur wollen; und die Unterthanen auch irren und glauben, sie seien schuldig, dem allen zu folgen, so gar und ganz, daß sie nun angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von sich thun, glauben und halten, was sie vorgeben; damit sich vermessen, auch in Gottes Stuhl zu setzen und die Gewissen und Glauben zu meistern, und nach ihrem tollen Gehirn den h. Geist zur Schule führen. Geben dennoch für, man dürfe es ihnen nicht sagen und solle sie noch Gnadjunker heißen. — Von Anbeginn der Welt ein seltsam Vogel ist um einen klugen Fürsten; noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten.“ Mit großem Nachdrucke mahnte er: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Liebe Fürsten und Herren, da wisset euch nach zu richten, Gott wills nicht länger haben. Es ist itzt nicht mehr eine Welt wie vorzeiten, da ihr die Leute wie das Wild jagtet und triebet. Darum laßt euer Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt,

und laßt Gottes Wort seinen Gang haben, den es doch haben will, muß und soll, und ihrs nicht wehren werdet. Ist Ketzerei da, die überwinde man, wie sichs gebührt, mit Gottes Wort. Werdet ihr aber viel Schwertzuckens treiben, so sehet zu, daß nicht einer komme, der es euch heiße einstecken, nicht in Gottes Namen."

Mit gleicher Offenheit und Unerschrockenheit zeugte Luther, der für einen rechtlosen Ketzer Erklärte, für Recht und Wahrheit nach oben wie nach unten.

Die neuen Gottesdienstordnungen.

Geduld mit den Schwachen hatte Luther verlangt, damit auch sie nachkommen könnten. Aber wie lange sollte diese Geduld und Nachsicht geübt werden? Diese Frage war gar nicht zu umgehen, und auch für Luther kam die Zeit, in der er sie beantworten mußte. Er selbst hatte sich vom Worte innerlichst überwinden und binden lassen, und darnach schätzte er dessen Macht als eine alles bezwingende. Wohl wußte er, daß der Glaube nicht jedermannes Ding ist, und manches Mal hatte er sich und andere damit getröstet, daß die Wahrheit gewöhnlich nicht bei dem größern Haufen sei, und daß nach der Schrift nur wenige selig werden; aber für die weitere Entwicklung seines Werkes zog er nur langsam hieraus die Folgerungen und erkannte mit der That an, daß es nicht möglich sei, alle durch das Wort nach sich zu ziehen, und daß daher die Übung der Geduld eine Grenze haben müsse. Beim Beginn des neuen Jahres 1523 schrieb er seinem Freunde Spalatin, er halte es jetzt für gut, den Laienkelch schlechthin einzuführen. „Wir haben nun Nachsicht genug gehabt mit den Schwachen, und die Sache ist

hinlänglich bekannt und durchgesprochen; sie sind wohl stark genug, auch Größeres zu tragen. Es ist Zeit, daß dem Evangelio Raum geschafft werde. Die, welche durch so etwas jetzt noch sich beschwert fühlen, sind keine Schwache mehr, sondern Hartnäckige." Ähnlich sprach er sich dann öfter aus. Aber auch jetzt ging er noch langsam vorwärts; der geistliche Acker schien ihm in Wittenberg ein härterer zu sein, als an andern Orten, und war es in der That auch. Am Gründonnerstag kündigte er in der Predigt der Gemeinde an, es sei das letzte Mal, daß er nach Beseitigung der erzwungenen Beichte alle ohne Unterschied, wie sie kämen, zum Sakrament gehen lasse. Die Beichte wollte er auch jetzt durchaus frei erhalten haben; niemand sei zu ihr zu nötigen; wohl aber müsse man sich dessen vergewissern, daß die, welche zum Sakramente kämen, auch wüßten, was sie da suchten und begehrten, „daß man nicht den edlen teueren Schatz also dahinschüttet in ein schändlichs, unreins Gefäß." Daher verlangte er persönliche Anmeldung beim Pfarrer, damit dieser solche, die durch ganz offenkundige Sünden Ärgernis geben und sich als Verächter Gottes zeigen, zurückweisen, die andern aber fragen könne, was sie denn vom Sakramente erwarten und hoffen. Dies letztere werde nicht bei allen jedesmal, ja bei gar manchen nur einmal im Leben nötig sein. Er wünschte also nicht ein richterliches Ausforschen, sondern ein seelsorgerliches Beraten und Unterweisen, um dadurch die Christen vor unwürdigem Empfange des Sakramentes möglichst zu sichern. — Zu Pfingsten ließ er ein Blatt „Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde" ausgehen, welches die Mißbräuche des bisherigen Gottesdienstes angab und knappe Grundlinien einer Verbesserung. Als Wichtigstes war hierin die Predigt betont. „Die Summa sei die, daß ja alles geschehe, daß das Wort im Schwange gehe und nicht wiederum ein Lärm und Tönen daraus werde,

wie bisher gewesen ist. Es ist alles besser nachgelassen, denn das Wort, und ist nichts besser getrieben, denn das Wort." Aber erst ganz im Spätherbste kam er dazu, eine neue Ordnung des Gottesdienstes, besonders der Sakramentsfeier, zu entwerfen und seinem Freunde Nikolaus Hausmann zu senden. Dieser, damals Pfarrer in Zwickau, ein Mann, von welchem Luther wohl sagte: „Er lebt, was wir lehren", hatte ihn mehrfach darum gebeten und ließ auch weiterhin nicht ab, auf Ähnliches zu dringen. Was Luther nach der Richtung hin gethan hat, verdanken wir zumeist den Anregungen Hausmanns. Und wie maßvoll und bescheiden war auch hier noch die Neuerung! Die wichtigste bestand darin, daß von jetzt an in der Wittenberger Stadtgemeinde das Abendmahl nur noch unter beiden Gestalten ausgeteilt ward. Die, welche sich daran noch stießen, blieben fortan unberücksichtigt, da sie genügend belehrt seien. „Wenn man ohne Ende auf die Schwachen Rücksicht nimmt, so bestärkt man die Hartnäckigkeit und hemmt das Evangelium." Im Übrigen wurden nach Beseitigung des Meßkanons die meisten Ceremonien belassen als etwas Freies und minder Wichtiges; ja selbst die lateinische Sprache ward für „die Messe" oder den Sakramentsdienst noch beibehalten. — Hierzu stimmt ganz, was Luther damals für die Taufe ordnete. Er bemerkte, daß dies Sakrament vielfach mit geringem Ernste, ja mit Leichtfertigkeit begangen werde, und meinte, dies komme zum Teil daher, daß die Anwesenden nicht verstünden, was da in lateinischer Sprache geredet werde. Daher führte er nun ein, daß man bei der ganzen Handlung die deutsche Sprache gebrauchte, „damit die Paten und Beistehenden desto mehr zum Glauben und ernstlicher Andacht gereizt werden, und die Priester, so da taufen, desto mehr Fleiß um der Zuhörer willen haben müssen." Hierauf aber beschränkte sich auch die Veränderung. Das ganze umständliche Ceremoniell ließ er

bestehen, obwohl er nicht damit zufrieden war. Er that es, die schwachen Gewissen zu schonen, damit sie nicht klagten, er wolle eine neue Taufe einsetzen, und die bisher Getauften tadelten, als die nicht recht getauft wären. — Er begnügte sich abermals mit ganz Geringem, obwohl er gerade in Wittenberg jetzt eine ausgezeichnete Stütze hatte. Denn 1523 ward Johann Bugenhagen zum Pfarrer der Stadtgemeinde gewählt, ein für das Pfarramt besonders begabter Mann, der zugleich Lehrer an der Universität blieb und auch hier sich so auszeichnete, daß Luther ihn wohl als den zweiten theologischen Professor der Welt rühmte; Bugenhagen komme gleich nach Melanchthon.

In jener neuen „Meßform", die Luther herausgegeben hatte, sagte er unter anderem auch: „Ich wünschte, wir hätten recht viele deutsche Gesänge, damit das Volk sie während der Sakramentsfeier singen könnte. Denn wer kann bezweifeln, daß einst die ganze Gemeinde gesungen hat, was jetzt der Chor allein singt und womit er dem Pfarrer antwortet. — Aber wo sind die Dichter, die uns mit frommen geistlichen Liedern beschenkten, welche man in der Kirche gebrauchen könnte? Von dem Überkommenen hat das Wenigste rechten Geist. Möchten doch hierdurch deutsche Dichter sich anregen lassen, die solcher Leistungen fähig sind!" In der mittelalterlichen Kirche war die Gemeinde fast gänzlich zum Schweigen verurteilt; sie hatte nur zu hören und zwar beim Meßdienste ihr Unverständliches, weil in der lateinischen Sprache Gesprochenes oder Gesungenes; bloß an den hohen Festen ward zur Predigt ein oder der andere deutsche Vers gesungen. Dies sah Luther als eine Ungehörigkeit an; er wollte die Gemeinde wieder mehr zur Selbstthätigkeit heranziehen. Aber dies war nicht das Einzige, was er mit der Kundgebung jenes Wunsches zu erreichen gedachte. Er kannte

die Sangeslust seines Volkes und hoffte, daß durch deutsche geistliche Lieder das Evangelium erst recht bei ihm Eingang finden und haften werde. Sich selbst traute er hierfür zu wenig zu, obwohl er eben erst eine Probe davon gegeben hatte, wie meisterlich er auch dichtend den Volkston zu treffen verstehe. Er bat andere, wie den sprachgewandten Spalatin, den kursächsischen Hofmarschall Johann v. Dolzig, Justus Jonas, sie möchten sich doch in die Psalmen vertiefen und nach ihnen deutsche Lieder dichten, möchten sich jedoch dabei von ungewohnten und höfischen Worten frei halten und einfältig singen, so wie eben das Volk es zu fassen vermöge. Aber die wenigsten von den Angeredeten entsprachen seiner Bitte; er mußte doch selbst in die Saiten greifen, und es gelang ihm dann über alles Erwarten. Seit dem Jahre 1523 gingen zunächst einzelne deutsche Lieder von Luther und auch einige von Paul Speratus als vielbegehrte Flugblätter aus, und schon im folgenden Jahre erschien in Wittenberg ein „geistliches Gesangbüchlein“, das 24 Lieder von Luther mit vierstimmig gesetzten Melodieen enthielt. Was er hier bot, war teils ganz eigne freie Dichtung wie sein erstes Lied: „Nun freut euch, lieben Christen gmein“; teils hatte er Psalmen in deutsche Verse umgegossen wie z. B. den 130. Psalm in das Lied: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“; teils benützte er im Volk schon gebräuchliche Sangstücke, um sie umzubilden und zu erweitern, wie im Liede: „Gelobet seist du, Jesu Christ“. Für die Melodieen schloß er sich meistens an schon bekannte Weisen an; doch hat er einiges auch selbst komponiert. Vierstimmig aber erschienen sie, weil, wie er selbst sagt, „ich gerne wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musika und andern rechten Künsten erzogen werden, hätte etwas, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde und an derselben statt etwas Heilsames lernte, und also das Gute mit Lust, wie den Jungen

gebührt, einginge. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat."

So hat man denn wohl ein Recht, bei aller Anerkennung dessen, was es schon vor der Reformation an religiösen Volksliedern z. B. für Wallfahrten und Bittgänge in Deutschland gab, Luther als den Vater des deutschen Kirchenliedes zu bezeichnen, dieses Kleinods der evangelischen Kirche Deutschlands, welches sie in solcher Vollendung vor allen andern Kirchengemeinschaften voraus hat. Stets ist es ihr ein Quell reicher Erbauung gewesen und auch an ihrem äußern Wachstum war es von Anfang an nicht unerheblich beteiligt. Als Luther 1545 seine „Geistlichen Lieder", nun 36 an der Zahl, zum letzten Male ausgehen ließ, schrieb er in der Vorrede: „Gott gebe, daß damit dem römischen Papst, der nichts denn Heulen, Trauern und Leid in aller Welt hat angerichtet durch seine verdammten, unträglichen und leidigen Gesetze, großer Abbruch und Schaden geschehe." Und dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Ein Jesuit klagte später, Luther habe durch seine Lieder mehr Seelen gemordet, als durch alle seine andern Schriften.

Man hatte sich in Wittenberg für den Fortschritt, wenn auch nur einen sehr langsamen, in der Ausbildung neuer Ordnungen für das gottesdienstliche und gemeindliche Leben entschieden und man ward hierin bestärkt, als man hörte, daß an manchen anderen Orten schon weitergehende Neuerungen durchgeführt seien. Da hätte nun, scheint es, der Gedanke sehr nahe gelegen, man habe die in der Erkenntnis Gereiften und zu christlichem Leben Entschlossenen zu einer Gemeinde zu sammeln, um in ihr rechte Gemeinschaft zu

pflegen und durch sie vielleicht noch kräftiger auf die andere große Masse zu wirken. Man hätte hierin eine Rückkehr zu den ersten Zeiten der Kirche gehabt, wo die Gemeinden ja so entstanden und bestanden. Und wirklich hat sich Luther mit derartigen Gedanken damals sehr viel beschäftigt und sich wie in Schriften so mündlich von der Kanzel darüber ausgesprochen. Die Herstellung solcher wahrhaft christlicher Gemeinden war das Ziel seiner Sehnsucht. „O wenn solche Leute bei einander wären, ein Hundert oder zwei, wie gern wollte ich diese Gemeinde sehen, wie ein fein Leben sollt es da sein! Solche Kinder will Gott haben." — „Aber", fügt er wehmütig bei, „wo findet man sie?" Solche Christen, meinte er, brauchten gar nicht viele Ordnungen, da Glaube und Liebe sie schon treibe; jedenfalls „wenn man Leut hätt, so wäre es gut zu predigen und christliche Ordnung zu machen". Und wie er sichs dachte, hat er deutlich genug beschrieben. „Der Gottesdienst, sagt er, der rechte Art der evangelischen Ordnung haben sollte, müßte nicht so öffentlich auf dem Platz geschehen unter allerlei Volk, sondern diejenigen, so mit Ernst Christen wollen sein, und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen und andere christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi Matth. 18, 15. Hie könnt man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und austeilte unter die Armen nach dem Exempel St. Pauli 2. Kor. 12. Hie dürfts nicht viel und groß Gesänges. Hie könnt man auch eine kurze feine Weise mit der Taufe und Sakrament halten und alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten. Hie müßte man einen guten, kurzen Katechismus haben über

den Glauben, zehn Gebote, Vaterunser. Kurz, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnungen und Weisen wären bald gemacht." Und an der christlichen Berechtigung solcher Neubildungen gegenüber der bisherigen Hierarchie hegte er gar keinen Zweifel. Er hatte aus der Schrift erwiesen, daß diese vielgegliederte Hierarchie nicht göttlicher Stiftung, sondern menschlicher Erfindung sei, daß es nur Ein kirchliches Amt gebe, das Predigtamt, und daß nach wahrhaft kirchlichem Rechte der Bischof dem Pfarrer gleichstehe, wie er denn auch die beiden Bezeichnungen gern als gleichbedeutend brauchte. Es stand ihm fest, daß eine christliche Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen und ein- und abzusetzen. Vor kurzem erst hatte er die Böhmen darüber belehrt, daß man die bischöfliche Weihe nicht brauche, im Gegenteil sie meiden müsse, und hatte ihnen angegeben, wie sie selbst sich christliche Geistliche bestellen könnten. In Wittenberg begann man 1525, selbst Geistliche zu ordinieren. Nach allen diesen Richtungen also bestand kein Bedenken; aber daran zweifelte Luther, daß es schon genug ernste Christen gebe, und darum zögerte er. „Ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeinde oder Versammlung ordnen oder anrichten. Denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen. Kommts aber, daß ichs thun muß und dazu gedrungen werde, daß ichs aus gutem Gewissen nicht lassen kann, so will ich das Meine gern dazu thun und das beste, so ich vermag, helfen." Oder, wie er an einer andern Stelle sagt: „Wir haben nicht die Personen dazu, darum traue ichs nicht anzufangen, so lang, bis unser Herr Gott Christen macht." Er fürchtete, wenn ers aus seinem Kopfe treiben wollte, möchte eine Rotterei daraus werden. Darum wartete er, ohne den Gedanken selbst als einen unrichtigen aufzugeben.

Er blieb bei der großen Masse, die hier besonders träg und schwerfällig scheint gewesen zu sein. Wenigstens konnte Luther dieses Gefühls sich nicht erwehren, wenn er von dem Eifer hörte, den man anderswo entwickelte. „Überall, meinte er, erweist das Wort sich mächtiger als bei unsern nächsten Nachbarn, ja bei uns selbst." Und ein Studierender aus Ulm schrieb zu Ende 1523: „Es geschieht nichts Christliches in Wittenberg außer durch Luther und Melanchthon." Für diese Masse nun suchte Luther den Gottesdienst allmählich besser einzurichten, und der Gesichtspunkt, von dem er sich dabei leiten ließ, war der, zu rufen, zu reizen, zu erziehen, „bis daß die Christen, so mit Ernst das Wort meinen, sich selbst finden und anhalten." Die gewöhnlichen, öffentlichen Gottesdienste galten ihm als besonders für die Unerfahrenen und die Kinder bestimmt. „Diese zwo Weisen müssen wir also gehen und geschehen lassen, daß sie öffentlich in allen Kirchen vor allem Volk gehalten werden; darunter viel sind, die noch nicht glauben oder Christen sind, sondern daß mehrer Teil dastehet und gaffet, daß sie auch etwas Neues sehen; gerade als wenn wir mitten unter den Türken oder Heiden auf einem freien Platz oder Felde Gottesdienst hielten. Denn hie ist noch keine geordnete und gewisse Versammlung, darinnen man könnte nach dem Evangelio die Christen regieren, sondern ist eine öffentliche Reizung zum Glauben und zum Christentum."

Wenn er hier von „zwo Weisen" redet, so ist damit auf die lateinische Messe hingedeutet, die man, wo der Zustand des Volkes es erfordere, immerhin noch beibehalten möge, und deren gänzliche Abschaffung er auch jetzt noch nicht wünschte, weil sie für die Übung der Jugend vorteilhaft sei. „Ich in keinem Weg will die lateinische Sprache aus dem Gottesdienste lassen gar wegkommen, denn es ist mir alles um die Jugend zu thun"; eine Bemerkung, die natürlich nur für jene Zeit Wert hatte, wo das Lateinische die Sprache

der Gelehrten und des Weltverkehrs war. Für den Gemeindegottesdienst verlangte er sonst jetzt die deutsche Sprache. — Das Hauptgewicht legte er wiederum auf reichliche Verkündigung des göttlichen Wortes. Christen sollen gar nicht zusammenkommen, ohne daß das Wort zu ihnen geredet wird. Für die Wochengottesdienste bestimmte er die fortlaufende Erklärung einzelner biblischer Bücher, für den sonntäglichen Hauptgottesdienst dagegen behielt er noch die altherkömmlichen Abschnitte aus den Evangelien und Episteln bei, wie er es auch in der Kirchenpostille gethan hatte. Er hielt die Auswahl derselben für keine sehr glückliche; aber doch änderte er nicht an ihr aus Rücksicht auf andere. Einmal, sagte er, sind der geistreichen Prediger wenige, die einen ganzen Evangelisten oder ander Buch gewaltiglich und nützlich handeln können. Und dann „ists mit Wittenberg so gethan dieser Zeit, daß viele da sind, die predigen lernen sollen an den Orten, da solche Teilung der Episteln und Evangelien noch geht und vielleicht bleibt. Weil man denn mag denselben damit nütze sein und dienen ohne unsern Nachteil, lassen wirs so geschehen.“ — Im Gang des Gottesdienstes vereinfachte er einiges, aber nicht vieles und auch im sonstigen Äußern ließ er das Meiste noch stehen, behielt sich aber weitere Änderungen vor. „Wir lassen die Meßgewänder, Altar, Lichter noch bleiben, bis sie alle werden oder uns gefällt zu ändern.“ Wo er dann den beachtenswerten Satz beifügt: „Aber in der rechten Messe unter eitel Christen müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volk kehren, wie ohn Zweifel Christus im Abendmahl gethan hat. Nun, das erharre seiner Zeit.“ — Die Heiligenfeste wollte er abgeschafft wissen, selbst die Marientage, soweit sie nicht auf Begebenheiten im Leben des Herrn sich bezögen.

Und zu alledem ist nun noch eins besonders hervorzuheben, nämlich der Nachdruck, mit dem Luther stets wieder betonte,

daß die Annahme dieser Ordnungen, im Ganzen wie im Einzelnen, eine durchaus freie sein müsse. Er hatte noch unter dem Joche der päpstlichen Gesetzlichkeit geseufzt, wo der Gottesdienst zu einem guten Werke gemacht und möglichste Gleichförmigkeit desselben gefordert war. Die Erinnerung hieran lag wie ein Schrecken auf ihm. Als sein Freund Hausmann ihm den Vorschlag machte, er möge ein Konzil der Evangelischen berufen, um so gleichmäßige Ceremonien für den Gottesdienst festzusetzen, wies er das weit von sich. Wenn die Einigkeit in diesen Dingen keine freiwillige sei, habe sie keinen Wert, und man sei nur in Gefahr, in neue Gesetzlichkeit zu fallen. Die Ordnungen, welche er aufstellte, wollte er nur als Beispiele angesehen haben. Die Annahme solle man niemandem aufnötigen, ebenso wenig wie man jemandem zur Teilnahme am Gottesdienst zwingen dürfe. „Gott gefallen doch gezwungene Dienste nicht und sind vergeblich und verloren.“ Die Vorrede zu seiner „Deutschen Messe“ begann er mit den Worten: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen, alle diejenigen, so diese unsre Ordnung im Gottesdienst sehen, oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nötig Gesetz draus machen noch jemands Gewissen damit verstricken oder fahen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wenn und wie lange es die Sachen schicken und fordern. Denn wir auch solchs nicht der Meinung lassen ausgehn, daß wir jemand darinnen meistern oder mit Gesetzen regieren wollten, sondern weil allenthalben gedrungen wird auf deutsche Messen und Gottesdienst und groß Klagen und Ärgernis geht über die mancherlei Weise der neuen Messen, daß ein jeglicher ein Eigens macht.“ Also Freiheit in den äußern Dingen, aber eine Freiheit, die bei den Christen aus Rücksichten der Liebe selbst sich zu beschränken weiß. „Wiewohl einem jeglichen das auf sein Gewissen gestellt ist,

wie er solcher Freiheit brauche, auch niemandem dieselbe zu wehren oder zu verbieten ist, so ist doch darauf zu sehen, daß die Freiheit der Liebe und des Nächsten Diener ist und sein soll. Wo es denn also geschieht, daß sich die Menschen ärgern oder irre werden über solchen mancherlei Brauch, sind wir wahrlich schuldig, die Freiheit einzuziehen und soviel es möglich ist, schaffen und lassen, auf daß die Leute sich an uns bessern und nicht ärgern. — Doch will ich hiemit nicht begehren, daß diejenigen, so bereits ihre gute Ordnung haben oder durch Gottes Gnade besser machen können, derselbigen fahren lassen und uns weichen. Denn es nicht meine Meinung ist, das ganze Deutschland so eben müßte unsre Wittenbergische Meinung annehmen; sondern fein wäre es, wo in einer jeglichen Herrschaft der Gottesdienst auf einerlei Weise ginge und die umliegenden Städtlein und Dörfer mit einer Stadt gleich parteten; ob die in andern Herrschaften dieselbige auch hielten oder was besonders thäteten, soll frei und ungestraft sein." — Fein wäre es gewesen, wenn die Entwicklung der gottesdienstlichen und gemeindlichen Ordnungen auf diesem Wege durch Freiheit und Liebe bestimmt weiter gegangen wäre. Aber bald, nachdem Luther jenes geschrieben, trat mit gewaltiger, ja niederdrückender Wucht die Frage an ihn heran, ob solche Grundsätze beizubehalten seien, oder ob man anderen folgen müsse?

Die Schule.

Bei der Gestaltung und Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes ließ Luther sich ganz besonders durch Rücksicht auf die Unterweisung und Erziehung der Jugend leiten. Überhaupt war dies ein Punkt, dem er nicht genug glaubte Auf-

merksamkeit zuwenden zu können. Schon früh hatte er die Erfahrung gemacht, daß mit den Alten meist nicht mehr viel anzufangen sei, weil sie zu sehr in den Irrtum sich eingelebt hätten. Dagegen hatte die Jugend mit immer wachsender Hingebung der evangelischen Predigt sich zugewandt. Schon dies mußte ihn auffordern, sich um sie zu kümmern. Dazu erkannte er es als eine ganz besondere Pflicht der Christen, des nachwachsenden Geschlechtes sich anzunehmen. Auch leitete ihn eigene Neigung und ausgezeichnete Begabung auf diese Thätigkeit hin. Es hat wenig Männer in Deutschland gegeben, die so mit Kindern zu reden verstanden wie Luther. Freiwillig übernahm er in der Stadtkirche den Katechismusunterricht. Unter den Wünschen, die er dem deutschen Adel vortrug, war auch eine bessere Pflege der Schulen, der niederen wie der höheren. In einem Sendschreiben an die Christen zu Riga und in Livland ermahnte er 1524 besonders dazu, für die Jugend zu sorgen, und gleichzeitig schrieb er „An die Ratsherren aller Städte deutsches Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.“ Er konnte hierüber nicht länger schweigen, weil „er es von Herzen treulich meinte mit dem ganzen deutschen Land, dahin ihn Gott verordnet.“ Die Vernachlässigung der Jugend nimmt, seitdem die Aussicht auf das faule Klosterleben geschwunden ist, von Jahr zu Jahr zu, so daß dem Volke daraus schon große Gefahr droht. Man nehme die Sache ernst, denn es liegt viel daran. „Muß man jährlich soviel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlich Friede und Gemach habe, warum sollt man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Schulmeistern.“ Wolle man doch die Gnade Gottes nicht versäumen, die sich darin erweist, daß so viele und gute Lehrer und Lehrmittel in Deutschland zu haben

sind, wie noch nie zuvor. „Ists nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekonnt haben?" — „Lassen wirs so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist zu besorgen, wir werden noch greulicher Finsternis und Plage leiden. Liebe Deutsche, kauft, weil der Markt vor der Thüre ist, sammlet ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewest; aber hin ist hin; sie haben nu nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland; hin ist hin; nu haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin; sie haben nu den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet; denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Drum greift zu und halt zu, wer greifen und halten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben." — Und vor allem erwäge man, daß es Gottes ausdrückliches Gebot an die Eltern ist, für ihre Kinder zu sorgen und sie zu erziehen. So liegt hier allerdings zunächst eine Pflicht der Eltern vor; aber wenn sie solches nicht thun, wer solls denn thun? Solls drum nachbleiben und die Kinder versäumt werden? Wo soll sich da die Obrigkeit und Rat entschuldigen, daß ihnen solches nicht sollte gebühren? Nun sind etliche unter den Eltern nicht fromm und redlich genug, um ihre Pflicht zu thun; die meisten Eltern sind zu ungeschickt dazu; manche könnten es und thäten es auch gern selbst, aber ihnen fehlt die Zeit dazu. „Darum wills hie dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht redlich

vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nu liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein daran, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch zeuge; ja, wo das viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist soviel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat; die könnten darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen." Und dafür genügen deutsche Schulen allein noch nicht, sondern es müssen auch solche gegründet werden, in denen man die Sprachen und die Künste treibt. Das ist dringend notwendig für das Gedeihen der Kirche, denn wiewohl das Evangelium allein durch den h. Geist ist kommen und täglich kommt, so ists doch durchs Mittel der Sprachen kommen und hat dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. „So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten. — Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dies Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darin man diesen Trank fasset. Sie sind die Kemnat, darin diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brote und Fische und Brocken behält. Ja, wo wirs versehen, daß wir (da Gott vor sei!) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können." — Von derselben Bedeutung aber ist der Unterricht in den Sprachen für das bürgerliche Gemeinwesen. Woher will man sonst

für dieses tüchtige Leute bekommen? Daher nehme sich die Obrigkeit dieser wichtigen Sache alles Ernstes an, und zwar besonders die der deutschen Städte. „Der gemeine Mann thut hie nichts zu, kanns auch nicht, wills auch nicht, weiß auch nicht. Fürsten und Herren solltens thun; aber sie haben auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer. Und obs etliche gern thäten, müssen sie die andern scheuen, daß sie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darum wills euch, lieben Ratsherren, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren."

Mit so beweglichen, aus dem Herzen kommenden Worten redete Luther für die Schule und in ganz ähnlicher Weise verwandte er sich 6 Jahre später für sie bei den „Pfarrherren und Predigern, die Christum mit Treuen meinen." Hierdurch gab er einen mächtigen Anstoß in dieser Sache, der zum Besten des gesamten Volkes, nicht bloß des evangelisch gewordenen, gewaltig nachgewirkt hat. In jener Schrift ist es nicht sowohl die Volksschule als die Mittelschule, die er in erster Linie im Auge hatte. Aber darum vergaß er auch jene nicht. Ihre Notwendigkeit setzte er als eine selbstverständliche voraus, und dieselbe ward in der That damals auch nicht so sehr angefochten. Daß Lesen, Schreiben und Rechnen nützlich sei, gaben auch die zu, welche eine weitere Ausbildung als nicht mehr nötig von sich und ihren Kindern abwiesen. Er hatte also zunächst dies zu bekämpfen. Was er dabei aber über allgemeine Schulpflicht und Schulzwang sagte und wie er beides begründete, das mußte ohne weiteres auch auf die Volksschule Anwendung gewinnen und zu ihrer Kräftigung mitwirken. Die evangelische Kirche mußte die Volksschule hegen und pflegen, denn sie gab gleich allen ihren Gliedern die h. Schrift in die Hände und wünschte möglichst

urteilsfähige und selbständige Christen. Sie erkannte gute christliche Schulen als eine notwendige Vorbedingung ihrer eignen Arbeit, die Errichtung und Erhaltung der Schulen aber bezeichnete sie als Pflicht und Aufgabe der bürgerlichen Obrigkeit.

Luther ist nicht der Schöpfer der deutschen Volksschule gewesen. Die Anfänge derselben waren schon im Mittelalter vorhanden. Aber es war eine, zumal in Norddeutschland, noch recht kümmerliche Pflanze. Wenn dieselbe nun ins Treiben kam und dann zu einem immer stattlicheren Baume heranwuchs, so ist das zu einem guten Teile der belebenden Kraft seines Wortes und seiner treuen Arbeit für die Schule zu danken.

Die Kirchenvisitation.

Als 1522 Melanchthon die Sätze, welche Luther über die Klostergelübde von der Wartburg geschickt hatte, beim Essen seinen Tischgenossen mitteilte, las Bugenhagen, einer von diesen, sie noch einmal durch und sagte nach einigem Besinnen: „Das wird eine Veränderung im öffentlichen Wesen bewirken; die Lehre, welche vor diesen Sätzen vorgetragen ist, hätte das öffentliche Wesen nicht verändert.“ Sein klarer auf das Praktische gerichteter Blick erkannte sogleich die weittragende Bedeutung des auf die Klöster gemachten Angriffs, und der Fortschritt der Bewegung gab ihm Recht. Viele Klöster begannen sich zu leeren. Wie sollte es da mit ihren Besitztümern werden, die sehr umfangreich waren? Dazu waren früher viele Stiftungen für Messen, besonders Seelmessen, gemacht. Nun ward an vielen Orten die Messe abgeschafft. Was sollte man da mit jenen Stiftungen anfangen?

Die Frage nach der Verwendung vieler ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdeter geistlicher Güter trat hervor und forderte eine Lösung. Aber der vorsichtige Kurfürst ging dieser aus dem Wege. Er fürchtete, dadurch Klagen beim Reichsgerichte gegen sich hervorzurufen, und wollte besonders die Nachrede vermeiden, daß er aus Habsucht die Reformation begünstige. Da kam es Luther sehr erwünscht, daß man in der Gemeinde selbständig vorging. Es war die kleine sächsische Stadtgemeinde Leisnik, die 1523 nach längerem Hader gemeinsam mit den bei ihr eingepfarrten Dörfern eine Gemeindeordnung aufstellte, deren Hauptstück die Errichtung eines „gemeinen Kastens“ war. Sie schickte dieselbe Luther zur Begutachtung zu, der sie billigte und mit einer längeren Vorrede herausgab: „ob Gott seinen gnädigen Segen dazu geben wollt, daß sie ein gemein Exempel würde, dem auch viele andere Gemeinden nachfolgeten.“ Also auch hier kein Zwang, sondern ein Vorbild zu freier Annahme. In der Zuschrift sprach er selbst sich darüber aus, wie die geistlichen Güter zu behandeln seien. Am besten sei es, die Klöster aussterben zu lassen, indem man jedem den Austritt gestatte und die Aufnahme neuer Personen verbiete. „Weil aber niemand zum Glauben und Evangelio zu dringen ist, soll man die übrigen Personen, so in Klöstern, es sei Alters Brauchs, oder Gewissens halben, bleiben, nicht ausstoßen noch unfreundlich mit ihnen handeln, sondern sie ihr lebenlang lassen genug haben, wie sie zuvor hätten gehabt. Denn das Evangelium lehret auch Gutes thun den Unwürdigen, wie der himmlische Vater über Gute und Böse läßt regnen und Sonne scheinen, und man muß hie ansehen, daß solche Personen aus gemeiner Blindheit und Irrtum in solchen Stand geraten sind und nichts gelernt, damit sie sich ernähren könnten. Doch ist das mein Rat, daß die Obrigkeit solcher Klöster Güter zu sich nehme und die übrigen Personen, so darinnen bleiben, davor versorge,

bis sie aussterben, auch reichlicher und milder, denn sie vielleicht vorhin versorgt gewesen sind, damit man ja spüre, daß nicht der Geiz dem geistlichen Gut, sondern christlicher Glaube den Klöstereien feind sei." — Dann „gebe man den Personen so ausgehen, etwas Redliches mit, damit sie etwas anfangen und sich in einen Stand begeben können, obschon sie nichts haben hineingebracht. Denn sie verlassen gleichwohl die Nahrung ihres Lebelang, wenn sie ausgehen, und sind betrogen; hätten, dieweil sie im Kloster gewesen, etwas anderes gelernt. Aber denjenigen, so hineingebracht haben, ist billig vor Gott, daß man wiedergiebt, je eins Teils, denn hie soll christlicher Liebe und nicht menschlicher Rechte Schärfe richten; und soll jemand Schaden oder Verlust tragen, das soll über das Kloster und nicht über die Personen gehen, denn das Kloster ist Ursache ihres Irrtums." — Das dritte aber sei das Beste. „Alles andere lasse man zum gemeinen Gut eines gemeinen Kastens gelangen, daraus man nach christlicher Liebe gebe und leihe allen, die im Land dürftig sind, es sei Edel oder Bürger, damit man auch der Stifter Testament und Willen erfülle. Denn wiewohl sie geirret und verführet sind, ist dennoch ja ihr Meinung gewesen, Gott zu Ehren und zu Dienst geben, und haben also gefehlet. Nun ist kein größer Gottesdienst, denn christliche Liebe, die den Dürftigen hilft und dienet." — Das war christlich gedacht und Luther bemerkte ausdrücklich, er habe „diesen Rat nur nach christlicher Liebe für die Christen geschrieben". Aber eben deswegen erhob er selbst den Einwurf, man werde sagen: „Das Loch ist zu weit, damit wird der gemeine Kasten wenig kriegen, denn jedermann wird alles zu sich nehmen und sagen, er bedürfe sein soviel", und fügte bei: „Ich besorge, daß meinem Rat wenige folgen werden, denn der Geiz ist ein ungehorsamer, ungläubiger Schalk." Und so kam es. Schon im nächsten Jahre zeigte es sich, daß in Leisnik selbst jene Kastenordnung

nicht zur Durchführung gelangte, und an Nachahmung fehlte es völlig. Luther hatte nur Verdruß davon, als von einem ganz mißlungenen Versuche.

Die Verschleuderung und Beraubung der Klostergüter ward ärger. Der Adel, der ja überhaupt des Besitzes wegen vieler Orten und noch lange der Reformation große Hindernisse in den Weg legte, griff zu und suchte sich zu bereichern. Hier mußte etwas geschehen, und Luther erklärte die dazu nötigen Maßregeln für eine Pflicht des Landesherrn als des obersten Schirmherrn des Rechts. — Und ebenso mißlich stand es mit den Pfarreien, besonders auf dem Lande. Die Bauern wollten nichts mehr geben, sondern entzogen sich ihren Verpflichtungen, so daß viele Pfarrer in die größte Not gerieten. In Wittenberg liefen die bittersten Klagen ein. Und war das schon vor dem Bauernkriege geschehen, so kamen sie noch viel zahlreicher und dringlicher nach den Verwüstungen des Bauernkrieges im Frühlinge 1525, die wenigstens in Thüringen nicht unbedeutend waren. Diese Bedrängnis der Pfarrer gefährdete aber gerade das, worauf Luther das meiste Gewicht legte und woran er seine ganze Hoffnung für die Zukunft knüpfte, die regelmäßige und nachhaltige Predigt des Wortes und die Unterweisung der Jugend. Dazu glaubte Luther nicht länger schweigen zu dürfen. Eine Abhilfe war dringend nötig. Sie zu bringen war aber nur der Landesherr im stande, weil es sich um äußern Zwang handelte; und Luther glaubte, auch dies, da es eben ein Äußeres sei, von seinem Fürsten verlangen zu dürfen, als von dem obersten Vormunde der Jugend. Derselbe möge helfen, „daß die Ordnung, so die Seelen betrifft, nicht verhindert werde aus Mangel und Verlassung des armen Bauchs.“ Für die Erreichung dieses Zweckes eignete Luther sich dann einen Gedanken an, der, wie es scheint, zuerst von Nikolaus Hausmann ausgesprochen war und besonders bei

dem Kurprinzen Johann Friedrich Anklang gefunden hatte, den Gedanken einer Visitation der Kirche in sächsischen Landen. Nach dem Tode Friedrichs des Weisen hatte sich Hausmann gleich mit einem Gutachten hierüber an den neuen Kurfürsten Johann gewendet, und bald darnach schrieb auch Luther an diesen. „Die Pfarren allenthalben so elend liegen! Da giebt niemand, da bezahlt niemand. Opfer- und Seelpfennige sind gefallen, Zinse sind nicht da oder zu wenig, so achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer, daß, wo hie nicht ein tapfre Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarren und Predigtstühle wird vorgenommen durch Eure Kurfürstliche Gnaden, wird in kurzer Zeit weder Pfarrhof noch Schulen noch Schüler etwas sein, und also Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen. Derhalben wollt sich Euer Kurfürstliche Gnaden weiter Gott gebrauchen lassen, und sein treues Werkzeug sein zu mehrerem Trost auch Euer Kurfürstlichen Gnaden Gewissen, weil sie dazu durch uns und durch die Not selbst, als gewißlich von Gott, gebeten und gefordert wird.“ Er meinte, man solle alle Pfarreien im Fürstentum besehen lassen, „und wo man fände, daß die Leute wollten evangelische Prediger haben, und der Pfarren Gut nicht genugsam wäre, sie zu unterhalten, daß alsdann aus Befehl des Kurfürsten dieselbe Gemeinde, es wäre von dem Rathaus oder sonst, so viel jährlich reichen müßte. Denn wo sie wollen Pfarrer haben, ist des Kurfürsten Amt, sie dahin zu halten, daß sie dem Arbeiter auch lohnen. — Daneben müßte nun auch auf die alten Pfarrherren oder sonst untüchtigen acht gehabt werden, daß, wo sie sonst fromm wären oder dem Evangelio nicht wider, daß sie entweder die Evangelia mit der Postille selbst zu lesen, wo sie nicht geschickt wären zu predigen, oder lesen lassen verpflichtet wären, damit dem Volk rechter Dienst im Evangelio geschähe, so sie ihn nähren sollen; denn es nicht gut wäre, die bisher gesessen, zu ver-

stoßen, wo sie dem Evangelio nicht feind sind, ohne Erstattung.“ Auch hier wieder betonte er die freie Entscheidung der Gemeinde für evangelische Predigt und zeigte dieselbe Billigkeit wie bisher gegen diejenigen, welche noch am Alten hingen. Von den Gemeinden, welche nicht erklärten, evangelische Prediger haben zu wollen, redete er hier nicht. Und da blieb allerdings die Frage: Sollte der Kurfürst für die Jugend solcher Gemeinden nicht auch zu sorgen verpflichtet sein?

Der Kurfürst äußerte sich nicht abgeneigt. Aber die Sache kam zunächst über geringe Ansätze nicht hinaus. Es scheint, daß man am Hofe noch Bedenken trug, so entscheidend in die kirchlichen Angelegenheiten einzugreifen. Auch war vielen vom Adel die Aussicht auf eine Visitation unangenehm, denn die mußte ihren Räubereien ein Ende machen. Und Männer dieser Art standen am Hofe des neuen Herrschers in Ansehn. Der Kurfürst Johann war ein redlicher Mann, der das Beste wollte; aber er war in seinem Urteile nicht selbständig, sondern ließ sich leicht bestimmen; und seine Ratgeber waren nicht immer die besten. Schon ehe er die Regierung angetreten hatte, waren über die Wirtschaft an seinem Hofe bittere Klagen laut geworden. Derartige Einflüsse werden auch gegen die Visitation sich geltend gemacht haben; wenigstens sagten „etliche große Hansen, sie werde nachbleiben.“ „Aber“, bemerkte Luther, „wo dem so ist, so ists aus mit Pfarren, Schulen und Evangelio in diesem Land; sie müssen entlaufen. Denn sie haben nichts, gehen und sehen, wie die dürren Geister.“ Um so emsiger hielt er an mit Bitten, nachdem nun durch den Speierer Reichstagsbeschluß vom August 1526 den Landesherren für die Kirche ihrer Gebiete größere Befugnisse eingeräumt waren, und er ward unterstützt durch die Universität und den Kurprinzen. Jetzt verlangte er auch Weitergehendes um der Jugend willen.

„Wollen die Älteren je nicht, mögen sie immer zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit.“ Darum „wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat der Kurfürst Macht, sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist der Kurfürst da als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen, gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücken, Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnot geben und dienen müssen.“ Reiche hierzu irgendwo das Vermögen der Leute nicht, so seien ja die ursprünglich für den Gottesdienst gestifteten Klostergüter vorhanden. Der äußere Gottesdienst der großen Masse galt ihm vorwiegend als Unterrichts- und Erziehungsmittel; deswegen hielt er hier den Zwang für berechtigt, während er ihn gegen die Personen der ungläubigen Erwachsenen nicht wollte angewandt wissen. Seine Hoffnung stand noch immer dahin, daß nach Herstellung der Ordnung durch anhaltende Predigt sich rechte Gemeinden aus ernsten, aufrichtigen Christen würden sammeln und bilden lassen, Gemeinden, in denen man dann auch nach Christi Anweisung christliche Zucht, den Bann, üben könne. In der großen Masse der nur durch die Taufe Aufgenommenen sei das nicht möglich, nicht statthaft. Ein Zwickauer Prediger hatte im Frühling 1527 den Rat von der Kanzel angegriffen und die Personen dabei genannt. Das verwarf Luther in einem Briefe an Hausmann als ungehörig; solch Strafen bessere niemand, kitzele den Pöbel und büße dem Strafer seine Lust. „Dies Strafen der Person“, sagte er, „gehört nirgend hin denn unter die Sammlung der Christen. Nun habt ihr ja noch keine Sammlung verordnet, wie wir hoffen, daß sie durch die Visitation soll angerichtet werden. Dazu

wennschon die Sammlung geordnet wäre, so wäre dennoch solch Schelten nicht recht, weil St. Paulus sagt: „Einen Alten schilt nicht, sondern vermahne ihn als einen Vater", und Christus zuvor will ermahnt haben insonderheit. Welcher Geist diese Ordnung hält, der hat nichts Gutes vor. Aber in der öffentlichen Kirchenpredigt, da Christen und Unchristen bei einander stehen und zuhören, wie in der Kirche geschieht, soll man auch ingemein strafen und allerlei Unglauben und Untugend, auch niemand sonderlich ausmalen. Denn es ist eine gemeine Predigt, soll auch gemein bleiben und niemand vor andern beschämen und rotmachen, bis sie abgesondert und in die Sammlung kommen, da man ordentlicher Weise vermahnet, bittet und strafet."

Unter diesen Gesichtspunkten betrachtete Luther die 1527 ernsthafter in Angriff genommene Visitation, zu welcher von den Theologen für die Prüfung der Pfarrer besonders Melanchthon herbeigezogen ward. Der Kurfürst hatte nämlich den Visitatoren eine Anweisung für ihr Handeln gegeben. Darnach sollten sie alle Pfarrer einer Prüfung unterwerfen, die beharrlich in der Lehre Irrenden wie auch die Sektierer unter den Laien des Landes verweisen und Gleichheit in den Ceremonien herstellen. Das war also von Seiten des Fürsten gleich zu Anfang ein viel tieferes Eingreifen in die inneren Verhältnisse der Kirche, ein viel größeres Beschränken der von Luther noch hervorgehobenen Freiheit, zu welchem, wie es scheint, eben Männer wie Hausmann und Melanchthon geraten hatten, und dem dann, als die Visitation einmal begonnen hatte, auch Luther nicht nur nicht widersprach, sondern das er billigte. Bei den evangelischen Theologen herrschte die Anschauung, die weltliche Obrigkeit, welche ja immer nur als eine christliche und über Christen herrschende gedacht ward, sei verpflichtet, über die Erfüllung des ganzen göttlichen Gesetzes zu wachen und die zuwider Handelnden zu

strafen. Nun gehörte aber zum Gesetze auch die sog. erste Tafel, das Gebot der Gottesverehrung, das Verbot des Mißbrauchs göttlichen Namens und der Entheiligung des Feiertages. Also habe sie auch als weltliche Obrigkeit für den Bestand rechten Gottesdienstes zu sorgen und Gotteslästerung und Ähnliches zu bestrafen. Unter Gotteslästerung aber rechnete man jetzt auch z. B. den Meßdienst. Diese Anschauung hegte auch Luther und ebenso steckte er in der vom Mittelalter her überkommenen, daß es gut sei, wenn in Einem Gebiete nur Eine öffentliche Lehre geduldet werde. Die mittelalterliche Kirche hatte wo möglich auch keine abweichenden Ansichten gestatten wollen, sondern, wo solche auftauchten, mit Hilfe des weltlichen Arms sie zu unterdrücken gesucht. Soweit ging Luther auch jetzt nicht; Glauben und Meinen sollte durchaus frei sein. „Gedanken sind zollfrei", aber zweierlei Lehre in demselben Lande hielt er allerdings für gefährlich, und deswegen billigte er es, daß man Sektierer — es handelte sich eigentlich nur um Wiedertäufer und Sakramentierer — als nach bisheriger Erfahrung aufrührerischer Gesinnung verdächtig über die Grenze wies, und forderte, daß die Regierung den öffentlichen Meßdienst verböte. Ganz besonders dringend verlangte er letzteres gegen das widerstrebende Stift in Altenburg. Der Kurfürst, sagte er, darf den öffentlichen Gottesdienst der Stiftsherren nicht gestatten, weil er ein lästerlicher ist, und dann weil „einem weltlichen Regenten nicht zu dulden ist, daß seine Unterthanen in Uneinigkeit und Zwiespalt durch widerwärtige Prediger geführt werden, daraus zuletzt Aufruhr und Rotterei zu besorgen wäre, sondern an einem Ort auch einerlei Predigt gehen soll. Mit diesem Grund haben die zu Nürnberg ihre Mönche gestillet und die Klöster versperret. — Damit sie aber nicht sagen, man zwinge sie zum Glauben, ist das nicht die Meinung; sondern man verbeut ihnen nur das öffentliche Ärger-

nis, welches sie selbst nicht können erhalten und bekennen müssen, es sei in der Schrift nicht begründet, und doch mutwilliglich, zu verderben andere Seelen und zu schaden Land und Leuten, auch zu Schmach und Spott Gott und seinem Evangelio halten wollen. Sie lassen ihnen dran begnügen, daß man sie bei Leib und Gut, bei Schutz und Ehren läßt im Lande, und daß sie in ihren Kammern mögen anbeten und dienen, wem sie wollen und wieviel Götter sie wollen; öffentlich sollen sie den rechten Gott nicht so lästern und die Leute verführen, sie beweisen denn aus der Schrift, daß sie des Recht und Fug haben." Von diesem Standpunkte aus konnte er noch weitergehenden Zwang gegen solche, die beharrlich am Alten hingen, für gerechtfertigt halten: „Obwohl sie nicht glauben, sollen sie dennoch um der 10 Gebote willen zur Predigt getrieben werden, daß sie zum wenigsten äußerliche Werke des Gehorsams lernen."

Luther hat für religiöse Freiheit und Duldung auf Grund seiner evangelischen Erkenntnis einen gewaltigen Schritt über die Vorzeit hinaus gethan. Er forderte, daß man dem Einzelnen sein Gewissen frei lasse und nicht versuche, ihn zum Glauben zu zwingen, ihn seiner Ansichten wegen nicht schädige, so lange er keine Unruhen errege. Nur einen öffentlichen Gottesdienst wollte er Andersgläubigen nicht zugestanden wissen und zwar aus Rücksicht auf das Ganze und den Landesfrieden.

Ebenso wollte er allezeit, daß man geistliches und weltliches Regiment klar auseinander halte. Wie er die vielfachen Übergriffe der bisherigen Geistlichkeit in die weltliche Regierung stark gemißbilligt hatte, so leugnete er, daß die bürgerliche Obrigkeit ein Recht habe, geistlich zu regieren, was, weil die Seele betreffend, allein mit dem Worte Gottes geschehe. Aber hier gelang ihm die Durchführung seines Gedankens noch weniger vollständig.

Melanchthon hatte nach den ersten Erfahrungen, die er bei der Visitation gemacht, ein Gutachten darüber aufgesetzt, wie die Visitatoren fernerhin bei ihrem Geschäfte verfahren und worauf sie halten sollten. Er reichte es dem Kurfürsten ein, der es Luther und Bugenhagen zur Durchsicht übergab. Luther fand diesen Unterricht der Visitatoren zweckentsprechend, da er einfach und auf die Unwissenden Rücksicht nehme, und gab ihn mit einer Vorrede heraus, um falschen Gerüchten zu begegnen, welche über die Visitation in Umlauf gesetzt waren. In dieser Vorrede nun rühmte er das so nützliche christliche Besuchsamt, das man nach langem Verfall habe wieder aufrichten wollen. Hierfür habe man sich an den Kurfürsten gewendet. Der sei zwar als weltlicher Oberherr nicht schuldig solches zu thun, aber man habe ihn gebeten, aus christlicher Liebe und um Gottes willen dem Evangelio zu gute und den elenden Christen zu Nutz und Heil einige tüchtige Personen zu solchem Amte zu ordnen. Auch veröffentliche man gegenwärtigen Unterricht nicht als strenges Gebot, um nicht neue päpstliche Dekretalen aufzuwerfen, sondern als eine Geschichte und als Zeugnis und Bekenntnis des Glaubens mit der Hoffnung, daß alle frommen und friedsamen Pfarrherren dem willig sich anschließen werden. „Wo aber etliche sich mutwilliglich dawider setzen würden und ohne guten Grund ein sonderliches wollten machen, müssen wir dieselben sich lassen von uns wie die Spreu von der Tennen sondern und um ihretwillen unser Gleiches nicht lassen, wiewohl wir auch hierin unsers gnädigsten Herrn Hilfe und Rat nicht wollen unbesuchet lassen. Denn obwohl dem Kurfürst zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist, so ist er doch schuldig als weltliche Obrigkeit darob zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr sich unter den Unterthanen erheben."

So nahm Luther in gewisser Beziehung zurück, was er

vorher seinem Fürsten über dessen Pflicht, eine Visitation anzurichten, gesagt hatte, weil sie in ihrer Verwirklichung gleich auch tiefer, z. B. in Handhabung der Lehre, eingriff. Derartiges betrachtete er als etwas, das dem Landesherrn nicht schon seines weltlichen Berufs wegen zustehe. Es kam ihm alles darauf an, die Grenzen zwischen weltlichem und geistlichem Wesen scharf zu ziehen: „Ich arbeite noch dran, daß die zwei Ämter oder Regimente, weltlich und geistlich, unterschieden und von einander gesondert ein jegliches zu seinem Werk eigentlich unterrichtet und gehalten werde." Aber in der Wirklichkeit begannen die Grenzen nur zu sehr sich zu verwischen. Nicht alle evangelischen Theologen dachten hierin so wie Luther, der nur einen dermaligen Notstand dulden wollte, sondern sie gestanden der weltlichen Obrigkeit mehr zu und zwar als ein bleibendes Recht, wenn sie nur Schutz und Rückhalt bei ihr fanden. Und bei den Fürsten zeigte sich ja schon seit länger das Bestreben, sich zu möglichst unumschränkten Herren ihrer Territorien zu machen. Dafür kam es ihnen nun sehr zu statten, daß sie die Gewalt auch über die Kirche an sich ziehen konnten, und sie ließen die Gelegenheit nicht unbenützt. Von dieser Seite her ward der Grundsatz aufgestellt, daß die Obergewalt über die Kirche den Landesherren als solchen zukomme, und mehr und mehr suchten sie selbst auch zu bestimmen, wie weit solche Gewalt sich erstrecke. Die weitere Entwicklung in der Wirklichkeit ward hier wie in der Gemeindebildung eine andere, als wie Luther sie gewünscht hatte.

Katechismen — Traubüchlein.

Während des Winters 1528—29 ward Luther selbst zur Beteiligung an der Kirchenvisitation herbeigezogen und zwar für den Kurkreis, zu dem auch Wittenberg gehörte. Die Ergebnisse scheint man dann in seinem Hause zusammengestellt und beraten zu haben. Wenigstens schreibt er damals einem Braunschweiger Geistlichen, dem er für ein ihm geschenktes Fäßchen Torgauer Bieres zu danken hatte, dasselbe sei so gut, daß es nur ihm selbst und den Visitatoren vorgesetzt werde. Was man vorfand, war aber über alle Erwartung traurig. „Wahrhaft kläglich sieht es überall in den Kirchen aus; die Bauern lernen nichts, wissen nichts, beten nichts, thun nur da etwas, wo sie ihre Freiheit mißbrauchen können, beichten nicht, gehen nicht zum Sakrament, als wenn sie jetzt aller Religion ledig geworden seien; das Papsttum haben sie aufgegeben, das Evangelium verachten sie; es ist schrecklich zu sehen, wie die päpstlichen Bischöfe gewirtschaftet haben.“ In einem Dorfe konnten die Bauern weder beten noch die Gebote und Glaubensartikel. In einem andern weigerten sie sich, das Vaterunser zu lernen, weil es zu lang sei. Anderswo unterbrachen sie frech die Predigt. „Was predigt der lose Pfaff von Gott! wer weiß, was Gott ist? ob auch ein Gott ist? er wird ja auch seinen Anfang und sein Ende haben.“ Überhaupt entsprach der Unwissenheit im Religiösen die sittliche Roheit und Zuchtlosigkeit, so daß stellenweise scharfe Maßregeln angewandt werden mußten. Und auch das Wissen und Leben der Geistlichen ließ noch viel zu wünschen. Nicht wenige von ihnen waren unfähig, den bescheidensten Anforderungen zu genügen. Da gab es für die Visitatoren, ganz abgesehen von der oft schwierigen Regelung der äußern Verhältnisse, sehr viel zu thun. Als

das Hauptbedürfnis aber erkannte Luther eine beim Einfachsten beginnende und darauf sich beschränkende Unterweisung im Christentum, und dem abzuhelfen sah er für seine besondere Pflicht an. Wie er während des Visitierens selbst zu lehren versuchte, zeigt ein Beispiel, das Mathesius uns nach Luthers Erzählung aufbewahrt hat. Ein Bäuerlein, das seinen Glauben aufsagen sollte, sprach plattdeutsch: „Ick glöve in Gat allmächtigen", und antwortete auf die Frage, was „allmächtigen" heiße: „Ick wet nich." Da sagte Luther: „Ja, mein Mann, ich und alle Gelehrte wissens auch nicht, was Gottes Kraft und Allmacht ist; glaube aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber und treuer Vater ist, der will, kann und weiß als der klügste Herr dir, deinem Weib und Kindern in allen Nöten zu helfen." Und der Drang zu helfen ließ ihm keine Ruhe. In eben den Monaten, in welchen er mehrfach mit auf die Dörfer mußte, setzte er sich hin, um unter dem Eindrucke des gerade Gesehenen für die „rohen Bauern" einen Katechismus anzufertigen. Außer manchen Geschäften hinderte ihn längeres Unwohlsein, das in heftigen Schwindelanfällen bestand, an der Arbeit. Dennoch konnte er im Frühling 1529 seinen Katechismus ausgehen lassen. Es war der sog. große Katechismus, der zuerst den einfachen Wortlaut der fünf Hauptstücke zum Auswendiglernen enthielt und dann längere Erklärungen zum Gebrauche der Geistlichen beifügte. Aber hiermit noch nicht zufrieden, weil damit für die Einfältigen noch nicht gesorgt war, ließ er bald den „kleinen Katechismus" folgen, in welchem er in Frage und Antwort ganz kurze Erklärungen gab, die auch sollten auswendig gelernt werden, um dann weiteren Erläuterungen als sicherer Stützpunkt zu dienen. Von dem Text des Katechismus oder der Laienbibel wünschte er, daß auch die christlichen Hausväter die Ihrigen, Kinder und Gesinde, ihn lernen und wöchentlich aufsagen ließen. Wer das

in ihm Gesagte nicht kenne, verdiene den Namen eines Christen nicht; einen solchen dürfe man nicht zum Sakramente, nicht zur Pathenschaft lassen, um das Wort Gottes nicht vor die Säue zu werfen; er habe kein Recht, ein Stück der christlichen Freiheit zu brauchen; ja er verdiene, daß der Fürst ihn aus dem Lande jage, „denn wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, des er genießen will, Gott gebe, er glaube oder sei im Herzen für sich ein Schalk oder Bube."

Der kleine Katechismus ist das verdienstlichste Buch, welches Luther geschrieben hat. Durch nichts hat er so in die Tiefe gegraben, durch nichts so in die Weite gewirkt. Denn in ihm hat er den Einfältigsten gegeben, was sie vom Christentum zu wissen brauchen; und schon nach 40 Jahren konnte Mathesius berichten, er sei in hunderttausend Exemplaren verbreitet. Seitdem giebt es nächst der Bibel kein Buch, das in so viele Sprachen übersetzt worden wäre, wie dieser Katechismus, und in Deutschland wird Luther durch ihn ein Volkslehrer im weitesten Sinne des Wortes bleiben, so lange es evangelisches Christentum in unserm Volke giebt.

Neben dem Katechismus, zum Teil in enger Verbindung mit ihm, zum Teil in Selbständigkeit, ließ Luther noch einige kleine Schriften erscheinen, die alle von dem Einen Gedanken beherrscht werden: Nur keinen Zwang zu religiösen Handlungen, wie unter dem Papsttume geschah! „Ein gezwungener Christ ist ein sehr fröhlicher, angenehmer Gast im Himmelreich, da Gott sonderliche Lust zu hat und wird ihn freilich unter die Engel obenan setzen, da die Hölle am tiefsten ist." Um so mehr aber Reizen und Locken zum Empfang der göttlichen Gnaden! Darin sei bisher auch von den evangelischen Geistlichen noch lange nicht genug geschehen. Deswegen ermahnt er sie dringend dazu, hierin eifriger zu werden; ihr

Amt sei nun ein anderes geworden, als es unter dem Papsttume gewesen; und dann zeigt er ihnen, wie man Gottes geistliche Wohlthaten zu preisen habe, um den Christen den Wert derselben ans Herz zu legen; so in einer „kurzen Vermahnung zur Beichte“, so in der bald folgenden „kurzen Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn.“ Und auch das „Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherren“ sollte diesem Gedanken dienen.

Mit vielen Bestimmungen des geistlichen Rechtes, nach welchem bisher die Ehefragen von den Beamten der Bischöfe entschieden wurden, war Luther als mit unchristlichen durchaus unzufrieden, und es hatte seinen ganzen Beifall, daß mit dem Niedergange der bischöflichen Gewalt auch die Anwendung jenes Rechtes mehr und mehr in Abnahme kam. Aber wonach nun entscheiden, da es ein anderes genügendes Eherecht noch nicht gab? Die Pfarrer kamen oft in große Verlegenheit; sie überschütteten Luther mit Anfragen. Und er hinwieder, da er nach der Schrift der Ehe den Charakter eines Sakramentes hatte absprechen müssen, hielt sich durch sein Amt nicht für befugt, neue Rechtssätze hierüber aufzustellen. „Es kann ja niemand leugnen, daß die Ehe ein äußerlich weltlich Ding ist, wie Kleider und Speise, Haus und Hof, weltlicher Obrigkeit unterworfen, wie das beweisen soviel kaiserlicher Rechte, darüber gestellet. So finde ich auch kein Exempel im neuen Testament, daß sich Christus oder die Apostel hätten solcher Sachen angenommen, ausgenommen, wo es die Gewissen berühret hat, als St. Paulus 1. Kor. 7, und sonderlich wo es die Ungläubigen und Unchristen betrifft. Denn unter den Christen und Gläubigen ist in solchen und allen Sachen leichtlich zu handeln; aber mit den Unchristen, der die Welt voll ist, kann niemand hinter sich noch vor sich, wo nicht das weltliche Schwert der Schärfe braucht. Und was hift's, daß wir Christen wollten viel Gesetz und Urteil

stellen, so uns die Welt nicht unterthan ist, und wir keine Gewalt über sie haben? Darum will ich schlechts mit solchen Sachen unverworren sein und bitte, jedermann wolle mich damit zufrieden lassen." Wenn er dennoch auf vieles Bitten 1530 „Von Ehesachen" schrieb, so that er es nicht „als ein Ratsprecher oder Regent", sondern ratweise, wie er's im Gewissen guten Freunden insonderheit zu Dienst thun wollte. „Regiere, wer da soll oder will; ich will die Gewissen berichten und trösten, soviel ich raten kann; wer folgen will oder kann, der thu es; wer nicht will oder kann, der laß es. So habe ichs bisher gehalten, so will ichs auch fortan halten." Er blieb bei dem, was ihm als Theologen zukam. Er predigte über den Ehestand und ließ auch zu wiederholten Malen solche Predigten drucken, in welchen er zeigte, wie der Ehestand ein weltlich Ding sei, d. h. der natürlichen durch die Schöpfung gesetzten Ordnung angehöre, und doch eine göttliche Stiftung, die man nicht hoch genug ehren und preisen könne. Und für die kirchliche Feier des Eintritts von Christen in die Ehe gab er, als das Bedürfnis es forderte, eine Ordnung heraus, die, wie seine anderen Ordnungen, als Vorbild und Beispiel für freie Nachfolge dienen sollte, sein Traubüchlein. Es möge angewendet werden, wenn — und er wiederholte dies — Brautleute von den Pfarrern begehren, „vor der Kirche oder in der Kirche sie zu segnen, über sie zu beten oder sie auch zu trauen." Also verlangte er auch hier den freien Entschluß der Brautleute zur Kirche geführt zu werden, ein Ansuchen ihrerseits um Beteiligung des Geistlichen. Und was sie als Christen in der Kirche suchen würden, bezeichnete er als „sie zu segnen und über sie zu beten." Darin zeigten sie ihr richtiges Verständnis des Schrittes, vor dem sie stünden. „Die es zum ersten gestiftet haben, daß man Braut und Bräutigam zur Kirche führen soll, habens wahrlich für keinen Scherz, sondern für einen großen Ernst angesehen;

denn es kein Zweifel ist, sie haben damit den Segen Gottes und gemein Gebet holen wollen. — So beweiset es auch das Werk an ihm selbst wohl; denn wer von dem Pfarrherr oder Bischof Gebet und Segen begehrt, der zeigt damit wohl an, ob er's gleich mit dem Munde nicht redet, in was Fahr und Not er sich begiebt und wie hoch er des göttlichen Segens und gemeinen Gebets bedarf zu dem Stande, den er anfähet." Demgemäß stellte er zur Verlesung vor dem Altare zusammen: Das göttliche Schöpfungswort für die Ehe, Gottes Gebot über den Ehestand, das auf ihn gelegte Kreuz und den Trost, um mit einem Gebete um Segen zu schließen. Er fügte auch eine Form zum Trauen und Zusammensprechen ein, da dies vielfach den Pfarrern als öffentlichen Vertrauenspersonen überwiesen war. Aber wie wenig er dies, auch wenn es im Namen des dreieinigen Gottes und mit dem Schriftworte: „Was Gott zusammenfügt, soll kein Mensch scheiden" geschah, als ein eigentlich kirchliches Thun ansah, bekundete er damit, daß er es nicht an den Altar zog, sondern dem Herkommen gemäß vor der Kirchthüre geschehen ließ.

Unermüdlich hatte Luther seit seiner Verurteilung in Worms an dem Bau der Kirche, soweit sie aus dem Worte Gottes sich reinigen und erneuen wollte, und an ihrer Gestaltung gearbeitet. Und wenn der Erfolg auch nur ein langsamer war, so blieb er doch nicht aus. Als 1530 der Kurfürst am Augsburger Reichstage viele Anfechtungen zu erdulden hatte, glaubte Luther durch den Hinweis auf den offenbaren Segen Gottes, der auf diesem Werke, besonders dem der Jugendunterweisung, ruhe, ihn trösten zu dürfen. „Euer Kurfürstlichen Gnaden Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger haben, als sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Fried helfen halten. Es wächset jetzt daher die zarte Jugend

von Knäblein und Maidlein mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stift, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können."

Die neuen Kämpfe.

„Feinde ringsum!" hatte Luther sagen können, seitdem er mit der Predigt von Christo an die Öffentlichkeit getreten war. Die Schar seiner Feinde wuchs aber noch bedeutend und ward eine viel buntere in der Zeit nach seiner Rückkehr nach Wittenberg. Die Jahre, welche zwischen seinem Aufenthalte auf der Wartburg und dem auf der Koburger Feste verflossen, und in welchen er so emsig für den Aufbau und Ausbau der Kirche arbeitete, sind zugleich die kämpfereichsten seines Lebens gewesen. Ein Gegner löste den andern ab, und es waren das nicht etwa unbedeutende Männer, die nur schon oft Zurückgewiesenes wieder vorbrachten; solche traten auch wohl auf, wurden aber, wenn die Sache nicht eine kurze Abfertigung verlangte, welche mitunter einer der Freunde oder Schüler Luthers übernahm, gar nicht weiter beachtet; es waren vielmehr zum Teil Männer, die zu den ersten ihrer Zeit gehörten, und sie vertraten Grundsätze und Anschauungen, mit denen eine in die Tiefe gehende Auseinandersetzung notwendig war.

Luther ist ein streitbarer Mann gewesen, und wohl uns, daß er es war! Wer die Güter des Friedens genießt, soll allezeit die Dankbarkeit gegen den bewahren, der alle Mühen

des Kampfes über sich gehen ließ, um sie zu erringen. Luther war streitbar, aber streitsüchtig ist er nie gewesen. Wie er zu allem Anfang nur durch die Gegner genötigt auf den öffentlichen Kampfplatz trat, so hat er auch weiterhin den Frieden zu erhalten gesucht, so lange es ging. Wenn er aber erkannte, daß es seine Pflicht war, zum Schwerte zu greifen, so wich er nicht mehr aus, sondern suchte die Sache, um welche es sich handelte, wirklich durchzuführen, wobei er allerdings in der Heftigkeit des Wortes nicht selten zuviel that. Und der Kampf konnte unausweisliche Pflicht für ihn werden. Was Luther der Kirche und dem deutschen Volke war, das ward er dadurch, daß er sich und seine ganze reiche Begabung rückhaltslos in den Dienst des göttlichen Wortes stellte. Dessen Verständnis war ihm wieder erschlossen worden und er war dazu erkoren, es seiner Zeit zu verkünden. Hierin bestand sein Lebensberuf, den er erkannte und dessen er sich innerlichst gewiß war. Wenn also etwas, das gegen die Schrift war oder von ihr abwich, sich in der Christenheit erhob als ein Schriftgemäßes und darum in der Kirche Vollberechtigtes, so war er verpflichtet, hiergegen zu zeugen, den Irrtum als solchen aus der Schrift zu erweisen und vor Annahme desselben zu warnen. That er es nicht, so versäumte er gewissenlos seine Pflicht und versündigte sich an seinem Berufe und seinen Zeitgenossen. Und hierin durfte ihn nicht etwa beirren, daß der Streit ja Trennung anrichtet, und die Zahl der ihm Folgenden zunächst eine kleinere ward. Wenn er sich sagen konnte, daß er nicht selbst durch falsche Lehre Trennung veranlaßt habe, so war er für diese auch nicht verantwortlich und konnte die Folgen des von seinem Gewissen gebotenen Kampfes getrost Gott überlassen. Man hat wohl gesagt, er habe manchmal aus Liebe nachgeben und schweigen sollen. Daß Luther in der Liebe lebte und Nachgiebigkeit gegen Schwache zu üben wußte, hat er mehr

als einmal bewiesen. Aber wo das auf Gott gerichtete Gewissen gebietet und zum Handeln treibt, da hat die Liebe zu den Menschen zu schweigen und nicht ein anderes zu fordern. Luther predigte nach diesen Kämpfen — und er hat es mehrere Male wiederholt — seiner Gemeinde: „Das Gut ist so groß, daß es keines Menschen Herz begreifen kann, darum gehört auch ein großer, harter Kampf dazu, und ist doch gar leichtlich geschehen, wo man nicht mit allen Kräften an dem lieben Wort hält, daß man's ewig verliere; und ja nicht so gering zu achten ist, wie die Welt thut, und etliche unverständige Geister fürgeben, durch den Teufel betrogen über dem Sakrament oder anderer Irrung: man solle nicht über einem Artikel so hart streiten und darüber die christliche Liebe zertrennen, noch einander darüber dem Teufel geben, sondern, ob man gleich in einem geringen Stück irrete, da man sonst in andern eins ist, möge man wohl etwas weichen und gehen lassen und gleichwohl brüderliche und christliche Einigkeit oder Gemeinschaft halten. — Nein, lieber Mann, mir nicht des Friedens und Einigkeit, da man Gottes Wort über verlieret! Denn damit wäre schon das ewige Leben und alles verloren. Es gilt hie nicht weichen, noch etwas einräumen dir oder einigen Menschen zu Liebe, sondern dem Wort sollen alle Dinge weichen, es heiße Feind oder Freund. Denn es ist nicht um äußerlicher oder weltlicher Einigkeit und Friedens willen, sondern um des ewigen Lebens willen gegeben. Das Wort und die Lehre soll christliche Einigkeit oder Gemeinschaft machen; wo die gleich und einig ist, da wird das Übrige wohl folgen, wo nicht, so bleibt doch keine Einigkeit. Darum sage mir nur von keiner Liebe noch Freundschaft, wo man dem Wort oder Glauben will abbrechen, denn es heißt nicht, die Liebe, sondern das Wort bringet ewiges Leben, Gottes Gnade und alle himmlische Schätze. Das wollen wir gerne thun, daß wir äußer-

lichen Frieden mit ihnen halten, als wir in der Welt thun müssen mit jedermann, auch mit den ärgsten Feinden; das gehe seinen Weg in dieses Leben und weltliche Wesen, darüber wir nichts zu kämpfen haben; aber der Lehre und christlichen Gemeinschaft halben wollen wir nichts mit ihnen zu thun haben.“ — Die Worte klingen hart und bis in die neueste Zeit sind sie Luther sehr verübelt, ja als Schuld angerechnet worden. Und doch hat er in dem Kerne derselben durchaus Recht. Das Wort Gottes steht über dem Christen, und er ist nie befugt, der aus demselben erkannten Wahrheit etwas abzubrechen; er ist nie berechtigt, erkannte, Abweichung vom Worte, und sei es die geringste, zu billigen oder auch nur als etwas Gleichgültiges zu behandeln. Von diesem Grundsatze war Luther von Anfang an beseelt. Nur dadurch ward er der Reformator der Kirche. Durch jedes Verlassen desselben hätte er aufgehört, dies zu sein und hätte auch der Kampf gegen Rom sein sittliches Recht verloren. Wer dies nicht zu würdigen weiß, erkennt Luthers Lebensaufgabe und Beruf überhaupt nicht.

Aber in einem anderen irrte Luther allerdings. Wenn nämlich die Gegner nach mehrfach erhaltener Belehrung aus der Schrift ihren Irrtum nicht aufgaben, so nahm er an, daß sie wissentlich bei demselben beharrten und damit gegen ihr besseres Wissen handelten. Er, auf das Festeste von der Richtigkeit seines Schriftverständnisses überzeugt, setzte voraus, daß bei gesunder Vernunft auch alle andern zu diesem Verständnisse kommen müßten, ohne zu beachten, daß doch gar mancherlei hieran hindern kann. Daß auch die Gegner, nämlich die theologisch gebildeten, von der Richtigkeit ihrer Ansicht innerlichst überzeugt seien, glaubte er nicht. So hielt er sie mit Unrecht für Männer bösen Willens, nicht gegen sich — das würde ihn wenig gekümmert haben —, sondern gegen Gott, und darnach behandelte er sie. Er wußte ihren

Personen, ihrem Charakter nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Zur Erklärung endlich seiner oft übermäßigen Heftigkeit muß neben seiner Naturanlage noch ein mehrfach von ihm Betontes herangezogen werden, was ihn veranlaßte, seine Natur nicht genügend zu zügeln. Er betrachtete den gewaltigen kirchlichen Kampf, in welchem er stand und welcher den Erdteil erschütterte, als einen Kampf Christi und seines Feindes, des Teufels, des Reiches der Wahrheit und des Reiches der Lüge. Dies sei das Wesen desselben; was man mit Augen sehe, sei nur ein Äußeres, durch die Einflüsse der Geisterwelt Bedingtes; wie er denn überall die Weltgeschichte als eine „Mummerei Gottes“ auffaßte, bei welcher die Menschen weit mehr bewegt würden, als sie selbst sich bewegten. Auf Grund dessen sah er in den nicht zu überzeugenden Gegnern solche, die mehr oder weniger vom Teufel getrieben würden („Teufelslarven“), und dadurch hielt er sich für berechtigt, seiner Zornmütigkeit gegen diesen die Zügel schießen zu lassen; „ich sehe nicht auf sie in solchen Reden, sondern allein auf den hoffärtigen, spöttischen Teufel, der sie also betrogen hat und führet, daß ich wiederum auch meine Lust an ihm büße, Gott zu Ehren.“

Der erste der gewaltigen, aufreibenden Kämpfe in der nächsten Zeit war der gegen Erasmus von Rotterdam.

Erasmus nahm diesseits der Alpen unter den Gelehrten jener Zeit an Wissen und klassischer Ausbildung ohne Zweifel die erste Stelle ein. Keiner hatte für die schönen Wissenschaften soviel gethan, wie er. Er war ein Reformator dieser Studien in wirklich großem Stile. Schon dadurch hatte er sich nicht nur um die allgemeine Bildung, sondern auch um die Kirche große Verdienste erworben. Er hatte die bisher

herrschende Barbarei bekämpft, hatte der Wissenschaft neue Aufgaben und Ziele gezeigt und neue Bildungsmittel zugänglich gemacht und dargeboten. Aber auch unmittelbar wollte er mit seinen Gaben und Kräften der Kirche dienen. Zu dem Zwecke veranstaltete er die Ausgaben von Kirchenvätern und ganz besonders ist zu erwähnen, daß er zuerst 1516 den griechischen Text des neuen Testamentes, den man bisher nur handschriftlich besaß, durch den Druck der Öffentlichkeit übergab. Nach dieser Ausgabe des Erasmus fertigte Luther seine Übersetzung. Kurz, der große Gelehrte hatte sich durch seine Arbeiten die Theologen zu großem Danke verpflichtet. Aber er wollte noch mehr. Er wollte ein Reformator nicht bloß der Studien, sondern auch der Kirche werden und hielt sich für geeignet dazu. Den großen Verfall der Kirche sah er mit Bedauern, und nun richtete er gegen die Schäden und Mißstände seinen beißenden Spott — wer hätte wohl die Unwissenheit und Lasterhaftigkeit der Mönche schärfer gegeißelt, als Erasmus? — Die Besserung aber erwartete er von der hingebendsten Pflege der schönen Wissenschaften. Auf „gute Sitten" komme es an; die müsse man wecken; und das Mittel dazu sei die Bildung. Deshalb wollte er nun auch vor allem den Frieden gewahrt und den Streit vermieden wissen, denn wo die Schwerter klingen, auch die des Geisteskampfes, da schweigen die Musen. Er ging in der Friedensliebe soweit, daß er von sich sagte: „Ich fürchte, daß ich gegebenen Falls lieber ein Stück der Wahrheit aufgeben, als die Eintracht stören werde", und ein anderes Mal: „Mit allen Guten habe ich eine Besserung der Kirche gewünscht, wenn sie ohne großen Lärm bewerkstelligt werden könnte!" Dies waren die Reformationsgedanken des Gelehrten. Woran die Kirche in Wahrheit krankte, erkannte er nicht; daher mußte er auch in der Angabe der Heilmittel irren. Er sah nicht, daß vor allem eine Änderung der Herzen

not thue, sondern ging von der Voraussetzung aus, daß es da im wesentlichen gut stehe, so daß, wenn nur durch genügende Belehrung das rechte Wissen hergestellt sei, auch das rechte Wollen nicht ausbleiben werde. Christus war ihm weit mehr Vorbild der Tugend und Lehrer himmlischer Weisheit, als Erlöser. In religiöser Beziehung stand er fortwährend auf dem Boden der römischen Kirche, und von sehr vielen seiner humanistischen Anhänger, welche Freunde der Reformation zu sein schienen, gilt darin das Gleiche.

Es ist begreiflich, daß, so geartet, Erasmus sich zu Luthers Werk nicht zu stellen wußte. Den Anfängen schenkte auch er ein gewisses Wohlwollen; brieflich und unter Freunden machte er wohl günstige Bemerkungen über die Bewegung in Deutschland, welche auch die Niederlande, damals seinen Aufenthaltsort, ergriff; er wies die Erfurter Humanisten auf Luther hin, so daß diese fast in geschlossenen Reihen zu letzterem übergingen. Ängstlich jedoch mied er den öffentlichen Anschluß an die Reformation, ja alles, was nur als Parteinahme gedeutet werden konnte; stand er doch auch immer noch in gutem Einvernehmen mit dem Papste und andern hohen geistlichen Würdenträgern. Und als sich zeigte, daß die Reformation ohne Kampfeslärm nicht durchzuführen sei, als wider die Evangelischen sich gar Verfolgungen erhoben, wies er, auch durch Luthers schneidiges und heftiges Wesen zurückgestoßen, die Gemeinschaft mit ihnen immer entschiedener zurück. Er fürchtete für den Fortgang der klassischen Studien, denen er ja sein ganzes Leben gewidmet hatte, und Vorgänge wie die in Wittenberg während Luthers Abwesenheit, sowie auch die gar nicht wegzuleugnende Thatsache, daß zunächst viele Schulen sich leerten, konnten ihn wohl in seinen Besorgnissen bestärken. Er sah in dem Fortschreiten der Wittenberger Reformation ein neues Hereinbrechen der Unwissenheit und äußerte das auch mit ziemlicher Bitterkeit. Dennoch

hätte er sich nicht zum Angriffe entschlossen, wenn er nicht wäre gedrängt worden. Sein Wunsch war, „unbeteiligter Zuschauer bei dieser Tragödie“ zu bleiben. Aber seine römischen Gönner, auf welche zu hören er Grund hatte, ließen ihm keine Ruhe. Der Papst selbst forderte in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, daß er, der Träger eines so berühmten Namens, für die hartbedrängte Kirche eintrete, und besonders lag ihm König Heinrich VIII. von England an, Luther zu demütigen. Der König hatte dies vor kurzem selbst versucht, aber mit übelstem Erfolg. Heinrich VIII. hatte sich eine gewisse Kenntnis der scholastischen Theologie erworben und hielt sich für einen tüchtigen Theologen. Als nun Luthers Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche erschien, in welchem die ganze römische Sakramentslehre aufgelöst ward, vergaß er, daß er König war und trat in den theologischen Streit ein, nachdem er schon den Kaiser aufgefordert hatte, den Erzketzer mit Feuer und Schwert zu dämpfen. Im Jahre 1521 schrieb er gegen Luther ein eines Königs sehr unwürdiges Buch, in welchem er ihm nicht nur die unwahrsten Vorwürfe machte, sondern ihn auch mit Schimpf- und Schmähwörtern bewarf. Herzog Georg ließ das Buch ins Deutsche übersetzen und der Papst belohnte den königlichen Theologen mit dem Titel „Verteidiger des Glaubens“; aber Luther ließ sich durch all dies nicht beirren, sondern trat 1522 seinem Gegner „Heinrikus von Gottes Ungnaden König von Engelland“ lateinisch und deutsch mit einer höchst groben Antwort entgegen. „Wird mir jemand Schuld geben, daß ich königlicher Majestät nicht verschonet habe und allzuhart angetastet, der soll wissen, daß ichs darum than habe, daß er sein selbs nicht verschonet hat.“ Trotzdem, daß von den meisten diese Grobheit Luther verübelt ward, war doch klar, daß der König den kürzeren gezogen habe. Nun sollte Erasmus ihn rächen und gerade diesem Gönner,

dem er viel verdankte, konnte der Gelehrte einen ernsthaft gemeinten Wunsch nicht leicht versagen.

Luther hatte den Kampf durchaus nicht gesucht. Er kannte die großen Verdienste des Erasmus und hatte nie gezögert, sie freudig anzuerkennen. Was derselbe für die klassischen Studien that, war auch ihm eine wertvolle Leistung und weckte sein ganzes Dankgefühl. Aber früh hatte er auch schon erkannt, daß Erasmus der wahren biblischen Theologie fern bleibe und trotz seiner umfassenden Sprachkenntnisse die h. Schrift nicht verstehe. Deswegen wünschte er, daß derselbe sich auf dem Gebiete seiner großen Leistungen halte und der Schriftbehandlung entsage. „Er hat ausgerichtet, wozu er gesetzt war. Die Sprachen hat er eingeführt und uns von den gottlosen Studien befreit. Vielleicht wird auch er mit Mose in den Gefilden Moabs sterben, denn zu den bessern Studien, den eigentlich christlichen, schreitet er nicht mehr fort. — Er hat damit genug gethan, daß er das Böse aufgedeckt hat; das Gute zeigen und in das verheißene Land einführen kann er nicht.“ So äußerte er sich gegen Freunde, und um ihn zu warnen, schrieb er im Frühling 1524 mit aller Offenheit dem Erasmus selbst Ähnliches: „Ich sehe, Gott hat dir nicht die Tapferkeit und den Mut gegeben, offen und frei mit mir jenen Ungeheuern zu begegnen, und ich bin nicht gesonnen von dir etwas zu verlangen, was über deine Kräfte und das dir beschiedene Maß hinausgeht. Ja ich habe deine Schwäche und die Schranken der dir verliehenen Gottesgabe getragen und geachtet. — Ich habe niemals gewünscht, daß du, deine Kräfte verkennend, in unser Lager überträtest. Wohl könntest du durch deinen Geist und deine Beredsamkeit viel nützen, aber da der Mut dir fehlt, ist es besser, du bleibst innerhalb der Grenzen deiner Begabung. Nur das Eine habe ich gefürchtet, daß einmal meine Gegner dich verführen möchten, gegen meine Lehren zu

schreiben, und ich dann genötigt würde, dir ins Angesicht zu widerstehen."

Als diese Zeilen in die Hände des Erasmus kamen, war er schon mit der Ausarbeitung einer Streitschrift beschäftigt, und in der Wahl des zu behandelnden Gegenstandes bekundete er wieder sein Geschick. Er gedachte „Vom freien Willen" zu schreiben, ein Entschluß, für den Luther ihm später geradezu Dank sagte: „Ich lobe sehr an dir, daß du vor allen andern die Sache selbst, den eigentlichen Kernpunkt angegriffen hast und mich nicht langweilst mit jenen Nebendingen vom Papsttum, Fegfeuer, Ablaß und ähnlichen Possen, mit welchen mich bisher fast alle geplagt haben. Du allein hast die Hauptsache erkannt; du bist mir an die Kehle gefahren; dafür danke ich dir von Herzen." Und in der That war die rechte Lehre vom freien Willen eine Hauptsache, eine Grundvoraussetzung der Reformation, ja des Christentumes überall. Wenn der Mensch, so wie er geboren wird, noch Freiheit zum Guten hat — und nur um diese Freiheit handelt es sich hier —, d. h. wenn er von sich aus mit eignem Vermögen höheren Anregungen sich hingeben und durch sie gekräftigt, wenn auch nur allmählich sich emporarbeiten kann, so daß er den Forderungen Gottes an den Menschen entspricht, und die göttlichen Gebote erfüllt, dann war kein Grund dafür vorhanden, daß Christus Mensch ward, litt und starb und wieder auferstand, dann brauchte die Menschheit nur einen Lehrer, ein zur Nachfolge reizendes Vorbild aller Tugend, aber keinen Versöhner, Erlöser und Seligmacher. Gegen jene Ansicht von dem Vorhandensein eines, wenn auch sehr geschwächten, Vermögens zum Guten in dem natürlichen Menschen spricht aber die Erfahrung der Menschheit, wie sie in der mit sittlichem Bankerott endigenden Geschichte des vorchristlichen Heidentums vorliegt, spricht die Erfahrung jedes Menschen, dessen Gewissen wach geworden ist, so daß er den Erschei-

nungen des sittlichen Lebens, auch seines eigenen, auf den Grund geht, spricht endlich die Thatsache, der Bestand des Christentums. Jene Ansicht nun verteidigte Erasmus. Sie war die der mittelalterlichen Kirche, welche den Gläubigen ja tausenderlei Anweisungen gab, wie sie mit Beihilfe der göttlichen Gnade fromm werden, durch gute Werke sich das Heil erwerben könnten. Sie bildete die Voraussetzung für des Erasmus Annahme, daß der Mensch durch Bildung gebessert werde, und zur Reformation der Kirche hauptsächlich Pflege der schönen Wissenschaften nötig sei. An ihr hingen Hunderte der Humanisten und ihnen geistig verwandter Männer, die in Erfassung und Beurteilung des Sittlichen und Religiösen an der Oberfläche blieben und dabei noch meinten, nur so lasse die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen sich festhalten.

Als Luther im Herbste 1524 seines Gegners Buch erhielt, war er sehr enttäuscht; er fand es glänzend in der Form, aber sehr schwach dem Inhalte nach. Erasmus hatte eines förmlichen Versteckspielens sich beflissen. Man merkte deutlich genug, was er meinte, besonders auch an dem, was er bestritt, aber er bemühte sich, seine eigentliche Ansicht in einem gewissen Dunkel zu halten, hier ein Zuviel und dort ein Zuwenig vorsichtig abwehrend. Diese Art war Luthers ganzem Charakter zuwider, zumal bei Dingen, bei welchen es sich um das Heil der Menschen handelte. Daher ekelte ihn das Buch an, und er legte es weg, nachdem er einige Bogen gelesen. An einer augenblicklichen Beantwortung hinderten ihn ohnehin andere Geschäfte, bald auch der ausbrechende Bauernaufruhr. Als er sich im nächsten Jahre zur Antwort rüstete, gab er derselben auf dringendes Bitten des Justus Jonas, eines „glühenden Verehrers des erasmischen Namens“, und eines liebenswürdigen jungen Frankfurters Wilhelm Nesen, der schon im Sommer 1524 zum großen Leidwesen der Wittenberger Lehrer

in der Elbe ertrank, eine sehr milde Form; in der Sache aber trat er um so schärfer und selbstgewisser auf. Dadurch wirkt seine Schrift „Vom geknechteten Willen“ oder wie Jonas gut verdeutschte: „Daß der freie Wille Nichts sei“, so ungemein erfrischend auch auf den, der nicht alle Beweisführungen in ihr billigt. Man fühlt, hier redet eine Lebenserfahrung, die unter Kämpfen gewonnen ist, eine Gewißheit, die unter Kämpfen behauptet wird. „Ich bekenne von mir, auch wenn es möglich wäre, möchte ich nicht, daß mir freier Wille gegeben, und irgend etwas in meine Hand gestellt würde, womit ich mein Heil erstreben könnte. Denn unter so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren und im Kampfe mit so vielen Teufeln vermöchte ich nicht, zu bestehen und jenes festzuhalten; ist doch schon Ein Teufel mächtiger, als alle Menschen. Und auch wenn es gar keine Gefahren und keine Teufel gäbe, müßte ich doch beständig aufs Ungewisse arbeiten und in die Luft fechten; denn lebte ich gleich eine Ewigkeit, so würde doch mein Gewissen nie ruhig werden noch darüber gewiß sein, ob das, was ich gethan, vor Gott genug wäre. Auch bei dem besten Werke würde das Bedenken bleiben, ob es Gott wohlgefalle und ob er nicht noch ein weiteres verlange, wie die Erfahrung aller Werkgerechten beweist, und ich unter vielen Schmerzen so mancher Jahre gelernt habe. Nun aber, da Gott meine Seligkeit meiner Entscheidung entnommen und ganz in die seinige gesetzt hat, da er verheißt, nicht nach meinem Laufen und Wirken, sondern nach seinem Erbarmen mich zu erretten, bin ich froh und sicher; denn er ist treu und wird mir nicht lügen, er ist mächtig und stark, daß keine Teufel, keine Widerwärtigkeiten ihn beugen und mich ihm rauben können.“ — Dies war es, woran Luther alles lag: die Heilsgewißheit der Christen ist allein sicher gegründet, wenn sie auf der erlösenden und neues Leben setzenden Gnade Gottes beruht; sie geht

verloren, wenn sie von dem Mitwirken des menschlichen Wollens und Könnens abhängig sein soll. Und dazu wies er darauf hin, daß nach der Schrift, der hier entscheidenden Autorität, eine solche Freiheit in dem Menschen der natürlichen Geburt vor seiner Erneuerung gar nicht vorhanden sei. Die ersten Spuren von dem Dasein eines Willens bekunden ihn als einen unter die Sündlichkeit geknechteten. Er griff, um seinen Satz, daß der freie Wille nichts sei, zu stützen, zurück auf die Abhängigkeit des geschaffenen Menschen von dem allmächtigen Schöpfer, ja bis auf eine ewige den Einzelnen betreffende Vorherbestimmung Gottes.

Erasmus, den Luthers gegen ihn bewahrte Mäßigung verdroß, ließ nach einiger Zeit eine Schutzschrift für sein Buch ausgehen und zeigte dabei selbst, daß Bildung noch nicht immer gute Sitten schafft, indem er nun anfing zu schmähen. Sachlich jedoch bot er nichts Neues, so daß Luther eine Erwiderung für unnötig hielt. Er warnte später nur noch einmal vor der erasmischen Theologie. Sein Gegner blieb bei der römischen Kirche, wohin er gehörte, ohne seiner früheren Spöttereien wegen dort je wieder volles Vertrauen zu finden. Er meinte, über die Gebiete der Reformation werde nun, da gar manche Humanisten sich von ihr zurückzogen, volle Barbarei hereinbrechen. Aber Luther hatte schon vorher bekundet, daß er Wissenschaft und Bildung, ganz besonders das Studium des Altertums, keineswegs verachte, sondern zur gedeihlichen Entwicklung für notwendig halte, und zeitlebens hat er dies immer wieder betont. Und die evangelische Kirche, welche nach der Schrift lehrt, daß der freie Wille nichts sei, darf sich des rühmen, daß sie, so wie keine andere, den menschlichen Geist zur Erforschung gerade auch der höchsten sittlichen Fragen befreit hat.

Der Kampf gegen den Aufruhr.

Als im Jahre 1525 der Bauernaufstand ausbrach, glaubte Erasmus darin eine Bestätigung seines Urteils über die Lehre Luthers sehen zu dürfen, und seitdem ist es bis auf den heutigen Tag bei den Anhängern des Papstes eine beliebte Rede geworden, die Reformation sei die Mutter der Revolution. Und doch ist dieser Vorwurf ein durchaus unwahrer. Die evangelische Predigt hat die Herzen allerdings frei gemacht von dem unberechtigten Zwangsjoch des Papstes, aber dabei hat sie gelehrt, daß die staatliche Obrigkeit in jeder Form auch eine göttliche Ordnung sei, welcher die Christen um des Gewissens willen Gehorsam zu leisten hätten, und Luther hat zeitlebens gegen Aufruhr und Empörung geeifert und für Aufrechterhaltung der bürgerlichen Obrigkeit gestritten. Er hat freilich von der Freiheit der Christen geredet — es war ein Hauptstück seiner Predigt —, aber er hat dabei stets so klar zwischen Geistlichem und Leiblichem geschieden und so ernst vor Mißverständnissen gewarnt, daß er sagen durfte: „Wer mein Buch von guten Werken und christlicher Freiheit lieset, und nichts daraus geschickt wird zu rechtem Verstand des Glaubens und guter Werk, da trete ich ab.“ Wenn es nun doch eintrat, daß ganze Volksschichten eine solche Grundlehre wie die von der christlichen Freiheit nicht zu fassen vermochten, so lag die Schuld nicht an dem Reformator, sondern an denen, welche bisher jene Massen im Christentum zu unterrichten gehabt hatten. Es zeigte sich, daß sie nicht im stande gewesen waren, dies recht zu thun. Das Landvolk war von der Kirche unendlich vernachlässigt worden.

Und weiter! Auch die äußern Verhältnisse der Bauern waren meist derartige, daß sie einer Verbesserung dringend

bedurften. Besonders klagte man über große Rechtslosigkeit. Und hieran war die herrschende Kirche ebenfalls beteiligt, denn mindestens ein Viertel des deutschen Grund und Bodens befand sich in den Händen der Hierarchie, die nichts that, um bessere Zustände herbeizuführen. Ein Recht aber, welches den veränderten Verhältnissen nicht mehr entspricht, wird, auch wenn es auf die Dauer von Jahrhunderten sich stützen kann, allmählich zu einem sittlichen Unrecht, und wenn die, welche im Besitze der Gewalt sind, dann der Billigkeit keine Rücksicht tragen, sondern auf ihr starres Recht pochend den alten Zustand aufrecht erhalten wollen, so lastet die Schuld an der hereinbrechenden Umwälzung reichlich ebenso schwer auf ihnen, wie auf denen, die in der Empörung ihre Hilfe suchen.

Schon lange vor Luthers Auftreten hatte die weit verbreitete Unzufriedenheit der Bauern in einzelnen Aufständen geringeren Umfanges sich Luft gemacht. Als dann die Reformationsbewegung mehr und mehr das deutsche Volk ergriff, nahm auch unter den Bauern die Unruhe zu. Die mißverstandene Lehre von der christlichen Freiheit steigerte sie, besonders wenn noch ausgelaufene Mönche und andere unreife Prädikanten predigten, was die Ohren kitzelte. Und endlich wirkten die vielen Prophezeiungen der Astrologen, die in Kalendern und auf Flugblättern für die Jahre 1524 und 1525 große Umgestaltungen und ein allgemeines Pfaffenstürmen ankündigten. Schon 1524 hörte man von einzelnen Unruhen, und 1525 kam es, vom Bodensee anhebend, im ganzen Südwesten Deutschlands zum Ausbruche.

Am 15. März wurden in Ulm auf dem Markte „Zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben" gedruckt feilgeboten, welche die Forderungen der in Waffen stehenden Bauern enthielten. An ihnen merkte man eine theologische Hand. Sie waren viel maßvoller gefaßt, als so manches andere, was

bisher von den Bauern ausgegangen war. Ihr Verfasser hatte offenbar einen besänftigenden Einfluß geübt. Besonders aber mußte auffallen, daß er sich bemühte, auch durch Beifügung von Bibelstellen, dem Unternehmen einen christlichen Anstrich zu geben. Es sollte den Anschein gewinnen, als ob all diese Forderungen auch durch das Christentum, durch das reine Evangelium begründet seien, so daß jeder rechte Christ sie zu billigen und zu ihrer Erfüllung mitzuwirken habe. Die Bauern hießen darin eine „christliche Brüderschaft", „christliche Rotte". Sie erboten sich zu billigem Vergleich und forderten besonders Luther zu einem Urteil auf, ja sie wünschten ihn zum Schiedsrichter. So war Luther veranlaßt zu reden und er schrieb seine Antwort: „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" zu Eisleben, wohin ihn um die Mitte des April Geschäfte geführt hatten. Zum Frieden wollte er raten und that dies nach beiden Seiten hin, „denn, sagte er, soviel es mein Amt des Lehrens antrifft, gilt mir ein Fürst ebensoviel als ein Bauer". Zuerst wandte er sich mit kurzen, aber scharfen Worten an die Fürsten und Herren, die weltlichen und sonderlich die geistlichen, da man ihnen den ganzen Aufruhr zu danken habe, hielt ihnen ihr Unrecht vor und bat sie, nun besonnen und billig zu sein und vornehmlich dem Evangelio freien Lauf zu lassen. „Darum, meine lieben Herren, ihr seid Feinde oder Freunde, bitte ich unterthäniglich, verachtet meine Treue nicht, ob ich wohl ein armer Mensch bin. Verachtet diesen Aufruhr auch nicht, das bitte ich. — Ist euch noch zu raten, so weicht ein wenig um Gottes willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln als an den Trunkenen oder Irrigen. Fahet nicht Streit mit ihnen an, denn ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird. Sucht's zuvor gütiglich, weil ihr

nicht wisset, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funke angehe und ganz Deutschland anzünde, daß niemand löschen könnte. — Obrigkeit nicht darumb eingesetzt ist, daß sie ihren Nutz und Mutwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das Beste verschaffe bei den Unterthänigen."

Mit den Bauern, die er liebe Freunde nannte, weil sie sich noch zu Recht und Verhandlungen erboten, hatte er mehr zu reden. Daß sie Grund zu Klagen hätten, leugnete er nicht, aber „nichtsdestoweniger ist euch auch wohl vorzusehen, daß ihr eure Sache mit gutem Gewissen und Recht vornehmet." Hierzu wolle er ihnen helfen. Und nun hielt er ihnen vor, daß sie bei ihrem Thun ganz mit Unrecht sich den Christennamen beilegten und ihr das äußere Leben betreffende Unternehmen mit dem Christentume zu decken suchten. Das sei ein Mißbrauchen des Namens Gottes. Ja noch mehr. Indem sie selbst das Schwert ergriffen und sich offen gegen die Obrigkeit auflehnten, stießen sie an ihrem Teile diese göttliche Ordnung um, und das sei „nicht allein wider christlich Recht und Evangelium, sondern auch wider natürlich Recht und alle Billigkeit." So stünden sie, die sich Christen zu sein rühmten, als Aufrührer noch unter Heiden und Türken. „Höret nun zu, liebe Christen, euer christlich Recht: So spricht euer oberster Herr Christus, des Namen ihr führet, Matth. 5, 39: „Ihr sollt dem Übel nicht widerstehen, sondern wer dich zwingt eine Meile Wegs, mit dem gehe zwo Meilen. Und wer dir den Mantel nimmt, dem laß auch den Rock. Und wer dich auf einen Backen schlägt, dem halt den andern auch dar." Hört ihrs, christliche Sammlung? Wie reimet sich euer Vornehmen mit diesem Recht? — Wollt ihr solches Recht nicht tragen lieber, so thut auch den christlichen Namen von euch und rühmet euch eines andern, der eurem Thun gemäß ist. — Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz ist der Christen Recht, das und kein anderes. — O der losen Christen! Lieben

Freunde, die Christen sind nicht so gemein, daß soviele sollten auf einen Haufen sich versammeln; es ist ein seltsamer Vogel um einen Christen: wollt Gott, wir wären das mehrer Teil gute fromme Heiden, die das natürlich Recht hielten, ich schwiege des christlichen!" — Den Christennamen also sollen sie ablegen und ihn nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens machen, sonst werde er mit Wort und Schrift ihnen widerstehen, solange sich eine Ader in seinem Leibe rege.

Der erste jener zwölf Artikel lautete: „Eine ganze Gemeinde soll Macht haben, einen Pfarrherrn zu wählen und zu entsetzen." Dazu schrieb Luther: „Dieser Artikel ist recht, wenn er nur auch christlich würde vorgenommen. Wenn die Güter der Pfarre von der Obrigkeit kommen und nicht von der Gemeinde, so mag die Gemeinde nicht dieselbigen Güter zuwenden dem, den sie erwählet, denn das wäre geraubt und genommen; sondern will sie einen Pfarrherrn habe, daß sie zuerst solchen demütiglich bitte von der Obrigkeit. Will die Obrigkeit nicht, so wähle sie einen eignen und nähre denselben von ihren eignen Gütern und lasse der Obrigkeit ihre Güter oder erlange sie mit Recht von ihr. Will aber die Obrigkeit solchen ihren erwählten und ernährten Pfarrherr nicht leiden, so laß man ihn fliehen in eine andere Stadt und fliehe mit ihm, wer da will, wie Christus lehret. Das heißt christlich und evangelisch eigne Pfarrherrn wählen und haben. Wer anders thut, der handelt unchristlich als ein Räuber und Frevler." Zu einem ähnlich lautenden Artikel, den die Erfurter Stadtgemeinde ihrem Rat einreichte, bemerkte Luther ganz kurz: „Der Rat soll aber die Übermacht haben, zu wissen, was für Personen in der Stadt Ämter haben." — Die andern Artikel der Bauern betrafen meist äußere Dinge, die sie drückten und deren Änderung sie mit mehr oder weniger Recht wünschten. Auf derartiges ließ

Luther sich gar nicht ein, sondern befahl es den Rechtsverständigen. „Denn mir als einem Evangelisten nicht gebührt, hierin urteilen und richten. Ich soll die Gewissen unterrichten und lehren, was göttliche und christliche Sachen betrifft."

So ermahnte Luther beide Parteien zum Frieden, verwarf jeden Aufruhr, suchte es abzuwehren, daß man politische und soziale Reformpläne, und seien es die begründetsten, mit dem Christentume decke, und betonte, daß dem Geistlichen als solchem über derlei Dinge kein Urteil zustehe, daß sie ihn als Geistlichen nichts angehen.

Aber wenige Tage, nachdem er sein Schriftchen vollendet hatte, brachen in Thüringen die Bauern los und verübten Gewaltthaten. Er eilte nun selbst von Eisleben aus in die gefährdeten Gegenden bis nach Nordhausen und bis nach Weimar, wo er am 3. Mai mit dem Herzoge Johann zusammentraf. Er predigte an verschiedenen Orten, um wo möglich die Bauern zu beruhigen, hatte dabei aber nur geringen Erfolg; ja zweimal geriet er dabei in Lebensgefahr. Wahrscheinlich noch während dieser Rundreise, von welcher er am 6. Mai nach Wittenberg zurückkehrte, schrieb er ein neues, ganz kurzes, aber um so schärferes Flugblatt „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern". Er hatte bemerkt, daß einige der dem Evangelio geneigten Herren, z. B. ein Graf von Mansfeld, wahrscheinlich auch der Herzog Johann, über ihre Aufgabe unklar waren. Ihre sonstigen Ratgeber verloren vor der Gefahr zum Teil den Kopf und rieten zu falscher Nachgiebigkeit. Auch scheint es, daß jene Fürsten sich durch das Vorgeben der Bauern, ihre Forderungen seien christliche, beirren ließen. Da hielt Luther es für seine Pflicht, ein Wort zu reden. In aller Kürze stellte er den Bauern, die schon Gewalt geübt hatten — und nur von solchen sprach er jetzt —, ihr großes Unrecht vor Augen;

besonders aber wollte er das Gewissen der weltlichen Obrigkeit — und er meinte hierbei solche Männer, die auf Gottes Wort etwas hielten —, beraten, wie sie sich hierin halten sollte. Sie möge in Demut und Erkenntnis auch eigner Verschuldung ihr Herz auf Gott richten und ihm die Sache befehlen, „sich gegen die tollen Bauern zum Überfluß — ob sie es wohl nicht wert sind — zu Recht und Gleichem erbieten; darnach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwert greifen. Denn ein Fürst und Herr muß hie denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist und sich eben so hoch vor Gott versündigt, wo er nicht straft und wehret und sein Amt nicht vollführet, als wenn Einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist. — Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann besser, denn andere mit Beten.“ Er forderte auf zu frischem Kampfe gegen den Aufruhr und bat, der Verführten und Gezwungenen unter den etwa Gefangenen sich zu erbarmen.

Wenig Schriften von Luther haben soviel Unwillen erregt, wie dies Flugblatt. Die Bauern und was zu ihnen hielt, schalten ihn einen Fürstenknecht und Tyrannenfreund; die Römischen sahen es als eine That der Verzweiflung an, und auch unter seinen Freunden wußten gar manche es sich nicht zu deuten. Aber ihn beirrten all die Vorwürfe nicht. „Ich müßte viel Leders haben, sollte ich einem jeglichen sein Maul zuknäufeln. Es ist genug, daß mein Gewissen vor Gott sicher ist, der wirds wohl richten, was ich rede und schreibe.“ Erst nach einigen Wochen entschloß er sich auf Anregen eines ihm befreundeten mansfeldischen Kanzlers Kaspar Müller, noch einen „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“ zu schreiben. Er nahm kein Wort zurück, sondern zeigte, wie es gegolten habe, der Obrigkeit ihre Amtspflicht vorzustellen und dadurch Recht und Ordnung zu erhalten.

Das habe er gethan, ohne dabei blutdürstige Tyrannen in der frevelhaften Ausbeutung ihres Sieges zu stärken. Was er vom Aufruhr und dem Amte der Obrigkeit geschrieben habe, das stimme zur Schrift. Und dabei wird es wohl bleiben.

In engstem und zwar nicht bloß zeitlichem Zusammenhange mit dem Bauernaufruhre stand Luthers Verheiratung. Vom Mönchsgelübde innerlich lange frei, war er doch im Kloster geblieben, wie er denn auch das Mönchsgewand bis zum Sommer 1524 trug. Dann ließ er sich eine sog. Schaube machen, einen weiten, lang herunterfallenden Rock, wie er damals bei den bessern Ständen beliebt war, und wie ihn besonders die Doktores zusammen mit einem Barett trugen. In diesem Rocke bestieg er auch die Kanzel. — Der Aufenthalt im Kloster war gerade keine Annehmlichkeit. Die Mönche hatten sich verlaufen; zuletzt waren nur noch Luther, und auf dessen Bitten der Prior Eberhard Brisger darin. Es fehlte an allen Bequemlichkeiten. Erzählt doch Luther selbst, daß er ein ganzes Jahr abends ermüdet in das ungemachte Bett gefallen sei. Bei besondern Gelegenheiten konnte er manches erreichen. So ließ er am 19. Febr. 1525, einem Sonntag, abends die Aufführung eines Schauspieles mit Gesangbegleitung durch Wittenberger Studierende veranstalten und lud Freunde dazu, nachdem er von Spalatin sich Wild erbeten hatte. Aber für gewöhnlich ging es sehr knapp zu. Die festen Einkünfte, welche das Kloster gehabt hatte, liefen nicht ein; dagegen wurden die auf ihm lastenden Schulden immer wieder gefordert. Luther hatte viele Verdrießlichkeiten dadurch. Er, der von sich sagen durfte: „Habe ich nicht Fleisch und Wein, so weiß ich auch von Brot und Wasser zu leben", berichtete mehrere Male an den Hof, die Not werde nächstens ihn von Wittenberg wegtreiben, denn

dort habe er nicht zu leben. Er sei bisher nur noch geblieben besonders aus Rücksicht auf den guten Namen des Kurfürsten. Um Weihnachten 1524 übergaben er und der Prior das Kloster mit allen seinen Gerechtsamen dem Fürsten als „dem jüngsten Erben.“ Mit Genehmigung desselben durften sie ihre Wohnung darin behalten, aber für ihren Unterhalt geschah zunächst noch nichts Genügendes. Luther war keineswegs so gestellt, daß er an die Gründung eines Hausstandes hätte denken können. Und er dachte auch nicht daran. Wohl hörte man hie und da, er werde in die Ehe treten, und dieser oder jener riet ihm auch es zu thun. Aber Luther wies es noch von sich, wobei er bemerkte, er glaube seinem Lebensende nahe zu sein. Dagegen bemerkt man bei ihm eine steigende Hochachtung des Ehestandes als einer göttlichen Stiftung. In Predigten und Briefen preist er ihn immer lauter gegenüber der von Menschen ersonnenen mönchischen Keuschheit und der Herabsetzung desselben durch die römische Kirche, und forderte andere, die in Klöstern und Kirchenämtern lebten, auf, Gotte zu Ehren ehelich zu werden. Von sich selbst schrieb er noch an jenem 16. April 1525, an welchem er nach Eisleben abreiste, sein Sinn stehe durchaus nicht auf Verheiratung, aber immerhin könne es noch einmal, und dann schnell, dazu kommen. In einem Briefe vom 4. Mai aber heißt es schon: „Wenn ich heimkomme und ich kanns schicken, so will ich dem Teufel zum Trotz meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe.“ Jetzt fiel jenes Bedenken weg. Er war in diesen Tagen bei seinem Vater gewesen, und dieser hatte ihm den dringenden Wunsch ausgesprochen, er möge heiraten. Luther, der den Vater durch seinen Eintritt ins Kloster einst tief betrübt hatte, glaubte, ihm solchen Wunsch aus Sohnespflicht nun erfüllen zu müssen. Dazu sah er den mit christlichen Redensarten verbrämten Bauernaufstand als einen Angriff des

Teufels auf das Evangelium an, der durch diese räuberischen Rotten das Unterste zu oberst kehre. Er bereitete sich auf seinen Tod, erklärte aber, nun wolle er, und wenn es auf dem Sterbebette sein müsse, heiraten, um durch sein Beispiel noch vor seinem Ende dem Ehestand Zeugnis zu geben und ihn zu ehren.

Als er nach Wittenberg kam, hatte er zuerst dem am 5. Mai verstorbenen Kurfürsten Friedrich zwei Leichenreden zu halten und dann gab es in Sachen der fast in Auflösung geratenen Universität viel zu thun. Am 13. Juni aber verheiratete er sich ganz plötzlich, ohne seinen Freunden vorher viel davon zu sagen, mit Katharina von Bora. Katharina, geb. am 29. Januar 1499, aus einer alten, aber nicht vermögenden meißnischen Familie stammend, war als Kind in ein Kloster gebracht, hatte es aber 1523, als Luthers Predigen gegen die Gelübde auch über die Konventmauern hinweg tönte, mit acht Genossinnen wieder verlassen. Man brachte sie in Wittenberg in ehrbaren Bürgerhäusern unter und suchte sie allmählich zu verheiraten. Auch Katharine hatte Luther schon zweimal einen Mann zugedacht gehabt; jetzt entschied er selbst sich für sie. Für den Abend des 13. Juni lud er den Maler Lukas Kranach und Frau, den ehemaligen bischöflich Bambergischen Rat Dr. Apel, den Stadtpfarrer Bugenhagen und den Probsten des Allerheiligenstiftes Justus Jonas zu sich zu Tische. Hier wurde die eigentliche Eheschließung und Trauung vollzogen. Denn nach damaliger Sitte begann die Ehe damit, daß Braut und Bräutigam ihre gegenseitige Zustimmung erklärten und, wenn der Beistand der Kirche begehrt wurde (was nicht unbedingt notwendig war), durch einen Geistlichen zusammengegeben wurden. Daß Luther an jenem Abend des 13. Juni seine Ehe auf diese Weise, also kirchlich, begonnen, erhellt, abgesehen von seinem kirchlichen Sinn, daraus, daß Bugen-

hagen, der Pfarrer der Stadt, anwesend und geladen war, von dem Melanchthon, der selbst nicht zugegen war, ausdrücklich berichtet, daß er die üblichen heiligen Bräuche dabei vollzogen habe. Eine öffentliche Hochzeitsfeier wurde außerdem auf den 27. Juni festgesetzt. Zu dieser wurde ein größerer Kreis von Freunden geladen, Spalatin, Link, Amsdorf, die gräflich Mansfeldischen Räte Rühel, Thür und Müller. Auch Leonhard Koppe aus Torgau, der Befreier der Nimtzscher Nonnen, sollte nicht fehlen. Vornehmlich wünschte Luther seine alten Eltern bei diesem Feste zu sehen, deren Herzenswunsch durch die Verheiratung des Sohnes erfüllt wurde. Sie sagten ihr Erscheinen zu. Die Mansfeldischen Grafen hätte er gern bei sich gesehen, doch glaubte er dieselben nicht bemühen zu dürfen. Dagegen forderte er den kurfürstlich sächsischen Hofmarschall von Dolzig auf, den er zugleich um Zusendung von Wildpret zum Hochzeitsmahle bat. Bei den Gründen, die Luther bestimmten, in die Ehe zu treten, konnte ihm nicht daran liegen, diesen Schritt im geheimen zu thun, sondern mußte er im Gegenteil wünschen, denselben vor aller Welt recht bekannt zu machen. Es wird bei dieser Feier sicherlich auch eine öffentliche Einsegnung der Ehe Luthers statt gefunden haben, wie sie damals bei kirchlicher Begehung der Eheschließung üblich war. Die Bitte Luthers in seinen Einladungsbriefen an die Freunde, sie möchten helfen „den Segen über seine Ehe sprechen“, weist darauf hin.

Aus denselben Briefen an seine Freunde erhellt, was für ein Aufsehen und Geschrei die rasche Heirat Luthers gemacht hatte. Da sehe man nun, hieß es unter seinen Gegnern, was Luther mit seinem Reformieren gewollt habe! Das Fleisch habe nur Raum haben sollen. Beim Volk in der alten Kirche ging sogar die Rede, daß aus dieser gottlosen Ehe zwischen Mönch und Nonne der Antichrist werde geboren

werden. Erasmus schmähte: Wie man sage, habe Luther schon lange vor seiner Hochzeit mit Katharina verbotenen Umgang gepflogen, widerrief allerdings später diese Äußerung selbst. Auffallend war das Verhalten des Kardinal Erzbischofs von Mainz, der noch innerhalb desselben Jahres der jungen Frau ein Geschenk von zwanzig Goldgulden zustellen ließ.

Auch unter Luthers Freunden erweckte der folgenschwere Schritt peinliche Gefühle. Sie seien, sagte Luther von gewissen Männern seiner Umgebung, dadurch heftig aufgereizt. Melanchthon schüttete sein Herz gegen seinen Vertrauten Kamerarius aus. Man merkt ihm die schwankende Stellung an. Er will den Schritt weder gutheißen, noch verdammen. An sich, meint er, sei ja nichts dagegen einzuwenden, daß Luther in die Ehe getreten; dieselbe sei in der Schrift begründet; jeder Gedanke an eine Unehrenhaftigkeit auf Luthers Seite sei fern zu halten; was in der Beziehung zu den Ohren des Freundes komme, sei Lüge. Auch möchte ein besonderes göttliches Walten in diesem Ereignis nicht ganz zu verkennen sein. Im übrigen kenne ja Kamerarius den Mann, kenne seine gesellige Natur, und so möchte es nicht zu verwundern sein, wenn sein hoher Geist auf eine Weise vielleicht allzu weich geworden sei. Aber immerhin, unbedacht könne dieser Schritt wohl genannt werden, und bedenklich sei er, da gerade zu einer Zeit, wo Deutschland es am wenigsten vertragen könne, Luthers Ansehen dadurch geschwächt werde. Es wird schwerlich zu verkennen sein, daß durch persönliche Empfindlichkeit und Verstimmung darüber, daß man ihn nicht zu Rate gezogen, die Neigung bei Melanchthon verschärft war, sich, wenn nicht über die Sache etwas aufzuhalten, doch in etwas ungütigem Sinne über sie zu äußern.

Die Universität ließ sich durch alle bedenklichen oder mißbilligenden Urteile, welche in der Sache zu tage kamen, nicht

abhalten, ihrem hochangesehenen Mitgliede zum Brautgeschenk einen silbernen und vergoldeten Becher zu verehren. Der Magistrat hatte ihm am Tage nach seiner Verheiratung eine kleine Quantität edelen Weines gesandt, und schenkte zu seinem Hochzeitsschmaus ein Faß Eimbecker Bier nebst zwanzig Gulden in Silber.

Luther selbst mag nun erst, nachdem der Schritt geschehen war, recht gefühlt haben, was derselbe zu bedeuten habe. Wie eine neue Lage, in welcher der Mensch sich plötzlich sieht, und noch dazu eine so eigenartige, wie der Anfang des Ehestandes, es mit sich bringt, so mag eine gewisse Beklemmung und Befremdung über sich selbst sich seiner bemächtigt haben. Auch wird es bei ihm nicht ausgeblieben sein, daß von allem Gerede der Leute, auch wo man sich von Schuld frei weiß, doch etwas im Gemüte hängen bleibt. Wenigstens will Melanchthon eine gewisse Unruhe und Niedergeschlagenheit in jenen Tagen an seinem Freunde bemerkt haben. Aber bereut hat Luther den Schritt nie. Er konnte allen Verleumdungen seiner Feinde ein ruhiges Gewissen entgegensetzen. Luther hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß sein für alles gute Menschliche empfängliches Gemüt die Vorzüge des anderen Geschlechtes zu würdigen wisse. Aber von einer unreinen Absicht oder Erregung war dieser seiner erwählten Ehehälfte gegenüber am wenigsten bei ihm die Rede. Luther hatte von Anfang an eine warme Teilnahme und Achtung für Katharina. Mit wachsender Liebe und Verehrung spricht er von ihr im Ehestande. „Es ist mir Gottlob! wohl geraten, schreibt er nach zwölfjähriger Erfahrung, denn ich habe ein fromm gut Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sagt", und „Käthe, du hast einen frommen Mann, scherzt er ein anderes Mal, der dich lieb hat. Du bist eine Kaiserin!" Aber von einer leidenschaftlichen Entflammung ist von Anfang an bei ihm nichts zu verspüren.

Er sagt ausdrücklich in einer Tischrede, er habe sich in seine nachmalige Frau nicht verliebt gehabt; er habe sie in Verdacht gehabt, daß sie hochmütig sei. Auch später hat er sich ihre Mängel und Fehler nicht verhehlt. Katharina ihrerseits kam durch ihr ganzes Wesen und Erscheinen einer leidenschaftlichen Liebeserregung gar nicht entgegen. Erasmus schildert dieselbe als ein wunderhübsches junges, wiewohl vermögensloses Mädchen von sechsundzwanzig Jahren. Ihr getreues Bild zeigt uns nur ein fast gewöhnliches, mehr derbes, als zartes, gesundes und verständiges Frauengesicht mit kurzer Nase und stark nach der Seite heraustretenden Backenknochen. Und wie ihr Bild, so war auch ihr Wesen: einfach, verständig, nicht ohne Härte, eine rechte echte deutsche Hausfrauennatur der mittelalterlichen Zeit. So wenig ließ Luther sich durch die offenen und versteckten Angriffe auf seine Ehe irre machen, daß er in ihnen vielmehr eine Bestätigung für seine Überzeugung sah, daß seine Ehe Gottes Werk sei. „Würde die Welt sich nicht an uns stoßen", schreibt er, „so würde ich mich an ihr stoßen, denn ich würde fürchten, was wir vornehmen, sei nicht von Gott."

Und immermehr hat Luther sich seines Ehestandes gefreut. Er hat die Leiden und Beschwerden dieses Standes vollauf empfunden, und sich niemals über den Ernst desselben getäuscht, aber auch seinen Reiz und seine Segnungen vollauf erfahren und stets mit lebhaften Worten gepriesen. Aus eigener Erfahrung heraus ruft er aus: „Ach, lieber Herr Gott! Die Ehe ist nicht eine Natur-, sondern eine Gottesgabe, das allersüßeste, ja keuscheste Leben, über allem Cölibat, wenn's wohl gerät."

Auch Luthers Heirat war eine reformatorische That. Er bezeugte damit laut, daß es Unrecht sei, die Ehelosigkeit als einen besonders heiligen Stand darzustellen und zu preisen, und besiegelte damit vor aller Welt, was er lehrte, daß die

Ehe ein rechtes, gottwohlgefälliges, weil in Gottes Wort und Ordnung begründetes, christliches Ding sei.

Ausbreitung und Verfolgung des Evangeliums.

Der von Luther ausgestreute Same hatte sich weithin verbreitet und begann an vielen Orten innerhalb und außerhalb Deutschlands Frucht zu tragen, so vornehmlich in den Niederlanden, wo Jakob Spreng, gewöhnlich Probst genannt, und Heinrich Moller aus Zütphen für das Evangelium thätig waren, in Schweden, wo Gustav Wasa im Jahre 1523 den Thron bestiegen hatte und in evangelischem Sinne wirkte, in Dänemark, wo König Christian der Zweite die neue Lehre beförderte. In Deutschland selbst regte es sich vor allem in der Ritterschaft des Reichs für die neue Sache. An Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen schloß sich namentlich des letzteren Schwiegersohn Hartmuth von Kronberg an. Außer diesen Männern wirkten Graf Georg von Werthheim, Johann Heinrich von Schwarzburg, in Oesterreich Christoph Jörger von Tolleth und Bartimäus von Staremberg für das Evangelium. Nachdem der Kampf, welchen die Ritterschaft für ihre Unabhängigkeit im Reich führte, mit der Niederlage Sickingens ein unglückliches Ende genommen hatte, verlor auch der Einfluß dieses Standes für das kirchliche Leben an Bedeutung. Jetzt trat die Bürgerschaft der Städte an die Spitze. Außer in Nürnberg gewann das Evangelium besonders in Augsburg, Magdeburg, Breslau und Straßburg viele Anhänger. In Schwäbischhall predigte Johann Brenz, in Wimpffen Erhard Schnepf, in Eßlingen Michael Stiefel das Wort Gottes. Auch Bremen und Hamburg fingen an, sich der neuen Sache zuzuwenden. Unter den Fürsten des

Reichs sprachen zuerst die beiden mecklenburgischen Herzöge Heinrich und Albrecht ein Verlangen nach evangelischer Predigt aus, und in Hessen verfügte der junge Landgraf Philipp im Jahre 1524 die Verkündigung der neuen Lehre.

Den größten Erfolg hatte das Evangelium in diesen Jahren in Preußen. Hier hatten die Deutschritter für einen großen Teil ihres Landes der polnischen Übermacht weichen müssen, und innerlich war der ganze Orden durch Parteiungen zerrissen. Markgraf Albrecht von Brandenburg stand damals als Hochmeister an der Spitze des Ordens. Er lernte in Nürnberg, wo er beim Reich die Sache seines Ordens vertrat, das Evangelium kennen und schätzen. Das Ende war, daß das Ordensland in ein weltliches Herzogtum unter polnischer Hoheit verwandelt wurde. Die Einführung des Evangeliums wurde von Albrecht selbst in die Hand genommen.

Von allen diesen Bestrebungen und Neuerungen war Luther der lebendige Mittelpunkt. Die Männer, welche mit Wort oder That für das Evangelium eintraten, waren zum großen Teil von ihm selbst persönlich ausgegangen und angeregt, so Butzer und Capito in Straßburg, Frosch in Augsburg. Andere, wie Jakob Probst und Heinrich von Zütphen, suchten Anknüpfung mit ihm, kamen nach Wittenberg oder erbaten sich sonst seinen Rat. Mit dem Hochmeister Albrecht hatte Luther im September des Jahres 1523 eine Unterredung. Er berichtet selbst, wie er dem Fürsten geraten, der geistlichen und weltlichen Zwittergestalt des Ordens ein Ende zu machen, in den Stand der Ehe zu treten und ein Herzogtum zu gründen, und wie dieser dazu gelächelt habe. Noch andere wurden von Luther aus freien Stücken oder auf Anrege gemeinsamer Freunde brieflich ermuntert. An Hartmuth von Kronberg, an die Evangelischgesinnten in Livland, an den Herzog Karl von Savoyen selbst richtete er ein solches

Schreiben. An die bedrängten Einwohner der kurmainzischen Stadt Miltenberg sandte er eine Auslegung des 120. Psalms („Ich rufe zu dem Herrn in meiner Not, und er erhöret mich.") Bei dieser Gelegenheit äußerte er, weil man gegen die sogenannte „lutherische" Lehre geschmäht hatte: „Wiewohl ich's nicht gern habe, daß man die Lehre und Leute lutherisch nennt, und muß von ihnen leiden, daß sie Gottes Wort also mit meinem Namen schänden, so sollen sie doch den Luther, die lutherischen Lehren und Leute lassen bleiben und zu Ehren kommen." Ein besonders schönes, inniges und sinniges Trostschreiben erhielt von ihm Bartimäus von Staremberg, als diesem Ritter im Jahre 1523 seine geliebte Gemahlin gestorben war. Mit Argula von Grumbach oder Staufen, der heldenmütigen Gattin eines herzoglich baierischen Beamten, welche, weil kein Mann es wage, gegen die Universität Ingolstadt mit einem Zeugnis für die Wahrheit hervortrat, unterhielt Luther einen Briefwechsel. Er nennt sie auch häufig empfehlend in seinen Briefen und sah in ihr ein sonderliches Werkzeug Christi. So knüpften sich nach allen Seiten die Fäden an, und das Netz der Verbindung, in welche der Reformator mit den Ländern, Städten und Menschen trat, spann sich immer weiter.

Je mehr sich aber das Evangelium ausbreitete, desto mehr erhob sich auch die Feindschaft gegen das Wort der Wahrheit. In den Niederlanden hatte Probst, wegen seiner evangelischen Predigt vor Gericht gestellt, durch Mißhandlungen geschwächt widerrufen, aber freigelassen zeugte er für das Evangelium mit neuem Mut und entging nur durch die Flucht dem Feuertode. Dagegen wurden zwei seiner Ordensbrüder, die Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Esch am 1. Juli 1523 zu Brüssel auf öffentlichem Markte verbrannt. Luther war begeistert. Im Frühlingsmute schrieb er den „lieben Christen in Holland, Brabant und

Flandern": „Lob sei dem Vater der Barmherzigkeit, der uns wiedersehen läßt sein wunderbares Licht. Die Zeit ist wiedergekommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören, und die Blumen aufgehen in unserem Lande (Hohelied 2, 11 ff.), welcher Freude, meine Liebsten, ihr nicht allein teilhaftig, sondern die Ersten geworden seid, an welchen wir solche Wonne erleben. Denn euch ist es vor aller Welt gegeben, das Evangelium nicht allein zu hören und Christum zu erkennen, sondern auch die Ersten zu sein, die um Christus willen Schand und Schaden, Angst und Not, Gefängnis und Fährlichkeit leiden und nun so voller Frucht und Stärke worden, daß ihrs auch mit eigenem Blut begossen und bekräftigt habt . . . Ach wie gar ein gering Ding ist es, von der Welt geschändet und getötet werden denen, so da wissen, daß ihr Blut köstlich und ihr Tod teuer ist vor Gottes Augen, wie die Psalmen singen (Psalm 9, 72, 116). Was ist die Welt gegen Gott? Welch' eine Lust und Freude haben alle Engel gesehen an diesen zwei Seelen; wie gern wird das Feuer zu ihrem ewigen Leben von diesem sündlichen Leben, von dieser Schmach zur ewigen Herrlichkeit geholfen haben! Gott gelobt und in Ewigkeit gebenedeiet, daß wir erlebt haben rechte Heilige und Märtyrer zu sehen und zu hören, die wir bisher so viel falscher Heiligen erlebt und angebetet haben. Nun ist's Zeit, daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft stehe. Hier lehrt sich's, was da gesagt sei: „Seid fröhlich in Trübsal" (Röm. 12, 12). „Es ist eine kleine Zeit, daß ich dich verlasse, aber mit ewiger Barmherzigkeit will ich dich aufnehmen" (Jes. 54, 7). „Ich bin mit ihm in Trübsal. Ich will ihn erretten und will ihn zu Ehren setzen, denn er hat meinen Namen erkannt" (Psalm 91, 14 f.) Weil wir denn die gegenwärtige Trübsal sehen und tröstliche Verheißungen haben, so laßt uns unser Herz erneuen, gutes Muts sein und mit Freuden dem Herrn uns schlachten lassen.

Er hats gesagt, er wird nicht lügen: „Auch die Haare auf eurem Haupt sind alle gezählet" (Matth. 10, 30). Und obwohl die Widersacher diese Heiligen werden Hussitisch, Wikleffisch und Lutherisch ausschreien und sich ihres Mords rühmen, soll's uns nicht wundern, sondern desto mehr stärken, denn Christus' Kreuz muß Lästerer haben. Aber unser Richter ist nicht ferne; der wird ein ander Urteil fällen. Das wissen wir und sind's gewiß."

Luther wird sogar an diesen Märtyrern zum Dichter. Es sind, soweit bekannt, die ersten Verse, die aus seiner eigenen Feder geflossen sind, mit welchen er das erschütternde Ereignis feiert:

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott, unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan,
Zu seinem Lob und Ehre!"

Und weiter:

„Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen."

Bald darauf, im Mai des Jahres 1524, berichtet Luther, daß auch in Baiern die Sache des Evangeliums durch Märtyrerblut geweiht sei, und neben den beiden niederländischen Zeugen preist er den Bürger Kaspar Tauber in Oesterreich, der, als er einen feierlichen öffentlichen Widerruf leisten sollte, vielmehr ein neues festes Bekenntnis ablegte und nun enthauptet wurde. Am tiefsten ging ihm der grausame Tod

Heinrichs von Zütphen zu Herzen. Dieser junge Prediger war im September des Jahres 1522 in Antwerpen von der Kanzel ins Gefängnis geschleppt worden, dann aber vom Volke befreit und auf der Flucht von den Bremern festgehalten, welche ihn zu ihren Geistlichen machten. Von dort ging er im Jahre 1524 nach Meldorf in Dithmarschen, um der Gemeinde daselbst auf ihren Wunsch das Evangelium zu predigen. In der Nacht vom 10. auf den 11. Dezember brachen mehrere Häupter der Bauern, von den Mönchen angestiftet, mit fünfhundert Genossen in das Pfarrhaus ein, rissen Heinrich aus dem Bette und entführten ihn unangekleidet, wie er war, in all der Winterkälte unter Hohn und Mißhandlungen nach Heide. Dort steckten sie ihn in einen Keller und verbrachten die übrige Nacht mit Saufen. Am Morgen wollten sie ihn verbrennen, konnten aber kein ordentliches Feuer zu stande bringen und schlugen nun stundenlang mit ihren Waffen auf ihn los. Endlich banden sie ihn auf eine Leiter und legten ihn aufs Feuer. Einer aus der Rotte schlug ihn mit einem Hammer auf die Brust, bis er sich nicht mehr regte. Dem Mönch, dem er beichten sollte, antwortete er: ob er ihm denn je etwas zu leide gethan, was er ihm zu vergeben hätte? Als er zuletzt noch anhob, seinen Glauben zu bekennen, wurde er von Einem auf den Mund geschlagen, von einem anderen auf die Brust getreten. So wurde er als „ein Bösewicht, der gegen die Mutter Gottes und den Christenglauben gepredigt“, langsam zu Tode gemartert. Das alles erzählt Luther, nachdem er sich es sorgfältig erkundet, auf schlichte ergreifende Weise in seiner „Geschichte und Marter des seligen Bruders Heinrich“, welche er mit einem Sendschreiben an die Bremer und mit einer kurzen Auslegung des 9. Psalms veröffentlichte. Dieser Psalm redet von den „Wundern“ des Herrn. „Das sind die Wunder“, sagt Luther, „daß Gott die Welt zwingt und

bekehrt nicht mit Gewalt, sondern durch das Blut und Sterben seiner Heiligen und überwindet die Lebendigen durch die Toten. Das ist ein wunderlicher Sieg."

Überall, wo Luther von dem Tode der Märtyrer schreibt, ist von Bitterkeit gegen die Urheber desselben nichts zu spüren. Er hat nur Gedanken des Friedens für sie; er hofft nur, daß ihre That am Ende zu ihrem eigenen Heil ausschlage, indem dadurch ihr Auge geöffnet, und die Sache des Evangeliums vor ihnen selbst als die Wahrheit bezeugt würde. In diesem Sinne ermahnt er alle von den traurigen Ereignissen Betroffenen immer wieder, zuerst nur alle Gedanken an Rache aus dem Herzen zu verbannen und nichts Übeles von den Gegnern zu reden. Luther fühlte die heilige Hand und Gegenwart Gottes in diesen Ereignissen und stand zugleich im vollen Bewußtsein von dem Recht der Sache, für welche dieses Blut floß. Darum erfüllte ihn eine, man möchte sagen, fast feierliche Stille angesichts des Geschehenen, darum zogen nur Empfindungen der Liebe und des Dankes durch seine Seele. Daß alle Lande zur Erkenntnis der Wahrheit kommen möchten, und daß das die Frucht dieser Trübsal sei, das war seine tiefe Sehnsucht, das seine gewisse und fröhliche Zuversicht. Nur der eine Gedanke trübt seine heilige Freude, daß er, der zuerst die neue Lehre ans Licht gebracht, dennoch zuletzt und vielleicht niemals würdig erachtet werde, für dieselbe auch zu sterben.

Der Abendmahlsstreit beginnt.

Während auf diese Weise das Wort Gottes überall umher sich verbreitete und, wie Luther sich ausdrückte, „von den Juden zu den Heiden ging“, bereiteten sich in dem bisherigen Kreise Verwicklungen vor, welche den Reformator in eine schwierige und zum Teil sehr unerquickliche Lage versetzten.

Zunächst sollte die Sache, die er mit König Heinrich von England hatte, Luthers Gemüt auf empfindliche Weise in Anspruch nehmen. Christian der Zweite von Dänemark war infolge von tyrannischer Willkür, die er sich erlaubte, aus seinem Reiche vertrieben und unter anderem auch nach Wittenberg gekommen. Er versicherte Luther, König Heinrich sei inzwischen dem Evangelium günstig gestimmt worden, und es könne nicht fehlen: wenn er, Luther, nur erst den schwer beleidigten Mann persönlich versöhnt habe, so werde derselbe sich völlig für die gute Sache gewinnen lassen. Und so schrieb Luther im September des Jahres 1525 an den König: Wiewohl er billig sollte Scheu gehabt haben, an Seine Königliche Majestät zu schreiben, nachdem er ihn mit seinem Buch so sehr erzürnt habe, ja vor großer Scham nicht wagen dürfe, seine Augen gegen ihn aufzuheben, so thue er es doch im Vertrauen auf des Königs angeborene Gütigkeit und auf die Nachricht hin, daß einerseits die unter des Königs Namen gegen ihn ausgegangene Schrift nicht vom Könige selbst sei, andrerseits aber der König dem Evangelium geneigt sei, und so falle er mit dieser Schrift Seiner Majestät aufs demütigste zu Füßen, um des Leidens und der Ehre Christi willen bittend und flehend, Seine Majestät wolle ihm gnädiglich verzeihen, womit er sie jemals beleidigt habe.

Man hat es unbegreiflich gefunden, wie Luther sich also

hat erniedrigen und „seiner Manneswürde so gar vergessen“ können. Er selbst sagt uns, wie er dazu gekommen, an den König zu schreiben, und das wird uns den besten Aufschluß geben. „Wer weiß“, hat er sich gedacht, „es sind des Tages zwölf Stunden. Wenn du eine gute Stunde treffen könntest in Gottes Namen und den König von England gewinnen, wärest du ja schuldig, es zu thun, und wo es an dir sollt fehlen, thätest du Sünde.“ Es war also das Gewissen — das Gewissen, welches so lebendig in Luther redete, welches es auch hier über ihn vermochte, alle Rücksicht auf sich selbst zum Schweigen zu bringen und dem, was er für recht und göttlich erkannte, zu opfern. Sünde wäre es, wenn er an seinem Teile irgend etwas unterließe, wodurch der König gewonnen werden könnte, und Sünde konnte er bewußter Weise nicht auf sein Gewissen nehmen. Dabei war er sich bewußt, daß er bei diesem Schritt, so sehr er sich auch demütigte, der Lehre nichts vergebe, daß er nur in dem, was ihn persönlich beträfe, nachgebe, und damit nichts thue, was nicht christlich durchaus geboten sei. So schreibt er: „Summa, meine Lehre ist das Hauptstück, darauf ich trotze, nicht allein wider Fürsten und Könige, sondern auch wider alle Teufel, und habe sonst gar nichts mehr, was mein Herz erhält, stärkt und je länger je mehr trotziger macht. Das andere Stück, mein Leben und persönlich Wesen weiß ich zu guter Maßen wohl selber, daß es sündlich und keines Trotzens wert ist. Ich bin ein armer Sünder und lasse meine Feinde eitel Heilige und Engel sein. Wohl ihnen, so sie es können erhalten: Nicht, daß ich vor der Welt und den Unchristen solches sein will, sondern vor Gott und seinen lieben Christen.“ Man darf Luther eben nicht mit dem gewöhnlichen Maße messen. Man muß den Eifer bedenken, der ihn um die Ehre des Herrn verzehrte; man muß das Verlangen ansehen, das, wie in keinem, in ihm brannte, alle Welt und vor allen die Mächtigen der

Erde zu den Füßen dessen zu sehen, der uns nach seinem Evangelium aus Gnaden selig macht. „Das edele Wort (Gottes)", schreibt er einmal, „bringt von selber mit sich den heißen Hunger und unersättlichen Durst, daß wir nicht könnten satt werden, ob gleich viel tausend Menschen daran glaubten, sondern wollten gern, daß kein Mensch sein mangeln müßte. Solcher Durst ringet, und ruhet nicht, und treibt uns zu reden, wie David spricht Psalm 116, 10: „Ich glaube, darum rede ich"." Diesem Eifer und diesem Verlangen gegenüber galt ihm aller eigener Vorteil nichts. Wer könnte an dem tiefen Ernst dieses Sinnes in dem vorliegenden Falle zweifeln, wenn Luther, nachdem er dem Könige offen ausgesprochen, daß, ihn ganz für das Evangelium gewonnen zu sehen, die Absicht dieser Abbitte sei, zum Schluß des Schreibens in die Worte ausbricht: „O wie wünsche ich aus allen meinen Kräften, daß ich über solchem Wunderwerk an Eurer Königlichen Majestät mich herzlich freuen und darob frohlocken möchte!"

Gewiß, Luther handelte aus treuestem Herzen, als er an König Heinrich schrieb, aber er hatte sich in demselben Maße in seiner Gutmütigkeit arg täuschen lassen. Die Antwort des Königs, die in den bittersten und gemeinsten Ausdrücken abgefaßt war, zeigte, wie weit derselbe entfernt war, das in ihn gesetzte Vertrauen bezüglich seiner freundlichen Stellung zum Evangelium zu rechtfertigen. Luther tröstete sich in der Sache mit seinem guten Gewissen, und ergriff nur noch einmal kurz die Feder, um der Meinung entgegenzutreten, die man dennoch zu verbreiten gesucht hatte, als sei er im Punkt der Lehre nachgiebig geworden. Im Übrigen bekannte er: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtlich gläube."

Einen ähnlichen Versuch, der ihm nicht viel besser gelang, machte Luther mit dem Herzog Georg von Sachsen. Der

Herzog antwortete auf Luthers ebenso ernste als demütige Vorstellungen mit der größesten Schroffheit und, wie Luther selbst sich ausdrückt, mit bäuerischer Grobheit. Dieser an sich gar nicht unedle Mann und Fürst hatte sich in den Haß gegen den vermeintlichen Ketzer so sehr hineingelebt, daß er für eine bessere Beurteilung desselben völlig unzugänglich war.

Dann aber sah Luther nach der entgegengesetzten Seite hin in diesem Jahre sich veranlaßt, gegen die Sakramentierer, wie er sie nannte, aufzutreten und somit seinerseits den Kampf um das Abendmahl zu eröffnen, der jahrelang mit so großer Heftigkeit geführt wurde, und für die Entwicklung der kirchlichen Lehre und Verhältnisse, sowie für Luthers Leben von so großer Bedeutung werden sollte.

Die ersten Keime einer neuen Lehre vom heiligen Abendmahl, die Luthers Aufmerksamkeit und Bedenken erregten, finden wir bei den sogenannten böhmischen Brüdern, d. i. denjenigen, auch unter dem Namen der „Pikarden" bekannten, Nachfolgern Hussens, welche im Unterschiede von den sogenannten Utraquisten (vom lateinischen utraque, „beiderlei" Gestalt des heiligen Abendmahles, nämlich Brot und Wein, die sie im Gegensatz zur römischen Kirche forderten) sich durch einen tieferen religiösen Ernst auszeichneten. Dieselbigen sprachen von einer wahren Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, wollten aber darunter nur eine geistliche verstehn, indem er eigentlich leiblich im Himmel sei. Luther trat ihnen in seiner Schrift: „Vom Anbeten des heiligen Leichnams Christi" ruhig, aber fest entgegen. Er warnt davor, den Worten Christi: „Das ist mein Leib!" eine andere, als die natürliche und eigentliche Bedeutung zu geben. In derselben Schrift redet er von etlichen, die dafür gehalten haben, es sei schlecht Brot und Wein im Sakrament, und sagen, das Sakrament bedeute nur den Leib Christi wie ein Zeichen. Zur selben Zeit trat Karlstadt zuerst mit neuen

Gedanken über das heilige Abendmahl hervor. Wenigstens ließ er sich in mündlichen Äußerungen gegen Wittenberger Theologen verlauten, im Abendmahle solle nichts sein, als eine Einverleibung der Gläubigen in den geistlichen Leib Christi; mit den Worten: „Das ist mein Leib" sollte der Herr dabei gar nicht auf das Brot, sondern auf seinen vor ihnen sitzenden Leib hingewiesen haben. Wir sehen daraus die Folgen der mystischen Schwärmereien, denen er sich im Zusammenhang mit jenen Zwickauer Propheten seit der bilderstürmerischen Zeit in Wittenberg hingegeben hatte. Als nun dazu auch Münzer sich wieder in der Nähe blicken ließ, und erst in Allstedt, wo er sich eine Pfarrstelle zu verschaffen wußte, dann in Mühlhausen seine Umsturzideen zu verwirklichen und ein Reich der Heiligen mit äußerer Gewalt aufzurichten versuchte, da erhob sich Luther am Ende des Jahres 1524 gegen die Schwarmgeister in seiner Schrift „Wider die himmlischen Propheten", und griff damit auch die Sakramentslehre Karlstadts und seiner Gesinnungsgenossen an. Die wilden Geister mochten noch so sehr gegen ihn reden: Dem wollte Luther nicht wehren und nicht gewehrt haben. „Man lasse die Geister aufeinander platzen!" war hier sein Wort. Aber mit der Faust dreinschlagen sollten sie nicht ungestraft. Und wie Recht er hatte, so ernst gegen sie aufzutreten und vor ihnen zu warnen, zeigte sich bald. Schon im Anfang des folgenden Jahres (1525) konnte Luther einem Freunde schreiben: „Münzer ist in Mühlhausen König und Kaiser!" Der alte Rat war verdrängt, und mit den damals aufständischen Bauern Verbindung angeknüpft.

Gegen Ende des Jahres 1524 war nun auch eine Erklärung Zwinglis gegen Luthers Abendmahlslehre, die erste, die in die Öffentlichkeit gedrungen ist, in seinem Briefe an Alber in Reutlingen ausgegangen. Als dem Zürcher Reformator nun vollends die Sätze Luthers gegen Karlstadts Auf-

fassung vom heiligen Abendmahl in jener Schrift „Wider die himmlischen Propheten“ zu Gesichte kamen, trat er im März 1525 mit seiner eigenen Auffassung an die Öffentlichkeit, indem er den Brief an Alber drucken ließ und seine Schrift „Von der wahren und falschen Religion“ in lateinischer Sprache herausgab. Den Ausgangspunkt, den Zwingli nahm, bildeten die Reden Jesu im 6. Kapitel des Evangeliums St. Johannis vom Essen seines Fleisches. Zwingli wollte das nur vom Glauben an Christus und an seinen Tod verstanden wissen, auch fürs heilige Abendmahl. Sage doch Jesus selbst: „Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben“ und „Das Fleisch ist kein nütze.“ Sodann stellt er der vermeintlichen Gegenwart des Leibes Christi im Sakrament die Aussagen der heiligen Schrift entgegen, nach welchen Christus ja im Himmel sei. Eine Gegenwart des Leibes Christi auf Erden kann er sich nur denken, wenn sie eine sichtbare ist, eine Allgegenwart Christi nur hinsichtlich seiner göttlichen Natur. Die Worte Christi im Abendmahl „Das ist (mein Leib)“ können daher nur erklärt werden mit: „Das bedeutet.“

Schon hier sehen wir den durchgreifenden Unterschied zwischen seiner und Luthers Auffassung. Beide gehen von ganz verschiedenen, ja entgegengesetzten Grundanschauungen aus, und kommen daher zu ganz verschiedenen und entgegengesetzten Ergebnissen. Zwingli weiß von vornherein von keiner leiblichen Gegenwart Christi auf Erden in irgend welchem Sinn, und kommt zu einer rein geistigen oder geistlichen Auffassung des Abendmahls. Seinem Gegner steht die leibliche Gegenwart des Herrn auch auf Erden vermöge der Verbindung, die zwischen seiner göttlichen und seiner menschlichen Natur statt hat, von vorneherein fest, und macht die buchstäbliche Auffassung der Worte „Das ist (mein Leib)“, die er ohnehin aus Gründen der Auslegung an dieser Stelle

zu behaupten sich genötigt sieht, keine Schwierigkeit. Schon hier aber sehen wir auch, wie wenig die Meinung richtig ist, daß es sich bei dem ganzen Abendmahlsstreite im Grunde um ein Wortgezänke oder um einen bloßen Streit über Lehrsätze handelte, die religiös, für das Herz und Leben des Christen, von keiner Bedeutung wären.

Dem Schweizer Reformator schloß sich Ökolampad in Basel an, ein begabter, geistvoller Mann, auf den Luther große Hoffnungen gesetzt hatte. Er brachte eine dritte Erklärung der Worte „Das ist mein Leib", indem er behauptete, Christus habe sagen wollen: Das, nämlich das Brot, ist eine Figur und Gestalt meines Leibes. Endlich neigten sich auch die evangelischen Prediger Butzer und Capito in Straßburg der neuen Lehre zu. In allen diesen Männern aber traten Luther Gegner seiner Abendmahlslehre gegenüber, die weit gefährlicher waren, als Karlstadt und seinesgleichen, denn hier herrschte besonnener Ernst in Verbindung mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung, während bei Karlstadt und den Seinen zum großen Teil eitel Wind war.

Zwingli war bisher von Wittenberg aus im Ganzen wenig gekannt und beachtet worden. Man hielt ihn für einen Mann, der mit Geschick und Glück in Zürich evangelische Neuerungen zuwege gebracht hatte, wie sie damals in der reformatorisch bewegten Zeit auch an anderen Orten in kleinerem oder größerem Umfange gelangen, und doch war er kaum zwei Jahre später, als Luther, im Jahre 1519 schon, als selbständiger, bahnbrechender Reformator aufgetreten, und seitdem zu immer größerem Ansehn und Einfluß weit über Zürich hinaus in der Schweiz fortgeschritten. So hielt sich auch Luther anfangs in Sachen der Abendmahlslehre sehr gegen ihn zurück. In Predigten vor seiner Gemeinde trat er freilich schon zu Anfang des Jahres 1525 gegen die

Zwinglische Auffassung auf. Im Übrigen ließ er zunächst andere vorgehn, Bugenhagen, Brenz und eine Anzahl anderer schwäbischer Prediger, während er selbst sich begnügte, brieflich nach mehreren Seiten hin, z. B. nach Straßburg und Reutlingen, vor der neuen Lehre im heiligen Abendmahl und der Schwarmgeisterei überhaupt zu warnen. Er warf Zwingli von Anfang des ganzen Streites an mit den Schwarmgeistern zusammen und rechnete ihn neben Karlstadt, Butzer, Capito und anderen auch zu den Leuten, die, wie er sagt, von Christus und dem Evangelium nichts Rechtes gewußt hätten, „wo nicht der Luther zuvor geschrieben hätte". Auch gegen die beiden Schlesier Schwenkfeld und Krautwald, welche die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl leugneten, und ihm ihre Schriften zugesandt hatten, zeigte er sich noch im April des Jahres 1526 sehr zurückhaltend, indem er ihnen ablehnend, aber nur kurz und ruhig antwortete.

Im Jahre 1526 erschien eine deutsche Ausgabe der Schrift, welche die genannten schwäbischen Prediger gegen die neue Sakramentslehre hatten ausgehen lassen, das sogenannte schwäbische Syngramma. Luther schrieb eine Vorrede zu dieser Ausgabe, und darin tritt er zuerst öffentlich gegen Zwingli und seine Lehre auf. Hier nimmt er bezug auf seine Widerlegung Karlstadts und sagt dann, wie dessen Kopf gefallen, so sei es zum Voraus auch schon mit Zwingli und Ökolampad. Mit besonderer Schärfe greift er das an, was die Gegner von der Erhöhung Christi zur Rechten Gottes sagten, infolge deren er nicht mit seinem Leibe im Sakrament solle gegenwärtig sein können. „Wenn wir sie nun hie fragen, was sie Gottes rechte Hand heißen, da Christus sitzt, achte ich, sie werden daher schwärmen, wie man den Kindern pflegt zu bilden einen Gaukelhimmel, darin ein gülden Stuhl stehet, und Christus neben dem Vater sitzet in einer Chorkappen, gleich als es die Maler malen."

In den nun Schlag auf Schlag folgenden Gegenschriften spiegelt sich die ganze persönliche Verschiedenheit Luthers und Zwinglis, die auf beider verschiedene Lehrmeinungen einen unbestreitbaren Einfluß geübt hat. Luther war eine ungemein lebhafte, leicht erregbare Natur, die von dem augenblicklichen Eindruck rasch hingenommen wurde, Zwingli dagegen ruhig, kühl, überlegend, alles, was er that und sagte, auf die Wagschale legend und wohl abwägend, bei ihm der Verstand, bei Luther Phantasie und Gemüt vorherrschend. Beide waren auch verschieden geführt worden. Luther hatte von Jugend an die schwersten Drangsale, die schwersten Kämpfe zu bestehen gehabt. Sein eigenes Glaubensleben war durch die heftigsten inneren Erschütterungen hindurchgegangen. Unter den heißesten Anfechtungen hatte er sich den Frieden seiner Seele erringen müssen. Dazu hatte er im Kampf gestanden mit den höchsten öffentlichen Gewalten. Kaiser und Reich hatten ihn geächtet, der Papst ihn in den Bann gethan. Von seinen Gegnern war er stets aufs gröbste verleumdet, von seinen Freunden zum Teil mißverstanden und in Stich gelassen worden. Kein Wunder, daß sein ohnehin so leicht bewegtes Gemüt dadurch in eine gewisse Spannung und Reizbarheit geraten war. Ja, die inneren Kämpfe dauerten bei ihm fort, und brachen öfter mit großer Heftigkeit in der einen oder anderen Weise wieder hervor. Zwingli hatte von Anfang an einen leichteren und gebahnteren Lebensweg gefunden. Mit großer Muße hatte er seiner Ausbildung obliegen, Künste und Wissenschaften pflegen können. Als er auftrat, war es von vornherein in einem viel beschränkteren Gebiet. Der Rat seiner Stadt kam ihm aufs freundlichste entgegen, befahl schon im Jahre 1520 die freie Predigt des Evangeliums, schritt gegen fremde schwärmerische Eindringlinge und Unruhstifter in Einverständnis mit ihm scharf ein. Der Papst hatte für ihn lange Zeit nicht nur keinen Bann-

strahl, sondern nur gnädige Verheißungen und Versprechungen. Zwinglis Gemüt konnte bei dem allen auch ruhiger und leichter bleiben.

Luther war in seiner ganzen Auffassung und Denkweise tiefsinniger als Zwingli. Er scheute vor keinem Wunder zurück, ja er sah gerade in dem Wunderbaren und darum dem gewöhnlichen Verstande Unzugänglicheren eine besondere Verherrlichung Gottes. Er arbeitete immer mit dem innersten „Affekt“, wie er es selbst nennt, mit der Hingabe und Teilnahme seiner ganzen innersten Persönlichkeit. Dabei stand ihm der ganze Eine ungeteilte Christus im Vordergrund seiner Anschauung. Gott und Mensch, göttliche und menschliche Natur waren ihm in Christo aufs Unauflöslichste verbunden, und so umfaßte er selbst trotz allem Gefühl seiner menschlichen Schwäche und Sünde, ja gerade bei demselben, in Christo seinen Gott und Herrn mit der ganzen Inbrunst und Innigkeit eines gottliebenden und immer wieder der persönlichsten Heilsversicherung bedürftigen Gemütes. Zwingli ist die persönliche Frömmigkeit gewiß nicht abzusprechen, aber er war weder äußerlich noch innerlich durch so aufregende Kämpfe hindurchgegangen und eignete sich mit gleichmäßigerer Ruhe den Inhalt der geoffenbarten Wahrheit an. Christus und die in seiner Person für jedes beladene Gewissen vorhandene Versöhnung trat bei ihm weniger in den Mittelpunkt seines ganzen Denkens. Er faßte mehr das Ganze der in der heiligen Schrift geoffenbarten Wahrheit ins Auge, und was Christus betrifft, so war derselbe ihm in erster Linie mehr der Erlöser, dann das Vorbild eines neuen gottgewollten Lebens. Dabei war Zwingli in seiner ganzen Auffassung mehr nüchtern verständig, auch den Bedenken und Beweisgründen der natürlichen Vernunft mehr zugänglich. Seine Thätigkeit war bei einer außerordentlich praktischen Natur von Anfang an weit mehr, als bei Luther, darauf gerichtet,

das Leben der Gemeinde auf den neugewonnenen Grundlagen der evangelischen Erkenntnis nach innen und außen neu zu ordnen. Die Abstellung überlieferter Einrichtungen machte dem leichtmütigeren Manne weniger Not, andrerseits war er eine Natur, die für alles Gesetzliche weit mehr Sinn und Verständnis hatte. Bei Luther waltete die freiere evangelische Auffassung vor.

Nach allem diesen ist es denn nicht zu verwundern, daß beide Männer sich von Anfang an wenig verstanden und bei ihren schriftlichen und persönlichen Begegnungen hart aneinander gerieten. Die persönliche Gereiztheit, die sich dabei einmischte, ist zu bedauern, aber die Sache selbst konnte nicht anders sein. Wir an unserem Teile haben uns der ungemeinen Geisteskraft und Geistesfülle, die sich bei diesem Zusammenstoß auf beiden Seiten offenbarte, und der Förderung, die daraus für die Erkenntnis der evangelischen Wahrheit erwuchs, zu freuen. Übrigens ist der gute Wille auf beiden Seiten nicht zu verkennen, den Streit möglichst sachlich und mit möglichst wenig persönlicher Bitterkeit zu führen. Zwingli konnte versteckt boshaft werden und dadurch um so mehr verletzen, bewahrte aber im ganzen eine ruhige und höfliche Haltung, hat es auch persönlich an entgegenkommender Bereitwilligkeit und Freundlichkeit nicht fehlen lassen, Luther bei aller oft beispiellosen Derbheit und Rücksichtslosigkeit in seinen Ausdrücken: das muß man ihm nachrühmen, hat sich stets kleinlicher persönlicher Verdächtigungen und Verleumdungen des Gegners enthalten.

Auf seine Vorrede zum schwäbischen Syngramma ließ Luther im Laufe des Jahres 1526 seine erste eigene Gegenschrift gegen Zwinglis und Ökolampads Lehre folgen, in seinem „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister“. Hier geht

er ausführlich auf die beiden Gründe ein, die ihm die Hauptgründe des Irrtums schienen, und die er schon in jener Vorrede zurückgewiesen hatte, einmal, daß es unmöglich sein sollte, daß Christi Leib im heiligen Abendmahl gegenwärtig sei, dann, daß es unnötig sei, wofern man nämlich daran glaube, daß Christus einmal für unsere Sünde gestorben sei. Sodann schrieb Luther vom Januar bis Ende März 1527 sein größeres Buch: „Daß die Worte Christi: „Das ist mein Leib“ noch feststehen wider die Schwarmgeister“. Auf diese Worte dringt er, von ihnen müsse man ausgehen, sie stünden von vorneherein fest und könnten natürlicher Weise nur in Einem Sinne verstanden werden, nämlich in dem, daß uns Christi wahrer Leib unter dem Brot im heiligen Abendmahl geboten werde. Seine ganze Spitze faßt er gegen die Gegner zusammen in die Worte: „Ich aber wollte den Schwärmern raten, daß sie kurz hindurch kämen und thäten diese Worte „Das ist mein Leib“ ganz und gar aus dem Abendmahl. Denn, wie sie glauben und Abendmahl halten, dürfen sie derselbigen Worte gar nichts drinnen, sondern ist eben genug, wenn sie das Abendmahl in diesen Worten halten: Christus nahm das Brot, dankete und brachs und gabs seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, solches thut zu meinem Gedächtnis!“

Inzwischen hatte Zwingli eine lateinische Schrift unter dem Titel „Freundliche Auslegung des Handels vom Abendmahl“ mit einem Briefe an Luther geschickt. Eine deutsche ließ er alsbald folgen in der „Fründliche Verglimpfung und Ableinung über die Predig des trefflichen Martini Luthers wider die Schwärmer“, und endlich gegen Luthers „Daß die Worte: „Das ist mein Leib“ noch feststehn“: „Daß diese Wort Jesu Christi: „das ist min Leichnam, der für üch hingeben wird“, ewiglich den alten einigen Sinn haben werdend, und M. Luther mit sinem letzten Buch sinen und des Papsts Sinn gar nit

gelehrt und bewährt hat." Schon in diesem Titel des Buches liegt, daß Zwingli grundloser und kränkender Weise hier behauptete, daß Luthers und der römischen Kirche Lehre vom Abendmahl dieselbe sei. Auch Ökolampad schrieb eine Antwort auf das letzte Buch Luthers. Dieser war damals sehr angelegentlich mit der Übersetzung des alten Testamentes, insbesondere der schwierigen Propheten, beschäftigt und hätte gern diese Arbeit recht gefördert gesehen. Er nahm sich darum vor, nur noch Ein Mal und das letzte Mal in Sachen des Abendmahls zu schreiben. Das war sein Buch „Vom Abendmahl Christi, Bekenntnis", welches im März des Jahres 1528 erschien, gewöhnlich sein „Großes Bekenntnis vom Abendmahl" genannt. Es ist dasselbe, in welchem sich als Anhang das sogenannte „Glaubensbekenntnis Luthers" findet, von Luther in der ausgesprochenen Absicht hinzugefügt, daß nicht künftig bei seinem Leben oder nach seinem Tode jemand ihn und seine Schriften gebrauche, um seinen Irrtum zu stärken, wie die Sakramentierer es damals schon anfingen. In dieser Schrift wird Luther nicht müde, in immer neuen Beispielen aus der Natur darzuthun, wie es denkbar sei und auch für die Vernunft gar nicht ungereimt, daß trotz aller anscheinenden Unwahrscheinlichkeit Christi Leib im Abendmahl sei. Bald erinnert er an die menschliche Stimme, die, obgleich Eine, doch zugleich in tausend Ohren sei, bald an ein Antlitz, welches sich jedesmal ganz in allen Stücken eines zerbrochenen Glases spiegele, bald an die Sonne, die mit ihren Strahlen alles, auch das Entfernteste, berühre und durchdringe. Übrigens ist aus derselben Schrift ersichtlich, wie Luther, so fest er an der wahren leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl hielt, sich doch diese Gegenwart in einer Weise dachte, die nur im höchsten geistlichen Sinne mit dem Glauben zu fassen sei.

Nicht ohne inneren Zusammenhang ließ Luther zur selben

Zeit ein Büchlein gegen die Wiedertäufer ausgehen („Von der Wiedertaufe, an zwei Pfarrherren"). Bemerkenswerter Weise tadelt er hier, daß man gegen die Wiedertäufer seitens der Obrigkeit sogar mit Todesstrafe vorgehe, ohne daß ihnen ein aufrührerisches Treiben nachgewiesen sei. Glauben, sagt er, solle man einen jeden lassen, was er wolle. Luther war der Meinung, es sei genug, wenn man Irrlehrer der Stadt oder des Landes verweise. Es ist das um so bemerkenswerter, als ihm oft der Vorwurf der Strenge, ja der Grausamkeit gegen Andersgläubige gemacht ist, wie es damals von Zwingli geschah, und eben dort in Zürich wurden zu der nämlichen Zeit wiedertäuferische Irrlehrer ersäuft!

Unter all diesen Kämpfen litt Luther schwer im Gemüt. Der Abfall dieser Leute, die zum Teil von ihm selbst ausgegangen waren, betrübte und kränkte ihn mehr, als aller Haß und Hohn seiner ursprünglichen Gegner. Mit bitterem Spott nennt er sie „seine zarten Kinder, seine Brüderlein, seine güldenen Freundlein".

Man hat gemeint, daß das Leben und Wirken Luthers von dieser Zeit an nicht bloß die ursprüngliche Frische, sondern auch die bisherige freie Bewegung des Geistes vermissen lasse. Ist das der Fall, so ist es nicht mehr, als natürlich. Der erste Ansturm fehlte, mit welchem die Reformation begann. Der Strom der Bewegung floß nun in zum Teil vielleicht breiterem, aber ruhigerem Bette dahin. Andrerseits engten sich die Verhältnisse für Luther mehr ein. Die großen Beziehungen nach außen zu Kaiser und Reich, Papst und römischer Kirche traten vor der Hand wenigstens und im Ganzen mehr zurück, die Angelegenheiten innerhalb der eigenen kirchlichen Gemeinschaft mehr hervor in seinem Leben. Und hier nun die vielen kleinlichen und darum peinlichen Geschäfte, die mit der Einrichtung der neuen Verhältnisse verknüpft waren; hier der Mißbrauch der evangelischen

Freiheit, der ihn bedenklich machen mußte, und eine ernste Begegnung forderte; hier der Lehrgegensatz, welcher sich in dem Streit um das Abendmahl mitten unter den Freunden offenbarte. Dazu all die sich drängenden Kämpfe der letzten Jahre, die so viel Verdrießlichkeiten und Kränkungen mit sich brachten; endlich sich häufende körperliche Leiden und die Jahre, in denen der Mensch ohnehin schwerfälliger und bedächtiger wird. Gewiß, da dürfen wir uns nicht wundern, wenn wirklich eine größere Enge und Ängstlichkeit bei Luther eintrat, und müssen nur staunen, wie viel Kraft ihm dennoch, zu wirken und zu schaffen, blieb, und welches mächtigen Geistesaufschwungs er bei dem allen immer noch fähig war.

Häusliche Not und persönliche Leiden.

Luther war nun also seit seiner Verheiratung mit Katharina von Bora Ehemann und Hausvater. Seine ganze reichbegabte und liebenswürdige Natur offenbarte sich auch hier. Luther hat von Anfang an in seiner Ehe der Welt und dem Volke das Bild eines rechten deutschen christlichen Eheherrn gegeben, und mit seinem ganzen Hause das Beispiel einer rechten christlichen Häuslichkeit, und das ist keins seiner geringsten Verdienste um unser Volk und um das christliche Leben. Aber leicht sollte es ihm nicht im Ehestande werden und auf Rosen war er nicht immer gebettet. Zwar seine Käthe hatte er lieb und gewann sie immer lieber; auch verstrich ihm das erste Jahr seines Ehestandes glücklich, wiewohl schon damals spätere schwere Leiden durch öftere Steinbeschwerden sich anmeldeten. Am 7. Juni 1526 ward ihm

von seiner Käthe sein erstes Söhnlein geboren, Hans oder Johannes in der Taufe genannt. Dankbar spricht er sich über solches Wunder der Liebe aus, womit Gott den heiligen Ehestand gesegnet hat und verfolgt mit Freude die Entwicklung des Kleinen, wie derselbe ein lustiger Esser und Trinker werde, seine ersten Gehversuche mache und die gewöhnlichen ersten Kinderstreiche verübe. Dabei teilte er mit seiner Käthe unter allen amtlichen Arbeiten und Geschäften treu die Sorgen des Hauses. Gerade ein Jahr nach seiner Verheiratung lud er seinen Freund Spalatin ein: „Ich habe einen Garten gepflanzt, einen Brunnen gegraben, beides mit Glück. Komm, und du sollst mit Rosen und Linien bekränzt werden!“ Er ließ sich Sämereien aus Nürnberg kommen, und verheißt hinwiederum einem Freunde, Gewächse zu schicken. Was ihm seine amtliche Thätigkeit Schweres und Verdießliches brachte, suchte er hier zu vergessen. Die gewaltige Kraft seines Geistes bewies er damit, daß er Großes und Kleines, das Geistlichste und Natürlichste mit gleicher Liebe umspannte, ja in Einem Augenblick mit spielender Leichtigkeit zu verbinden wußte. „Wütet Satan mit seinen Gliedern“, schreibt er, „so will ich ihrer spotten, mir die Gärten, diese Segnungen des Schöpfers betrachten und ihrer genießen, Ihn lobpreisend.“ Selbst von einer Bestellung an Leinwand lesen wir in seinen Briefen, die seine Frau bei Hausmann in Zwickau machte. Mit seinem Diener, Wolfgang Sieberger, kurz „Wolf“ genannt, fing er das Drechseln an. „Wenn die Welt durchaus nicht mehr um des Wortes willen uns nähren mag“, schrieb er an Link, den er um Werkzeuge bat, „wollen wir lernen, mit unsrer Hände Arbeit uns zu erhalten.“ Aber schon im Januar 1527 befiel ihn ein heftiger Blutandrang nach dem Herzen, der ihn dem Tode nahe brachte, indes noch schnell vorüberging. Ein neuer Anfall traf ihn am 6. Juli, verbunden mit schweren gemütlichen Anfechtungen. Justus Jonas,

den er vormittags 8 Uhr rufen ließ, berichtet: „Ich fand ihn in gewöhnlicher Gestalt bei seiner Hausfrau stehn, wie er denn konnte mit stillem, eingezogenem Gemüt Gott alles heimgeben und befehlen. Da wir nun hinaufgegangen waren, und beiseits traten an einen sonderlichen Ort, befahl er sich und alles, was er hatte, mit großem Ernst Gott, hub an zu beichten und der Meister begehrte vom Schüler Trost aus göttlichem Wort, item eine Absolution und Entbindung von allen seinen Sünden, ermahnte mich auch, ich sollte fleißig für ihn bitten.“ „Will mich der Herr jetzt rufen“, sagte er, „so geschehe sein Wille. Viele meinen, weil ich mich unterweilen in meinem äußerlichen Wandel fröhlich stelle, ich gehe auf eitel Rosen, aber Gott weiß, wie es um mich stehet meines Lebens halber.“ Er ließ sich bewegen, zum Essen auszugehn, wozu ihn der kurfürstliche Erbmarschall Hans Löser geladen hatte, war auch im ganzen fröhlich, aß und trank aber wenig. Nach dem Essen ging er zu Jonas in dessen Garten, saß allda und redete mit ihm von mancherlei Sachen an zwei Stunden. Als Jonas am Abend um 5 Uhr ins Kloster kam, wo Luther wohnte, sagte seine Frau, Luther hätte sich zu Bette gelegt, denn er sei schwach heimgekommen. Dennoch kam er zum Abendessen, klagte aber über starkes Brausen und Klingen des Ohres, wie es einer Ohnmacht vorherzugehen pflegt, und ging, da es immer stärker wurde, wieder hinauf in seine Schlafkammer. Jonas ging ihm nach, und kaum über die Schwelle getreten, wurde Luther von der Ohnmacht erfaßt. „Mein allerliebster Gott, wenn du es so haben willst, daß dies die letzte Stunde sei, so geschehe dein gnädiger Wille“, betet er, während sein Freund ihm mit Wasser zu Hilfe kommt. Danach mit Hilfe seiner Frau zu Bette gebracht, klagt er, er wäre sehr schwach und fühle gar keine Kraft mehr, fängt dann wieder an zu beten, und fragt nach dem Arzt. Als der kommt, verordnet er ihm warme

Kissen und Tücher, tröstet ihn auch, es werde diesmal mit Gottes Hilfe keine Not haben. Inzwischen kommt auch Bugenhagen, dem Luther schon in der ersten Frühe des Tages gebeichtet hatte. Dieser erzählt nun weiter: „Ich fand Luther im Bette liegend. Da hörte ich ihn mit klaren Worten, jetzt lateinisch, danach deutsch, jetzt Gott den Vater, danach Christum den Herrn anrufen. Vornehmlich befahl er mit großem Ernst Gott das Amt des heiligen Evangelii, das er ihm bisher vertrauet hatte.“ Nach einiger Zeit bat Luther seine Freunde, „weil die Welt Freude und Lust daran haben wird, zu sagen, ich habe meine Lehre vor meinem Ende widerrufen“, sein Glaubensbekenntnis anzuhören. Zu seiner Frau sagte er: „Meine allerliebste Käthe, ich bitte dich, will mich unser lieber Gott auf dies Mal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du es gewißlich halten. Laß die blinde gottlose Welt dawider sagen, was sie will, richte du dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler.“ Dann fragte er nach seinem Sohne: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänsichen?“, und als das Kind ihm gebracht wurde und ihn anlachte, sprach er: „O du gutes, armes Kindlein, nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich mein armes Waislein meinem lieben frommen Gott. Ihr habt nichts, Gott aber, der ein Vater der Waisen und Richter der Witwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen.“

Wie der Arzt gehofft hatte, erholte Luther sich wieder, aber nicht ohne körperliche und geistige Nachwehen. Er selbst bezeichnet das geistige Leiden als das bei weitem Schwerere, was er ausstehe. Noch im August des Jahres teilt er seinem Freunde Melanchthon mit, er sei eine Woche lang in Tod und Hölle umhergeworfen worden, und zittere davon noch jetzt in seinen Gliedern. Luther sah in diesem Leiden Gottes

Zorn für seine Sünden, niemals aber ist es ihm eingefallen, dabei an sein damaliges Auftreten in der Abendmahlssache zu denken und dasselbe für Unrecht zu erkennen.

Noch hatte Luther mit seinen eigenen Leiden zu thun, als das Gerücht ging, die Pest, die oftmals in Deutschland wütete, sei ausgebrochen und zöge gegen Wittenberg heran. Es traten auch wirklich Fälle in der Stadt auf, obgleich die Furcht größer war und blieb, als die Krankheit selbst. Die Universität wurde nach Jena verlegt und kehrte erst um Neujahr 1528 nach Wittenberg zurück. Luther blieb trotz der Ermahnung des Kurfürsten mit Bugenhagen allein zurück, „und doch nicht allein, schrieb er an einen Freund: Christus und euer und aller Heiligen Gebet sind zugleich mit den heiligen Engeln unsichtbar, aber kräftig bei uns.“ Die Gründe, die ihn dazu bewogen, sind ersichtlich aus einer Schrift an den Pfarrer Heß und dessen Kollegen zu Breslau, die ihn um solchen Rat gebeten hatten: „Antwort auf die Frage: Ob man für dem Sterben fliehen möge?“ Obenan steht auch hier die Sorge für die Kirche. Prediger und Seelsorger, sagt er, seien schuldig zu stehen und zu bleiben in Sterbensnöten (es sei denn, daß sonst genug geistliche Kräfte vorhanden wären), denn da bedürfe man des Amtes am allerhöchsten. Was er anderen riet, das that er selbst. Mancher Pestkranke wußte von dem Beistand zu erzählen, den der liebewarme, aufopfernde Mann ihm geleistet. Im November kam die Krankheit auch in Luthers Wohnung. „Mein Haus“, schreibt er an Amsdorf, „hat angefangen, ein Hospital zu werden. Hanna, Dr. Augustins Frau, trug die Pest mit sich herum, doch steht sie wieder auf. Margareta Mochina hat uns durch eine verdächtige Beule und andere Anzeichen Furcht gemacht, wiewohl sie wieder gesund ist. Wegen meiner Käthe bin ich sehr in Sorge, da sie ihrer Niederkunft nahe ist. Mein Söhnchen ist auch schon drei

Tage krank, ißt nichts und befindet sich übel.“ So stand es mit Luther und seinem Hause. Und das, erinnern wir uns! in denselben Tagen, in welchen die Sorge um Einrichtung der Kirche in Stadt und Land auf ihm lag, und in dem aufreibenden Kampf um das Abendmahl gerade eine Streit- und Gegenschrift die andere drängte, unangesehen die fortlaufenden amtlichen Arbeiten (selbst Vorlesungen hielt er für die wenigen Studenten, die während der Pest in Wittenberg geblieben waren) und Gelegenheitsschriften, die er zu der Zeit verfaßte, wie den „Gründlichen Bericht der seligen Geschichte des evangelischen Märtyrers Leohnhard Kaiser in Passau“ und den Trostbrief an die Christen zu Halle wegen ihres meuchlerisch ermordeten Predigers Georg Winckler: Wahrlich eine Kraft, die das alles bewältigte, die ihresgleichen sucht! Wie wäre das möglich gewesen, wenn ihm nicht die verborgenen Quellen offengestanden hätten, aus denen jede müde und angefochtene Seele allein die rechte Erquickung schöpft. „Der einzige Trost“, schreibt er an Amsdorf, „den wir der Wut des Satans entgegensetzen, ist, daß wir Gottes Wort haben, die Seelen zu retten, wenn er auch den Leib verschlingt. Darum befiehl uns dem Gebet der Brüder und deinem eigenen, auf daß wir die Hand des Herrn standhaft ertragen und des Satans Macht und List überwinden, es sei durch Leben oder Tod. Das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, an welches diese Worte erinnern, ist wahrscheinlich in dieser schweren Zeit entstanden; erschienen soll es neuerer Ansicht nach zum ersten Mal in einem Gesangbüchlein zu Anfang des Jahres 1528 sein.

Das Vertrauen Luthers ward nicht zu Schanden. Schon am 10. Dezember konnte er melden: „Mein Söhnchen ist wieder gesund und vergnügt, Schurfs Frau wiederhergestellt, Margaretha dem Tod unverhofft entronnen. Wir haben für

die Kranken fünf Schweine hingegeben, die uns gestorben sind." An demselben Tage wurde ihm sein zweites Kind geboren, eine Tochter, die den Namen Elisabeth erhielt. Auch die Pest hörte in diesen Tagen allmählich auf.

Packsche Händel und Türkenkrieg.

Die evangelische Sache hatte in den zwei letzten Jahren auch nach außen hin eine Festigung gewonnen. Der neue Kurfürst, der weniger Rücksicht nahm, auch weniger Rücksicht zu nehmen brauchte auf die alten Verhältnisse, insonderheit auf die kirchliche Einheit im Reich, die nun doch schon einmal gebrochen war, hatte sich auf Luthers Aufforderung, dem er persönlich nahe stand, entschlossen, sich der Reformation und Herstellung neuer kirchlichen Ordnung in seinen Landen selbstthätig anzunehmen. Infolgedessen war das Bündnis von Torgau entstanden, das erste Bündnis evangelischer Stände des Reichs, welchem außer dem jungen entschlossenen Landgrafen von Hessen die Fürsten von Anhalt, Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg und die Stadt Magdeburg beitraten. Andrerseits sah sich der Kaiser gerade in der Zeit sehr geschwächt durch die sogenannte heilige Liga, welche der Papst mit dem König von Frankreich und den italienischen Fürsten gegen ihn schloß, sowie durch die drohende Kriegsgefahr, welche von seiten des türkischen Sultans gegen Ungarn heranzog, und so war es möglich geworden, daß auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1526 der Beschluß durchgesetzt war, daß in Sachen der Religion vorläufig jeder Stand es so halten solle, wie er es glaube vor Gott und kaiserlicher Majestät verantworten zu können, ein Beschluß, durch welchen der Reformation in ihrem Verhältnis zum

Reich eine gewisse gesetzliche Grundlage gegeben wurde. Auf diese Lage der Dinge gestützt hatte die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse im sächsischen Kurfürstentum mit desto festerer Hand in Angriff genommen werden können. Mittlerweile aber hatten sich die Verhältnisse schon wieder etwas geändert. Kaiser Karl hatte gegen den Papst freie Hand bekommen. Sein Heer hatte im Jahre 1527 Rom erstürmt. Sogleich benutzte er das nach seiner Art, um einen Schlag gegen die Evangelischen vorzubereiten, während vorher der den Evangelischen günstige Reichsbeschluß von Speier nur dadurch zu stande gekommen war, daß der Kaiser sich in Bedrängnis gegenüber dem Papst befand. In einem Vertrag, zu dem der Kaiser den Papst nötigte, war schon wieder von „Ausrottung der lutherischen Ketzerei“ die Rede. Allerlei drohende Gerüchte gingen in Umlauf. Im Februar des Jahres 1528 hörte Luther von feindlichen Anschlägen, welche die Papisten auf dem Reichstage, der zu Regensburg gehalten werden sollte, schmieden wollten. Zu der Zeit war es, daß ein herzoglich sächsischer Rat, der seines Dienstes entlassen war, Otto von Pack dem Landgrafen Philipp Eröffnungen machte über ein Bündnis, welches angeblicher Weise die Herzöge von Sachsen und Baiern, sowie die Kurfürsten von Mainz und von Brandenburg und mehrere Bischöfe mit dem Bruder des Kaisers, König Ferdinand, geschlossen hatten, um gemeinsam über die evangelischen Fürsten herzufallen und das Land des Kurfürsten wie des Landgrafen unter sich zu teilen. Beide Freunde traten nun ihrerseits rasch zu einem Bündnis zusammen und begannen zu rüsten. Luther zweifelte keinen Augenblick an der Echtheit der Packschen Mitteilungen. Aber hier zeigte sich die ganze Mäßigung des Mannes und die Gewalt, deren er über sich fähig war, wenn es galt, die Stimme des Wortes Gottes zur Geltung zu bringen und unbedachtem Handeln vorzubeugen. Mit Entschiedenheit for-

derte er, so sehr er persönlich erregt war, evangelische Fürsten müßten die Seite des Friedens vertreten. Nicht einmal ihre Truppen zusammenziehen, riet er, sollten die beiden bedrohten Fürsten, auch keinen Kostenersatz für die begonnene Rüstung beanspruchen, wie Philipp wollte, um den bösen Schein zu meiden. Abwarten sollten sie, bei aller Vorsicht sich stille halten und, wenn es not thue, den Kaiser um seine Vermittlung anrufen. Er fürchtet, der Teufel möge jetzt aus den evangelischen Fürsten ärgere „Münzer" machen, als Münzer selbst, und „Selig sind die Sanftmütigen", ruft er ihnen zu, „denn sie werden das Erdreich besitzen"; wer aber das Schwert nehme, solle durchs Schwert umkommen. Als freilich der Landgraf deswegen Gegenvorstellungen machte, erklärte er mit Melanchthon, das Recht habe der Fürst, in dem Falle kriegerisch vorzugehen, daß die angeblich beteiligten Bischöfe von Mainz, Würzburg und Bamberg Auskunft und Versicherungen verweigerten, und Philipp steifte sich darauf, als er aus den Verhandlungen mit diesen geistlichen Fürsten glaubte schließen zu dürfen, daß jener Fall eingetreten sei, und fiel in das Gebiet von Würzburg ein, aber vor einem wirklichen Verfolgen dieses Rechtes warnte Luther, und, so oft der junge leidenschaftliche Fürst Miene machte, los zu schlagen, mahnte er ihn ernstlich ab. Und es war gut, daß er also that. Es blieb ihm die Reue erspart, die der Landgraf später darüber empfand, daß er sich von seiner Leidenschaft hatte fortreißen lassen. Denn bald stellte sich heraus, daß Philipp betrogen war. Otto von Pack hatte, wie sich nicht bezweifeln läßt, die Urkunden gefälscht und Geld vom Landgrafen erpreßt. Auch wurde durch die besonnene Haltung Luthers und nachfolgender Weise des Kurfürsten der Schimpf gemindert, den ein Vorgehen wie das des Landgrafen auf die Evangelischen bringen mußte. Vom Verdacht gegen Herzog Georg wollte Luther trotzdem nicht lassen. Im Gegen-

teil, meinte er in einem Briefe an Link, liege in der kühlen Entschuldigung, die dieser Fürst veröffentlicht habe, erst recht ein Geständnis der Schuld. Er kam durch diesen Brief, in welchem er den Herzog auch den größten der Narren nannte, in eine neue häßliche Berührung mit dem Fürsten. Der Herzog beschwerte sich über ihn in einer heftigen Schmähschrift, und Luther beklagte sich ihm gegenüber dann wieder über Mißbrauch „gestohlener Privatbriefe." Der Herzog antwortete noch einmal, und erwirkte dann, daß sein Vetter, der Kurfürst, Luther gebot, in Zukunft nichts mehr ohne kurfürstliche Erlaubnis gegen den Herzog drucken zu lassen.

Auch gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit führte Luther das Schwert des Geistes. Die Türken rückten einmal wieder gegen das Reich heran. König Ferdinand, der in seinen ungarischen und österreichischen Ländern zunächst bedroht war, suchte die Hilfe des Reichs. Da erschien im März 1529 Luthers Schrift „Vom Kriege wider den Türken" mit einer Widmung an den Landgrafen Philipp. Wie er einst mit glühender Beredsamkeit als Christ und Deutscher zugleich gegen die Tyrannei des Papstes zu seinem Volk gesprochen hatte, so spricht er hier mit gleichem christlichem und patriotischem Feuer zu seinem Volk gegen die Tyrannei dieses anderen Erbfeindes. Seine Freunde zwingen ihn dazu, sagt er, weil, wie er höre, etliche ungeschickte Prediger dem Pöbel einbilden, man solle und müsse nicht wider den Türken kriegen, etliche auch so toll sind, daß sie lehren, es zieme keinem Christen, das weltliche Schwert zu führen, oder zu regieren, dazu, wie das deutsche Volk ein wüstes, wildes Volk ist, ja schier halb Teufel halb Menschen sind, etliche der Türken Zukunft und Regiment begehren. Luther verantwortet sich zunächst, daß er einst im ersten Kampf mit dem Papst den, von diesem auch verdammten, Ausspruch gethan, wider den Türken streiten sei eben so viel,

als Gott widerstreben, der mit solcher Rute unsere Sünde heimsuche, woraus etliche die Rede gemacht haben möchten, er wehre und widerrate, gegen den Türken zu kämpfen. Er hält seinen Ausspruch durchaus aufrecht, bittet aber zu beachten, wie derselbe damals unter ganz besonderen Verhältnissen einen ganz besonderen und guten Sinn gehabt habe, den er unter ähnlichen Verhältnissen noch jetzt verteidigen würde. Nicht daß man überhaupt gegen den Türken habe streiten wollen, sondern daß der Papst unter christlichem Namen, wie es damals geschah, wider den Türken zu streiten vorgegeben habe, da doch Gottes Wort lehre, Christen sollten dem Übel nicht widerstreben, und daß er das gethan, um unter solchem Vorwande das Geld aus Deutschland zu ziehen, das habe er der Zeit bekämpft. Jetzt aber sei es die weltliche Obrigkeit, welche zum Kriege wider den Türken aufrufe, und zwar aus wahrer Notwehr gegen den wütenden Erbfeind, da sei es ein Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit, der Gott das Schwert anvertraut habe, also auch des Gehorsams gegen Gott, jetzt eben das zu thun, was er damals als Ungehorsam gegen Gott widerraten habe und habe widerraten müssen. Dennoch wolle er auch jetzt noch keinem Menschen, geschweige denn einem Christen, geraten haben, Krieg anzufangen, und ehe er zum Kampf gegen den Türken auffordere, vor allem „mit rechtem Gewissen kriegen“ lehren. Zum ersten müsse man auch jetzt noch erkennen, daß der Türke Gottes Rute und des Teufels Diener sei, die Welt zu strafen. Zum anderen müsse man wissen, wer der Mann sei, der gegen den Türken kriegen solle, d. h. der Befehl von Gott dazu habe, und das seien zwei. Der eine sei Christianus, der fromme, heilige liebe Christenhaufe. Derselbe solle geistlich streiten mit Buße, Gebet und Vertrauen auf Gott. Und um die Christen zu solchem geistlichen Kampf zu erwecken, schildert nun Luther die Irrtümer und Greuel

des Koran, und das Verderben, welches die Türken in geistlichen und weltlichen Dingen anrichten. Der andere sei Carolus, der Kaiser. Der habe, als die von Gott verordnete Obrigkeit, den leiblichen Streit zu führen, und ihm habe das ganze Volk zu folgen. Hier fühlt Luther sich getrieben, sich des Kaisers gegen dessen eigene Fürsten anzunehmen. Sie hätten des Kaisers Panier bisher wie ein schlechtes Stück Seide gehalten; sie sollten darin vielmehr Gottes Gebot: „Schütze die Frommen, strafe die Bösen!" geschrieben lesen. Ja, so sehr tritt er als Berater für sein Volk ein, daß er sogar vor der gewöhnlichen verkehrten Art der Kriegführung warnt und mahnt, ja nicht die Größe, Tüchtigkeit und militärische Zucht des Feindes zu unterschätzen. Vor allem aber soll man den Krieg führen, zwar nicht als einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, wie der Papst eh gethan, aber mit Furcht und Demut vor Gott in dem Sinn des Wortes: „Ich verlasse mich auf meinen Bogen nicht, und mein Schwert hilft mir nicht."

Am Schlusse dieser seiner Schrift „Vom Kriege wider den Türken" sagt Luther mit Bitterkeit: „Unsere Fürsten achten es für einen lauteren Scherz. So handeln sie dieweil, wie sie den Luther und das Evangelium plagen: Das ist der Türke, da liegt die Macht an, das muß fortgehen!" Und so war es. Der Reichstag war im Frühjahr 1529 wieder einmal in Speier zusammengetreten. Die politische Lage war für den Kaiser, der glücklich gegen Frankreich gekämpft hatte, günstig. Andrerseits war infolge des unglücklichen Packschen Handels die Erbitterung zwischen Katholischen und Evangelischen namentlich auf seiten der ersteren gewachsen. Unter diesen Umständen gelang es den kaiserlichen Gesandten und den katholisch gesinnten Ständen des Reichs in Speier einen

Beschluß durchzusetzen, daß, wo das Wormser Edikt nicht zur Ausführung gekommen sei, kirchliche Neuerungen nicht ferner stattfinden dürften, die Messe niemandem gewehrt werden solle, ja jedem geistlichen Stande seine Einkünfte belassen werden sollten, und endlich niemand von der Obrigkeit eines anderen Ortes sollte in Schutz genommen werden dürfen. Durch diesen Beschluß war mit einem Schlage der ganze Fortgang der Reformation bedroht, und das Übergewicht des katholischen Elementes im Reich und seinem Regiment rechtlich geworden. Das konnten sich die Evangelischen nicht gefallen lassen, wenn sie sich nicht selbst die Axt an die Wurzel legen wollten. Und so kam es am 19. April zu der berühmten Protestation, welcher die Protestanten seitdem ihren Namen verdanken: „Daß der frühere Speierische Reichstagsbeschluß vom Jahre 1526, wie er einmütig gefaßt worden sei, auch nur durch einen einmütigen Beschluß der Stände außer Kraft gesetzt werden könne, und auch ohne das in allen Sachen, Gottes Ehre und der Seelen Heil belangend, ein jeglicher vor Gott und seinem Gewissen Rechenschaft geben müsse.“

Nach dem geltenden Reichsrechte konnte von einer Annahme der Protestation nicht die Rede sein, mußten vielmehr die Evangelischen auf Gewalt von seiten der katholischen Stände gefaßt sein, und so vereinigten sich denn auch schon am 22. April der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen mit Straßburg, Ulm und Nürnberg zum Schutz gegen jeden, der sie des Evangeliums wegen angreifen werde, wobei es auf einen Beitritt Zürichs und andrer Orte der Schweiz abgesehen war. Hier zeigte sich die Verschiedenheit Luthers von Melanchthon, indem ersterer bei der ganzen Sache im Grunde sehr ruhig blieb, während Melanchthon, der auf dem Reichstage gewesen war, ganz zerschlagen und voller Ängste nach Wittenberg zurück kam, allerdings mit aus dem Grunde,

weil er sich selbst Vorwürfe darüber machte, in betreff der Schweizer auf dem Reichstage zu nachgiebig gewesen zu sein. Daß Luther die Protestation billigte, versteht sich von selbst, und hat er das unaufgefordert und aufgefordert gegen den Kurfürsten nachdrücklich ausgesprochen, aber in seinen Augen war die Gefahr, daß die Evangelischen sich, wie in der Packschen Sache, zu unbedachtem Handeln hinreißen lassen möchten, ebenso groß, als die, welche von seiten der Reichsgewalt drohte. Dahin rechnete er auch, daß man sich voreiliger Weise um des gemeinsamen katholischen Feindes willen mit den Schweizern vereinigen und das verschiedene Bekenntnis verleugnen möchte. Wenn man sagte, das beabsichtigte Bündnis mit den Schweizern habe mit Bekenntnis und Lehre nichts zu thun, so antwortete Luther, daß sie doch von denen, gegen welche sie sich verbinden wollten, eben der Lehre wegen angegriffen würden, und machte so auf den Widerspruch aufmerksam, der darin liegt, daß man sich zu gleicher Zeit auf der einen Seite in seiner Lehre schützen, aber eben zu diesem Zweck auf der anderen Seite zur Nachgiebigkeit in der Lehre verstehen wollte. Und hierin fühlte sich Luther mit Melanchthon alsbald eins. Aber eben dieses war ganz gegen die Absichten des jungen Landgrafen. So lange das Zerwürfnis mit den Schweizern bestand, blieb das Bündnis der Evangelischen hinter dem zurück, was es nach den Wünschen des Landgrafen sein sollte und sein mußte, um seinen Zweck wirksam zu erfüllen. Gleich bei seiner ersten Begegnung mit dem Ulmer Bürgermeister Besserer auf dem Speierischen Reichstage hat dieser Fürst auf die Notwendigkeit der Einigung mit den Schweizern hingewiesen. Auch Melanchthon suchte er schon in Speier in diesem Sinne zu bestimmen, und an Zwingli schrieb er aufmunternde Briefe, selbst möglicherweise im Herzen der Schweizerischen Lehre zugeneigt. Ein Kolloquium, persönliche Zusammenkunft und Verständigung der Theologen, sollte den

Gegensatz überwinden helfen und konnte allein dazu führen. Wie Luther sowohl als Melanchthon zur Sache standen, mußte dieser Gedanke Philipps bei beiden von vorneherein auf große Bedenken stoßen. Luther erwartete nichts von einem solchen Versuch. Er seinerseits konnte in seiner Überzeugung nichts nachgeben; er war seiner Sache im heiligen Abendmahl zu gewiß. Ob die Gegner nachgeben würden? — Luther zweifelte sehr daran. Er hatte vielmehr den Verdacht, das Ganze sei von seiten der Schweizer eine Falle, um nur nachher rufen zu können: Seht da, wir haben den Frieden gewollt, aber die Lutherischen haben ihn nicht angenommen! Aber eben um deswillen, damit ihm und seinen Freunden nachher nicht der Vorwurf der Unversöhnlichkeit gemacht werden könne, und um dem Landgrafen sich nicht ungefällig zu erzeigen, will Luther seinerseits die Einladung nicht ausschlagen. Nur bittet er den Landgrafen, ehe es zu einer Zusammenkunft komme, bedenken zu wollen, ob es mehr Frucht oder Schaden bringen werde, und darum zu erkunden, ob die Gegner auch geneigt wären, etwas von ihrer Meinung zu weichen. Um so mehr zeigte Zwingli sich bereit. Ihm machte es bei seiner ganzen Stellung und Denkweise wohl kaum Bedenken, daß ein Bündnis mit den Deutschen geschlossen würde, auch wenn der Lehrunterschied fortbestünde.. Nur gegen den beabsichtigten Ort der Zusammenkunft, Marburg, hatte er anfangs Einwendungen. Es sei, machte er geltend, die Reise dorthin für ihn gefährlicher, als für die Wittenberger, weil sie ihn mehr durch Gebiete feindlicher katholischer Landesherren führe. Doch gab er nach, und traf schon am 29. September zusammen mit Butzer und Hedio aus Straßburg, sowie mit Sturm, dem angesehenen Haupt der Straßburger Bürgerschaft, in Marburg ein. Luther und Melanchthon folgten am nächsten Tage nebst Jonas und Kruziger aus Wittenberg und

Mykonius aus Gotha, später noch die Prediger Osiander aus Nürnberg, Agrikola aus Augsburg und Brenz aus Schwäbisch-Hall.

Das Marburger Gespräch.

Die in Marburg versammelten Theologen, die sämtlich vom Landgrafen auf das Gastlichste in seinem Schlosse beherbergt wurden, traten nicht sofort zu dem eigentlichen, in Aussicht genommenen Gespräch zusammen. Klug und vorsichtig hatte der Landgraf es so eingerichtet, daß zunächst eine vorläufig gesonderte Besprechung statt fand, in welcher Luther nicht mit Zwingli, sondern mit Ökolampad, Zwingli aber mit dem sanfteren und weniger gegen ihn gereizten Melanchthon verhandelte. Man vereinigte sich hier über einige Punkte, in welchen Zwingli noch außer der Abendmahlslehre den Wittenbergern verdächtig geworden war und, wenn auch nicht erheblich, von ihnen abwich, in der Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gottheit des Sohnes, von der Erbsünde, Glauben und Werken.

Am Sonnabend den 2. Oktober begann das eigentliche Kolloquium. Man versammelte sich dazu schon um sechs Uhr morgens in einem Saal des Fürsten im östlichen Flügel des Schlosses. Der Landgraf war zugegen mit mehreren Herren und Gästen seines Hofes, darunter auch der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg. Im übrigen war die Verhandlung eine nichtöffentliche. Luther wurde mit Melanchthon, Zwingli und Ökolampad zusammen an einen Tisch gesetzt. Das Gespräch wurde verabredeter Maßen mit Rücksicht auf die nichtgelehrten Zuhörer deutsch geführt. Der hessische Kanzler Feige hielt eine kurze Anrede, machte

auf den Zweck der Versammlung und auf die ernste Bedeutung des Augenblicks aufmerksam, bat die Gegner, ihre Argumente in Demut vorzubringen, und forderte sodann Luther auf, die Diskussion zu beginnen.

Luther erinnerte zunächst, wie ungern er überhaupt auf den Gedanken eines solchen Kolloquiums eingegangen wäre, da ja beide Teile schon in ihren Schriften genugsam ihre Meinungen vorgebracht hätten. Sodann begehrte er, ehe er auf die Lehre des heiligen Abendmahls eingehen könnte, sollten die Gegner ihre Ansicht über die ganze Summa christlicher Lehre darlegen, da sie in mehreren Artikeln von ihm und seinen Freunden abwichen. Namentlich betonte er die Verbindung der beiden Naturen in Christo, machte also von vorneherein eine Hauptauffassung geltend, die seiner von den Gegnern abweichenden Lehre vom Abendmahl zu Grunde lag. Ökolampad berief sich darauf, daß er sich in den bezeichneten Artikeln keiner Abweichung von Luther bewußt wäre, Zwingli, daß er sich in diesen Stücken bereits mit Melanchthon verständigt habe, und namentlich seine auch von Luther angezweifelte Lehre von der Rechtfertigung klar in dem Büchlein, welches er über die Deutlichkeit des göttlichen Wortes geschrieben, vorläge, worauf Luther erwiderte, daß es ihm nur darum zu thun gewesen sei, öffentlich festzustellen, daß er mit manchen von den Gegern in ihren Schriften gemachten Äußerungen nicht übereinstimme, und sodann zur Verhandlung über das heilige Abendmahl fortging. Die Worte der Einsetzung „Das ist mein Leib" waren es, von denen er ganz seiner Weise und Anschauung gemäß ausging. Er hatte sie mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben, und bestand darauf, die Gegner sollten, Gott die Ehre gebend, dieselben einfach nehmen, wie sie lauteten; *ihre* Sache sei es, ihn zu überzeugen, wenn sie meinten, daß dieselben anders verstanden werden müßten.

Zwingli dagegen, auch ganz nach seiner Weise, stützte sich sofort auf die Worte Jesu Joh. 6 vom Essen seines Fleisches, indem er behauptete, hier sei nur von einem geistigen Genuß die Rede. Der Schweizer Reformator forderte eben seiner ganzen Anschauung gemäß, es müßte ausdrücklich nachgewiesen werden, daß die Worte „Das ist mein Leib“ nach der Schrift vom leiblichen Essen zu verstehen seien, wenn man anders diesen Sinn als den wahren annehmen solle. Nach seiner Ansicht war aber eben aus jenem Kapitel des Evangeliums St. Johannis die Erklärung dieser Worte herzunehmen, und Luther gerade, meinte er, müsse Gott die Ehre geben, indem er danach die Worte „Das ist mein Leib“ auch nur von einem geistlichen Genießen nähme. Ökolampad stimmte ihm darin bei. Luther wiederholte dagegen, die Gegner hätten nachzuweisen, daß diese Worte so im geistlichen Sinne verstanden werden müßten. Er leugnete nicht, daß der Herr Joh. 6 von einem gläubigen geistigen Genießen rede, behauptete aber, daß derselbe im heiligen Abendmahle laut seiner Einsetzungsworte die leibliche Darbietung zur Stärkung für die Gläubigen hinzugefügt habe, auch tadele der Herr bei Johannes nicht das Fleisch oder das leibliche Essen an sich, sondern nur die fleischliche jüdische Auffassung. Von einer verschiedenen niederen, fleischlichen und höheren, geistigen Deutung der Schrift, wovon Ökolampad redete, wollte er überhaupt nichts wissen. Jedenfalls seien leiblich und auf der anderen Seite niedrig fleischlich zwei verschiedene Dinge. Alle Offenbarung Gottes zu unserem Heil, wie die Versöhnung und die Vergebung der Sünden, seien an solche äußere leibliche oder fleischliche Dinge geknüpft. Auf die wiederholte Frage: Wozu denn das wirkliche Genießen des Leibes Christi nötig und nütze sei? antwortete er, es sei von hohem Nutzen, weil es nicht, wie ein anderes Essen von dem Genießenden verdaut und in sein Fleisch und Blut verwandelt

werde, sondern umgekehrt den, der es genieße, in sein Wesen verwandele; übrigens werde er auch Holzäpfel essen, wenn der Herr es ihm geböte, in der Zuversicht, daß es dann heilsam für ihn sei. Daß das geistliche Genießen auch gut und notwendig sei, ja, daß ohne ein solches das leibliche Essen allein nicht nützen könne, gebe er zu, aber es sei mit nichts bewiesen, daß darum das leibliche Essen im Sakrament nicht möglich und nicht nötig sei. Als Zwingli ausrief: „Nein, Herr Doktor, das Ort Joh. 6 bricht euch doch den Hals!" ward Luther heftig und antwortete, man sei hier nicht in der Schweiz. Zwingli verwahrte sich, daß man in der Schweiz widerrechtlich jemandem den Hals breche; es sei das nur so eine Redeweise seines Landes. Der Landgraf selbst legte sich in's Mittel und suchte Luther zu beschwichtigen.

Am Nachmittage wurde das Argument von der Natur des Leibes von Zwingli in's Feld geführt. Ein Leib könne zugleich nur an Einem Orte sein, sonst sei er kein wahrer Leib. Christi Leib aber sei im Himmel: Wie könne er zugleich im heiligen Abendmahl sein? Luther gab zu, daß Christi Leib ein endlicher sei, nicht aber, daß er darum an einen bestimmten Ort gebunden sei. Das Gegenteil eben folge aus den Einsetzungsworten, wo Christus auf das Brot hinweisend sage: „Das ist mein Leib"; die Möglichkeit dafür liege in der Allmacht Gottes. Zwingli wollte die Möglichkeit einräumen, bestand aber fort und fort darauf, es käme darauf an zu beweisen, daß es im Abendmahl wirklich so sei. Da ergriff Luther das Wort und sprach: „Meine allerliebsten Herren! Dieweil der Text meines Herrn Jesu Christi da steht: „Das ist mein Leib", so kann ich wahrlich nicht vorüber, sondern muß bekennen und glauben, daß der Leib Christi allda sei." Zwingli aber sprang auf und rief: „Also, Herr Doktor! setzet auch Ihr Christi Leib räumlich in das heilige Abendmahl,

denn „da, da“ ist eine Bestimmung des Ortes, worauf Luther ihm erwiderte: Ob der Leib Christi an einem bestimmten Orte oder außerhalb Ortes oder Raumes sei, stelle er Gott anheim; ihm genüge, daß Christus nicht sage: „Da ist mein Leib“, sondern: „Das ist mein Leib“.

Beachtenswert, weil nicht unwichtig für den späteren Verlauf des ganzen Streites, war die Stelle des Gespräches, wo Zwingli auf eine Äußerung Luthers, Gottes Wort sei kräftig, von wem es auch gebraucht werde, wenn es nach seinem göttlichen Befehl geschehe, erwiderte: Wenn man glauben solle, die Worte im heiligen Abendmahl seien kräftig, selbst wenn sie in Versammlungen Gottloser von Gottlosen gesprochen würden, dann fürchte er, würde sofort das Papsttum wieder eingeführt werden. Darauf antwortete Luther: Von Versammlungen Gottloser habe er nicht gesprochen; er rede nur vom Glauben, und weil niemand sicher auch bei einem Diener der Kirche auf diesen rechnen könne, so müsse man mehr auf die Kraft des göttlichen Wortes, als auf den Prediger sehen.

Am zweiten Tage der Verhandlung, in dessen Frühe Luther — es war ein Sonntag — gewaltig über die Rechtfertigung aus dem Glauben und Vergebung der Sünden gepredigt hatte, wurden von den Gegnern auch Stellen aus den Kirchenvätern beigebracht. Namentlich Augustin wurde geltend gemacht, der das Brot ein Zeichen des Leibes Christi nenne. Luther gab nicht zu, daß Augustin damit gemeint habe, daß es nur ein Zeichen des Leibes sei. Übrigens bemerkte er zu der ganzen Anführung, man dürfe um der Väter willen nicht Gottes Wort fahren lassen, worauf Ökolampad: sie hätten mit ihrer Anführung nur darthun wollen, daß ihre Lehre keine neue sei.

Damit schloß die Disputation. Der Kanzler forderte noch einmal beide Teile auf, Mittel und Wege der Einigung

zu suchen. Aber Luther erwiderte, er wisse kein anderes, als daß die Gegner dem Worte Gottes wichen und mit ihm und den Seinigen glaubten, dankte ihnen für ihre freundliche Haltung bei dem Gespräch und schloß mit der Erklärung: So wolle er sie fahren lassen und dem gerechten Gericht Gottes übergeben, der es wohl finden werde, wer Recht habe, wolle ihn indessen bitten, sie zu bekehren. Ökolampad antwortete, daß sie desgleichen thun wollten, und den Gegnern dasselbe Not thue. Zwingli aber bat um Verzeihung, wenn er zu heftig geworden sei, und beteuerte unter Thränen sein beständiges Verlangen nach Eintracht und Frieden.

Auf Antrag Sturms erhob sich noch Butzer und legte im Namen seiner Kollegen dar, was in Straßburg über die Hauptpunkte des Evangeliums, Dreieinigkeit, Gottheit Christi, Erbsünde, Erlösung und Rechtfertigung gelehrt werde. Eine Aufforderung, seinerseits dasselbe zu thun, lehnte Luther ab mit dem Bemerken, daß seine Lehren genug bekannt seien, und übrigens, daß sie, die Gegner, ja von ihm nichts lernen wollten.

Der Landgraf versuchte noch einmal, ob er beide Teile einander nähern könne, indem er mit jedem Einzelnen verhandelte, aber vergebens. So begnügte er sich damit, daß auf Zwinglis und seiner Freunde Wunsch durch Luther eine Reihe von Sätzen aufgestellt und von den beiderseitigen Theologen unterzeichnet wurde, in welchen die Übereinstimmung beider Teile in den Artikeln, die außer der Abendmahlslehre fraglich erschienen waren, bezeugt wurde. Das sind die sogenannten „Marburger Artikel“. Sie handeln von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und Person Jesu Christi, der Erbsünde, der Erlösung, dem Glauben, der Rechtfertigung, dem äußerlichen Wort, der Taufe, der Beichte, der Obrigkeit und sind im Geist des Friedens so abgefaßt, daß alle Härte und Schroffheit vermieden ist, wenn gleich

Luthers feste Hand darin unverkennbar ist. Selbst im Punkte des Abendmahls wurde hier insoweit ein gemeinsames Bekenntnis ausgesprochen, daß es als ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi bezeichnet wurde, bei welchem die geistliche Nießung einem jeglichen Christen vornehmlich von nöten sei, und welches den Zweck habe, die schwachen Gewissen durch den heiligen Geist zum Glauben und zur Liebe zu bewegen. Als einzige Frage, über die man sich nicht habe einigen können, wurde die bezeichnet: Ob der wahre Leib und Blut des Herrn leiblich im Brot und Wein sei.

Eine Bitte des Landgrafen, die von Zwingli und den Seinen inständig unterstützt wurde, sich gegenseitig als Brüder anzuerkennen, wurde von Luther im Einverständnis mit seinen Freunden nicht gewährt. Luther sagte, er müsse sich darüber verwundern, wie die Gegner das wünschen und erwarten könnten, die doch seine Lehre für falsch hielten, und schloß daraus, daß es ihnen mit ihrer eigenen Lehre nicht sehr ernst sein müsse. Dagegen wollte Luther ihnen die Liebe nicht verweigern, die jeder Christ auch den Feinden schuldig sei. Daher der Schlußsatz in den Marburger Artikeln: „Wiewohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich in Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den anderen christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle. Amen." Alle diese Schlußverhandlungen wurden mehr, als es sonst geschehen wäre, beschleunigt, weil man hörte, daß eine bis dahin in Deutschland unbekannte Seuche, der sogenannte englische Schweiß, in der Stadt ausgebrochen sei.

Im Ganzen hatte sich also bewährt, was Luther zum voraus von dem Marburger Gespräch erwartet hatte, daß es im Punkt des Abendmahls wenig nützen würde. Es

ging da, wie es bei solchen Besprechungen zu gehen pflegt, wo die beiden Teile bei allem Friedenswillen von zwei verschiedenen Grundstandpunkten ausgehen: man blieb auf beiden Seiten im ganzen auf seinem Stück. Auch Neues zur Sache wurde im ganzen Verlauf des Gesprächs nicht vorgebracht. Unfruchtbar darf darum die Marburger Verhandlung nicht schlechtweg genannt werden. Man hatte sich gesehen; man hatte erfahren, wie man auch in artigem Ton über die wichtigsten Streitpunkte miteinander reden könne. Der Augenzeuge Brenz erzählt sogar, man hätte Luther und Zwingli für Brüder ansehen können, so freundschaftlich hätten beide miteinander verkehrt. Man hatte sich überdies in wichtigen Punkten der christlichen Lehre geeinigt, ja bis zu einem gewissen Grade selbst über den Artikel vom Abendmahl verständigt und damit eine gemeinsame Grundlage gewonnen für künftige weitere Verhandlungen. Auf der anderen Seite war freilich gerade durch diese persönliche Berührung die tiefgreifende Verschiedenheit beider Teile erst recht zum Bewußtsein gekommen.

Nirgends hat man den Vorwurf, daß Luther schroff und unversöhnlich gewesen, schärfer erhoben, als seinem Verhalten in Marburg gegenüber. Man hat ihn für das ganze vermeintliche Unglück der Zerspaltung der Evangelischen in zwei Kirchen verantwortlich gemacht und es fast als reinen Eigensinn behandelt, daß er den Gegnern in der Abendmahlslehre nicht mehr nachgab. Aber nirgends möchte man ihm auch mehr Unrecht gethan haben. Man vergißt dabei, wie sehr beide Teile in ihren Anschauungen auseinandergingen, und Luther in seinem tiefsten Denken, Fühlen und Wollen sich von der Gegenpartei unverstanden fühlte. Es handelte sich für Luther in dem ganzen Streit nicht darum, ob einige Worte der Schrift so oder so verstanden, etwas mehr oder etwas weniger buchstäblich genommen würden; nicht um

Worte, sondern um Sachen handelte es sich überhaupt für ihn, nicht um den Buchstaben, sondern um den Geist. Hatte er sich zu Anfang seiner reformatorischen Thätigkeit, Rom gegenüber, die volle, (beiderlei), Gestalt des heiligen Abendmahls erkämpft, so galt es nun in dem Streit mit den Schweizern für ihn, den vollen Gehalt desselben zu behaupten. Und das war ihm nach zwei Seiten hin wichtig. Er hatte es selbst an sich erfahren, was das Sakrament, wenn es im vollen Glauben an die Gabe des Herrn in demselben genossen werde, einem angefochtenen und um sein Heil bekümmerten Herzen sei, und fleißig, namentlich in besonders angstvollen Zeiten seines Lebens, davon Gebrauch gemacht. Um so weniger wollte er solchen Trost anderen verkürzt wissen. Sofern ihm das Wesentliche im Sakrament durch die Worte der Einsetzung („Das ist mein Leib") vermittelt war, hielt er an ihrer buchstäblichen Auffassung fest. Nicht die Worte waren es, sondern das Wort, das ursprüngliche ewige Gotteswort mit seinem ganzen trostreichen Inhalt, was er in seiner Kraft und Bedeutung gewahrt wissen wollte. Und dazu kam das andere: Luther hatte in seinem Kampf gegen die römischen Irrtümer mit allen sichtbaren kirchlichen Gewalten gebrochen; im Wort und Sakrament aber war ihm das unsichtbare Haupt der Kirche, Christus selbst wesentlich gegenwärtig: Sollte er sich nun auch dieses nehmen lassen? Das konnte er um keinen Preis; er hätte fürchten müssen, der Kirche ihr köstlichstes Kleinod, die wichtigsten Grundlagen ihres Bestehens zu nehmen. Die ganze Frage war Luther eine Lebensfrage für die Kirche und eine Gewissensfrage der ernstesten Art. Er sah es als seine heilige Pflicht an, der Kirche das Erbe des Wortes und Sakramentes voll und ganz zu hinterlassen, und mit einer heiligen Angst, darf man sagen, erfüllte ihn der Gedanke, daß auch in diesem Stücke der Kirche ein Abbruch geschehen möchte.

Das wollte es sagen, wenn Luther im Verlauf des Marburger Gesprächs wieder und wieder im Angesicht der Gegner ausrief: „Ihr habt einen anderen Geist!“, und dabei blieb, wie sehr es auch die Gegner schmerzte oder verdroß, diese Worte zu hören. Und muß man Luther in dieser Auffassung der Sache Recht geben, so fällt auch der Vorwurf der Lieblosigkeit oder des Eigensinns hin, den man ihm gemacht hat; so muß man ihm auch darin Recht geben, daß er fest auf seinem Stücke bestand und eine kirchliche Gemeinschaft mit den Gegnern nicht eingehen wollte. Die Wahrheit stand ihm höher, als der scheinbare Friede zweier unvereinbarer Gegensätze, das Heil der Kirche und der Seelen höher, als das Ansehn schwankenden Menschenurteils, ja als sein eigenes persönliches Wünschen: Wer will ihn darum tadeln? —

Am Donnerstag Nachmittag, den 5. Oktober, brach Luther von Marburg auf und fuhr mit Melanchthon und Justus Jonas zunächst über Eisenach nach Schleiz. Dorthin hatte ihn der Kurfürst bestellt. Es fand dort nämlich eine Zusammenkunft des Kurfürsten mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg statt, auf welcher über das Bündnis der Evangelischen verhandelt werden sollte. Luther bekam hier den Auftrag, Artikel des Glaubens zu verfassen, welche diesen und ähnlichen Verhandlungen zu Grunde gelegt werden könnten. Er machte sich sofort an die Arbeit, indem er die eben entworfenen Marburger Artikel benutzte und im wesentlichen festhielt. Der Kurfürst gebrauchte die neuen Artikel für einen Konvent in Schwabach am 16. Oktober, woher sie den Namen „Schwabacher Artikel“ haben. Es sind 17 an der Zahl. Im Verhältnis zu den Marburger Artikeln sind hier die Hauptsätze im Sinne Luthers verschärft. Es galt hier für Luther nämlich, der Gefahr thunlichst vorzubeugen, daß die Schweizer und die ihnen zugethanen oberdeutschen Städte

in das in Rede stehende Bündnis aufgenommen wurden. So wurde im Artikel vom heiligen Abendmahl (Artikel 10) von der wahrhaftigen Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi in Brot und Wein gesprochen, der Satz der Marburger Artikel aber, daß die geistliche Nießung besonders von nöten sei, weggelassen. Das alles hatte zur Folge, daß auf dem Konvent zu Schwabach wie auf dem am 29. November nachfolgenden größeren zu Schmalkalden die oberdeutschen Städte, voran Ulm und Straßburg, zu des Landgrafen Philipp großem Leidwesen auf einen Beitritt zum Bunde verzichteten. Um so ernstlicher trat an die Fürsten die Frage heran: Was thun, um der drohenden Gewalt des Kaisers zu begegnen? War ein gewaltsamer Widerstand gegen den Kaiser erlaubt? Das war die Frage, die es zu entscheiden galt, und diese Entscheidung verlangte der Kurfürst vor allem von Luther. Luther bewies und bewahrte hier seine ganze Unabhängigkeit. Die sächsischen Juristen hatten die Frage mit Ja beantwortet, von dem Grundsatz aus, daß solche, die unrecht bedrängt würden, ein Recht hätten sich zu wehren. Selbst Bugenhagen hatte anfangs so entschieden, denn in Stücken, welche Gott zugehören, sei der Kaiser kein Oberherr. Luther warf alle diese Aufstellungen über den Haufen, und riet, mit einer Verbindung von weltlicher Klugheit und geistlicher Weisheit, die an seine Schrift gegen die Türken erinnert, seinem Fürsten aufs entschiedenste, von allem bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser abzustehen. Ein Christ, sagt er in dem hierfür wichtigsten Gutachten vom 6. März 1530, darf sich nach der Schrift in keinem Wege wider seine Obrigkeit setzen, sie thue recht oder unrecht, nimmt also auch hier von vorneherein einen sehr klaren, festen Standpunkt gegenüber aller bloß rechtlichen, und sagen wir es hier gleich, auch alttestamentlichen Auffassung der Sache. Wollten die Fürsten mit Waffengewalt dem Kaiser

begegnen, dann müßten sie ihn erst absetzen. Aber so lange er Kaiser sei und nach der Ordnung des Reichs regiere, hätten sie ihm zu gehorchen, ob er unrecht thue oder nicht. Sie selbst würden ja auch nicht dulden, wenn etwa der Bürgermeister einer ihrer Städte einen ihrer Unterthanen gegen sie mit Gewalt in Schutz nehmen wollte. Danach stellt er selbst die Frage: „Wie denn nun thun?“ und antwortet: „So soll man thun: Will Kaiserliche Majestät wider uns: daß kein Fürst noch Herr uns gegen ihn schütze, sondern lasse dem Kaiser Land und Leute offen stehn, als die seinen, und befehle die Sachen Gott!“, fügt aber hinzu: „Will der Kaiser über das auch die Fürsten dahin zwingen, daß sie sollen ihre Unterthanen ums Evangelium willen angreifen, und die Fürsten glauben, daß der Kaiser daran unrecht thut, alsdann geht es auch an ihren eignen Glauben, da sollen sie nicht gehorchen.“ Dabei spricht er die Zuversicht aus, Gott werde, wenn die Evangelischen nur also ihm ihre Sache beföhlen und mit ganzem Vertrauen beteten, Mittel finden, sie zu schützen und sein Wort zu erhalten, und erklärt es für eitel Vorwitz und Mißglauben, wenn jemand meinte, Gott könne ihn ohne seine menschliche Klugheit und Macht nicht schützen. Es ist derselbe feste, kühne Glaubenssinn, mit welchem Luther von jeher allen eigenmächtigen Menschenrat und Menschenhülfe verachtete. Schließlich giebt er noch zu bedenken, wohin es führen würde, selbst wenn es recht wäre, sich wider den Kaiser zu setzen. Man würde dann weiter getrieben werden und sich genötigt sehen, den Kaiser zu verjagen und selbst Kaiser zu werden, denn der Kaiser würde sich wehren, und dann wieder, wenn einem das gelänge, würde man sich gegen die kehren müssen, die einem dabei geholfen hätten, und so würde der Zwietracht kein Ende sein. „Der Teufel, sagt er, hätte solch Spiel gern, aber Gott soll uns davor behüten und gnädiglich helfen! Amen“. — Wenn in der

Folge der Gedanke, dem Kaiser mit der gesamten bewaffneten Macht der Evangelischen zu begegnen, aufgegeben, und damit der Friede vor der Hand erhalten wurde, so ist es, wie so manches Mal in ähnlichem Falle, zumeist dem Einfluß zuzuschreiben, den Luther durch sein geistgewaltiges Wort auch über Fürstenherzen übte.

Während er aber so dem Kaiser gegenüber Frieden predigte, fühlte er sich aufs neue getrieben, mit derselben Entschiedenheit gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit sein gesamtes Volk in Waffen zu rufen. Es waren bange Tage, diese Tage des Monats Oktober, als Luther von dem Gespräch zu Marburg zurückkehrte. Der Kaiser drohte, die neue Seuche setzte alles in Schrecken, Luther selbst litt wieder an heftigen Beängstigungen und zu dem allen kam die Nachricht, daß die Türken bis vor Wien gerückt seien, und die tapfer verteidigte, aber schlecht befestigte Hauptstadt hart bedrängten. Auf ihren Gott, den Teufel, führte Luther die Anfechtungen zurück, die er eben damals zu bestehen hatte. Da schrieb er, sobald er in Wittenberg eingetroffen war, seine „Heerpredigt wider den Türken“. Inzwischen kamen bessere Nachrichten. Die Türken waren nach einem letzten vergeblichen Sturm auf Wien auf dem Rückzug begriffen. Aber nun galt es, die Deutschen vor Sicherheit zu warnen, ihrem alten Fehler, und Luther ließ seine „Predigt“ wider den Türken ausgehen.

Aus der Schrift, aus den Propheten, belehrt er sein Volk vor allem über das Wesen des Türken. Er sieht in ihm das kleine Horn beim Daniel, welches zwischen den zehn Hörnern des geweissagten vierten Tieres hervorwächst, Menschenaugen hat und Lästerworte redet. Darum soll man auch nicht unter christlichem Namen gegen den Türken fechten, sondern den weltlichen Oberherren wider ihn ausziehen lassen. Wer aber unter diesem Panier kämpft und fällt, den macht damit der Türke zu

einem wahren Märtyrer und Heiligen Gottes. — Nachdem aber das Gewissen unterrichtet ist, gilt es zweitens auch die Faust zu vermahnen. Leib und Gut soll man dran wagen, den Türken zu bekriegen, und hier soll niemand zurückstehn. „Ich wollte wünschen, schreibt Luther, daß alle Deutschen so gesinnet wären, daß sich kein Flecklein noch Dörflein plündern noch wegführen ließe vom Türken, sondern, wenn's zu solchem Ernst käme, daß sich wehrte, was sich wehren könnte, jung und alt, Mann und Weib, Knecht und Magd." An die deutschen Vorfahren mahnt Luther, von denen die Römer berichten, daß auch Frauen und Jungfrauen hätten ins Feld ziehen müssen. „Aber Gott der Vater aller Gnaden, schließt er, wolle uns diese Zeit gnädiglich verkürzen und uns mit Weisheit und Stärke begaben, daß wir dieweil weislich und mannhaftig wandeln und der Zukunft unseres lieben Herrn Jesu Christi fröhlich warten, und von diesem Jammerthal seliglich scheiden mögen. Dem sei Lob und Dank, Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen."

Luther auf der Koburg während des Augsburger Reichstages.

Ein neuer Reichstag war auf den 8. April 1530 zu Augsburg angesetzt. Der Kaiser war am 24. Februar des Jahres in Bologna vom Papst gekrönt worden. Die „Domherren mögen sich dessen freuen, schreibt Luther an Amsdorf, aber laßt uns nur beten, so werden die Pforten der Hölle nichts vermögen." Das Ausschreiben des Kaisers für den Reichstag lautete günstiger, als man erwartet hatte; es wird darin gemahnt, die Stände mögen, um heilsam über die Glaubensangelegenheit zu beraten, ihren Widerwillen gegen-

einander lassen, die vergangene Irrsal dem himmlischen Seligmacher ergeben und Fleiß anwenden, eines jeden Meinung in Liebe und Güte anzuhören, und Luther, leicht zu getrostem Mut und insbesondere zum Vertrauen gegen den Kaiser geneigt, war voll Hoffnung. Unter dem 4. März erließ der Kurfürst an Luther samt Jonas, Bugenhagen und Melanchthon die Aufforderung, mit Beiseitelassung aller sonstigen Geschäfte die in Betracht kommenden Artikel des Glaubens so zu fassen, daß vor dem Beginn des Reichstages feststünde, was er und seine Freunde auf demselben mit gutem Gewissen zugeben könnten. Sie sollten sich auch mit Ausnahme Bugenhagens bereit halten, ihn auf der Reise nach Augsburg zu begleiten. Am 3. April machte sich Luther mit Jonas und Melanchthon nach Torgau auf den Weg, wo der Kurfürst weilte. Am 10. des Monats waren sie mit dem Kurfürsten in Weimar, und am 15. kamen sie nach Koburg, wo die Eröffnung des Reichstages, die sich verzögert hatte, abgewartet werden sollte. Luther predigte hier auf das Osterfest und nach demselben dreimal in seiner gewohnten Art über die Auferstehung des Herrn und die Thatsachen des in ihm für alle Sünder erschienenen Heils. Der Kurfürst reiste am 23. auf eine Weisung vom Kaiser mit seinen Begleitern ab; Luther blieb in Koburg. Er durfte wegen der über ihm schwebenden Reichsacht ratsamer Weise die kursächsischen Lande nicht ganz verlassen, und sollte doch nach dem Wunsch des Kurfürsten den Verhandlungen des Reichstages möglichst nahe sein. Dafür war Koburg der rechte Ort. Schon in der Nacht vor dem 23. war er auf die Feste geführt, die sich über Koburg erhebt. Das war die Stätte, wo Luther während des ereignisreichen und entscheidungsvollen Augsburger Reichstages wohnen sollte.

Man würde irren, wenn man es sich so vorstellte, als habe Luther von Koburg aus die Verhandlung auf dem Augsburger Reichstage evangelischerseits geleitet. Er hat

alle Vorgänge dort von seiner Feste aus mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, er hat sie fort und fort bei sich bewegt, innerlich sie mit durchlebt und durchkämpft, er hat sie vor allem auf dem treuesten betenden Herzen getragen; er hat thatsächlich auf ihren Gang einen großen Einfluß geübt, aber beabsichtigt und geflissentlich betrieben hat er das nicht. Im Gegenteil, er hat sich, so viel an ihm war, absichtlich einer solchen Beeinflussung enthalten, und sich wiederholt dagegen ausgesprochen, wenn man ihm von Augsburg aus eine solche zumuten wollte. Die Sache sei nicht seine, sagte er. Nur im ersten Anfang seines Aufenthalts in Koburg hat er sich, in seiner „Vermahnung an die in Augsburg versammelten Geistlichen“, vernehmen lassen, um sie ganz in der ihm eigenen derben und ungebundenen Weise ihretwegen zu warnen, daß sie den Bogen nicht zu hoch spannen sollten, denn des Münzers Geist sei noch nicht tot, schließlich aber noch einen Vorschlag zum Frieden zu machen, indem er sie auffordert, die Lehre des Evangeliums frei zu geben. Und dann, als die Freunde auf dem Reichstage schwach zu werden drohten, und Wesentliches auf dem Spiel zu stehen schien, hat er, dann aber mit ganzer Kraft, sein Wort in die Wagschale geworfen. Im Übrigen verhielt er sich ruhig zuwartend, und ließ alles an sich herankommen, um sich gelegentlich, wenn es ihm gut schien, darüber auszusprechen. So dachte er denn auch, als er nach Koburg kam, vor allem an seine eigenen privaten Arbeiten, und es hat gerade einen eigentümlichen Reiz für uns, die wir die weltgeschichtliche Bedeutung jener Tage von Augsburg kennen, den Mann, der in vieler Beziehung der Mittelpunkt der Ereignisse war, in derselben Zeit in seinem stillen, persönlichen Treiben auf der einsamen Burg zu beobachten. „Wir sind, schreibt er am ersten Tage seines Aufenthalts auf der Feste an Melanchthon, auf unserem Sinai angekom-

men. Aber wir wollen ein Zion aus diesem Sinai machen, und drei Hütten bauen: dem Psalter eine, den Propheten eine, und dem Äsop eine." Aus dem Psalter wollte er einzelne Stücke, begleitet „von seinen eigenen kleinen Gedanken" in die Welt ausgehen lassen. Er that es vor allem mit dem 118. Psalm („Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich"). „Es ist, sagt er, mein Psalm, den ich lieb habe, denn er hat sich redlich gar oft um mich verdient, und mir aus großen Nöten geholfen, da mir Kaiser, Könige, Weise und Heilige nicht hätten helfen mögen." Die Worte desselben „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen" schrieb er in seiner Stube auf dem Schloß lateinisch an die Wand, mit Noten zum Singen darüber. Die Propheten hoffte er hier endlich in der Ruhe und Einsamkeit in ihrer Übersetzung vollenden zu können, und warf sich mit großem Eifer auf diese Arbeit. Mit dem Äsop hatte er die Absicht, diesem Dichter eine bessere Gestalt zu geben, als er bisher in deutscher Übertragung gehabt, „allermeist um der Jugend willen, daß sie solche feine Lehre und Warnung, unter der lieblichen Gestalt der Fabeln, gleich wie in einer Mummerei oder Spiel, desto lieber lerne, oder fester behalte." Er wußte „von äußerlichem Leben in der Welt zu reden" außer der heiligen Schrift nicht viele Bücher, die dem Äsop überlegen sein möchten.

Am ersten Tage hatte er seine Papiere und sonstigen Schreibbedürfnisse noch nicht zusammen auf dem Schlosse. Da sah er sich seine Umgebung an, die ihm ausnehmend gefiel. Vor allem ergötzte ihn das unermüdliche Getümmel von Vögeln, welches er von seinem Zimmer aus beobachten konnte. „Es ist, schreibt er an seine Tischgenossen in Wittenberg, ein Gehölz gleich vor unserem Fenster, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei

Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll. Da kekt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen möge, und möchte gern, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs noch etliche bei euch wären: Mich dünkt, sie seien aus der Welt hierher versammelt. Ich hab' ihren Kaiser noch nicht gesehn, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unseren Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich Einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen." „Es sind große, mächtige Herren", sagt er; „was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun." „Ich halt aber", schließt er, „es sei nichts Anderes, denn die Papisten und Sophisten mit ihrem Predigen und Schreiben; die muß ich alle auf einen Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme, und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür keken für die lange Weil." Übrigens würde man sich irren, wenn man meinte, daß ihm auf seiner Höhe nur diese Stimmung bewußt gewesen wäre. „Dies", schreibt er bei einer ähnlichen Auslassung, „sei genug zum Scherze, aber zu einem ernsten und notwendigen Scherze, denn er soll die Gedanken, die auf mich losstürzen, zurücktreiben, wenn anders er sie wirklich zurücktreiben wird." Überhaupt war seine Heiterkeit nie, und wohl am wenigsten auf der Koburg, seinem „Patmos", wie er es nannte, eine blos natürliche. Der Name Jesu, seines Herrn und Heilandes, und das Vertrauen auf denselben war im tiefsten Grunde „die Wurzel

seiner Kraft", das Geheimnis seiner Freudigkeit. „In meiner höchsten Schwachheit", äußert er einmal, „in Schrecken und Fühlen der Sündenlast, in Furcht und Zagen vor dem Tode, in Verfolgung der argen, falschen Welt habe ich oft gefühlt und erfahren die göttliche Kraft dieses Namens, so er an mir, der ich sonst von allen Kreaturen verlassen war, beweiset hat, mich mitten aus dem Tode gerissen, wieder lebendig gemacht, und in der größten Verzweiflung getröstet, sonderlich im Reichstag zu Augsburg, daß ich, ob Gott will, bei dem Namen will bleiben, leben und sterben."

Vor allem gilt das von der Ruhe, welche er den Nachrichten und Klagen, die über den Gang der Dinge in Augsburg einliefen, entgegensetzte. Diese Ruhe entsprang zum Teil aus einem gewissen Vertrauen, mit welchem er immer wieder dem Ausgang der Sache in Augsburg und den kommenden Ereignissen überhaupt entgegensah, aber sie hatte ihren Grund nicht darin, daß er an sich die Dinge so hoffnungsvoll ansah. Im Gegenteil von den Dingen an sich erwartete er nichts, und den Menschen, die dabei auf gegnerischer Seite beteiligt waren, traute er alles Böse zu. Aber gerade deshalb war er guten Muts. Denn nun gerade wußte er, daß die Sache allein auf Gott stünde, und da, wußte er, stand sie gut. „Gott kann die Sache nicht aufgeben, er müßte sich selbst aufgeben", sagte er. Hier war es besonders das Gebet, in welchem er Kraft und Trost suchte. „Ich kann mich", schreibt Veit Dietrich, ein junger Student aus Nürnberg, der sein Genosse auf Koburg war, „nicht sattsam verwundern über dieses Mannes treffliche Beständigkeit, heiteren Mut, Glauben und Hoffnung in so trauriger Zeit; er nährt dieselben aber auch ohn' Unterlaß durch eine sorgfältige Betrachtung des göttlichen Worts. Es vergeht kein Tag, daß er nicht zum wenigsten drei Stunden, so zum Studieren am bequemsten, auf's Gebet verwendete.

Einmal glückte es mir, daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch ein Glaube war in seinen Worten! Mit solcher Ehrfurcht redete er, daß man sah, er redete mit Gott, und doch wieder mit solcher Zuversicht, daß es schien, als rede er mit einem Vater und Freunde. „Ich weiß", sagte er, „daß du unser Gott und Vater bist. Ich bin darum gewiß, daß du die Verfolger deiner Kinder zu schanden machen wirst. Thust du es nicht, so ist die Fahr dein so gut, als unser. Ist doch der ganze Handel dein"." Und wie er selbst betete, so forderte er auch andere auf zu beten. An seine Frau schrieb er: „Betet getrost, denn es ist wohl angelegt, und Gott wird helfen!" Er stand eben insbesondere auf Koburg wie Mose da, der unablässig seine Hände zu Gott aufhob, als Israel wider Amalek stritt, und den seine Freunde Aaron und Hur unterstützen mußten. Er selbst schreibt den endlichen glücklichen Ausgang der Sache der Kraft des Gebetes zu. „Sehet an den Reichstag zu Augsburg", sagt er später, „welches wahrhaftig die letzte Posaune und Drohung ist vor dem jüngsten Tage: Wie wütete da die Welt wider das Wort! O wie mußten wir dazumal beten, daß Christus im Himmel droben möchte sitzen bleiben. Da brach unsere Lehre hervor an's Licht durch die Konfession, also daß sie in kurzer Zeit durch den Kaiser allen Königen, Fürsten und Universitäten zugeschickt ward."

Gleich nach seiner Ankunft in Augsburg hatte Melanchthon die Abfassung der Bekenntnisschrift, die vom Kurfürsten dem Reichstage übergeben werden sollte, und die schon in Koburg, also unter Luthers Augen begonnen war, fortgesetzt. Er arbeitete so eifrig daran, daß Luther ihm schrieb: „Ich gebiete dir und Eurer ganzen Gesellschaft, daß sie dich bei Strafe des Bannes unter die Regel, deinen armen Leib zu erhalten, nötigen, damit du dich nicht selbst tötest und dir dazu einbildest, es geschehe im Gehorsam gegen Gott. Gott dient man auch

mit Feiern und Stillesein, ja mit nichts mehr, als das.“ Am 11. Mai schickte ihm der Kurfürst die fertige Schrift (gleich in ihrer ersten Ausarbeitung) zu. Da tritt nun die Milde zu Tage, die dem so oft nur für schroff geltenden Manne im Urteil über die Leistungen anderer und vorzugsweise seines Melanchthon eigen war, und die Selbstverleugnung, mit welcher er, wo nicht die Sache es ihm anders zu fordern schien, seine eigene vielleicht bessere Einsicht zurückstellen konnte. Nur voll Lobes spricht er sich über die Arbeit aus, da er doch selbst sagt, daß er „so sanft und leise nicht treten“ könne. Melanchthon hatte bekanntlich in der Hauptsache jene 17 Schwabacher Artikel zu Grunde gelegt, aber im Übrigen das Ganze geflissentlich darauf angelegt, die Übereinstimmung der evangelischen Lehre mit dem überlieferten kirchlichen Glauben, abgesehen von den verschiedenen eingerissenen und evangelischerseits abgewiesenen Mißbräuchen, hervortreten zu lassen. Eine Anfrage des Kurfürsten, was zu thun sei, wenn der Kaiser den von den evangelischen Fürsten mitgebrachten Predigern das Predigen verbieten würde, beantwortete Luther dahin, daß sich dagegen, wofern der Kaiser auf eine desfallsige Vorstellung nicht gutwillig nachgäbe, nichts werde thun lassen, als geduldig schweigen, denn Augsburg sei eine kaiserliche Stadt.

Danach traf ein Schreiben Melanchthons vom 22. Mai ein, worin derselbe Luther bat, er möge durch einen Brief auf den Landgrafen Philipp zu wirken suchen, daß dieser einer Verwerfung der Zwinglischen Lehre nicht entgegentreten möchte. Luther beeilte sich damit nicht, hörte aber auch seitdem drei Wochen lang nichts aus Augsburg; eine Nachricht von dorther brauchte für gewöhnlich vier Tage. Erst am 13. Juni schrieb Melanchthon wie er, nachdem Luther ihm am 7. kurz gemeldet hatte, daß er sich für das Ausbleiben von Briefen rächen und mit ihnen im Schweigen wetteifern

werde. Luther wollte den Brief anfangs gar nicht einmal lesen, schrieb aber an den Landgrafen, wie Melanchthon gewünscht hatte, indem er ihn dringend und herzlich bat, sich doch nicht „durch die guten süßen Worte des Widerteils“ bewegen zu lassen. Sie seien selbst ihrer Sache ungewiß, versicherte er von den Schweizern, und „hätten ihr Bier lieber wieder im Faß“. Kurz darauf am 25. Juni langte ein neuer Brief von Melanchthon an, zusammen mit zwei Briefen von Jonas. Aus allen diesen Nachrichten ersah Luther, in welchen Ängsten Melanchthon schwebe. Er werde von den unseligsten Sorgen verzehrt, schrieb Melanchthon; der Kaiser sei in Augsburg angekommen, und scheine von allen an seinem Hofe selbst noch der Mildeste gegen die Protestanten zu sein, sonst sehe er nirgends Hilfe; Luther möge für ihn und die Freunde auf dem Reichstage beten.

Da erbarmte sich Luther, und schrieb am 27. d. Ms. an seinen bedrängten Freund, ließ auch bald andere Briefe folgen, während von Melanchthon noch eine Entschuldigung, Bitte, Anfrage nach der anderen einlief. Es waren eben die Tage, wo die Sache des Evangeliums auf dem Reichstage zur Entscheidung kam. Die evangelischen Stände, den Landgrafen Philipp eingeschlossen, hatten am 25. Juni nachmittags ihr Bekenntnis übergeben. Der Kaiser befleißigte sich offenbar der Mäßigung. Aber er war nicht frei. Jonas berichtet an Luther über den glühenden Haß, namentlich der theologischen Gegner, welche den Kaiser bearbeiteten. Melanchthon schreibt von Zugeständnissen, die man werde machen müssen; insbesondere würden sich die Gegner die Privatmesse nicht nehmen lassen. Alle Freunde auf dem Reichstage, Melanchthon vor allen, waren voll Unruhe, Furcht und Sorge. Luthers Haltung entsprach der Größe und Bedeutung des Augenblicks. Wie ein Fels im Meer stand er da unter allen bewegenden Nachrichten dieser Tage. Er ist voll Danks, voll hohen

Dankgefühls über das große Ereignis des 25. Juni. Wie keiner hat er schon gleich die Bedeutung desselben erkannt. „Mich freut gewaltig“, schreibt er, „in dieser Stunde gelebt zu haben. Die Widersacher haben erstaunlich gearbeitet, daß der Kaiser das Bekenntnis nicht annehme. Nun ist es auf des Kaisers Geheiß verlesen vor dem ganzen Reich. Ich muß hier sehn, und mit Händen greifen, daß Gott in Wahrheit heißt ein Erhörer des Gebets.“ Im Übrigen ist er ruhig. Es ist die Ruhe dessen, der seiner Sache in Gott gewiß ist. „Erfüllt“, sagt er, „ist das Wort: Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen, erfüllt wird auch das weitere werden: Und ich bin nicht zu Schanden worden, denn so spricht, der nicht lügt: Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Und wie er selbst ruhig ist, kann er auch andere beruhigen. Melanchthon hatte ihm ängstlich von der „großen Sache“ geschrieben. „Laß sie groß sein“, antwortet er, „groß ist auch, der sie handelt und angefangen hat. Er spricht: Wirf dein Anliegen auf den Herrn! Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen. Spricht er das in den Wind, oder wirft er sein Wort den Thieren vor? Dich quält deine Weltweisheit und nicht die Theologie. Ich beschwöre dich, der du in allen anderen Dingen streitbar bist, daß du gegen dich selbst als deinen größten Feind streitest.“ In betreff der Nachgiebigkeit, von der Melanchthon gemeint hatte, daß sie den Gegnern gegenüber nötig sein werde, schreibt er, er verstehe sie nicht; soweit er sich zu äußern habe, sei in der Konfession schon mehr, als genug, nachgegeben. „Tag und Nacht“, lauten seine Worte,“ beschäftige ich mich damit, bewege es in mir hin und her, denke nach, disputiere bei mir, durchforsche die Schrift, und immer stärker wird in mir die volle Gewißheit von unsrer Lehre, und immer fester werde ich, daß ich mir, ob Gott will, nun nichts mehr werde nehmen lassen, es gehe

drüber, wie es wolle. Überall hört man wieder ganz den Luther von Worms und von der Wartburg. „Der Ausgang der Sache“, schreibt er, „macht Euch Kreuz, weil Ihr ihn nicht begreifen könnt? Aber, wenn ich ihn begreifen könnte, möchte ich keinen Teil an der Sache haben. Gott hat sie an einen gewissen Locus gesetzt, den Ihr in Eurer Rhetorik und Philosophie nicht habt. Derselbe heißt Glaube, und ist darein alles gesetzt, was man nicht siehet. Will Einer das sichtbar und begreiflich machen, wie Ihr thut, so bekommt er Sorgen und Thränen zum Lohn, wie Ihr.“ Ein günstiges Vorzeichen nur sieht er darin, daß die Gegner allerlei Ränke spinnen. „Wenn“, sagt er nach dem 2. Psalm, „die Könige im Lande sich auflehnen und die Herren miteinander ratschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten, dann folgt auch, wie es im Psalm ist, das Wort: Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer“. Die Freunde aber bittet er, Melanchthon zu warnen, daß er doch nicht mehr Weltenlenker werden und damit sich selbst kreuzigen wolle. Und er ist sich dabei seiner und Melanchthons Verschiedenheit sehr bewußt. „In eigener Sache“, schreibt er, „bin ich schwächer zum Kampf, du aber beherzter; in Sachen des Gemeinwesens bin ich, wie du in deinen eigenen. Du willst dein Leben gering achten, hast aber Furcht für die gemeine Sache; ich bin der gemeinen Sache halber guten und ruhigen Mutes, weil ich gewiß weiß, daß sie recht und wahr, ja Christi und Gottes Sache ist, die nicht also erblassen muß über ihre Sünde, wie ich kleiner Heiliger für meine Person.“

Nach allen Seiten hin ergoß sich während des Koburger Aufenthalts das reiche Innere Luthers in Briefen, Schriften und Äußerungen der verschiedensten Art. Am 5. Juni traf ihn die Nachricht von dem Tode seines alten Vaters, welchen er schon im Februar des Jahres, als er seine Erkrankung erfuhr, im Hinblick auf das Ende getröstet hatte: „daß ja

der Abschied aus diesem Leben vor Gott viel geringer sei, als eine Reise von Wittenberg nach Mansfeld oder von Mansfeld nach Wittenberg"; es handele sich dabei nur um ein Stündlein Schlafs. An Melanchthon schrieb er: „Dieser Tod hat mich ja sehr in Trauer versenkt. Ich gedenke nicht bloß der Bande der Natur, sondern der süßesten Liebe, denn aus diesem meinem Vater hat mir mein Schöpfer gegeben, was ich bin und habe, und ob mich gleich tröstet, was Reinike schreibt, daß er sanft eingeschlafen ist, im Glauben an Christus stark, hat doch das Leid und die Erinnerung an den süßesten Umgang mit ihm mein Herz also erschüttert, daß ich den Tod kaum je so sehr verachtet habe, wie jetzt. . . Ich trete jetzt ein in's Erbe des Namens, ich beinahe der älteste Luther in meinem Geschlecht. Mir gebührt's nun nicht bloß zufällig, sondern von Rechts wegen, ihm durch den Tod in's Reich Christi zu folgen." Sein getreuer Dietrich aber erzählt: „Als der Brief mit der Todesnachricht kam, sagte Luther, sobald er hineingesehen: Wohlan, mein Vater ist auch tot!, nahm flugs den Psalter, ging in die Kammer und weinte genug, daß ihm der Kopf des anderen Tages ungeschickt war", und an Luthers Frau schreibt er: „Ihr habt ein sehr gut Werk gethan, daß ihr dem Herrn Doktori die Kontrefaktur (ein Bild seines Töchterchen Magdalene) geschickt habt, denn er über die Maßen viel Gedanken mit dem Bilde vergisset. . . Liebe Frau Doktorin, ich bitte, Ihr wollet euch um den Herrn Doktor nicht härmen. Er ist gottlob! frisch und gesund, hat des Vaters in den ersten zwei Tagen vergessen, wiewohl es ihm sauer ward."

Eben in dieser Zeit, schon vierzehn Tage nach dem Empfang der Nachricht vom Tode seines Vaters schrieb Luther den bekannten Brief an seinen Sohn Hans, der mit Recht in deutschen Kinderbüchern, sowie in Darstellungen des Lebens und Wesens Luthers Aufnahme gefunden hat. Hans war

damals vier Jahr, und mußte schon lernen. Er that es während der Abwesenheit des Vaters bei einem alten Studenten, Namens Weller, und der lobt ihn, daß er fleißig sei. Luther schreibt: „Gnad' und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen! Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also mein Söhnichen und fahre fort! Wenn ich heimkomme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehn viele Kinder innen, haben goldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling (kleine Pflaumen), singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Satteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er, es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther: möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann, wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost (Melanchthons und Jonas' Kinder) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel goldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Manne: Ach lieber Herr! ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme. Aber er hat eine Muhme Lene, die muß

er auch mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein; gehe hin und schreibe ihm also! Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lehnen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater, Martinus Luther.

Luther auf der Koburg. Fortsetzung.

Nach ganz anderer Seite hin ließ sich Luther auf seinem Koburger Patmos in mehreren Streitschriften vernehmen. Vielleicht schon aus früherer Zeit seines dortigen Aufenthalts stammt das Schriftchen „Auf das Schreien etlicher Papisten über die siebenzehn Artikel", welches er zusammen mit diesen Artikeln, d. h. den Schwabacher Artikeln, herausgab. Gegen dieses Bekenntnis, nachdem es ohne Wissen Luthers in Wittenberg gedruckt worden war, hatten einige katholische Theologen einen „Kurzen christlichen Unterricht" geschrieben. Luthers Antwort darauf sagt, man lerne hier, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen müsse, und erklärt, daß er die Artikel nicht für seine Person allein verfaßt habe, daß sie auch nicht zur Vorlage für den Reichstag geschrieben worden seien, und daß er für seine Person ihre Veröffentlichung nicht gewollt hätte. Den Kaiser hält er für ein unschuldiges Lämmlein, das zwischen den Säuen, ja Teufeln sitze, und ermahnt mit warmen Worten, für denselben sowie für den Reichstag zu beten. Am 30. Juni schrieb er einen „Widerruf vom Fegfeuer", worin er die Greuel und Lügen aufdeckt, welche die Gegner mit dieser

Lehre trieben. Außerdem ließ er um diese Zeit vierzig Thesen über die Kirche und ihre Gewalt ausgehen. In Augsburg wurde eben damals evangelischerseits die Frage erwogen, ob und wie weit wenigstens in äußerlichen Dingen der römischen Partei nachzugeben sei. Luther geht von dem Grundsatz aus: Die christliche Kirche hat keine Macht irgend einen Artikel des Glaubens zu setzen, noch irgend ein Gebot guter Werke zu stellen; sie hat nur das Evangelium und die heilige Schrift zu bestätigen. Dagegen giebt er zu, die Kirche hat Macht, Sitten und Weisen zu stellen, die man halte in Fasten, Feiern, Essen und Trinken und dergleichen, doch nicht über andere ohne ihren Willen: auch, daß solche Sitten ohne Gefahr seien für den Glauben und für die Liebe: auch, daß sie das Gewissen nicht beschweren: auch, daß sie alle Stunde aus Ursachen mögen nachbleiben oder geändert werden: auch, daß möglich sei, sie zu halten dem Leib und Gut ohne Schaden; aber ehelos Leben hat sie nicht Macht zu gebieten, auch nicht über sich selbst. In gleicher Weise richtet er sich in seiner Schrift „Von den Schlüsseln" gegen den Mißbrauch, den die römische Kirche mit der Gewalt des Bindens und Lösens trieb, welche der Herr seiner Kirche befohlen hat. Binden heißt nicht Gesetze stellen, wie der Papst es verstehe. Das Binden hat es lediglich mit dem Sünder zu thun, welcher seine Sünde nicht bereut, und hat den Zweck, eben durch solches Binden, Behalten und Strafen den Sünder zur Umkehr zu reizen. Dieses Binden hat Kraft, vorausgesetzt, daß es nach der Vorschrift geschieht, welche der Herr Matth. 18 giebt, d. h. mit Zuziehung der Gemeinde. „In dem, was die Seelen betrifft", betont Luther, „muß die Gemeinde mit Richter sein." Auf der anderen Seite kann das Lösen nicht fehlen, wie der Papst lehrt. Wo jemand die Freisprechung, die das Wort Gottes ihm zusagt, annimmt, da ist er unwidersprechlich frei, und kraft des Wortes Gottes allein be-

steht diese Freisprechung; auf Menschenwerk und Reue ist sie nicht gegründet. Nimmt jemand es nicht an, so trifft das nicht die Schlüssel. „Viele“, sagt Luther, „glauben dem Evangelium nicht, aber das Evangelium fehlt und lügt darum nicht. Ein König giebt dir ein Schloß. Nimmst du es nicht an, so hat der König darum nicht gelogen noch gefehlet, sondern du hast dich betrogen und ist deine Schuld.“ Zum Schlusse faßt er die Lehre von den Schlüsseln kurz zusammen: „Da haben wir nun, was die Schlüssel sind, nämlich ein Amt, Macht oder Befehl von Gott der Christenheit gegeben durch Christum, den Menschen die Sünde zu behalten und zu vergeben.“ Des Papstes Schlüssel sind leere gemalte Schlüssel (an einer anderen Stelle sagt er: Dietriche oder Nachschlüssel), die der Papst nur zu seinem eignen Vorteil und für seinen Geldkasten braucht. Die Schrift ist eine der frischesten, welche Luther geschrieben hat, voll Geist, Witz und Scharfsinn, und zugleich die gründlichste über den behandelten Gegenstand.

In friedlichem Sinne schrieb er zur selben Zeit an den Erzbischof von Mainz. Er bittet ihn, der in letzterer Zeit eine geneigtere Haltung beobachtet hatte, dahin wirken zu wollen, daß, da eine Einigung in der Lehre nicht zu hoffen stehe, man jeden Teil frei bei seinem Glauben lasse; also ein friedliches Nebeneinanderbestehen des katholischen und evangelischen Bekenntnisses, gleichmäßige Duldung für beide im Reich, war es, was Luther wünschte, und was er für erreichbar hielt. Er erinnert dabei an den Rat Gamaliels (Apostelg. 4): „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen, ist es aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen“, und setzt hinzu: „Wenn aber die Widersacher hierauf nicht achten wollen, werden sie dahin fahren, wohin die Juden gefahren sind, da sie dem Gamaliel nicht folgen wollten; wir aber wollen dann mit den lieben Jüngern

und Aposteln jenen Psalm singen: Warum empören sich die Heiden, und die Völker nehmen vor, das umsonst ist! und sie werden's uns nicht wehren können."

In diesem Schreiben an den Erzbischof finden sich die Worte, in welchen Luthers Patriotismus und Liebe zu seinem Volk wohl den ergreifendsten Ausdruck hat, den er diesem Gefühl jemals gegeben, die Worte: „Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arme, elende verlassene verachtete, verratene und verkaufte Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande." Und in demselben Sinn besprach er in diesen Tagen noch eine Sache, die ihm stets ganz besonders am Herzen gelegen hatte: das war die Schulsache. Luther hatte bemerkt, wie der Geist der Habsucht und Gewinnsucht mehr und mehr zunehme im deutschen Volk. Er fürchtet, die Leute würden am Ende vor lauter Geiz ihre Kinder gar nicht mehr in die Schule schicken, damit dieselben zu einem gelehrten Beruf vorbereitet würden. Mit großer Schärfe geißelt er in seiner Schrift „Daß man die Kinder zur Schule halten soll" diesen schnöden Sinn, dem es genug, ja allein wünschenswert ist, wenn die Kinder graben, rechnen und Handel treiben lernen. Mit lebhafter Wärme, ja mit schwungvoller Begeisterung schildert er, wie nicht allein der Prediger und Lehrer, sondern auch der Arzt und Jurist, jeder in seiner Weise, für das Wohl und Bestehen des Ganzen unentbehrlich sei. „Das", sagt er, „will ich nicht zur Verachtung irgend eines anderen Standes geredet haben, sondern wider die losen Scharrhansen, die alle Lehre und Kunst verachten." Er selbst, meint er, wolle nicht mit dem türkischen Kaiser tauschen, ja der Welt Gut, vielfach gehäuft, nicht für seine Kunst nehmen und wäre doch ohne Zweifel nicht dahin gekommen, wenn er nicht in die Schule und in das Schreibehandwerk geraten wäre. Hier ist es auch, wo er die Worte

schreibt: „Wenn ich vom Predigtamt und anderen Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, als Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist: Lieber! laß es der höchsten Tugend eine sein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eigenen."

Dazwischen verfaßte er wahrscheinlich auch zu dieser Zeit eine Zusammenstellung auserlesener Schriftsprüche zum Trost in den Drangsalen, welche über bie Gläubigen kommen um des göttlichen Wortes willen, sowie eine kurze Ermahnung zum Tragen des Kreuzes. Er selbst war unter all diesen Arbeiten wieder häufig leidend. Besonders fühlte er jetzt seinen Kopf oft außerordentlich angegriffen. „Es will's nicht mehr thun", klagt er gegen Melanchthon, „die Jahre treten herzu. Mein Kopf (caput im Lateinischen) ist ein Kapitel geworden, bald wird er ein bloßer Paragraph, endlich ein bloßer Satz werden." Wochenlang war ihm anhaltendes Arbeiten unmöglich. Die überreiche Kost, die ihm auf dem Schlosse geboten wurde, mag dazu beigetragen haben, obgleich er selbst und sein Freund Dietrich versichern, daß er sich durchaus mäßig gehalten habe, und geneigt sind, diese Anfechtungen seiner Gesundheit dem Teufel zuzuschreiben. Jedenfalls suchte er seinen Trost in Gottes Wort und in wiederholtem Genuß des heiligen Abendmahles, welches er sich vom Koburger Pfarrer Koch reichen ließ. Bei dieser Gelegenheit mag auch seines Wappens gedacht werden, welches der Kurprinz Johann Heinrich damals zu einem Petschaft für ihn in Stein schneiden ließ. Er selbst beschreibt und erklärt es: „Das erste darin soll sein ein Kreuz, schwarz im Herzen, welches seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir

selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten selig macht. Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifizieret (tötet) und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, d. h. es tötet nicht, sondern behält lebendig, denn: Der Gerechte wird seines Glaubens leben; des Glaubens aber an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt und kurz in eine weiße fröhliche Rose gesetzt, nicht wie die Welt Friede und Freude giebt; darum soll die Rose nicht rot, sondern weiß sein, denn weiß ist die Farbe der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon darinnen begriffen und gefasset, aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist."

Eine heilsame Abwechslung unter allen solchen Arbeiten und Leiden boten verschiedene Besuche von Freunden und Bekannten, wiewohl Luther selbst, wenn sie sich häuften, nicht zufrieden damit war. Der Augsburger Prediger Urbanus Regius schreibt: „Ich habe einen ganzen Tag mit Luther, dem Manne Gottes, in Koburg zugebracht und keinen lustigeren Tag in meinem ganzen Leben gehabt. Denn Lutherus ist ein so gewaltiger Theologe, als zu keiner Zeit leichtlich gewesen. Ich habe allezeit von ihm viel gehalten, aber jetzt halte ich noch mehr von ihm, denn ich selbst gegenwärtig gesehen und gehört, das man mit keiner Feder den Abwesenden schreiben kann." Auch Butzer kam dorthin, mit Bewilligung des Kurfürsten, um mit Luther vertraulich über eine Einigung im Artikel vom Abendmahl zu verhandeln.

Inzwischen waren die Dinge in Augsburg in neue Ent-

wicklungen getreten. Der Kaiser hatte einige der strengsten römischen Theologen, darunter Eck, den alten Feind Luthers, und Cochläus, der mit Herzog Georg auf den Reichstag gekommen war, beauftragt, eine Widerlegung des am 25. Juni übergebenen protestantischen Bekenntnisses zu schreiben, fand sie aber, als sie ihm vorgelegt wurde, selbst teils zu scharf (persönlich scharf), teils zu wenig bestimmt gefaßt und befahl sie umzuarbeiten. Von den Evangelischen selbst verlangte er, sie sollten im voraus seine richterliche Entscheidung anerkennen, oder, wenn sie das nicht wollten, bis auf ein künftiges Konzil alles wieder, wie es früher gewesen, herstellen. Auch ließ er sie fragen, ob sie wohl noch mehr Artikel vorzutragen hätten, als in ihrem Bekenntnis stünden. Luther äußerte gegen den Kurfürsten, dagegen, daß der Kaiser Schiedsrichter sein wolle, ließe sich nichts einwenden, wofern er nicht wider die helle Schrift oder Gottes Wort richte. Von einer Wiederherstellung der Dinge in den früheren Stand wollte er nichts wissen. Was die Anfrage wegen der weiteren Artikel betrifft, schrieb er an Jonas: „Ich sehe, was damit gemeint ist. Ja, der Teufel lebt noch und hat wohl gemerkt, daß euere Apologie (die „Augsburgische Konfession“), die Leisetreterin, die Artikel vom Fegfeuer, vom Dienst der Heiligen und vom Antichrist, dem Papst, verschwiegen hat.“ Er hätte am liebsten gesehen, daß seine Freunde den Reichstag verließen, auf welchem doch nichts mehr zu hoffen sei. „Immer wieder heim, immer heim!“ war sein Wort, und er wunderte sich, als sie nach einigen Tagen noch nicht fort waren. „Mein Dohlenreichstag“, sagte er, „ist schneller fertig geworden und hat dazu große Kriege geführt.“

Am 3. August wurde die katholische Widerlegung des protestantischen Bekenntnisses in ihrer neuen Fassung dem Reichstage vorgelegt, und der Kaiser forderte nun einfach, daß die Evangelischen sich unterwürfen, ließ aber, als Land-

graf Philipp zur Antwort darauf am 6. ohne Urlaub, ja gegen sein Verbot abreiste, durch die gemäßigte Partei auf dem Reichstage sich bewegen, einen gemeinsamen erst größeren, danach kleineren katholischen und evangelischen Ausschuß einzusetzen und die Herbeiführung eines Vergleiches zu versuchen. Nun war der Augenblick gekommen, wo es sich evangelischerseits ernstlich fragte, wie weit und worin man nachgeben könne. Melanchthon wurde aufs äußerste ängstlich, ja schwach. Die katholischen Theologen hatten bei ihrer Stellung zur Sache begreiflicherweise von vorneherein weniger Bedenken dabei, in Punkten der Lehre Zugeständnisse zu machen, wenn sie nur hinsichtlich der kirchlichen Ordnung und Gebräuche ihren Willen durchsetzten, aber auch Melanchthon ließ sich zu Erklärungen herbei, daß man sich in der Lehre keine wirkliche Abweichung von der römischen Kirche erlauben wolle. Vor allem glaubte er darin nachgeben zu dürfen, daß die Bischöfe der alten Kirche eine äußere obrigkeitliche Gewalt behielten, und demnach gewisse äußere Gebräuche, wie namentlich die Messe, wenn auch nicht als zur Seligkeit erforderlich, beibehalten würden. Man muß die Zurückhaltung und Mäßigung bewundern, welche Luther den Gedanken und Schritten Melanchthons gegenüber beobachtete, und andrerseits die Freiheit und Unbefangenheit, mit welcher er in diesen Dingen urteilte. Was die Bischöfe betrifft, so bittet er zwischen deren weltlicher und kirchlicher Gewalt scharf zu scheiden. Als Bischöfe, meint er, könnten sie der Gemeinde ohne deren Zustimmung keine äußeren Satzungen auflegen und als Fürsten hätten sie noch viel weniger ein Recht dazu. Überhaupt glaubte er ernstlich vor diesem Punkte warnen zu müssen: Hätten die Bischöfe einmal erst die Gewalt, so würden sie dieselbe auch mißbrauchen, und, wer weiß nicht, wofür Gehorsam fordern. Was die kirchlichen Gebräuche betrifft, so ist sein Urteil immer wieder das Eine: „Laßt sie zuerst wieder die rechte Lehre

von Glauben und Werken herstellen, dann wollen wir nach den Ceremonien sehen!“ Luther griff die Sache sehr einfach und treffend an. Er nahm die Ceremonien, wie sie in Wirklichkeit waren, und wies in ihnen den Widerspruch nach, in welchem sie mit der Lehre des Evangeliums stünden. Insbesondere hinsichtlich der Messe machte er darauf aufmerksam, wie ganz schriftwidrig in derselben Gott gebeten werden müsse, den Leib seines Sohnes als Opfer anzunehmen, und was sollten in solchem Falle mildernde erklärende Beisätze thun, wie sie von den Theologen vorgeschlagen würden?!

Von Furcht und Unruhe war ihm nichts bewußt. Selbst auf die Möglichkeit hin, daß die Gegner Krieg anfangen möchten, sagt er: „Krieg ist noch kein Sieg, und Anfang noch kein Fortgang.“ An den um die Sache des Evangeliums verdienten kursächsischen Kanzler Brück schrieb er unter dem 5. August: „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen. Das erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sehe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner anderen Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen; wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel fest. Das andere, ich sahe auch große dicke Wolken über uns schweben mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein, und sah doch keinen Boden darauf sie ruhten, noch keine Kufen, darin sie gefaßt waren; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßten uns mit einem sauren Gesicht und flogen davon. Da sie vorüber waren, leuchtet herfür beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regen-

bogen. Das war so ein schwacher, dünner, geringer Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand . . . Dennoch fand sich's in der That, daß ein solcher unmächtiger Schemen die Wasserlasten trug und uns beschützte. Noch sind etliche, die der Wolken dicke und schwere Last mehr ansehen, denn diesen dünnen leichten Schemen, denn sie wollten gern fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolken werden eine ewige Sündflut anrichten."

Zur großen Freude und Überraschung Luthers erschien am 14. September mit einem Male der Kurprinz Johann Friedrich auf der Koburg. Der Kurfürst hatte ihn von Augsburg abreisen lassen, denn die Verhandlungen hatten sich zerschlagen, und der Kaiser hatte am 7. September den Evangelischen eröffnen lassen, daß sie sich bis zu dem nun zu veranstaltenden Konzil der römischen Kirche gleichförmig zu verhalten hätten, worauf sie natürlich mit einem erneuerten Protest geantwortet hatten. Der Kurprinz fand, wie er seinem Vater meldete, Luther frisch, gesund und fröhlich, mit einem so großen Barte, daß er ihn kaum wieder erkannt hätte. Er wollte ihn gleich mit sich heim nehmen. Aber Luther bat, ihn noch in Koburg zu lassen, damit er auch die anderen bei ihrer Rückkehr dort empfangen und „ihnen nach ihrem heißen Bad den Schweiß abwischen" könnte.

Und noch sollten die Anforderungen an ihn von Augsburg her nicht ruhen. Neue Verhandlungen waren angeknüpft worden, neue Vorschläge, wie die vereinbarten und anderen noch streitigen Artikel auf das künftige Konzil zusammengestellt, und bis zum Konzil die Gottesdienste mit der Messe gehalten werden sollten, gemacht, und Luther sollte sein Gutachten abgeben. Zugleich liefen über Nürnberg nun erst recht Klagen über Melanchthon und seine Nachgiebigkeit ein. Jene Vorschläge fertigte Luther mit der Erklärung ab, man werde

sich mit ihrer Beratung in neue Disputationen verwickeln, die in zwei Jahren nicht fertig werden würden, und es seien Dinge darin, die eine Verleugnung des Evangeliums und der Nächstenliebe einschlössen. Den Melanchthon nimmt er thunlichst in Schutz und will ihm nicht wehe gethan haben, bittet aber denselben, wie seinen Freund Jonas, dringend um nähere Auskunft, um Vorsicht, ja um Verzichtleistung auf alle Vergleiche. Am 23. September aber erhielt er schon vom Kurfürsten die Nachricht, daß der Kaiser ihm erlaubt hatte, Augsburg zu verlassen. Die Vorschläge waren von den Evangelischen abgelehnt worden, die neuen Verhandlungen gescheitert. Der Kaiser gewährte vorsichtig eine Bedenkzeit bis zum 15. April des nächsten Jahres und versprach die Einberufung eines Konzils innerhalb eines Jahres. Im übrigen erklärte er das Glaubensbekenntnis der Evangelischen für widerlegt und behielt sich weitere Schritte gegen sie bis zu dem bezeichneten Termine vor. Die Evangelischen aber protestierten und übergaben eine von Melanchthon verfaßte Verteidigung ihres Bekenntnisses (die „Apologie der Augsburgischen Konfession"). Das war der Reichstagsabschied vom 22. September. Am Tage darauf brach der Kurfürst von Augsburg auf. Die Abschiedsworte, die der Kaiser an ihn richtete: „Oheim, Oheim! das hätte ich mich zu Euer Liebden nicht versehen" nahm er ohne Antwort mit Thränen in den Augen hin. Luther äußerte über den ganzen Abschied: „Ich meine ja, das heißt Weltweisheit. Da greife man ja, daß Christus, von ihnen verdammt, dennoch so mächtig ist, daß er nicht allein Wäscher, sondern auch Narren regieren kann", und hatte am 4. Oktober die Freude, seinen Fürsten in Koburg begrüßen zu können. Am 5. schon brachen sie miteinander von Koburg auf, und so verließ Luther die Stätte, die von so großer Bedeutung für ihn hatte werden sollen.

Auf der Koburg steht Luther auf der Höhe seines Lebens. Hier feiert er in der Ablegung des gemeinsamen evangelischen Bekenntnisses, die zu Augsburg geschah, den Triumph seines Glaubens. Hier erhebt er sich aber auch allen Drohungen der Feinde und allen Befürchtungen der Freunde gegenüber zu der kühnsten Zuversicht seines Glaubens. Hier fließen, wie die vielen brieflichen und sonstigen schriftlichen Äußerungen, deren wir aus dieser Zeit gedacht haben, es bleibend bezeugen, die Ströme seines Geistes freier, reichlicher, mächtiger, als zu irgend einer anderen Zeit seines Lebens. Er selbst aber ist nicht mit sich zufrieden. Er meint, er habe noch besser seine Zeit auf der Feste ausnützen, noch mehr leisten müssen. Er klagt über die geringe Menge, sowie über die mangelhafte Beschaffenheit seiner Arbeiten. „Meine Sprache“, sagt er in letzterer Beziehung, „giebt, in Redekunst unerfahren und ungebildet, nichts als einen Wald und ein Chaos von Worten von sich, und muß überdies wie ein unruhiger und stürmischer Fechter allezeit mit unendlichen Ungeheuern streiten.“ „Ach“, seufzt er zuletzt, „ich hoffe, daß meines Lebens Ende nahe ist. Die Welt haßt mich und kann mich nicht leiden, und ich bin der Welt überdrüssig und verwünsche sie. Darum wolle der gute, treue Hirte meine Seele hinwegnehmen!“

Mit solchen Gedanken kehrte Luther von Koburg nach Wittenberg zurück.

IV.

Wie Luther bis ans Ende am Bau der Kirche fortarbeitete.

Kriegs- und Friedensverhandlungen.

Kaum war Luther nach seinem Aufenthalt auf der Koburg wieder zu Hause und in seine Berufsthätigkeit eingetreten, als er vermehrte und außerordentliche Arbeit fand. Die Lübecker hatten schon durch Abgesandte auf dem Reichstag zu Augsburg den Kurfürsten Johann gebeten, ihnen Bugenhagen zu senden, um die Reformation ihrer Stadt vollenden zu helfen. Am liebsten hätten sie Luther selbst gehabt. Um so weniger wollte Luther ihnen entgegen sein, als sie Bugenhagen wünschten. Noch im Oktober des Jahres (1530) ging dieser nach Lübeck ab, und machte sich dort um die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, namentlich Gottesdienst und Schule, wie zuvor schon in Hamburg und Braunschweig, hoch verdient. Luther vertrat ihn trotz aller Schwäche und Lebensmüdigkeit, über die er klagte, fast anderthalb Jahr lang. Namentlich verwaltete er für seinen abwesenden Freund die Stadtseelsorge und die Ehesachen. Aus seiner Predigtthätigkeit für Bugenhagen sind die Auslegungen der Bergpredigt Matth. 5—7 und der Kapitel 6—8 des Evangeliums Johannis entstanden.

Dazu kamen nun die beunruhigenden Nachrichten über die Haltung der Gegenpartei, welche damals einliefen, und die schwierige Aufgabe, die Luther daraus erwuchs, seinen Fürsten und seinem Volk mit seinem Rate beizustehn. Trotz des Protestes der Evangelischen war mittelst kaiserlichen Ediktes der Reichstagsabschied in Augsburg öffentlich kund-

gemacht worden. Den Protestanten war darin verboten, in Sachen der Religion Neuerungen zu machen. Das Evangelium sollte zwar, wie es hieß, nach der Schrift, aber gemäß den Lehrern, welche von der allgemeinen christlichen Kirche angenommen seien, gepredigt werden; Mönche und Klostergüter sollten „wieder aufgerichtet" werden. Dem Papst hatte der Kaiser schon früher versprochen, alle Kraft zur Ausrottung der Ketzerei aufzubieten. Das Reichskammergericht war nach dem Sinn des Kaisers neu besetzt und angewiesen worden, mit Ausführung des Reichstagsabschiedes namentlich in Sachen der Kirchengüter gegen die Neuerer vorzugehn. Endlich ging der Kaiser mit der Absicht um, seinen gleichfalls streng katholisch gesinnten Bruder Ferdinand zum römischen König wählen zu lassen, damit er als solcher ihn während seiner Abwesenheit im Reichsregiment wirksam vertreten könne. Die Frage wurde dringend, ob man evangelischerseits dem Kaiser Widerstand leisten dürfe. Luther dachte darüber nach wie vor: Der Christ als solcher müsse alles, auch Gewalt und Unrecht, leiden; er müsse sich auf der anderen Seite nur hüten, daß er nicht, wie es so leicht geschehe, auf äußeren Bund und Widerstand Menschenvertrauen setze. Indes war seine Ansicht doch nicht ohne Wandlung geblieben. Die ganze Frage war ihm keine bloß religiöse oder theologische mehr, sondern nach einer Seite hin eine weltliche Rechtsfrage. Früher hatte er, wie wir sehen, schon die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß der Kaiser unter gewissen Umständen, wenn er seine kaiserliche Macht mißbrauche von der Gesamtheit der Fürsten oder Stände des Reichs seines Amtes entsetzt werden könne, in welchem Falle dann ein Widerstand gegen ihn zulässig sei. Jetzt gab er zu, es lasse sich möglicher Weise ein Recht finden, wonach in gewissen Fällen auch den einzelnen Fürsten und Ständen ein solcher Widerstand erlaubt sei; wenigstens wolle er, wenn die Rechtsgelehrten ein solches

Recht auffänden, und die Evangelischen leisteten dem Kaiser zum Schutz der Lehre in den ihnen untergebenen Gebieten Widerstand, das „nicht Aufruhr schelten, sondern es gehen lassen, daß sie es eine Notwehr heißen". Er an seinem Teile wollte nur nicht die Verantwortung tragen; er als Diener des göttlichen Wortes müsse vielmehr zum Frieden raten und es den weltlichen Räten ins Gewissen schieben, ob sie recht thäten, wenn sie einen solchen Widerstand begründeten und billigten. Und in diesem Sinne gab Luther zusammen mit Melanchthon und Jonas dieses Mal sein Gutachten ab. Es war dabei offenbar der neue, doppelte Gesichtspunkt, der damals geltend gemacht wurde, von Einfluß, daß nämlich einerseits, wie namentlich der Landgraf von Hessen ausführte, und wie es übrigens in der Natur jeder geordneten Macht liege, die Gewalt des Kaisers auch ihre bestimmten Grenzen habe, indem derselbe seinerseits ebensogut wie die Fürsten und Stände des Reichs durch eidliche Zusagen gebunden sei, daß er also, wo er seine Verpflichtungen nicht erfülle, sich thatsächlich selbst absetze — und daß andererseits auch die Fürsten und Stände nicht bloß als Unterthanen gegenüber dem Kaiser, sondern selbst als Obrigkeit ihrem Lande gegenüber zu betrachten seien.

Sein Volk berät Luther in seiner „Warnung an seine lieben Deutschen". Er will nicht zum Kriege geraten und gereizt haben. Wiederholt verwahrt er sich gegen einen solchen Vorwurf; aber für den Fall eines Krieges, den er in Aussicht nimmt, will er sich's nicht nehmen lassen, seinerseits mit dem Geist und der Feder in den Kampf einzutreten. „Weil ich der Deutschen Prophet bin", sagt er in stolzem Bewußtsein des Berufes, der ihm von Gott gegeben, „— denn solchen hoffärtigen Namen muß ich mir hinfort selbst zumessen — so will es mir gebühren als einem treuen Lehrer, meine lieben Deutschen zu warnen für ihren Schaden und Gefahr

und christlichen Unterricht zu geben, wes sie sich halten sollen, wo der Kaiser, durch seine Teufel, die Papisten, verhetzt, aufbieten würde, zu kriegen wider unseres Teils Fürsten und Städte: nämlich, daß in solchem Falle kein Mensch sich dazu brauchen lasse, noch dem Kaiser gehorsam sei!" Den Kaiser selbst entschuldigt er, aber die Pfaffen und Mönche, seine Räte, klagt er um so heftiger an. Mit Entrüstung weist er die Rede zurück, daß es sich bei dieser Rüstung nicht um Unterdrückung der Lehre handele, sondern nur darum, etliche unruhige und ungehorsame Köpfe zu strafen. „Wozu denn", sagt er, „Wiedereinsetzung von Mönchen und Klostergütern fordern, wenn es nur äußere Regimentssache und nicht Religionssache sei?!" Und eben deshalb, weil die Lehre auf dem Spiele stände, könne von Unrecht, wo man sich zur Wehre setze, nicht die Rede sein. Für sich und seine eigene Person fürchtet er nichts, und wenn sie noch so grausam mit ihm zu Kehr gehen wollten. „Wo ich", droht er, „in päpstlichem und pfäffischem Aufruhr ermordet werde, da will ich einen Haufen Bischöfe, Pfaffen und Mönche mit mir nehmen, damit man sagen soll: Dr. Martinus sei mit einer großen Prozession zu Grabe gebracht worden, denn er ist ein großer Doktor über alle Bischöfe, Pfaffen und Mönche. — Aber so böse sollen sie es nicht machen", ruft er aus: „Ich will's noch ärger mit ihnen machen und vornehmen. Und so harte Trotzköpfe sollen sie nicht haben, ich will noch einen weit härteren und stärkeren Kopf haben. Wenn sie gleich nicht allein diesen mächtigen römischen Kaiser Karolus, sondern auch den türkischen Kaiser samt seinem Mahomet in sich, bei sich und neben sich hätten, sie sollen mich doch nicht verzagt machen. Sie sollen mir hinfort weichen: Mein Leben soll ihr Henker, mein Tod ihr Teufel sein!" Mit gleichem Zorn und gleichem Selbstgefühl redet er zur selben Zeit in seiner „Glosse über das vermeintliche kaiserliche Edikt".

Daß die Pfaffen und Mönche hinter diesem Erlasse stäken, beweist er schon daraus, daß eingangs gesagt sei: Das Bekenntnis der Evangelischen sei auf dem Reichstag zu Augsburg widerlegt, und gewisse Gebräuche, wie die Feier des Abendmahls unter einerlei Gestalt, von der Kirche aus guten Ursachen und Einsprechen des heiligen Geistes geordnet. Wenn die Gegner mit der Forderung kamen, keine Neuerung in Sachen des Glaubens zu machen, so ruft er ihnen zu: „Ihr seid die Neuerer! Ihr habt euere Lehre und Bräuche erst eingeschwärzt in die rechte Lehre, ihr habt das Wort Gottes gefälscht!“ Die Gegner, sagt er zum Schluß, würden selbst reformieren, wenn sie nur den Ruhm davon haben könnten. „Aber, wer kann etwas thun, dem es nicht von Gott befohlen ist? Ich, Dr. Martinus, bin dazu gerufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden. Über solch Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen, und hat's mir wollen lehren. Darüber ist's ihm auch gangen, wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger gehen.“ „St. Johannes Huß“, erinnert er, „hat von mir geweissagt: Sie werden jetzt eine Gans braten, aber über hundert Jahre sollen sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden, da soll's auch bei bleiben, ob Gott will.“

Die Sprache, die Luther in diesen Auslassungen führte, verwickelte ihn wieder in neuen Hader mit seinem alten Feinde, dem Herzog Georg von Sachsen. Es waren außerdem noch zwei Schmähbriefe, welche er gegen ihn an das Risaer Kloster gerichtet haben sollte, die den Zorn des Herzogs reizten. Der Herzog verklagte Luther in einer eigenen Schrift, sowie in einem Schreiben an den Kurfürsten, und dieser ließ Luther durch den Kanzler Brück zu Rede stellen. Aber Luther antwortete dem Herzog in seiner Schrift: „Wider den Meuchler zu Dresden“ mit solcher Entrüstung und gab ihm den Vorwurf der Falschheit, des Streitanfangens

und Aufruhrstiftens mit so maßloser Grobheit zurück, daß er sich eine neue Vermahnung des Kurfürsten zuzog, wogegen er nur bat, daß auch Herzog Georg künftig gegen ihn schwiege.

Bei alledem litt Luther wieder vielfach an Schwäche des Kopfes, Schwindel und Beklemmungen des Herzens. Der Satan übe ihn mit allerhand Faustschlägen, schrieb er an Link, und möge ihn wohl bald vollends töten, aber nicht sein Wille möge geschehen, sondern der Wille dessen, der denselben bereits mit seinem ganzen Reich gestürzt habe. Auch wurde ihm in dieser Zeit, am 30. Juni 1531, zu seinem großen Schmerz seine Mutter genommen. Wie seinem Vater, so hat er auch ihr bis zu Ende die dankbarste kindliche Liebe und Verehrung bewahrt. Davon zeugt ein Brief, den er ihr auf die Nachricht von ihrer Erkrankung schreibt. „Wie wohl ich hoffe, sagt er da, daß Euer Herz ohne das längst und reichlich genug unterrichtet, und Gott Lob! sein tröstlich Wort wohl inne habet, dazu mit Predigern und Tröstern versorget seid, so will ich doch das Meine auch thun, und meiner Pflicht nach mich Euer Kind und Euch für meine Mutter achten, wie unser beider Gott und Schöpfer uns gemacht und gegeneinander verpflichtet hat, damit ich zugleich den Haufen Eurer Tröster vermehre." Und nun weist er sie mit warmen herzlichen Worten auf den einigen, rechten Trost hin, den Grund ihrer Seligkeit, den Eckstein Jesus Christus, der uns nicht wanken noch fehlen werde. „Seid getrost", ruft er ihr zu, indem er sie an das Wort des Herrn erinnert: „Ich habe die Welt überwunden", und mahnt sie daran, wie viel sie Gott Dank schuldig sei, der sie aus der Finsternis des Papsttums gerissen und zu solchem Trost gebracht hat. Zuletzt schreibt er: „Es bitten für Euch alle Kinder und meine Käthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: Die Großmutter ist sehr krank. Gottes Gnade sei mit uns allen! Amen."

Inzwischen war eine Wendung zu Gunsten des Friedens eingetreten. Die Protestanten hatten eine feste, geschlossene Haltung angenommen. Ende März (1531) war der sogenannte „Schmalkaldische Bund“ zwischen den evangelischen Fürsten von Kursachsen, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, den Grafen von Mansfeld und den evangelischen Städten Magdeburg, Bremen und Lübeck auf sechs Jahre zu gegenseitigem bewaffnetem Schutze geschlossen worden. Auch die oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen außer Ulm, Reutlingen, Bibrach, Isny waren darin aufgenommen. Luther hatte die Abweichung in der Lehre, die ihn von diesen Städten trennte, nicht vergessen, er widersetzte sich nur ihrer Aufnahme nicht. Es schien ihm unter den obwaltenden Umständen genug, wenn man vor der Hand die Feder gegeneinander ruhen lasse und nur nicht durch offenen Zwiespalt die Sache der Gegner stärke. Auch war er seit seinem Zusammentreffen mit den Oberdeutschen, namentlich mit Butzer während seines Aufenthalts in Koburg, persönlich im ganzen milder gestimmt. Andererseits war der Kaiser in manche Verlegenheit geraten. Heinrich der Achte von England wollte sich von seiner Gemahlin, die eine Tante des Kaisers war, scheiden lassen. Er gab vor, sie sei vorher mit einem Bruder von ihm vermählt gewesen, daher seine Verbindung mit ihr nicht zulässig. Der Papst wollte damals aus Rücksicht auf den Kaiser nicht zustimmen. Da wandte sich Heinrich an verschiedene Universitäten um Gutachten in der Sache, ja durch einen geheimen Unterhändler auch an die Wittenberger. Luther entschied gegen die Auflösung der Ehe, weil eine Ehe mit der vormaligen Frau des Bruders nur nach menschlichem Kirchenrecht verboten sei. Aber ein Bruch zwischen Heinrich und dem Kaiser schien nun doch unvermeidlich. Zu gleicher Zeit näherte sich Dänemark dem Schmalkaldischen Bunde, seitdem der vertriebene König

Christian II., der vor noch nicht langer Zeit wie ein Freund des Evangeliums gethan hatte, mit Hilfe seines kaiserlichen Schwagers wieder in das Land einzudringen suchte. Auch Frankreich war nicht sicher, und selbst im eignen Hause mußte der Kaiser sich der Feindseligkeit versehn. Die so gut katholischen Herzöge von Baiern waren ohnehin auf die habsburgische Macht im Deutschen Reiche eifersüchtig und jetzt durch die Wahl Ferdinands zum Stellvertreter und Nachfolger des Kaisers, die unterdessen geschehen war, erst recht gereizt. Endlich erhob sich im Osten wieder die Zuchtrute der Türkennot. Ungarn sollte zunächst an den Sultan ausgeliefert werden, und weitere Gefahr stand bevor. Unter diesen Umständen sah der Kaiser sich genötigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und auf Frieden den Evangelischen gegenüber zu sinnen. Er selbst ersuchte seinen Bruder Ferdinand, nach dieser Seite hin eine Ausgleichung herbeizuführen, ließ den Termin des 15. April, bis zu welchem den Evangelischen Bedenkzeit gegeben war, ruhig vorübergehen und that dem gegen sie eingeleiteten Verfahren beim Reichsgericht Einhalt. Zwar konnte die Niederlage, welche die Schweizer in diesem Jahre erlitten, und in welcher Zwingli (bei Kappel am 11. Oktober) seinen Tod fand, an sich auch für die Evangelischen in Deutschland verhängnisvoll werden, allein die übrigen Umstände wogen zu schwer, als daß Ferdinand sich hätte entschließen können, daraus einen Anlaß zur Aufhebung der Friedensverhandlungen zu nehmen. Der Sultan nahm die Anerbietungen, die er ihm machte, um nach dieser Seite hin frei zu sein, nicht an; die Evangelischen in Deutschland hatten keine Verbindung mit den Schweizern gehabt, die man ihnen nun hätte zum Vorwurf machen können, und so gingen die Verhandlungen mit diesen fort. Luther zeigte hier, wie ernst es ihm mit seinem Friedenssinne sei, den er so oft ausgesprochen hatte. So sehr er gerade

in dieser Zeit körperlich litt, er wurde nicht müde, zur Nachgiebigkeit und Geduld zu raten. Was die Wahl Ferdinands zum römischen König betrifft, so war der Kurfürst gegen dieselbe besonders aus dem Grunde eingenommen, weil bei ihrem Ausschreiben die Bestimmung des Reichsgesetzes außer acht gelassen sei, daß eine solche Wahl bei Lebzeiten des Kaisers überhaupt nicht ohne vorgängige Zustimmung sämtlicher Kurfürsten vorgenommen werden solle. Luther erinnerte ihn an das Wort des Herrn: „Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge?", und gab ihm zu bedenken, welche Verantwortung er auf sich nähme, wenn um solch einer kleinen Sache willen Krieg entstünde, da es „geschehen möchte, daß darüber das Reich zerrissen und den Türken eingeräumt würde und damit Evangelium und alles zu Grunde ginge".

In den Friedensverhandlungen war einer der streitigen Punkte: in welcher Weise auf ein künftiges Konzil hingewiesen werden sollte, bis zu dem man sich vertragen wollte. Die Katholischen wollten nur ein „freies, christliches" Konzil zugeben, die Evangelischen forderten den Zusatz: „welches nach dem reinen Worte Gottes entscheiden solle." Luther wollte darum mit den Gegnern nicht gerechtet haben. Ob diese Worte dabei stünden, meinte er, oder nicht: die Widersacher würden doch immer behaupten, daß sie nach dem Worte Gottes entschieden. Ja soweit ging Luther in der Nachgiebigkeit, daß er das früher schon von Melanchthon gemachte Zugeständnis aufnahm, man wolle sich der Herstellung der bischöflichen Gewalt nicht widersetzen, wofern nur den Gemeinden die reine Predigt des Evangeliums zugesichert werde; eine Forderung freilich, von welcher er selbst sagt, daß sie doch nicht werde gewährt werden. Und noch einen Rat gab er, der ihm in älterer und neuerer Zeit schwere Vorwürfe zugezogen hat: Daß nämlich die Evangelischen nicht darauf bestehen sollten,

daß der Friede auch auf die Stände des Reichs ausgedehnt werde, die später noch zum Evangelium übertreten würden. Aber Luther lag alles an Erlangung oder Erhaltung des „politischen Friedens“, wie er es selbst nannte; das galt ihm in dem Augenblick mehr, als das bloße Festhalten eines Grundsatzes, sei es religiöser Freiheit oder Gleichberechtigung, welches keinen Nutzen gehabt hätte, und da hielt er sich an das, was thatsächlich erreichbar schien. Denn, wie es damals im Reiche stand, so konnte ein Rechtsanspruch darauf nicht erhoben werden, daß katholische Obrigkeiten eintretenden Falles in ihrem eignen Gebiet dem evangelischen Glauben und Gottesdienst Duldung gewähren sollten. Die Evangelischen verstanden sich selbst ihrerseits auch nicht dazu, und Luther sagte hier mit Recht: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thu du auch keinem andern!“

Unter all diesen Bemühungen für den Frieden wurde Luther ernstlicher krank. Der Arzt fürchtete einen Schlagfluß und war aufs äußerste um sein Leben besorgt. Außer Zwingli war auf evangelischer Seite auch Ökolampad vor kurzem gestorben; umsomehr sprachen die Freunde Luthers nun davon, was für ein großes Ärgernis sein Tod den Papisten gegenüber geben werde, aber er selbst erklärte, er sei gewiß, er werde noch nicht sterben; Gott werde die papistischen Greuel nicht jetzt, nachdem Zwingli und Ökolampad gestorben, auch noch durch seinen Tod stärken. „Der Satan“, sagte er, „möchte es wohl; er geht mir alle Augenblicke auf dem Fuße nach, aber es wird nicht geschehen, was er will, sondern was der Herr will.“ Und so geschah es. Luther hatte nachher noch lange zu leiden. Noch vier Wochen später, Ende Februar des Jahres 1532, klagt er von Torgau aus, wohin er gerufen war, um den Kurfürsten zu besuchen, der dort an einem schmerzlichen Fußübel krank lag, er verzweifele fast an seiner Rückkehr nach Wittenberg, so schwach fühle er sich,

und Veit Dietrich, an den er schreibt, solle sich nur darauf vorbereiten, statt seiner, für den Fall, daß er stürbe, „seine Kunst und Eloquenz“ an der Vorrede zu seiner Übersetzung der Propheten zu versuchen, über welche er jetzt eben meditiere. Ja, noch am 20. Mai und 13. Juni spricht er sich in Briefen an Spalatin und Amsdorf ähnlich über seine völlige Entkräftung aus. Doch die Todesgefahr ging vorüber, und sein Kopf erholte sich allmählich. Dagegen waren die Tage seines Fürsten gezählt. Am 15. August wurde derselbe auf einer Jagd von einem Schlaganfall betroffen, und starb schon am folgenden Tage. Er hatte noch die Freude gehabt, die Verhandlungen wegen des Friedens mit dem Kaiser zu einem glücklichen Ende kommen zu sehen. Soeben, am 2. des Monats, war der Friede, der am 25. Juli zu Nürnberg beschlossen worden, vom Kaiser bestätigt, und dadurch der evangelischen Sache in Deutschland ein starker Halt gegeben. Luther betrauerte seinen Fürsten aufrichtig und weinte bei seinem Begräbnis wie ein Kind. In der Leichenpredigt, die er ihm hielt, verschweigt er nicht, daß der Verstorbene wohl öfter im Regiment gefehlt habe, wie denn Fürsten auch Menschen seien, ja alle Zeit zehn Teufel um sich hätten, aber um so mehr rühmt er seine Festigkeit im Bekenntnis, und ausdrücklich erinnert er daran, wie der Kurfürst zu Augsburg die böse Suppe und das Gift habe ausessen müssen, aber nicht gewichen, sondern bereit gewesen sei, Land und Leute, ja Leib und Leben an das Evangelium zu setzen. Selbst in Versen gab er seinem Schmerz über den Hingang des standhaften Mannes Ausdruck. Am Schluß derselben läßt er ihn sagen:

„Erfahren hab' ich's und zeugen thar (darf),
Wie uns die Schrift sagt und ist wahr:
Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann.

Es zürne Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält."

Seinem Sohne und Nachfolger wünscht er zu seinem eigenen entschlossenen Sinn die Hälfte von der Weisheit des Onkels (des Kurfürsten Friedrich) und von der Frömmigkeit des Vaters.

Ruhigere Zeit und Arbeit.

Luther bedurfte der Ruhe. Den Jahren nach noch im kräftigen Mannesalter, fühlte er sich schon halb als Greis. Mehrere Krankheitsanfälle, von denen er, namentlich im Februar des Jahres 1533, wieder betroffen wurde, gingen glücklich vorüber; ein Abfluß, der am linken Bein entstand, verschaffte im übrigen Erleichterung, aber im allgemeinen blieb sein Gesundheitszustand schwach, insbesondere sein Kopf angegriffen. Die Ruhe ward ihm für einige Jahre in größerem Maße zu teil, als es bisher möglich gewesen war. Zwar blieb Luther fort und fort der angesehenste Mann in der Kirche, an den sich alles in zweifelhaften Fällen wandte, und er selbst fühlte zu warm für die Kirche, und seine Gewissenhaftigkeit war zu groß, als daß er sich den an ihn kommenden Fragen und Aufforderungen hätte entziehen können; man hat ihm sogar noch in diesen Jahren den Vorwurf gemacht, ein andrer Papst zu sein, aber doch war die Gelegenheit zum Eingreifen in den nächsten Jahren seltener, die Veranlassung zum Thun geringfügiger. Nach außen hin war seit dem Abschluß von Nürnberg Friede. Dadurch wurde die Ausbreitung der Reformation in Anhalt, Württemberg und Pommern begünstigt, durch diese aber wurde Luther weniger berührt. Die Kirche ferner war, so zu sagen, unter

Dach und Fach gebracht. Es bedurfte nicht mehr der ersten großen aufbauenden Thätigkeit, es genügte die wohl mühsame, aber geringere ausbauende Arbeit.

Schon vom Kurfürsten Johann war eine neue Kirchenvisitation vorbereitet worden; Johann Friedrich setzte sie, thatkräftig und entschlossen wie er war, ins Werk. Luther nahm, ebenso wie sein Freund Melanchthon, aus verschiedenen Gründen an der Visitation selbst nicht teil, wohl aber wurde er auf ziemlich unerquickliche Weise in die Vorgänge verwickelt, die sie geboten erscheinen ließen. Die Verhältnisse zwischen Geistlichen und Gemeinden im Kurfürstentum waren vielfach sehr mißlicher Art. So war namentlich in Zwickau, welches noch von den bilderstürmerischen Unruhen her im übeln Andenken stand, ein Prediger Soranus im Unfrieden vom Magistrate entsetzt worden. Luthers erprobter Freund, Hausmann, kam mit dem Entlassenen zu ihm. Luther schrieb heftig an den Bürgermeister und Rat von Zwickau, und diese antworteten ähnlich. Darauf wies Luther die beiden Geistlichen an, nötigenfalls Zwickau ganz zu verlassen, wobei er aber den „frommen Christen“ in der Gemeinde gebot, sich still zu verhalten, bis der Kurfürst eine Entscheidung träfe, welche denn auch dahin erfolgte, daß Hausmann seine Stelle in Zwickau ganz aufgeben könne, und sonst hinfort kein Magistrat oder andrer Patron je wieder auf solche Weise ohne landesherrliches Erkenntnis verfahren dürfe. Übrigens zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie wenig Luther bei seinem aufbrausenden Wesen sich eignete, geschäftliche Angelegenheiten der Kirche zu besorgen oder gar zu leiten. Er hatte aber auch hierin die demütigste Selbsterkenntnis.

Solche Vorgänge waren nicht danach angethan, Luther im Hinblicke auf die angeordnete Visitation mit Freudigkeit und Hoffnung zu erfüllen. Noch weniger günstig dachte er von solchen gesetzlichen Maßregeln, als die ersten ziemlich ent-

mutigenden Erfolge der Visitation bekannt wurden. So hatte man an einem Orte die Leute daran erinnert, wie viel sie früher für Ablaß und Messen hätten ausgeben müssen, und daß sie nun um so mehr bereit sein sollten, für die neuen Verhältnisse zu steuern, aber man hatte die Antwort bekommen, ja jetzt wären auch andere Zeiten! Luther klagte: „O wie schändlich undankbar ist unsere Zeit! Überall konspirieren Adelige und Bauern gegen das Evangelium und genießen dabei die Freiheit desselben, so übermütig sie nur können.“

Ferner fand Luther Gelegenheit, in der Frage kirchlicher Zucht sich auszusprechen. Immer mehr trat es hervor, wie roh die Sitten der Masse in der Gemeinde seien, und Luther empfand das nicht zum wenigsten. Ja, man kann sagen, nichts hat ihm mehr Kummer bereitet in seinem Leben, als diese Wahrnehmung, wie wenig das Leben des Volkes dem neugewonnenen Glauben entspräche. Es ist eben eine bloße Verleumdung, es ist ein völliges Mißverständnis seiner Lehre, wenn man gemeint hat, daß durch ihn die Zügellosigkeit des Lebens befördert worden sei. Immer hat er betont, daß nur der Glaube gerecht mache, der aus lebendiger Buße des Herzens hervorgegangen sei und wahrhafte Früchte der Buße wirke, immer alle Zuchtlosigkeit, wo er sie fand, mit dem nachdrücklichsten Ernst gestraft: Wenn das Volk sich das nicht zu Herzen nahm, so war das nicht seine Schuld. In und um Wittenberg selbst gab es in dieser Beziehung vielen Anlaß zur Klage. Namentlich die Trunksucht scheint dort ungemein überhand genommen zu haben. Luther rechnet auch hier mit den wirklichen Verhältnissen. Er beklagt es, daß der Stand der Gemeinden dermalen nicht so sei, daß sich eine echte evangelische Ordnung des Lebens herstellen lasse, aber er weiß es nicht zu ändern und meint, man müsse ebendeshalb Geduld haben und sich begnügen, wenn die offen-

baren Übertreter vom Genuß des heiligen Abendmahles ausgeschlossen würden. Im übrigen müsse man es der bürgerlichen Obrigkeit überlassen, wie weit sie öffentliche Laster bestrafen wolle, auf die Predigt des göttlichen Wortes und seelsorgerische Vermahnung das Hauptgewicht legen und jedenfalls vor einem Rückfall in den alten kirchlichen Zwang sich hüten. Nicht mehr, als das, aber so viel scheint auch in Wittenberg mit Hilfe der dort bestehenden Privat-Anmeldung und Privatbeichte vor der Feier des Abendmahls wirklich erreicht zu sein. Über letztere Anordnung äußerte sich Luther in einem Gutachten, welches die Nürnberger von ihm und seinen Kollegen gefordert hatten. Dort in Nürnberg war schon bald an Stelle jener Privatanmeldung und Privatbeichte eine allgemeine öffentliche Beichte getreten, welche im Hauptgottesdienst nach der Predigt vor dem heiligen Abendmahle gehalten wurde, und wo der Geistliche im Namen aller Anwesenden ein Sündenbekenntnis sprach und sodann allen denen, die ihre Sünden aufrichtig bereuten und der göttlichen Gnade vertrauten, insgesamt die Absolution erteilte. Osiander aber hatte mit großer Heftigkeit Abstellung dieses Brauches und Herstellung der privaten Absolution und Beichte verlangt, weil viele Unwürdige sich im Hauptgottesdienst zur Feier des heiligen Abendmahls einschlichen. Luther hatte immer auf die private Feier großen Wert gelegt, auch die allgemeine öffentliche Beichte in die Gottesdienstordnung Kursachsens nicht aufgenommen. Dennoch mißbilligte er das Verfahren Osianders. Er erklärte, er könne die allgemeine Absolution um so weniger verwerfen, als auch die Privatabsolution nur bedingter Weise von der Schuld entbinde, und setzte selbst für sie eine Formel auf.

Als im Laufe dieses Jahres (1532) die Türken wieder heranzogen, wandte sich der Feldhauptmann Joachim von Brandenburg an Luther, er möge eine christliche Anweisung

für das Kriegführen geben, und auch hier wieder diente er mit seinem Wort dem deutschen Vaterlande, ganz in demselben Sinne, wie er es früher gethan hatte. Da ihm erzählt ward, daß der Sultan sich nach seinem Alter erkundigt und auf die Antwort, er sei achtundvierzig Jahre alt, erwidert habe: „Ich wollte, daß er noch jünger wäre, denn er sollte einen gnädigen Herrn an mir wissen", schlug er ein Kreuz und sagte: „Behüt' mich Gott vor diesem gnädigen Herrn!"

Freude bereitete Luther die weitere Ausbreitung der Reformation, die in diesen Jahren stattfand. Die drei fürstlichen Brüder von Anhalt, Johann, Georg und Joachim traten im Frühling des Jahres 1532 gemeinsam zum Evangelium über. Besonders erfreut sprach Luther sich über die brüderliche Einmütigkeit dieser Männer aus und über die Standhaftigkeit, die sie allen Drohungen mächtiger Fürsten gegenüber an den Tag gelegt hatten. Im November mußte er sie sogar an ihrem Hofe in Wörlitz besuchen und vor ihnen predigen; er that es, indem er warm und einfach den Weg des Heils vor ihnen bezeugte. Hinsichtlich des reformatorischen Werkes, welches sie vorhatten, erinnerte er sie daran, daß alle wahren Gotteswerke klein anfingen und allmählich zur Größe erwüchsen, wie jeder Baum in der Schöpfung es zeige, und die drei Fürsten verfuhren demgemäß mit vorsichtigem und langsamem Fortschreiten. Im Herbst des Jahres 1534 begannen auch die Herzöge Barnim und Philipp von Pommern die Reformation in ihrem Lande. Barnim war längst mit Luther persönlich wohl bekannt, und Philipp trat in eheliche Verbindung mit einer Schwester des Kurfürsten von Sachsen, wobei Luther nach dem von ihm angegebenen evangelischen Ritus die Trauung vollzog.

Nicht ganz so ungetrübt war die Freude über den Fortgang der Reformation in Dänemark und in Württemberg.

Dort wurde derselbe durch die Niederlage jenes Christian des Zweiten erkauft, der sich seiner Zeit so freundschaftlich zum Evangelium gestellt hatte; hier flößte es Luther, abgesehn davon, daß er schon bei dem kriegerischen Unternehmen des Landgrafen Philipp für den vertriebenen Herzog große Bedenken gehabt hatte, Besorgnis ein, daß der letztere zur Durchführung der Reformation in seinem wiedererworbenen Lande den der Zwinglischen Lehre verdächtigen Ambrosius Blaurer zuzog. Doch beruhigte er sich, als Blaurer erklärte, er werde im heiligen Abendmahle eine wahre und wesentliche Gegenwart des Leibes Christi lehren.

Nach der entgegengesetzten Seite hatte Luther wieder einen Strauß mit Herzog Georg auszufechten. Dieser hatte eine größere Anzahl Bürger aus Leipzig und Oschatz vertrieben, welche dem evangelischen Gottesdienst in benachbarten kursächsischen Orten beigewohnt und einer Verordnung, daß jeder Unterthan sich durch eine ihm vom betreffenden Priester gegebene Marke über seine jährliche Teilnahme an der Beichte auszuweisen habe, sich nicht gefügt hatten; Luther aber hatte ihnen, von ihnen selbst befragt, geraten, eher das Äußerste zu dulden, als ihre Überzeugung in dieser Sache zu verleugnen. Darüber klagte ihn der Herzog beim Kurfürsten an. Luther rechtfertigte sich über sein Verhalten und über die Ausfälle auf den Herzog, die er bei der Gelegenheit gemacht, in einer öffentlichen Schrift, welcher er einen „Trostbrief an die verjagten Leipziger Christen“ beigab, häufte aber darin noch seine Vorwürfe gegen den Herzog. Den Leipziger Glaubensgenossen schrieb er hier das bedeutsame Wort: „Laßt uns doch eine kleine Weile harren, und warten, was Gott machen will! Sie werden nicht ewiglich so toben. Es sind nach dem Reichstag zu Worms in den zwölf Jahren durch Gottes Macht so große Dinge geschehn, als kein Mensch hätte denken sollen: Wer weiß, was

Gott nach diesem Reichstag von Augsburg, ehe denn zehn Jahre um sind, thun wird!" Im November 1533 wurde in Grimma zwischen beiden Fürsten auch über andere streitige Dinge eine Vereinbarung erzielt, und bei der Gelegenheit auch die Sache zwischen Luther und Herzog Georg niedergeschlagen.

Auch das Gedächtnis des alten Erasmischen Streites ward in dieser Zeit wieder aufgefrischt. Der zu Nürnberg geschlossene Friede veranlaßte den angesehenen Gelehrten, mit Vorschlägen für eine kirchliche Einigung der Katholischen und Evangelischen hervorzutreten. Die Lehre, deren Abweichung nicht so erheblich sei, meinte er, müsse man beiseite lassen und sich mit Abstellung der Mißbräuche begnügen, wobei aber die Macht und das Ansehn der bestehenden Kirche voll aufrecht erhalten werden müsse. Luther hielt von vornherein nicht viel von diesen Vorschlägen. Ihm, dem geraden, offnen Manne, war der immer nach beiden Seiten schielende und hinter zweideutigen Reden sich versteckende Gelehrte längst verleidet und, um den Ausdruck zu gebrauchen, im tiefsten Grunde der Seele unsympathisch geworden. Dieselbe Halbheit und Zweideutigkeit sah er auch in diesen Vorschlägen des Erasmus. Er begriff nicht, wie man die Lehre könne beiseite setzen wollen und dann doch von Einigung reden. Er entnahm daraus, daß es den Gegnern überall um eine gewisse, feste Wahrheit des Glaubens gar nicht zu thun sei. „Kirche" war ihm überhaupt nur da, wo das Wort Gottes ist, und wo man sich danach richtet. Indeß äußerte er sich vorläufig noch schonend. Dann aber, in einem öffentlichen Sendschreiben an Amsdorf, im Jahre 1534, ließ er seinen ganzen Zorn gegen Erasmus aus und sparte keinen von all den Vorwürfen, welche er ihm jemals gemacht hatte. Ähnlich behandelte er in gelegentlichen Äußerungen mehrere andere Männer, die unter dem Einfluß dieses Gelehrten und

in seinem Geiste sich wieder der alten Kirche zugewandt hatten, wie Georg Witzel, Christoph Scheurl und sein alter Universitätsfreund Crotus. Der Bruch Luthers mit Erasmus und seiner ganzen Richtung war eben ein vollständiger. Als Luther nach Erasmus' Tode (im Jahre 1536) hörte, seine letzten Worte seien gewesen: „Sohn Gottes; erbarme dich meiner!“, glaubte er es nicht. Erasmus, meinte er, habe ohne Gott gelebt und sei auch ohne Gott gestorben. Das war das Ende eines Verhältnisses, welches gerade durch die Verschiedenheit der beiderseitigen großen Gaben — bei Erasmus die feine humanistische Bildung und Gelehrsamkeit, bei Luther die Kraft und Tiefe des Glaubens — im ersten Anfang von so segensreichem Einfluß für die Erneuerung der Kirche zu werden versprach.

In der Sache sehr ernst und nachdrücklich sprach sich Luther, vielleicht veranlaßt durch die erneuete feindselige Haltung des Erzbischofs Albrecht gegen das evangelische Bekenntnis, zu gleicher Zeit in seiner Schrift „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“ gegen das katholische Kirchentum selbst aus. Mit einer Schneidigkeit und Schärfe des Geistes thut er es, welche ganz an die Zeit seiner ersten Angriffe auf Rom erinnert. Er selbst ruft gleich im Eingang der Schrift den Kampf um den Ablaß ins Gedächtnis. Jetzt ist es die Messe, „die Hauptfestung“ des Papsttums, welcher der Kampf gilt: Wie, wenn es der römischen Kirche damit ähnlich erginge, wie mit dem Ablaß, und nun der ganze Bau derselben über den Haufen stürzte? Bisher hat Luther Messe und Sakrament gleichbedeutend gebraucht. Davon will er jetzt nichts mehr wissen. Er will, sagt er, den heiligen Vätern einmal beichten, und sie mögen ihn zu ihrem eignen Heile absolvieren, wenn sie können. Der Teufel habe ihm jüngst um Mitternacht eingegeben: Wie, wenn er fünfzehn Jahre lang seiner Zeit in der Winkelmesse Abgötterei

getrieben habe und nicht Christi Leib und Blut, sondern eitel Brot und Wein angebetet?! Dieser Gedanke habe ihn einmal ergriffen und lasse ihn nicht wieder los. Denn der Teufel könne das Gewissen auch mit wahren Gedanken in Verzweiflung bringen. Und nun hält er der Messe ihr ganzes Sündenregister vor: Wie sie die Einsetzung Christi versäume: „Nehmet esset, nehmet trinket!" und aus dem Sakrament ein Opfer mache und anstatt den Glauben der Christen dadurch zu stärken, die Selbstgerechtigkeit und Werkgerechtigkeit dadurch aufrichte, und schließt daraus, indem er den römischen Bischof und Priester anredet: „Weil es so mit der Messe steht, so ist deine Weihe nichts, als Gotteslästerung, noch das Brot der Leib Christi". Ihrer selber etliche, so hätte er in Rom mit seinen eigenen Ohren rühmen hören, sprächen in der Messe nicht die Worte Christi, sondern: „Brot bist du, und Brot wirst du bleiben; Wein bist du, und Wein wirst du bleiben!". Hier stehe der Antichrist im Tempel Gottes, der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Auf den etwaigen Einwand: Sei es mit der Messe nichts, so habe keine Kirche bestanden, so lange die Messe gewesen sei, antwortet er: „Die Kirche ist geblieben, denn es ist geblieben, die Taufe, die Absolution, das Vaterunser." Und hier vertritt er wieder mit ganzer Wärme den Gedanken des allgemeinen Priestertums, welchen er zu Anfang seiner reformatorischen Thätigkeit so lebendig geltend gemacht hatte; ein um so bedeutsameres Zeugnis, wie hoch und fest ihm dieser Gedanke in seinem Sinne stand, als die trüben Erfahrungen, die er inzwischen von der Wirklichkeit des christlichen Lebens in der Gemeinde gemacht hatte, wohl der Befürchtung Raum geben könnten, er wäre darin wankend geworden. Mit wahrhaft ergreifender und fast poetischer Schönheit stellt er in der Beschreibung der Feier des heiligen Abendmahls, wie sie in den evangelischen Kirchen gehalten

wird, dem Leser das Bild einer rechten christlichen Messe vor Augen. „Da tritt“, sagt er, „vor den Altar unser Bischof oder Diener im Pfarramt recht und redlich und öffentlich berufen, zuvor aber in der Taufe geweiht, gesalbt und geboren zum Priester Christi. Der singet öffentlich und deutlich die Ordnung Christi im Abendmahl eingesetzt, nimmt das Brot und Wein, dankt, teilet's aus und giebt's in Kraft der Worte Christi: Das ist mein Leib u. s. w. uns anderen, die wir da sind und empfahen wollen. Und wir, sonderlich die das Sakrament empfangen wollen, knieen neben, hinter und um ihn her, Mann und Weib, Jung, Alt, Knecht, Herr, Frau, Magd, Eltern, Kinder, wie uns Gott allda zusammenbringt, allesamt rechte heilige Mitpriester durch Christi Blut geheiligt und durch den heiligen Geist gesalbet und geweihet in der Taufe. Und in solcher unsrer angebornen, erblichen priesterlichen Ehre und Schmuck sind wir da, haben unsere güldenen Kronen auf den Häuptern, Harfen in der Hand und güldene Räuchfässer, und lassen unseren Pfarrherrn nicht für sich als für seine Person die Ordnung Christi sprechen, sondern er ist unser aller Mund, und wir alle sprechen sie mit ihm von Herzen und mit aufgerichtetem Glauben zu dem Lamme Gottes, das da für und bei uns ist und seiner Ordnung nach uns speist mit seinem Leib und Blut.“

Gegen das Bedenken, es möchte aus solcher Auffassung der römischen Messe gefolgert werden, er neige sich in der Sakramentslehre jetzt den Schwarmgeistern zu, verteidigt er sich in einem „Briefe von seinem Buch von der Winkelmesse,“ indem er ausführt, daß das Sakrament mit der Messe gar nichts zu schaffen habe, und daß das eben der Unterschied sei, daß die Messe, die sich ganz außerhalb der Einsetzung und Ordnung Christi stelle, kein Sakrament sei.

Die Haupt- und Lieblingsarbeit aber in dieser Zeit war die Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Außer den Psalmen,

welche ihm stets so vornehmlich teuer waren, war es besonders der Brief an die Galater, der Luthers Thätigkeit in Anspruch nahm. Schon im Oktober des Jahres 1516 hatte er Vorlesungen über diesen Brief begonnen, welcher neben dem Brief an die Römer ihm unter allen Büchern des neuen Testaments oben anstand. („Das ist mein Brief, mit dem ich mich verlobt habe; er ist meine Katharina von Bora“ äußerte er einmal scherzweise.) Jetzt arbeitete er eine neue Erklärung dieses Briefes aus, viel ausführlicher, viel eingehender, auch noch reicher an Beziehungen und Anwendungen auf's Leben, als die erste. Man merkt eben: Luther stand nicht bloß noch immer ebenso fest auf dem Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben, die in diesem Briefe verteidigt wird, sondern war mit der Zeit wo möglich noch fester in demselben geworden, war noch tiefer in ihm gegründet, und noch mehr dieser ganzen hohen Sache Herr geworden. „In meinem Herzen“, sagt er in der Vorrede zu den von Justus Menius verdeutschten Vorlesungen, „herrscht allein und soll auch herrschen dieser einige Artikel: nämlich der Glaube an meinen lieben Herrn Christus, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist.“ Und so wenig war ihm dabei dieser Artikel ein bloßer Lehrsatz, so wenig die ganze Sache eine Sache bloßer Rechtgläubigkeit, daß er vielmehr sagt, diese Lehre verstünden allein diejenigen, so da im Glauben verirrt, geängstigt, geplagt und angefochten werden, und schreibt: „Wenn diese Lehre untergeht und daniederliegt, so fällt dahin zugleich und liegt auch danieder alles Erkenntnis der Wahrheit. Wenn sie aber im Schwange geht, so steht es wohl auch um andere Dinge, es sei Religion, Gottesdienst, Gottesehre und daß man recht verstehen kann, was von allen Ständen und Dingen zu halten sei.“

Vor allem aber strebte Luther in diesen Jahren, in denen er mehr Muße hatte, als während all der Jahre seit dem Anfang seiner reformatorischen Thätigkeit, die Bibelübersetzung zu Ende zu bringen. Im Jahre 1532 war die mühsame Übersetzung der Propheten herausgegeben worden. Danach machte er sich an die Apokryphen, Bücher, wie er sie bekanntlich selbst bezeichnet, die der heiligen Schrift nicht gleich zu achten und doch gut und nützlich zu lesen seien. Besondere Schwierigkeit machte ihm das Buch Sirach, welches in zwei sehr von einander abweichenden Gestalten, einer griechischen und einer lateinischen, vorlag und oft in sehr dunkeln Worten redet. Aber je mehr er sich hier abmühen mußte, desto besser gelang ihm diese Arbeit. Gerade von dem Buche Sirach vollauf gilt es, was Luther in seinem „Sendschreiben vom Dolmetschen“ von der ganzen Bibelübersetzung sagt: „Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter, und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein einhergehn.“ Zu Anfang des Jahres 1534 war die ganze Übersetzung fertig. Zwölf Jahre hatte Luther unter allen den vielen Unterbrechungen daran gearbeitet, und seine beste Kraft daran gesetzt. Die deutsche Christenheit kann es ihm nicht genug danken. Schon im selben Jahre erschien die erste Gesamtausgabe, die erste vollständige deutsche Bibel, in Druck, und schon im Jahre darauf war eine neue Auflage nötig.

Persönliches Leben in dieser Zeit.

Im Zusammenhang mit der größeren äußeren Ruhe, die Luther in diesen Jahren genoß, konnte sein Anteil an dem Leben seines Hauses und seiner Familie naturgemäß mehr zu seinem Rechte kommen. Der Kreis seines Hauses hatte sich allmählich sehr vergrößert. Sein ihm im Jahre 1527 geborenes Töchterchen Elisabeth war freilich zur großen Betrübnis der Eltern nach acht Monaten schon wieder gestorben, dafür aber war ihnen im Mai des Jahres 1529 ein Ersatz geschenkt worden in einem neuen Töchterchen, Magdalene oder Lenchen, die dem Vater vielleicht eben aus diesem Grunde stets besonders wert gewesen ist. Außerdem wurde im Jahre 1531 dicht vor dem Martinstage und Geburtstage Luthers ein Knabe geboren, der daher den Namen Martin erhielt, und noch ein Knabe im Jahre 1533, welchen der Vater in Erinnerung an den großen Apostel, dem er so viel verdankte, Paul nannte, und bei dessen Taufe er den Gedanken aussprach, ob vielleicht Gott einen neuen Feind des Papstes oder der Türken aus ihm machen wolle. Zuletzt im Jahre 1534 wurde ihm noch ein Töchterlein, Margarethe, geboren, bei welcher der junge Fürst Joachim von Anhalt Gevatter stand. Außer diesen Kindern lebte die „Muhme Lene“ in seinem Hause, eine Tante seiner Frau, die wir schon aus dem Briefe kennen, welchen er von Koburg aus an sein „Hänsichen“ schrieb. Kostgänger, die längere oder kürzere Zeit in Luthers Hause oder doch an seinem Tische waren, finden wir in großer Zahl. Ihnen verdanken wir zum größten Teil die Aufzeichnungen, welche unter dem Namen „Tischreden“ Luthers bekannt und gedruckt sind. Dahin gehören außer Veit Dietrich besonders Anton Lauterbach, nachmals Pfarrer in Pirna, und Johann Matthesius, der spätere ehrwürdige

Rektor von Joachimsthal, der sogar der erste Biograph Luthers geworden ist („Dr. Martin Luthers Leben in siebenzehn Predigten dargestellt“). Der Unterricht der Kinder wurde, weil eine genügende Schule in Wittenberg fehlte, von einem Hauslehrer, meist einem jungen Theologen, besorgt, der denn auch im Hause wohnte. Ferner werden zwei Nichten Luthers erwähnt, Lene und Else Kaufmann, und ein drittes junges Mädchen, Anna Schützmeister, die er zur Erziehung ins Haus genommen hatte. Daß ein solcher Hausstand ein zahlreiches Gesinde erforderte, versteht sich von selbst. Auch dieses lebte nach der Sitte der Zeit in enger Verbindung mit der Familie. Das war der Kreis, in welchem Luther seine tägliche Erholung und Freude fand.

Die äußeren Verhältnisse des Hauses waren sehr bescheiden. Namentlich im Anfang seiner Ehe hat Luther mit Sorgen zu kämpfen gehabt. Später besserten sich seine Einnahmen; sein Gehalt wurde durch Johann Friedrich auf 300 Gulden erhöht, Lieferungen an Korn, Holz und Malz, auch Geschenke an Bechern, Ringen und Ketten gingen reichlicher ein. Aber Überfluß ist in seinem Hause nie gewesen. Als er im Jahre 1527 auf den Tod lag und von den Seinen Abschied nahm, bezeichnete er als einzigen irdischen Besitz, den er ihnen hinterlasse, einige silberne Becher. Noch im Jahre 1542 meinte er, seine Frau werde nach seinem Tode kaum hundert Gulden Einkommen haben. Die verschiedenen Grundstücke, die mit der Zeit zu dem alten Haus und Garten des Augustinerklosters hinzugekauft wurden, belasteten den Hausstand mit Schulden, die allmählich abgetragen werden mußten. Luther mußte seine Frau deswegen trösten, als sie sich Sorgen darüber machte. Er selbst hatte zu der großen Wirtschaft kein Vertrauen. Er halte, sagte er, zu viel Gesinde und bleibe darum billig im Register der Armen. Aber Luther trachtete auch nicht nach irdischem Besitz. In der uneigennützigsten

Weise verzichtete er noch immer auf Bezahlung für seine Bücher und Schriften. Geschenke mußten ihm aufgenötigt werden, oder wenn sie im Hause bleiben sollten, seiner Frau wider sein Wissen zugestellt werden. „Geh hin", sagte er einmal zu einem seiner Kinder, als er es beim Schlafengehen segnete: „sei fromm! Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott." Und er verstand es auch nicht, nach irdischem Besitz zu trachten. Luther war kein Haushalter. Sparen und Zusammenhalten war nicht seine Sache. Dazu war seine ganze Natur viel zu großartig angelegt. Die größete Sorglosigkeit im Vertrauen auf Gott und die größeste Weitherzigkeit in der Liebe gegen seinen Nächsten, namentlich seinen notleidenden Nächsten mischte sich in ihr. Das Sparen und Zusammenhalten mußte er seinem „Herrn Käthe" überlassen, wie er seine Frau scherzweise nannte, und sie that es, so viel sie vermochte. Er selbst gab alles fort, so lange ihn die Erfahrung noch nicht vorsichtiger gemacht hatte. Einstmals klagte ihm ein Armer seine Not. Weil er nun nichts Bares hatte, kam er seiner Frau, die in Wochen lag, über das Pathengeld, und als man ihn darüber anredete, sagte er: „Gott ist reich, er wird anderes bescheren."

Je bescheidener aber die äußeren Verhältnisse, desto reicher war das innere Leben des Hauses. Luther war für seine Person genügsam. Er konnte bei Wenigem vergnügt und fröhlich sein. Er sagt wohl einmal, daß er auch gelernt habe, wie der Apostel Paulus, sich in alles schicken: „Ich kann satt sein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden." Wenn er Nahrung und Kleidung hatte, dann war er zufrieden, auch wenn es sehr einfache Nahrung und Kleidung war. Niemals hat ihn jemand der Unmäßigkeit zeihen können, obgleich er einem guten Trunk unter Freunden nicht abhold war. Wie er die Sünden der Völlerei an seinem Volk strafte, so war er ihnen selbst in seinem Leben feind.

Seine Umgebung wunderte sich oft, wie ein so stattlicher Leib mit so wenig Nahrung auskommen könne. Über seiner Arbeit zumal konnte er Essen und Trinken vergessen. Luther war überhaupt ein ungemein zufriedenes und fröhliches Gemüt. Er konnte tief traurig sein, vielleicht gerade, weil er so fröhlich sein konnte; er konnte schwer unter den Mühen des Lebens, auch des Haus- und Ehestandes und der ganzen argen Welt seufzen: Sein ganzes Leben sei eitel Geduld, und er möchte in dieser bösen Welt nicht zum zweiten Mal heiraten, und wenn sich ihm eine Königin anböte; aber immer wieder schlug seine angeborene Munterkeit durch und behauptete im ganzen auch unter großen Arbeitslasten und Sorgen den Platz. Bei dieser Gemütsart konnte er denn auch, abgesehen von seiner sonstigen geistigen Bedeutung, den Mittelpunkt und das Haupt eines fröhlich belebten Hauses bilden. Seiner Frau stand er fort und fort als ein dankbarer, anerkennender und aufmunternder Ehegatte zur Seite. Er hat unter ihren Eigentümlichkeiten gelitten, namentlich unter ihrer Eigenwilligkeit und Zungenfertigkeit, sich auch wohl in einer Weise darüber geäußert, die uns allzu offenherzig erscheint, aber er wußte ihren Wert in vollem Maße zu schätzen, und sprach sich gewiß auch gerade deshalb so ungescheut über ihre Fehler aus, weil er ihres Wertes so sicher war. Der innerste Grund seines Verhältnisses zu ihr war herzliche Liebe, und dieser Grund blieb von allen kleinen vorübergehenden Anstößen und Reibungen zwischen den Eheleuten unberührt. In seinem Testament (vom Jahre 1542) giebt er ihr das Zeugnis, daß sie „ihn als ein fromm, treu ehelich Gemahl allezeit lieb und wert und schön gehalten.“ „Er achtet sie teurer“, sagt er, „denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft“ und noch in seinen letzten Jahren und Briefen nennt er sie sein „Liebchen“ und sich ihr „Liebchen.“

Für seine Kinder war Luther ohne alle Weichlichkeit oder Überschwenglichkeit des Gefühls ein zärtlicher Vater. Kindlich, wie er selbst bei allem tiefen und männlichen Ernst seiner Natur war, hatte er überhaupt für Kinder ein großes Verständnis. Sie sind ihm die lieblichsten Geschöpfe, an denen Gott selbst seine Freude hat, und wie er mit allem Natürlichen den Gedanken an das Ewige verband, so sah er auch in ihnen Bilder des Höchsten. „Sie leben", sagt er von den Kindern, „so fein einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben. Sie sind im Glauben viel gelehrter, denn wir alte Narren. Sie sorgen nicht. Gott giebt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen, als Geld zählen. Sie fragen nicht, was das Korn koste, denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie werden zu essen finden." Insbesondere preist er den Kindersegen in der Ehe. „Ach", sagt er, „was für ein großer, reicher und herrlicher Segen Gottes ist im Ehestande! Welch eine Freude wird dem Menschen gezeigt an den Nachkommen, die von ihm gezählt werden, auch nach seinem Tode, wenn er nun liegt und faulet." Sehr verwundert er sich darüber, daß die Liebe zu den Kindern immer mit den jüngeren wächst und bei den kleinsten am größesten ist. Nach der Geburt seines Martin sagt er: „Die Liebe und Sorge der Eltern gegen die Kinder ist so groß und kräftig, daß je mehr sie der Eltern Hilfe und Wartung bedürfen, je fleißiger und sorgfältiger die Eltern ihrer warten und pflegen. Darum ist mein Martinchen mein liebster Schatz, denn er bedarf meines Dienstes und Hilfe mehr, denn Johannes oder Magdalena. Dieselben können nun reden und fordern, was sie wollen und ihnen not thut, darum bedürfen sie so große Sorge nicht." Luther konnte sich bei der ungeheueren Arbeitslast, die auf ihm lag, um die Erziehung der Kinder nicht allzuviel bekümmern. Diese Sorge lag hauptsächlich auf seiner Frau und dem jeweiligen Hauslehrer. Aber er

verfolgte die Entwicklung der Kleinen aufmerksam und hatte für eines jeden besondere Eigentümlichkeit einen offenen Blick. Wo es aber not that, da griff er auch mit ernster Hand ein. In Erinnerung an seine eigene harte Jugend, wollte er seinen Kindern ihre schönste Lebenszeit nicht durch übergroße Strenge verleiden, aber ebensowenig war er gemeint, namentlich bei den Knaben, ihrem Eigenwillen nachzugeben und sie zu verzärteln. Seinem Sohne Johannes verweigerte er einmal drei Tage die Verzeihung, obgleich Frau und Freunde für ihn baten. Er wolle „lieber einen toten, als einen ungezogenen Sohn" haben, sagte er. Vor allem war er darauf bedacht, von Anfang an seine Kinder zu Gottes Kindern und Gottes Menschen heranzuziehen. Was sie sonst im Leben würden, wollte er ihrer Wahl und Neigung überlassen und Gott befehlen.

Besondere Schwierigkeit scheint die Erziehung des ältesten Sohnes, Hans oder Johannes, gehabt zu haben. Es mag demselben an rechter Zucht über sich selbst gefehlt haben. Luther übergab ihn der Reihe nach mehreren, auch auswärtigen Lehrern. Beim Tode des Vaters finden wir ihn als Student in Wittenberg, und zwar als Studenten der Jurisprudenz. Er wurde später fürstlicher Kanzleirat in Weimar. Martin, der zweite von Luthers Söhnen, widmete sich dem Studium der Theologie, ohne jedoch später ins Amt zu treten. Nachdem er eine Zeitlang als Privatmann in Wittenberg gelebt und eine Bürgerstochter geheiratet hatte, starb er schon im Alter von dreiunddreißig Jahren. Am meisten begabt scheint der dritte Sohn, Paul, gewesen zu sein. Er starb als angesehener Arzt beim Kurfürsten August in Dresden. Ein sittlicher Makel haftet an keinem der Söhne Luthers.

Bei seinem Gesinde hielt Luther auf strenge Zucht. „Der Teufel", sagte er, „hat ein scharfes Auge auf mich, um

meiner Lehre einen Schandfleck anzuhängen." Gegen treue Dienstboten erwies er sich gütig und dankbar; ja er konnte sich vertraulich zu ihnen stellen. Eine gesellige Natur, wie er war, äußerte er einmal mit Hinweis auf den Apostel Paulus, der unter den christlichen Brüdern sich erquickt habe: „Also thue ich auch und gehe lieber zu meinem Schweinehirten Johannes und den Schweinen, denn daß ich allein bliebe." Als sein mehrjähriger Famulus Rischmann im Jahre 1532 nach treuem Dienst sein Haus verließ, schrieb er seiner Frau von Torgau aus, wo er damals beim Kurfürsten war, sie solle ihn „ehrlich" entlassen. „Wie oft", meinte er, „haben wir bösen Buben gegeben, da alles verloren gewest ist: So greif dich nun hier an und laß an einem solchen frommen Gesellen auch nicht mangeln!" Besonders gemütlich war das Verhältnis zu dem alten Diener Wolf Sieberger, den er lebenslänglich bei sich behielt. Wolf, der ein etwas schwachköpfiger Mensch gewesen zu sein scheint, hatte sich einen Vogelherd angelegt. Dagegen protestierte Luther in einer scherzhaften Klageschrift, welche von den Amseln, Drosseln, Finken und anderen frommen und ehrbaren Vögeln verlangt sei. Diese Tiere, hieß es da, seien glaubwürdig berichtet, daß der genannte Wolfgang Sieberger die Freiheit, die ihnen Gott gegeben, in der Luft zu fliegen und Körnlein zu picken, ihnen nehmen, dazu ihrem Leib und Leben nachstellen wolle, so sie doch nichts verschuldet hätten. Er möge doch daran gehindert oder angehalten werden, ihnen abends Körner zu streuen und morgens vor acht nicht aufzustehen. Widrigenfalls wollten sie Gott bitten, daß er ihm an ihrer statt des Tages Frösche, Heuschrecken und Schnecken zu fangen gebe und des Nachts ihn von Mäusen, Flöhen und Wanzen überzogen werden lasse, damit er ihrer darüber vergäße und sie zufrieden ließe.

Luther liebte muntere Geselligkeit. Gern lud er seine

Freunde ein, um mit ihnen bei einem guten Trunk Bier oder Wein fröhlich zu sein. Wenn es galt, ließ er auch etwas daraufgehen. Als im Jahre 1535 seine Freunde Hieronymus Weller und Nikolaus Medler unter seinem Dekanat an der theologischen Fakultät Doktor wurden, gab er ihnen einen stattlichen Festschmaus und bestellte selbst im Namen seiner Frau Geflügel bei dem damals in Jena weilenden Jonas und schrieb an den Kurfürsten wegen Wildpret.

Seine liebste Erholung suchte er aber immer doch in dem nächsten Kreise seiner Familie. Hier sorgte er für allerlei geistige und körperliche Anregung. Bei Tische wechselten muntere und ernste Gespräche. Da strömte denn, wenn er nicht schweigsam war, was auch vorkam, Luthers Mund über von Erzählungen und Belehrungen aller Art, wie sie uns in den sogenannten „Tischreden" aufbewahrt sind, in denen er sich über Gegenstände des Wissens und Könnens aus allen Gebieten des Lebens, aus der Natur und Geschichte, aus der Weltweisheit und Gottesgelehrtheit, aus Staat und Kirche, überall mit großer Sachkenntnis, tiefem Verständnis, treffendem Urteil und scharfem Witz verbreitete. Nach dem Essen wurde irgend ein Spiel vorgenommen (sogar eine Kegelbahn war im Garten, auf welcher Luther selbst gern einen Schub that und sich auslachen ließ, wenn er fehltraf), oder es wurde Musik gemacht. Luther liebte die Musik vor allen anderen Künsten. Sie galt ihm als eine Art Schwester der Theologie. Er kann kein Ende noch Maß finden, sie zu preisen, so „überschüttet" ist er, wie er sagt, von der Menge ihrer herrlichen Eigenschaften. Sie dient dazu, die Traurigen aufzurichten, die Fröhlichen zu schrecken, den Zaghaften Mut zu machen, die Hochmütigen niederzuschlagen, die Rasenden zur Ruhe zu bringen, die Gehässigen zu besänftigen. „Ein Schulmeister", fordert er daher, „muß singen können, sonst

sehe ich ihn nicht an." Die Herren vom Hofe verspottet er, die da meinen, sie hätten dem Fürsten jährlich 3000 Gulden an der Musik erspart, während sie 30000 für unnütze Dinge verthun. Auch hier redet er aus eigener Erfahrung. Wenn der Geist der Schwermut ihn beschlich, dann bannte er ihn, wie König Saul, durch Musik. Nächst dem Worte Gottes kannte er kein besseres Mittel, den Teufel zu vertreiben, als sie. Er war selbst hervorragend musikalisch begabt. Schon von seiner Studienzeit her erinnern wir uns, mit welchem Eifer und Erfolg er musizierte. Er spielte nicht bloß die Laute, sondern sang auch und setzte eigene und fremde Lieder in Melodie. Mit den namhaftesten Musikern seiner Zeit, wie Johann Walter in Torgau und der bayerische Hofmusikus Senfel, stand er in Verbindung und suchte, wo er konnte, die edle Kunst namentlich für Zwecke der Andacht und des Gottesdienstes nutzbar zu machen.

Bei besonderen Gelegenheiten belebte Luther den Sinn fürs Familienleben durch größere oder kleinere Festlichkeiten. So feierte er im Jahre 1532 seinen und seines Martin Geburtstag zusammen mit dem Tage des heiligen Martin, im Jahre 1534 den Tag seiner einstmaligen Doktorpromotion. Später gab er seiner Nichte, der Lene Kaufmann, die sich mit dem Magister Ambrosius Berndt verlobt hatte, die Hochzeit in seinem Hause, bestellte Musik dazu, bat den Fürsten von Anhalt um einen Frischling oder Schweinskopf dazu und prüfte selbst die Weine in seinem Keller, weil man den Gästen etwas Gutes vorsetzen müsse, damit sie fröhlich seien. Die Brautleute durften sich bei allen Vorbereitungen nicht dreinmischen, denn für solche Nebendinge zu sorgen, sei nicht ihre, sondern anderer Sache.

Beständige Freude hatte Luther an seinem Garten, und fort und fort war er darauf bedacht dessen Kultur zu verbessern. Mit eigener Hand pflanzte und pfropfte er Bäume;

auch „Seltsames", wie er sagte, hatte er darunter, nämlich Feigen und Maulbeerbäume.

Als seine vornehmste Pflicht aber betrachtete er es, seine Hausgenossen mit geistlicher Speise zu versorgen, und hier waltete der treue Hausvater seines Amtes zugleich als ein rechter Hauspriester. Täglich sammelte er, wie er andere zu thun anwies, im eigenen Hause die Seinen zum Gebet und Gesang um sich, fragte den Kindern den Katechismus ab und legte ihnen das Wort Gottes aus. Ja, er pflegte jährlich ein häusliches Fest mit einer Mahlzeit zu halten, wo alles Gelernte aufgesagt wurde. Seine Frau vermahnte er insbesondere dazu, fleißig die heilige Schrift und den Psalter zu lesen. Als sie einmal antwortete, sie höre und wisse genug; wollte Gott, sie thäte auch danach! seufzte er und warnte vor dem Überdruß an dem Worte Gottes, welcher eben damit anhebe, daß man schon alles zu wissen meine, während wir doch in Wahrheit so viel davon verstünden als eine Gans. Seitdem Luther am öffentlichen Predigen durch seinen Gesundheitszustand oft gehindert wurde, pflegte er, namentlich seit dem Jahre 1532 auch sonntägliche Predigten vor seiner Hausgemeinde zu halten. Diese Predigten sind aus Nachschriften Veit Dietrichs und des Diakonus Rörer in seiner „Hauspostille" (im Unterschied von der auf der Wartburg begonnenen „Kirchenpostille") veröffentlicht. Wahrscheinlich zunächst für seine eigenen Kinder dichtete er das in seiner Art einzig schöne und so ganz dem Verständnis von Kindern angemessene Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her." Es findet sich zuerst in dem Wittenberger Gesangbuch vom Jahre 1535. Die Überlieferung erzählt, daß er mit diesem Gesange am Weihnachtsabend einen Engel vor seinen Kindern erscheinen ließ. Die Hinweisung aufs neue Jahr, die im letzten Verse auffallen mag („und singet uns solch neues Jahr") erklärt sich daraus, daß der

Jahresanfang damals mit Weihnachten gemacht wurde. Sogar für seinen Barbier, der ihm täglich den Bart abzunehmen pflegte, sorgte Luther in solcher Beziehung. Für ihn schrieb er im Jahre 1534, von ihm selbst um Belehrung darüber gebeten, die „Einfältige Weise zu beten“, worin er dem „guten Meister Peter“ erzählt, wie er selbst sich zum Beten anrege, indem er mit seinem Psalter in die Kammer laufe oder zur Zeit eines Gottesdienstes nach der Kirche gehe und die Gebote, den Glauben und allerlei Bibelsprüche bei sich vornehme und betrachte, bis das Herz warm geworden sei, und dann rät, namentlich den Anfang und Schluß des Tages dem Gebet zu widmen, die einzelnen Bitten oder andere Stücke des Katechismus in weitere Gebetsworte zu fassen, vor allem aber zu allen Worten des Gebets ein ganzes, ungeteiltes Herz mitzubringen.

Als hauptsächlichen Schauplatz dieses reichen häuslichen Lebens dürfen wir uns das größere Zimmer in dem alten Klostergebäude denken, welches nach vornehinaus liegt und noch jetzt als „Lutherstube“ den Fremden gezeigt wird. Luther selbst hatte sich in einer kleinen Hinterstube eingerichtet, die an den Festungsgraben stieß oder über denselben hinausgebaut war, möglicherweise aber noch bei seinen Lebzeiten wegen Neuerungen, die eben an der Befestigung der Stadt vorgenommen wurden, geräumt werden mußte und abgebrochen wurde.

Zur Vollständigkeit seines persönlichen Lebens in diesen Jahren gehört das Verhältnis, in welchem Luther zu dem neuen Kurfürsten, Johann Friedrich, stand. Dieses Verhältnis war ein ganz besonders herzliches. Schon als Jüngling hatte Johann Friedrich Teilnahme und Empfänglichkeit für das Evangelium gezeigt und sich warm an den Reformator angeschlossen. Um so unbefangener und vertraulicher konnte dieser sich zu ihm stellen. Bittgesuche von seiner Hand bald

für einen bedürftigen Studenten oder notleidenden Geistlichen, bald für einen in seinem Recht gekränkten Bürger liefen zahlreich bei dem Fürsten ein. Dieser aber seinerseits machte es von vorneherein zur Bedingung, daß Luther es ihm nicht verübele, wenn er einmal ein Gesuch unberücksichtigt liegen lasse. Obgleich Luther sich vom eigentlichen Hofleben grundsätzlich fern hielt, wurde er jetzt noch öfter, als unter der früheren Regierung, zum Fürsten beschieden, wie auch dieser wieder häufiger nach Wittenberg kam, wo denn Luther stets eingeladen wurde und möglichst oft auf dem Schlosse predigen mußte. Einmal, im Sommer 1534 suchte Luther zusammen mit Melanchthon auch ungeladen den Fürsten an seinem Hofe in Torgau auf, um ihm persönlich einen Freund für seinen Dienst zu empfehlen. Johann Friedrich nahm beide Männer mit großer Freude auf, bewirtete sie, und machte, wie Melanchthon erzählt, im Tischgespräch mit ihnen „große Wanderungen durch allerhand Länder und Zeiten bis in den Himmel hinein.“ Über des Fürsten Regierung und sonstige Haltung sprach Luther sich mehr und mehr voll Anerkennung aus. Er hatte bei dessen Unerfahrenheit und lebhafter Sinnesart anfänglich die Besorgnis gehabt, er werde noch viel Lehrgeld zahlen müssen, und namentlich zu sehr unter den Einfluß des Adels an seinem Hofe geraten. Mit Freude aber nahm er wahr, wie der junge Fürst seine Selbständigkeit bewahrte, die Zügel der Regierung überall straffer anzuziehen begann, als es unter seinem Vater geschehen war, auch der Kirche und ihren Vertretern treu und ergeben blieb. Daß derselbe mitunter in einem Trunk bei Tische des Guten zu viel that, wollte Luther weder leugnen noch rechtfertigen, nur wollte er es in Anbetracht seines starken Körpers, der auch eines starken Trunkes bedürfe und solchen besser vertragen könne, als andere, nicht allzu strenge beurteilt haben. So hatte Luther das seltene Glück, unter allen aufeinanderfolgenden

Regierungen, die er erlebte, mit seinem Landesherrn im besten und jedesmal in der Freundschaftlichkeit sich steigernden Einvernehmen zu stehen; für die von ihm begonnene Reformation ein Umstand von unberechenbar günstigem und segensreichem Einfluß.

Die Freundschaft für Luther teilte mit dem Kurfürsten seine fromme Gemahlin Sibylle, mit welcher er in glücklicher und unbescholtener Ehe lebte. Luther war schon bei des Fürsten Verheiratung mit ihr zu Rate gezogen worden. Als er ihn damals im Sommer 1534 in Torgau besuchte, führte der Kurfürst ihn nach Tische zu ihr, obgleich sie im Wochenbette lag. Sie ihrerseits unterhielt einen freundschaftlichen Gruß- und gelegentlich auch wohl Briefverkehr mit dem Reformator, in welchen auch seine Frau ausdrücklich eingeschlossen wurde. „Wir möchten gern einmal bei ihr sein", schrieb sie schon im Jahre 1529, als ihr Gemahl verreist war und sie sich von Luther etwas trösten lassen wollte, „und wären wohl sehr gerne bei Euch, als bei Eurem lieben Weibe, deß sollt Ihr Euch gänzlich zu uns versehen allezeit!" Und bei diesem Sinne blieb es bis in Luthers letzte Lebensjahre hinein.

Seit dem Religionsfrieden von Nürnberg war immer aufs neue von dem allgemeinen Konzil die Rede gewesen, welches bei diesem Friedensschluß in Aussicht genommen worden war. Im Januar des Jahres 1533 hatte sogar Papst Klemens VII., vom Kaiser gedrängt, mit diesem zusammen ein Ausschreiben ergehen lassen und zugleich durch einen Legaten in Begleitung eines kaiserlichen Gesandten den Kurfürsten Johann Friedrich feierlich zu einem Konzil eingeladen. Der Kurfürst war persönlich nach Wittenberg gekommen, um mit seinen Theologen zu beraten, und Luther hatte ein Gutachten gegeben, welches kurz dahin lautete, man möge vor der Hand nichts weiter thun, als sich dem Papst und Kaiser

willfährig zeigen, um keine Ursache zu Vorwürfen gegen die Evangelischen zu geben; komme Zeit, komme Rat! Unter Papst Paul III., welcher im Oktober des Jahres 1534 auf Klemens folgte, schien es mit der Sache Ernst werden zu sollen. Zugleich hatten die Vereinigungsversuche mit den Oberdeutschen seit der Wiederanknüpfung durch Butzer zur Zeit des Augsburger Reichstages nie ganz geruht und wurden nun, je mehr die Aussicht auf ein Konzil und die damit von seiten des Katholizismus drohende Gefahr sich näherte, desto ernstlicher. Beide wichtige Angelegenheiten bildeten in den nächstfolgenden Jahren einen Hauptgegenstand für Luthers Wirksamkeit.

Luther und das Konzil.

Papst Paul III. hatte den aufrichtigen Wunsch, der Spaltung der Kirche durch ein Konzil abzuhelfen. Er gab sogar gewisse Schäden der römischen Kirche zu, obgleich er das Vorgehen der Evangelischen entschieden verwarf. Noch wurde der Kaiser durch seinen Zug nach Tunis gegen Haireddin Barbarossa und durch neue kriegerische Verwicklungen mit Frankreich aufgehalten. Um so mehr gewannen beide Teile während des Sommers 1535 Zeit, ihre Vorbereitungen für das in Rede stehende Konzil zu treffen. Der Papst schickte seinen Legaten Vergerius, einen gewiegten Diplomaten, der zugleich Deutschland kannte, und dieser versuchte nun, die deutschen Fürsten einem Konzil geneigt zu machen, die etwaige Berufung aber eines deutschen Gegenkonzils an seinem Teile zu verhüten. Luther war hier vor allem der Mann, der den Evangelischen raten und helfen mußte. Er wurde vom Kur-

fürsten um seine Meinung befragt und antwortete, es möchte noch jetzt am besten bei dem Gutachten vom Jahre 1533 bleiben, d. h. auf eine Abweisung des Konzils sowie auf die Berufung eines Gegenkonzils verzichtet werden. Luther stand innerlich sehr frei zu der ganzen Sache. Persönlich war seine Meinung, daß das Konzil, wenn es anders überhaupt zu stande komme, nur zur Verdammung der Evangelischen führen werde, indes, man möge es getrost annehmen, versteht sich, unter Protest gegen die Bestimmung, daß es nach herkömmlicher Gewohnheit der Kirche gehalten werden solle. Was die Frage beträfe, wo das Konzil gehalten werde solle, so sei ihm daran wenig gelegen; er glaube auch jetzt noch nicht, daß es dem Papste ein Ernst sei. Wäre es dennoch Ernst, setzt er in seiner Weise hinzu, so hätte er jedenfalls längst verdient, daß die zornigen Heiligen ihn kriegten und verbrennten. „Ich bitte und wünsche, schließt er, daß sie Gott doch einmal lasse so zurecht werden, daß sie mit Ernst ein Konzilium müßten vornehmen, das da frei und christlich heißen müßte. Aber ich bin hie wie der ungläubige Thomas. Ich muß die Hände und Finger in die Seiten und Narben legen, sonst glaub ich es nicht. Doch kann Gott wohl mehr denn das, in des Hand aller Menschen Herzen stehen."

Im November des Jahres (1535) kam der Legat nach Wittenberg und hielt dort einen glänzenden Einzug. Die Universität war ziemlich verödet. Die Furcht vor der Pest hatte wieder alles in Schrecken gesetzt. Luther spottete darüber und war auch dieses Mal mit Bugenhagen in Wittenberg geblieben. Beide lud der Legat am Morgen des 7. November zu sich zum Frühstück ein, offenbar mit dem bestimmten Wunsche, wo möglich auf diese Führer der Reformation einwirken zu können. Es war seit der Zusammenkunft mit Kajetan im Jahre 1519 das erste Mal, daß der so hoch angesehen gewordene Reformator vor einem so hohen Würden-

träger der römischen Kirche erschien. Mutig und mit einem gewissen Humor rüstete sich Luther zu diesem merkwürdigen Besuch. Er zog sich festiglich an, legte eine goldene Kette um und ließ sich sorgfältig rasieren und frisieren. Seinem Barbier, der sich darüber verwunderte, sagte er, er müsse vor dem Botschafter des Papstes jung erscheinen, damit derselbe einen Schrecken bekomme, was der Luther noch alles werde an- und ausrichten können! Als der Barbier ihm wünschte, Gott möge mit ihm sein und ihm helfen, die römischen Herren zu bekehren, entgegnete Luther: „Das werde ich nicht thun, aber das mag geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lese und sie so fahren lasse“, und darauf kam es denn auch in Wirklichkeit bei dem Besuch bis zu einem gewissen Grade hinaus. Auf der Fahrt zum Schlosse, wo der Legat wohnte, sagte Luther mit Lachen zu Bugenhagen, der neben ihm im Wagen saß: „Da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pommeranus, Gottes Werkzeuge.“ Dem Legaten selbst aber, vor den sie unverzüglich geführt wurden, begegnete er fast mit Grobheit. Er ließ ihm nicht einmal bei der Anrede seine gewöhnlichen Titel, nur sein Haupt entblößte er vor ihm. Eins seiner ersten Worte war, ob Vergerius ihn in Italien einen trunkenen Deutschen habe schelten hören? Als der Legat im Laufe des Gespräches bekannte, daß er bei den Evangelischen in Deutschland doch manches besser gefunden, als er gemeint habe und berichtet gewesen sei, machte Luther wie aus Höflichkeit die Gegenbemerkung, er erkenne an, daß der gegenwärtige Papst ein kluger und rechtschaffener Mann sein möge, hob dieselbe aber sofort wieder damit auf, daß er spöttisch lächelnd hinzusetzte, so habe er schon damals, als er selbst in Rom Meßopfer dargebracht, über den Papst urteilen hören. Erst später wandte sich das Gespräch dem Konzil zu. Hier sagte Luther, daß er ein freies christliches Konzil für wünschenswert halte, nicht seiner Glaubensgenossen

wegen, die desselben nicht bedürften, sondern damit deren reine und rechte Lehre dadurch auch zu den anderen Nationen komme. Und als der Legat mit dem alten Einwand kam: ob denn Luther, ein fehlbarer Mensch, weiser und heiliger sein wolle, als so viele Konzilien und heilige Väter in der ganzen Christenheit, erwiderte er: „Ihr mühet und martert euch vergeblich mit euren Anschlägen! Haltet ihr gleich ein Konzil, so handelt ihr doch darin nichts von heilsamer Lehre und seligmachendem Glauben, sondern von Speisegesetzen, Länge der Priesterröcke, Größe der Tonsur, Übungen der Mönche und Nonnen", wobei der Legat nicht umhin konnte, den Kopf nachdenklich in die Hand nehmend und sich von ihm abwendend, zu einem seiner Begleiter zu sagen: „Der trifft die Hauptsache."

Sein eigenes Kommen sagte Luther für das Konzil zu: und wenn sie ihn auch verbrennen möchten! — Er wolle seine Lehre unter allen Umständen und gegen alle Welt verfechten. Gott zürne hier, sagte er, nicht er. — Auf die Frage des Legaten: Wo Luther denn wolle, daß man das Konzil halten solle? bemerkte er: „In Mantua oder Padua oder Florenz, es ist mir ganz gleich" und als Vergerius meinte, ob er auch nach Bologna kommen werde, fragte er: „Wem gehört Bologna?" „Dem Papst", erwiderte der Legat. Da rief Luther: „Guter Gott! hat der Papst auch diese Stadt an sich gerissen? — Wohl, ich will dahin zu euch kommen!" „Der Papst", fuhr der Legat fort, „wird sich auch wohl nicht weigern, zu euch nach Wittenberg zu kommen." „Gut", meinte Luther, „er möge nur kommen, wir erwarten ihn gerne." Und als Vergerius fragte: „Erwartet ihr ihn, daß er mit oder ohne Kriegsheer komme?" schloß Luther: „Nach Belieben, wie immer er kommen mag: wir erwarten ihn und wollen ihn empfangen."

Als der Legat schon zu Pferde saß, um davon zu reiten,

wandte er sich noch einmal zu Luther und sprach: „Also seht zu, daß ihr zum Konzil gerüstet seid!“ Luther aber sagte: „Ja, Herr, mit diesem meinem Hals und Kopf!“

Luther selbst äußert sich über sein Verhalten beim Legaten in einem Briefe an Jonas: „Ich habe den ganzen Luther gemacht: „mit den verdrießlichsten Worten“, ‚verbis verdriesslicissimis‘,“ wie er sich komisch lateinisch ausdrückt. Wir dürfen annehmen, daß er geflissentlich ein solches Verhalten beobachtete, um diesem Gegner gegenüber auch nicht den Schein zu erwecken, als sei er zu irgendwelcher Nachgiebigkeit geneigt.

Der Legat war natürlich von seiner Zusammenkunft mit Luther nicht eben erbaut. In einem fünf Tage danach geschriebenen Briefe nennt er Luther eine Bestie, spottet über sein schlechtes Latein, seine ungeistliche Kleidung, seine schlechten Manieren und äußert sich aufs entrüstetste über die Vereinigung von Bosheit, Anmaßung und Unverstand in seiner Person. Übrigens mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß, wie unangenehm auch Luthers Auftreten den hohen Kirchenfürsten berührte, doch diese seine Reise und die Begegnung mit den Evangelischen in Deutschland wesentlich dazu beitrugen, die Umwandlung seines Sinnes zu befördern, infolge deren er zehn Jahre später zur evangelischen Kirche übertrat.

Die Berufung eines Konzils kam wirklich zu stande. Im Frühling des Jahres 1536 war der Kaiser von Tunis zurückgekehrt und mit dem Papst in Rom zusammengekommen. Auf den 23. Mai des Jahres 1537 wurde das Konzil angekündigt. Aber von einem freien, christlichen Konzil, wie Luther es in Übereinstimmung mit allen Evangelischen verlangte, war gleich in der Ankündigung wenig zu spüren. Auch der ernster gesinnte Papst Paul III. blieb eben doch

der Papst. Als Zweck des Konzils ward einfach der Friede der Kirche mittelst Ausrottung aller Ketzerei bezeichnet. Die lutherischen Bücher sollten nur im Auszuge und von vorneherein mit einer katholischen Widerlegung dem versammelten Konzil vorgelegt werden. Auch der Wunsch der Schmalkaldener Verbündeten, daß das Konzil innerhalb Deutschlands möchte gehalten werden, fand keine Berücksichtigung. Das Konzil wurde nach Mantua hin ausgeschrieben. Selbst der Kaiser hatte sich damit einverstanden erklärt. Was blieb von seiten der Verbündeten dem gegenüber zu thun? An der Beantwortung dieser Frage hatte Luther einen wesentlichen Anteil. Die Wittenberger Theologen erstatteten auf Erfordern des Kurfürsten ein Gutachten. Dasselbe ist wohl von Melanchthon verfaßt, aber von Luther mit unterschrieben und schließt dessen Meinung über die Sache ein. Selbst für den Fall, geben die Wittenberger zu bedenken, daß die Evangelischen als beklagte Partei vor das Konzil geladen würden, dürfe man sich der Ladung nicht entziehen, wenn nicht die Gegenpartei vollends gewonnen Spiel haben solle: es würde ihnen im Fall einer Ablehnung in ihrer Abwesenheit der Prozeß gemacht werden, und der Kaiser werde in demselben Falle gar nichts für sie thun können. Luther war zudem persönlich gar nicht in der Stimmung, dem Gegner zu weichen. Im Gegenteil, es reizte ihn eben gerade jetzt recht, dem Gegner zu trotzen und die Stirn zu bieten. Satanische Kardinalbosheit, nichts von Kardinaltugenden sah er (mit Anspielung auf den Namen der Kardinäle) in dem ganzen das Konzil betreffenden Ausschreiben. Dabei zweifelte er auch jetzt noch, ob es dem Gegner mit der Zusammenkunft des Konzils wirklich ein Ernst sei. Der Kurfürst war von dem Gutachten nicht befriedigt. Er seinerseits war der Meinung, man müsse das Konzil ablehnen und, selbst wenn man es annähme, sich doch nur in dem Sinne dazu verstehen, daß

es ein freies und christliches sei. Es war ihm sogar fraglich, ob er den päpstlichen Legaten, der ihm die Einladung überbringen würde, empfangen solle. Auch den Gedanken eines Gegenkonzils und einer Gegenwehr gegen den Kaiser, falls derselbe Unterwerfung unter das Konzil erzwingen wolle, brachte er wieder in Anregung. Ein neues Gutachten blieb aber dabei, annehmen müsse man das Konzil, wenn auch nur, um im gegebenen Falle zu protestieren. Ernstlich warnten die Wittenberger davor, von einem Gegenkonzil zu reden. „Denn ein solches hat einen großen Schein, sagten sie, Spaltung anzurichten und sich gegen die ganze Welt setzen zu wollen." Nichts fürchteten sie, Luther voran, mehr, als daß die Evangelischen sich den Vorwurf der Unfriedfertigkeit zuziehen möchten, und mit Recht fürchteten sie das, aus echt christlichem evangelischem Sinne. Sie thaten es aber mit der rechten Beschränkung, ohne sich in ihrem Glauben und guten Rechte etwas zu vergeben. Denn daß eine Gegenwehr gegen den Kaiser in dem angenommenen Fall eines Zwanges von seiner Seite zulässig sei, hielten sie aufs bestimmteste fest, denn in solchem Falle handele es sich darum, daß Unterthanen von ihren rechtmäßigen, von Gott selbst bestellten Fürsten in Sachen des Glaubens wider die öffentliche Gewalt und unbestreitbares Unrecht geschützt würden.

Luther persönlich wurde vom Kurfürsten angewiesen, in einer Reihe von Sätzen mit Gründen der Schrift auszuführen, was er von seiner Lehre endgültig vor einem versammelten Konzil und bei seinem eigenen Abscheiden aus der Welt zu behaupten gedenke. Wenn er damit fertig sei, sollten die übrigen Wittenberger Theologen und Geistlichen unabhängig von ihm mit strengster Offenheit ihre Meinung darüber abgeben. Dem Kurfürsten lag daran, daß das Verhältnis seiner Theologen zueinander hinsichtlich ihrer Lehre vollkommen klar sei. Er mochte schon Veranlassung zu Miß-

trauen in dieser Beziehung gefunden haben. So entstand das gemeinsame Bekenntnis, welches unter dem Namen der „Schmalkaldischen Artikel“ bekannt ist. Es trägt das Gepräge seiner Entstehung. Überall merkt man die kräftige Hand und den schneidigen Geist des Reformators, überall den ganzen Luther. Was ihm als unwichtig erschienen ist, ist weggelassen oder nur flüchtig angedeutet, das andere weit ausgeführt und mit großer Eindringlichkeit geltend gemacht. Vor allem spricht aus dem Ganzen die Entschlossenheit, dem Gegner auch nicht um ein Haar breit in der einmal für recht erkannten Lehre nachzugeben und zu weichen. Die Rechtfertigung aus dem Glauben wird als der Hauptthort der evangelischen Lehre und Kirche in den Vordergrund gestellt. „Von diesem Artikel“, heißt es, „kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will, und auf diesem Artikel steht alles, was wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben.“ Sodann wird die römische Messe, „dieser Drachenschwanz, der so viel Ungeziefer und Geschmeiß der Abgötterei erzeugt hat“, als die Hauptfestung, hinter welcher der Feind sich verschanzt, mit der er aber auch steht und fällt, angegriffen. In einem dritten Artikel versetzt Luther noch besonders der päpstlichen Gewalt einen Stoß. Von einem göttlichen Recht derselben, erklärt er, könne von vorneherein nicht die Rede sein. Aber auch abgesehen davon und angenommen, was doch in sich unmöglich sei, der Papst begäbe sich seines vermeintlichen göttlichen Rechtes und wollte nur aus ihm zugestandener menschlicher Macht regieren — denn damit würde er sich selbst und sein ganzes Wesen aufgeben —, so würde es auch dennoch nichts helfen, schon allein darum, weil solches Regiment, eben weil dann das göttliche Ansehn fehle, sehr bald in Verachtung kommen würde.

Was Luthers Stellung zur ganzen Sache ist, lernen wir

aber in diesen Artikeln nicht bloß aus dem, was er in ihnen sagt, sondern auch aus dem, was er in ihnen nicht sagt. Der Kurfürst hatte auch gewünscht, Luther möge in seinen Sätzen zugleich angeben, was man dem Widerpart um christlicher Liebe willen ohne Verletzung Gottes etwa nachlassen und zugestehen könnte. Darauf läßt Luther sich nun gar nicht ein. Es war immer seine Sache, die großen Grundzüge und Grundsätze der Wahrheit hinzustellen; die Durchführung und weitere Anwendung derselben im einzelnen überließ er anderen. Hier aber sah er zugleich, daß alles Nachgeben von seiten der Evangelischen in Einzelheiten doch zu gar nichts führen werde. Mit der Tiefe seiner geistigen Anschauungen verband Luther hier wieder einmal den richtigen praktischen Blick. — Wie sehr übrigens die anderen Wittenberger Theologen in freier Überzeugung mit Luther eines Sinnes waren oder sich ihm unterordneten, erhellt daraus, daß sie, obgleich ausdrücklich aufgefordert, ihre etwa abweichende Meinung ohne Rückhalt auszusprechen, sämtlich den Sätzen desselben zustimmten, mit der einzigen Ausnahme, daß Melanchthon seiner Unterschrift, was den Artikel von der Papstgewalt betraf, hinzufügte: „Vom Papste halt ich: So er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen seine Superiorität über die Bischöfe nach menschlichem Recht auch von uns zugelassen sei.“ Unterzeichnet waren die Artikel, außer von Melanchthon, von Bugenhagen, Kreuziger, Jonas, Spalatin, Amsdorf und Agrikola.

Auf einen der letzten Tage des Januar in dem neuen Jahre 1537 wurde Luther samt Melanchthon und Bugenhagen zum Kurfürsten nach Torgau beschieden. Hier wurde ihnen eröffnet, daß zu Schmalkalden auf einem Konvent der Verbündeten die Sache des Konzils, sowie „was sonst mehr die Religion anlange“, verhandelt werden solle. Wohlgemut

machte Luther sich auf den Weg dorthin, während Melanchthon zitterte vor den Kämpfen, die dort ihrer warten möchten. In Altenburg wurde auf dem Schlosse Rast gemacht, in Weimar gepredigt. Am 7. Februar trafen die Reisenden in Schmalkalden ein, wo sich außer den Fürsten und Abgesandten der Städte an vierzig Theologen versammelten. Auch ein Gesandter des Kaisers erschien, der Vicekanzler Held, und ein päpstlicher Legat wurde erwartet. Luther hatte sich auf eine vierwöchentliche Abwesenheit gefaßt gemacht. Sein Haus und die Seinen hatte er seinem Freunde Agrikola anvertraut, der eben dort zu Gaste war. Es ließ sich anfänglich an, als sollte der Aufenthalt in Schmalkalden noch länger werden. Die Teilnehmer des Konvents sammelten sich nur allmählich, und Luther fühlte sich ziemlich überflüssig. Aber schon am 9. Februar, an welchem Tage Luther in der weiten und hohen Stadtkirche von Schmalkalden predigte, stellten sich Steinbeschwerden ein und wurden die Vorboten einer schweren, lebensgefährlichen Erkrankung. Die feuchte Herberge oder Wäsche, die man dort in Anwendung brachte, soll ungünstig gewirkt haben. Zwar erholte sich Luther zunächst noch ziemlich rasch und genoß erst noch scherzend die gute Bewirtung, die man ihm in Schmalkalden bot, wie er an Jonas schreibt, daß er und seine Freunde gleich Bettlern lebten, indem sie mit dem Landgrafen Philipp und dem Herzog von Württemberg das Brot äßen, mit den Nürnbergern den Wein tränken und vom kurfürstlichen Hofe das Fleisch und die Fische bezögen. Doch wiederholte und steigerte sich sein Leiden, bis ihm die fernere Teilnahme am Konvent zur Unmöglichkeit wurde. Noch hielt er sich so weit, daß er auf Ansuchen seines Kurfürsten ein neues Gutachten über die Teilnahme der Evangelischen an dem Konzil verfaßte. Er rät, dem Konzil nicht aus dem Wege zu gehen. Er giebt die Verantwortung zu bedenken, die man auf sich nähme, wenn durch

Ablehnung des Konzils eine Besserung der Greuel des Papsttums verhindert werde. Die Verbündeten sollten sich nur nicht zum voraus zu sehr verpflichten und damit Stricke binden. Falls es, wie es scheine, zum Gerauf komme, müsse man nicht erschrecken, denn Gott sei allmächtig. Übrigens, meint er, hätten die Gegner selbst kein Vertrauen und keine Lust zu dem Konzil, im Gegenteil sie fürchteten sich vor demselben. Sie wollten nur gern ein Nichtzustandekommen des Konzils ihnen, den Evangelischen, in die Schuhe schieben. Aus diesem Grunde, und nicht etwa aus Mut, hätten sie den „scheußlichen Teufelskopf" ihres Ausschreibens aufgesetzt, eben deshalb freuten sie sich auch, daß der Kaiser durch den Handel mit Frankreich und mit den Türken, der jetzt eben wieder drohend geworden war, von der Angelegenheit des Konzils abgezogen würde. Um so mehr sollten die Evangelischen auf das Konzil eingehen.

Schon am 18. d. M. trat ein neuer Anfall ein. Die Schmerzen wurden nach seiner eigenen Aussage so heftig, wie noch nie zuvor. Dabei war alle Verdauung vollkommen gestört. Speise konnte Luther nicht mehr bei sich behalten, Schlaf fand er nicht. Der Leib schwoll ihm auf und die Schwäche ward immer größer. Vier Ärzte waren um ihn beschäftigt; die verschiedensten und stärksten Mittel wurden angewandt. „Sie haben mir Tränke eingegeben, als wenn ich ein großer Ochse wäre", erzählt er nachher. Aber seine Kräfte kamen nur noch mehr herunter. Am 23. trat nur eine scheinbare und kurze Besserung ein, nachdem auch ein ihm befreundeter Arzt aus Erfurt noch hinzugezogen war. Dann schien sein Ende nahe. Er selbst hielt sich für einen Sterbenden und sprach in diesem Sinne mit seinen Freunden. Die große Frage des öffentlichen Lebens, das Wohl und Wehe der Kirche vor allem war es, was seine Gedanken beschäftigte. Sein heiliger Zorn gegen das Papsttum ruhte

auch hier nicht; er wollte denselben sogar, so zu sagen, über den Tod hinaus befestigen. Er werde mit seinem Sterben dem Papst eine Freude machen, aber das: „Mein Leben soll ihr Tod, mein Tod ihr Teufel sein", wovon er in der „Warnung an seine lieben Deutschen" gesprochen, sagte er jetzt, solle seine Grabschrift sein. Beunruhigt wurde er von dem Gedanken, daß das evangelische Volk sich selbst durch seinen Undank und seine Gleichgültigkeit um die Gnade des göttlichen Wortes bringen werde. Weinend äußerte er: „Ich habe Sorge, es werde fallen das liebe Evangelium. Lieber Herr Gott! Ich bin dein Kreatürchen und du der Schöpfer, ich der Thon und du der Töpfer: Ob mir nun auch das Endlein käme — wenn du nur das Wort wolltest länger erhalten!" Auch vertraute er dem Kurfürsten, der ihn voll Schmerz und Teilnahme besuchte, die Besorgnis an, daß nach seinem Tode bei der Wittenberger Universität Zwietracht ausbrechen und eine Änderung der Lehre eintreten möchte. Was seine Person betraf, so legte er alles demütig und ergeben in Gottes Hand. Er litt heftig, so heftig, daß er einmal die Äußerung that: „Wenn diese Krankheit länger anhält, möchte ich noch toll werden . . . Wäre nicht der Glaube an Jesum Christum, so wäre es kein Wunder, wenn ich mir mit einem Schwert das Leben nähme." Aber sein Glaube und Vertrauen verließ ihn nicht. Im Gebet holte er sich Trost und Kraft. „Ach, lieber Vater! sprach er: Nimm das Seelchen in deine Hand! Ich will dir danken und preise dich. Fahre hin, du Seelchen, fahre hin in Gottes Namen! Wie elend sind wir Menschen! Ich habe fast nichts von Kräften mehr in mir, und doch wird das, was noch da ist, so elendiglich vom Teufel geplagt. Darum, mein Vater, mach mich standhaft und geduldig im Glauben an dich, daß ich überwinde!" Ebenso forderte er seine Freunde auf, fleißig für ihn zu beten. Auch meinte er, wenn Gott alle Gebete,

die für ihn geschähen, hören wolle, so könne er es thun und machen, wie es vor ihm gut sei. Selbst Scherzworte konnte er einfließen lassen, um seine Freunde zu trösten. Als Melanchthon an seinem Bette saß und über seinem kläglichen Anblick in Thränen ausbrach, sprach er: „Hans Löser pflegt zu sagen: Gut Bier trinken ist keine Kunst, sondern bös Bier. Ebenso möchtet ihr auch von mir gedenken, daß ich jetzo mit den Apothekerstränken muß dies Stück praktizieren. Und Gottlob! ich kann auch in diesem Todeskampf und großen Schmerzen gutes Herzens sein. Denn haben wir Gutes empfangen von der Hand des Herrn und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Seine Frau und Kinder, deren er in dieser Krankheit mit besonderer Liebe gedachte, befahl er nächst Gott seinen Freunden und dem Kurfürsten, und letzterer insbesondere tröstete ihn darüber mit den warmen Worten: „Wenn es ja Gottes Wille ist, daß er euch, was ich nicht verhoffe, hinwegnehmen wird, so sollen euer Weib und Kinder mein Weib und meine Kinder sein.“ Nur den einen Wunsch hatte Luther, daß, wenn Gott es zulassen wollte, er nicht auf fremdem Boden sterben möchte. „Ich hätt's unserem Gott gern abgebeten“, sagte er, „oder auch abgemurrt, daß er mich in meines Fürsten Land sterben lasse.“ Der Arzt gab zu, um so mehr, als in Schmalkalden keine Apotheke war, daß man den Kranken noch nach Gotha zu bringen versuche. Als Melanchthon, der auf den Einfluß der Gestirne etwas gab, riet, noch einen Tag zu warten, damit die Abreise nicht auf den Neumond falle, sagte Luther ärgerlich: „Wir sind Herren über die Gestirne“, und so fuhren, außer dem Arzt, Bugenhagen, Spalatin und Mykonius am 26. Februar mit ihm nach Gotha ab. Seine Abschiedsworte an die Umstehenden waren: „Der Herr erfülle euch mit seinem Segen und mit Haß wider den Papst!“

Der Kurfürst hatte für alle möglichen Bequemlichkeiten

der Reise gesorgt und einen Wagen für den Kranken selbst, einen anderen für allerlei Vorkehrungen und Gerätschäften zu seiner Pflege, insbesondere seiner Erwärmung bestimmt. Dennoch war die Fahrt auf den rauhen Bergwegen für Luther so schmerzhaft und eine solche Qual, daß er einmal ausrief: „Wenn doch ein Türke hier wäre und mich schlachtete! — Ich stürbe gern, wenn nur des Teufels Legat nicht in Schmalkalden wäre und in der ganzen Welt ausschriee, ich habe vor großer Furcht sterben müssen.“ Aber gerade was ihm qualvoll war, wurde ihm zum Heil. Durch die heftige Erschütterung des Fahrens wurde befördert, was keine ärztliche Kunst bisher hatte bewerkstelligen können, daß in der Nacht, als man in Tambach zur Herberge war, eine Entleerung des Unterleibes eintrat, die ihm das Leben rettete. Sofort wurde ein Eilbote mit der frohen Nachricht nach Schmalkalden abgesandt, dem Luther einen eigenhändigen Brief an Melanchthon mitgab, in welchem er sagt: „Der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes hat in dieser zweiten Stunde der Nacht eurer Bitte und Gebete sich erbarmt. Lasset doch aus diesem Exempel uns lernen beten und wagen, auf Hilfe vom Himmel zu hoffen!“ Seiner „lieben Käthe“ aber schrieb er: „Danke Gott und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lene dem rechten Vater danken, denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren: Gott hat ein Wunder an mir gethan diese Nacht und thut es noch durch frommer Leute Fürbitt.“ Jedoch zwei Tage darauf, als er in Gotha angelangt war, verschlimmerte sich wieder sein Zustand. Hier gab er, angesichts des Todes, wie er meinte, seinem Freunde Bugenhagen verschiedene Aufträge, welche dieser hinterdrein aufzeichnete, und welche als Luthers sogenanntes „erstes Testament“ bekannt sind. „Ich weiß, Gott sei Lob!“ erklärte er vor allem, „daß recht gethan, daß ich das Papsttum gestürmt habe mit Gottes Wort.“ — „Bittet

für mich", sprach er, „mein liebsten Philippchen (Melanchthon) und Jonas und Kruziger, daß sie mir alles verzeihen, was ich wider sie gesündigt habe — Tröstet meine Käthe, daß sie dieses geduldig hinnehme dafür, daß sie zwölf Jahre mit mir Freude gehabt; sie hat mir treu gedient nicht wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd. — Grüßet von mir die Diakonen unserer Kirche; die frommen Bürger zu Wittenberg haben mir oft gedienet. — Saget unserem Kurfürsten und meinem gnädigen Herrn dem Landgrafen in meinem Namen, daß sie sich nicht sollen stören lassen durch Schreien der Widersacher über Kirchenraub und anderes dergleichen; sie rauben ja nicht wie gewisse andere Leute, sondern wollen mit den Kirchengütern die Sache der Religion fördern." Dann beichtete er und ließ sich von Bugenhagen die Absolution erteilen. Aber schon am Morgen darauf fühlte er sich bedeutend wohler, und bald trat, nachdem sechs Steine abgegangen waren, eine nachhaltige Besserung ein. So wurde denn die Reise über Erfurt fortgesetzt. Jonas und die früher erwähnte Nichte, Lene Kaufmann, reisten dem Kranken entgegen. Auch Melanchthon stieß in Weimar zu ihnen. In Altenburg feierte Luther schon wieder ganz vergnügte Tage im gastlichen Hause seines Freundes Spalatin, und am 14. März endlich langte er glücklich in Wittenberg an. „Meine Beine", schrieb er nach acht Tagen von hier an Spalatin, „wollen mich zwar noch nicht recht tragen, und meine Kräfte sind mehr erschöpft, als ich selbst geglaubt hätte, aber ich erstarke allmählich mit Gottes Hilfe und lerne wieder essen und trinken." Ende des Monats predigte er bereits wieder in der stillen Woche.

Unterdes waren in Schmalkalden die Verhandlungen wegen des Konzils zum Abschluß gebracht worden. Die versammelten Verbündeten glaubten von ihrem Standpunkt aus, alle Teilnahme an einem Konzil, welches von vorneherein die

Vertilgung der sogenannten „lutherischen Ketzerei" ins Auge fasse, ablehnen zu müssen, und gaben in diesem Sinne eine an alle christlichen Mächte gerichtete Erklärung ab. Luthers Rat war also diesmal den politischen Erwägungen gegenüber nicht durchgedrungen. Er war denn auch mit dem Beschluß der Verbündeten nicht zufrieden; er verharrte bei seiner Meinung bis zuletzt, daß der Papst nur, weil er sich selbst vor einem Konzil fürchte, die Einladung zu demselben so abschreckend gestellt habe. Wie dem nun auch sei, jedenfalls sagten sich die Evangelischen mit ihrem Beschluß auf dem Konvent zu Schmalkalden zum ersten Male förmlich vom Papsttum los, wie sie sich auf den vorangegangenen Reichstagen zu Speier und Augsburg durch ihren Protest von der Majorität des Reiches geschieden hatten. Eine weitere Betreibung der Konzilsangelegenheit von seiten des Papstes und des Kaisers war für jetzt schon durch die Türkennot und die Verwicklungen mit Frankreich ausgeschlossen.

Die Frage, die neuerdings besprochen ist, wie der Schmalkaldener Konvent sich zu Luthers Lehre überhaupt und zu seinen Schmalkaldener Artikeln insonderheit gestellt habe, erledigt sich durch den Umstand, daß die Verbündeten, nachdem sie das Konzil einfach abzulehnen beschlossen hatten, gar keine Veranlassung mehr finden konnten, auf eine Beratung der bezeichneten Artikel einzugehn, sowie durch die Schlußerklärung des Konvents: „Unsere Gelehrten, die sich von allen Artikeln unsrer Konfession christlich unterredet, sind in allen Punkten übereingekommen, wie Konfession und Apologie enthält. Nur einen Artikel über des Papstes Primat haben sie etwas weiter gestellt." Letzteren Artikel hatte Melanchthon, übrigens in vollständiger Übereinstimmung mit der von Luther ausgesprochenen Ansicht, verfaßt.

Luther und die Wittenberger Konkordia.

Während Luther auf diese Weise mit der Angelegenheit des Konzils beschäftigt war, wurde er zugleich von der anderen Seite durch die Verhandlungen in Anspruch genommen, welche eine Vereinigung mit den Wittenbergern oder Schmalkaldischen Verbündeten überhaupt anstrebten. Es sei hier zunächst der Annäherung gedacht, die von Frankreich und England versucht wurde. Franz I. hielt es für zweckmäßig, sich die Evangelischen in Deutschland dadurch näher zu verbinden, daß er vorgab, sein Land mit Hilfe evangelischer Theologen reformieren zu wollen. Zu dem Ende bat er im Jahre 1535 die verbündeten Fürsten, sie möchten ihre Theologen anweisen, darauf zu sinnen, wie die Händel der Religion in seinem Lande beigelegt werden könnten. Ja, er schickte dazu eine eigene Einladung an Melanchthon. Dieser fühlte sich dadurch geschmeichelt und hatte große Lust, auf die Einladung einzugehn, während er noch kurz zuvor selber wenig Vertrauen zu den Absichten des französischen Königs zu haben schien. Allein der Kurfürst wollte es eben jetzt, wo er mit dem Bruder des Kaisers, dem König Ferdinand, in einem besseren Verhältnis stand, nicht dadurch verderben, daß er sich mit dem Feinde des Kaisers in Unterhandlungen einließ, fürchtete auch, Melanchthon möchte gefährliche Zugeständnisse machen, und verweigerte ihm die Erlaubnis. Luther scheint anfänglich dem Kurfürsten wenigstens nicht widersprochen, auch seine Besorgnisse in betreff Melanchthons geteilt zu haben. Dann aber mochte es ihm doch wohl zu schwer werden, die schönen Aussichten für das Evangelium in Frankreich und die bedrängten Glaubensgenossen daselbst so bald fahren lassen zu sollen; zudem hatte er ja immer leicht Vertrauen,

wenn jemand Miene machte, sich des Evangeliums anzunehmen, und insbesondere war er stets geneigt, seinem Philipp etwas zu gute zu halten. So legte er sich dennoch für Melanchthon ins Mittel und bat den Kurfürsten aufs wärmste, den Freund ziehen zu lassen. Trotzdem verharrte der Kurfürst bei seiner Meinung und verwies dem Melanchthon sehr kurz alle fernere Beschäftigung mit der Sache. Luther bedauerte es um seines Freundes willen, der durch den Bescheid ungemein aufgeregt geworden war, schrieb aber selbst an ihn, daß die französischen Gesandten und Unterhändler auch ihm verdächtig geworden seien.

Nicht besser erging es schließlich mit England. Hier hatte der König Heinrich VIII. eine Schwenkung zu Gunsten der evangelischen Lehre gemacht, die bisher strenge von ihm verfolgt worden war. Auch er schickte eine Einladung an Melanchthon, und in demselben Jahre 1535 erschien als Abgesandter von ihm Robert Barnes, der während des Sommers 1533 in Wittenberg studiert hatte und Luthers Hausgenosse gewesen war. Luther bat auch diesmal den Kurfürsten für Melanchthon um Erlaubnis zur Reise. „Wer weiß, was Gott wirken will“, schrieb er: „Seine Weisheit ist höher, denn unser, und sein Wille besser, denn unser.“ Indessen wurde er bald in seinen Erwartungen herabgestimmt. Es wurde namentlich in Wittenberg zwischen den dortigen Theologen einerseits und Barnes mit anderen inzwischen angekommenen englischen Gesandten andrerseits verhandelt. Luther bestand wieder vor allem darauf, daß die Lehre gewahrt werde. Insbesondere sollte die Rechtfertigung durch den Glauben und die Verwerflichkeit der Winkelmesse in ihrer ganzen Schärfe aufrecht erhalten werden. Eben das aber waren die Punkte, welche dem Könige von England in der Lehre Luthers am anstößigsten gewesen waren. Nach ermüdenden Beratungen, die sich bis in den April des Jahres

1536 hineinzogen, wurden endlich einige Artikel vereinbart und zur Vorlage für den König bestimmt. Luther erklärte, wenn der König diese Artikel nicht annehmen oder erst noch viel daran ändern wolle, dann dürfe man um deswillen „die eigenen Kirchen nicht aufs neue verwirren, die kaum zur Ruhe gebracht seien". Es würde auch nicht zu rechtfertigen sein, wenn man dem Könige von England mehr einräumen wolle, als man dem Papst und dem eigenen Kaiser zugestanden habe. Der König hatte denn auch in Anlaß einer Erklärung der Schmalkaldener Bundesgenossen eine Mitteilung abgehen lassen, wonach er unmöglich fand, daß eine Einigung betreffs der Lehre zu stande käme, wofern nicht gewisse Sätze in der Augsburgischen Konfession und Apologie, wie er sich ausdrückte: „gemildert" würden. Ihm war offenbar bei der ganzen Sache im Grunde nur daran gelegen, jede Teilnahme der deutschen Protestanten an dem Konzil, welches damals in Frage stand, sowie jede Nachgiebigkeit derselben gegen den Papst zu hintertreiben. Außerdem hatte er den Wunsch, die Wittenberger Theologen zu gewinnen, daß sie ihm endgültig in seiner Ehescheidungssache mit einem günstigen Urteil beiträten. Was das letztere betrifft, so weigerte Luther sich ernstlich, die Ehe mit der Königin Katharina jemals als eine unerlaubte zu verurteilen. Er bewahrte der unglücklichen Frau stets eine herzliche Teilnahme. „Sie hat die Sache bei aller Welt verloren", äußerte er bei der Nachricht von ihrem Tode, „nur bei uns armen Bettlern, Theologen zu Wittenberg, nicht; die wollten sie gern bei königlichen Ehren erhalten, wo sie hätt' leben sollen". — Die Frage, ob mit König Heinrich dennoch trotz abweichender Lehre ein Bündnis eingegangen werden solle, wollte er als eine weltliche den Fürsten selbst und ihren Räten überlassen. Er für seine Person konnte bei seiner ganzen Sinnesweise nicht anders, als einen solchen Schritt für bedenklich halten. Der Kurfürst

gab den Gesandten des Königs den Bescheid, wenn ihr Herr Bedenken trage, die reine Lehre gemäß den Augsburger Bekenntnissen in seinem Reiche zuzulassen, wozu solle es dann nützen, ein Bündnis zu schließen?

Einen besseren Erfolg, als diese Verhandlungen mit Frankreich und England, hatte das Einigungswerk, welches in diesen Jahren von seiten der Oberdeutschen hauptsächlich durch Butzer betrieben wurde. Luther stand diesem Werke anfangs mißtrauisch gegenüber. Nicht, daß er nicht den Zwiespalt in der Lehre empfunden hätte. Gerade er, der so viel auf reine Lehre hielt, mußte denselben doppelt beklagen. Auch nicht, daß er nicht eine Hebung des Zwiespaltes herzlich gewünscht hätte. Schon auf Koburg hatte er dem Butzer bei seinem damaligen Besuche gesagt, er würde gern dreimal sein Leben opfern, wenn dadurch der Zwiespalt gehoben werden könnte, und später äußerte er, daß, wenn sie einig wären, das ganze Papsttum samt den Türken und aller Welt, ja samt den Pforten der Hölle dem Evangelium nicht so großen Schaden thun könnten. Aber was sollte er von den Versuchen zur Einigung erwarten? Die Gegner, wurde ihm versichert, gäben zu, daß im Abendmahle der Leib Christi wahrhaftig gegenwärtig sei. Um so weniger begriff er, warum sie nicht vollends seiner Lehre vom Abendmahle beiträten, indem sie eine solche Gegenwart des Leibes Christi für alle Abendmahlsgäste und auch für den Mund derselben annähmen. Nichts aber fürchtete er mehr, als eine Einigung, wobei man doch in der Lehre nicht ganz einig sei, oder wobei der Unterschied in der Lehre durch zweideutige Redensarten verdeckt werde. Alle Lehr- und Glaubensmengerei war ihm in den Tod zuwider. Dazu kam, daß gerade zu der Zeit, wo die Einigungsversuche erneuter Weise ernstlicher an ihn herantraten, das Treiben der Wiedertäufer, die er als Geistesverwandte Zwinglis und seiner Freunde ansah, seine vermehrte

Aufmerksamkeit auf sich zog. Schon im Jahre 1532 hatte er eine kleine Schrift „Von den Schleichern und Winkelpredigern“ herausgegeben und darin das Unwesen gegeißelt, welches sich eben damals auch auf sächsischem Gebiete zeigte, daß Leute, die gar keinen Beruf dazu hatten, ohne Wissen und Erlaubnis des Ortsgeistlichen in der Gemeinde eine Lehrthätigkeit ausübten. Nachdem dann am Schluß dieses Jahres von ihm eine Warnung vor weltlichem Aufruhr an den Bürgermeister und Rat der Stadt Münster gerichtet worden war, schrieb er zu Anfang des nächsten Jahres (1533) einen ähnlichen „Brief an die zu Frankfurt am Main“, weil auch in dieser Stadt allerlei schwarmgeistiges Wesen sich geregt hatte. Scharf sprach er sich hier gegen „das teuflische Gaukelspiel“ aus, welches in neuerer Zeit an vielen Orten getrieben werde, indem man mit dem Munde von der Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl rede, dabei aber in Wahrheit den Kommunikanten nur Brot und Wein zu reichen meine, und erschrecklich, sagt er, sei es ihm zu hören, daß beide Teile mit verschiedenem Glauben einerlei Sakrament nähmen. Und ebenso fand er Veranlassung, sich bei dem Rat von Augsburg dagegen zu verwahren, daß dortige Prediger seinen Namen gebrauchten, um ihre abweichenden Lehren in betreff des heiligen Abendmahls damit zu schmücken und beim Volk als rechte Lehre einzuschmuggeln. Als dann endlich trotz seiner Warnungen das wiedertäuferische Wesen zu Münster unter Rothmann und Johann von Leiden im Jahre 1534 die bekannten schreckenerregenden Früchte trieb, als die sogenannten „Heiligen“ dort unter dem Vorgeben eines wahrhaften geistlichen Christentums auf den Trümmern aller bestehenden Ordnung ein Reich tollster Fleischeslust und Blutgier aufrichteten, da stieg Luthers Argwohn und Entrüstung gegen alles schwarmgeistige Wesen aufs Höchste. Gott wolle, äußerte er damals in bezug auf

die Zwinglische „Sakramentiererei", dieses Ärgernis gnädiglich abthun, daß es nicht, wie das Münsterische, kräftig abgethan werden müsse. So war es begreiflich, wenn die Butzerischen Unionsversuche zunächst eine kühle Aufnahme bei Luther fanden, zumal ihm zu Ohren gekommen war, daß Butzer zur Beschönigung sakramentiererischer Umtriebe seine Feder geliehen hatte, um Störungen des von ihm betriebenen Friedenswerkes thunlichst vorzubeugen. Immer wieder fürchtete er ein unlauteres Vermischen dessen, was nicht zusammengehörte, und warnte davor, daß nicht unter dem Schein der Übereinstimmung unrechte Lehre eingeschwärzt werde. Butzer ließ sich dadurch in seinem Eifer nicht irre machen. Er war der Meinung, es sei thatsächlich zwischen Luther und den Oberdeutschen schon eine Einigung in der Lehre erreicht; es handele sich im Grunde nur noch um einen Wortsteit, indem auch Luther nicht behauptet haben wolle, daß Christi Leib im Abendmahl wie eine „Bauchspeise" genossen werde. Nun, nachdem die Oberdeutschen zum Schmalkaldischen Bunde zugelassen worden seien, müsse diese Lehreinigung nur noch zum öffentlichen Ausdruck gebracht werden. Auch den Schweizern bemühte er sich begreiflich zu machen, daß sie in Luthers Auffassung einen zu krassen Sinn hineingelegt hätten, und einer Verständigung mit ihm in der That nicht so große Hindernisse im Wege stünden. Ob nun gleich diese sich seinen Bemühungen gegenüber kaum weniger zurückhaltend zeigten, als Luther, und sich höchstens zu dem Bekenntnis bewegen ließen, daß Christi Leib zur Speise für alle gläubigen Seelen im Abendmahl gegenwärtig sei, ließ Butzer nicht nach, das ersehnte Einigungswerk namentlich bei dem Landgrafen Philipp von Hessen zu betreiben und ihn zu bitten, dasselbe, welches schon so weit vorgeschritten sei, auch bei Luther zu vertreten. Dieser sprach sich denn auch persönlich wieder warm für eine Einigung aus: Nur, daß es

kein „im Grunde ungewisses und gebrechliches Ding" bleiben dürfe! Das gemeinsame Zusammenhalten gegen das Papsttum lag ihm eben doch stets mehr am Herzen, als die Aufrechterhaltung des Lehrzwiespaltes zwischen den Evangelischen, wenn sie sich nur irgendwie mit Wahrung des Gewissens vermeiden ließe. Darauf veranstaltete der Landgraf mit Luthers Zustimmung eine Zusammenkunft in Kassel, wo Melanchthon, der ohnehin sich gegen Butzer sehr gefügig zeigte, mit diesem weiter in der Sache verhandeln sollte. Luther selbst gab seinem Freunde Melanchthon eine Anweisung mit, in welcher er die beiderseitige Lehre scharf gegeneinanderstellte und von den Oberdeutschen sagte: „Sie bekennen eine Gegenwart des wahren Leibes Christi für die Seelen im Glauben, noch nicht für den Mund, den Leib, das Brot, so daß auch Gottlose und Ungläubige (wie er sich damals noch ausdrückte) ihn empfingen." Er wünschte und hoffte nur, daß es zu einer völligen Übereinstimmung komme; „fasten und beten" solle man, bis Gott etwa Gnade gäbe! Bis dahin aber wollte er die anderen nur geduldet haben und eine „weltliche" Eintracht zugeben. Ausdrücklich erklärt er in diesem Gutachten: er wolle keine „Mittelmeinung", etwa daß jene zugäben, es wäre der Leib Christi irgendwie (mittelst Glaubens an das Wort des Herrn) dabei beim heiligen Abendmahl, und sie — die Lutherischen — einräumten, „gegessen" würde da nichts mit dem Munde, als das Brot. Auf diese Weise werde man, indem man zweierlei vereinigen wolle, alles verlieren! die Leute würden am Ende gar nichts mehr glauben wollen. „Lieber," sagt er, „gar keine Einigung, als so!" Ja, so weit war Luther entfernt, etwas in der Lehre nachlassen zu wollen, daß er nicht einmal zugeben wollte, man habe sich bisher nur „einander nicht recht verstanden." Als aber dann Butzer in Kassel sich zu der Fassung verstand, daß der Leib Christi wesentlich und wahr-

haft im Sakrament empfangen werde, und daß Brot und Wein solche Zeichen seien, dadurch Christi Leib und Blut wahrhaft dargereicht werde, nur daß es eine „sakramentliche" Einigung sei, d. h. eine solche, bei welcher jedes bleibe, was es sei, und eine Erklärung hierüber an Luther nach Wittenberg schickte, da antwortet dieser befriedigt, „weil sie deutlich bekennen, daß Christi Leib wahrhaft und wesentlich im Sakrament gereicht, empfangen und gegessen werde", will aber mit dem Abschluß der Konkordie „nicht geeilt" haben, „weil, so tief, wie der Zwiespalt gegangen, bei den Unsrigen noch schwer geglaubt wird, daß jene es so lauter meinen, als die Worte dastehn, ja die Beisorge ist, daß manche von ihnen uns noch feind sind", wie er denn auch durch Melanchthon bei Brenz und den schwäbischen Predigern nur anfragen läßt, ob sie glaubten, daß jene unter solchen Umständen „geduldet" werden könnten. Indes, das Eis war doch durchbrochen: Luther hatte Vertrauen zu den Oberdeutschen gefaßt, und nun trat er mehr und mehr aus seiner bloß zuwartenden Stellung heraus. Er nahm selbst die Fäden der Sache auf und begann sie zu leiten. Man merkt es ihm an, wie sehr ihm die Sache am Herzen liegt, wie weit und warm ihm das Herz bei dem Gedanken wird, es möchte noch wirklich bei seinen Lebzeiten der traurige Zwiespalt aus der Welt geschafft werden. Nichts, sagt er, wünsche er sehnlicher, als sein Leben, dessen Ende nahe sei, in Frieden, Liebe und Einheit des Geistes mit den früheren Gegnern beschließen zu dürfen. Und hier zeigt sich die Hochherzigkeit des Mannes, der so bereit war, wenn ihm der Gegner nur halbwegs mit Aufrichtigkeit entgegenkam, allen Groll zu vergessen und nur an den Tag zu geben, wie sehr er sich bemühe, ein gutes Verhältnis dauernd herzustellen. In diesem Sinne schrieb er im Herbst des Jahres 1535 an die Prediger und Magistrate von Augsburg, Ulm, Eßlingen, Straßburg, und schlug eine

persönliche Zusammenkunft vor, bei der man sich noch weiter besprechen und vergleichen könne. Ja unter seinen eigenen Freunden fanden sich welche, wie Amsdorf und Osiander, die in ihrem Bedenken gegen eine Lehreinigung weiter gingen, als er selbst.

Es wurde wirklich beschlossen, auf den 14. Mai 1536 in Eisenach zusammenzukommen. Luthers Befinden war zu der Zeit wieder derart, daß er zur Reise an einen ferner gelegenen Ort sich nicht entschließen konnte. Ein Leiden an der Hüfte bereitete ihm dieses Mal viele Schmerzen. Er glaubte sich wieder dem Tode nah. Doch „an Ostern", schrieb er später einem Freunde, „bin ich mit Christo vom Tode erstanden". Am 25. März lud Luther selbst Butzer zur Zusammenkunft ein, und bat ihn die weitere Einladung an die Oberdeutschen zu übernehmen. Diese wandten sich wieder an die Schweizer, namentlich an Zwinglis Nachfolger, Bullinger in Zürich. Die aber lehnten ab. Sie hatten so eben ihrem Glauben in der sogenannten „ersten helvetischen Konfession" einen zusammenfassenden Ausdruck gegeben, hinsichtlich des Abendmahls: daß in und mit dem Brote sich Christus seinen Gläubigen zu einem wahren geistigen Genusse darbiete, und dabei wollten sie bleiben, ohne sich auf weitere Verhandlungen mit den anderen einzulassen, nur daß sie ihre Konfession an Luther zu übergeben baten, und Bullinger seine herzliche Verehrung für den deutschen Reformator aussprach, „den auserwählten Diener Christi und teueren Bruder". Die oberdeutschen Pediger aber, Butzer und Kapito voran, schickten sich alsbald zur Reise nach Eisenach an.

Noch einmal indes schien das Friedenswerk in Frage gestellt. Melanchthon war wieder vor Reibungen ängstlich geworden, die bei einer persönlichen Berührung der früher sich feindselig gegenüber stehenden Männer vorfallen möchten, fürchtete vielleicht auch, selbst mit seinen von Luther abwei-

chenden Ansichten in Verlegenheit zu kommen, und riet, man möchte die ferneren Einigungsversuche auf einen gemeinsamen Konvent der evangelischen Fürsten und Stände, der in nächster Zeit gehalten werden sollte, verschieben. Luther aber war gereizt worden durch eine Veröffentlichung von Zwinglischen und Ökolampadischen Schriften, welche anscheinend (in Wahrheit freilich, wie sich später herausstellte, nicht) mit Wissen und Willen Butzers ausgegangen waren, und in denen die Lehre, wie Luther sagte: „Die wir mit den Aposteln und der Kirche verteidigen", verworfen wurde. Noch mehr machte es ihn stutzig, daß, wie er hörte, das Volk in den oberdeutschen Städten doch nicht nach der versprochenen neuen Fassung über das heilige Abendmahl belehrt würde. Indes beharrte er bei seiner angefangenen Absicht, ja, ließ sogar die abgesandten oberdeutschen Prediger bitten, bis nach Grimma zu kommen, da er selbst zu leidend sei, um nach dem entfernteren Eisenach zu reisen. Jene Prediger aber, denen sich in Thüringen Menius aus Eisenach und Mykonius aus Gotha, zwei treue und dem beabsichtigten Friedenswerk zugethane Freunde Luthers anschlossen, machten sich nun sofort nach Wittenberg selbst auf den Weg, wo sie am 21. Mai anlangten.

Luther nun, dem sein Befinden die Teilnahme an einer größeren Versammlung noch verbot, sprach sich zunächst gegen Butzer und Kapito sehr offen aus. Die Oberdeutschen, sagte er, seien ihm Schritt für Schritt näher gekommen, jetzt schon so weit, daß sie zugäben, der wahre, natürliche Leib des Herrn werde im heiligen Abendmahl mittelst des Brotes mit dem Munde empfangen von allen, die gläubige Jünger Christi seien; sie müßten aber, wenn anders eine Einigung zustandekommen sollte, lehren, daß das Brot und der Wein nicht sowohl kraft des Glaubens der Feiernden, sondern kraft der Einsetzung und Gewalt Christi sein Leib und Blut sei,

es sei gleich der Diener, der es darreicht, oder der Christ, der es empfängt, fromm oder böse, gläubig oder ungläubig, oder wie Paulus es nenne, „würdig oder unwürdig.“ Und eben damit war ausgesprochen, worauf es bei den nun folgenden Verhandlungen ankam, gleichsam das Programm für dieselben ausgesprochen, nämlich darüber sich zu vereinigen, ob auch die Gottlosen oder Unwürdigen das volle Sakrament empfingen. Butzer erklärte darauf am folgenden Tage: er habe bisher nicht alles klar verstanden, auch nicht recht gelehrt, sei auch zum Widerruf bereit. Er könne zugeben, auch im Namen der Schweizer, daß das Brot im Abendmahl sei wahrhaftig der Leib Christi und werde ohne Unterschied allen, die es nehmen, gegeben, es sei denn, daß die Einsetzung und Worte Christi verfälscht würden. Luther war befriedigt und redete, nachdem er sich einzeln der Zustimmung sämtlicher fremder Abgesandter zu Butzers Erklärung versichert und mit seinen Freunden in einem besonderen Zimmer Rat gepflogen hatte, in gehobener Stimmung die Versammlung feierlich freundlich also an: „Würdige Herren und Brüder! Wir haben nun euer aller Antwort gehört, daß ihr glaubt und lehrt, es werde im Abendmahl der wahre Leib und Blut des Herrn und nicht allein Brot und Wein gegeben und empfangen, auch daß dies Übergeben und Empfangen wahrhaftig und nicht bloß einbildungsweise geschehe, stoßet euch allein der Gottlosen halber, bekennet doch, wie der heilige Paulus sagt, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn empfangen, wo die Worte und Einsetzung Christi nicht verkehrt werden: darob wollen wir nicht zanken. Weil es denn also bei euch stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn, so viel diesen Artikel belanget.“ Mit gefalteten Händen hörten die Versammelten diese Worte an und dankten Gott auf beiden Seiten; Butzer und Kapito brachen in Thränen aus. Nach

einem Bericht des Mykonius, wurden die Oberdeutschen nachher noch ausdrücklich angewiesen, sie sollten vor ihren Gemeinden, falls sie meinten, daß der Ausdruck „Gottlose" Anstoß erregen würde, vorläufig das Wort „Unwürdige" brauchen, wie der Apostel Paulus es thue, dabei aber recht erklären, daß darunter auch solche zu verstehn seien, welche gar nichts glaubten. In diesem Sinne wurde auch in der Konkordia selbst, die Melanchthon entwarf, in betreff des Abendmahls gesagt: „Daß die Einsetzung, durch Christum geschehn, kräftig sei in der Christenheit, und daß sie nicht steht oder liegt an der Würdigkeit des, der es reicht oder selber empfängt. Darum, wie St. Paulus sagt . . . auch den „Unwürdigen" wahrhaftig dargereicht wird der Leib und das Blut Christi und auch sie solches wahrhaftig empfangen, wo man des Herrn Christi Wort und Einsetzung hält". Es war mithin bei dem ganzen Abschluß die volle Lehre von der Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl gewahrt, und Luther insbesondere hatte mit den Oberdeutschen Frieden geschlossen nur, weil er der Meinung war, daß sie seiner Auffassung wesentlich beistimmten. Wenn er zu ihnen sagte: Über den Ausdruck, ob auch die „Gottlosen" das ganze Sakrament empfingen, wolle er nicht zanken, so war das für ihn eben nur eine Frage des Ausdrucks. Von der Sache, daß das Sakrament an sich von dem Glauben der dasselbe Feiernden unabhängig sei, ließ er sich dadurch nichts nehmen.

Eine Verständigung über andere Fragen, die noch vorlagen, kam an den folgenden Tagen nun auch und leichter zustande; so über Privatbeichte und Privatabsolution, die für jedenfalls nützlich und wünschenswert anerkannt wurden, sowie über die Kindertaufe, über welche Luther vor kurzem eine Lehrschrift veröffentlicht hatte. Dann wurden die Verhandlungen durch die Feier des Himmelfahrtsfestes unterbrochen, an welchem Luther über die Worte Marc. 16, 16:

„Gehet hin in alle Welt . . .!“ predigte und, wie Mykonius sagt, „nicht bloß redete, sondern gleichsam donnerte vom Himmel her in Christi Namen“. Bedenken, welche den Oberdeutschen aufstiegen, als sie sahen, wie beim Gottesdienst wirklich manche Formen beibehalten wären, um derentwillen die Lutherischen bei ihnen wegen papistischer Überreste verschrieen waren, als Meßgewänder, Lichter auf dem Altar, Emporhebung der Hostie, wurden durch eine Erklärung Bugenhagens beseitigt, daß sie diesen Dingen keinen Wert beilegten und oftmals den Gottesdienst auch ohne das hielten. Anläßlich des Bekenntnisses der Schweizer, welches am Sonnabend überreicht wurde, bemerkte Luther, daß ihm gewisse Ausdrücke darin noch bedenklich seien, daß er aber wünsche, Butzer und Kapito möchten mit denselben, namentlich über den Artikel vom Abendmahl, noch weiter verhandeln. Darauf wurde am Sonntag von den Straßburgern und Wittenbergern eine gemeinsame Feier des heiligen Abendmahls gehalten. Butzer predigte. Als sie am Abend vertraulich bei einander waren, meinte Luther, die Predigt habe ihm wohlgefallen, nur habe sie zu sehr in den Lüften geschwebt, im „Gaischt, Gaischt“, wie er sich scherzend in der Schweizer Mundart ausdrückte; er, wenn er predige, sehe seine Zuhörer, meistenteils arme Laien und Wenden, an und rede zu ihnen wie eine Mutter ihrem Säugling Milch und nicht feinen Syrup aus der Apotheke zum Trinken gebe.

Am Montag den 29. Mai wurde dann endlich die Konkordie, wie Melanchthon sie verfaßt hatte, von den Beteiligten unterzeichnet, und damit die Zusammenkunft geschlossen. Die Oberdeutschen waren damit als Genossen der Augsburgischen Konfession anerkannt. Für eine allgemeine kirchliche brüderliche Gemeinschaft hatte Luther ihre Erklärungen genügend gefunden. Eine Veröffentlichung des Aktes sollte erst geschehn, wenn die betreffenden Gemeinden mit ihren

Geistlichen und Obrigkeiten sich einverstanden erklärt hätten, damit kein Anlaß zu der Klage gegeben würde, daß die Sache ohne ihr Wissen und in einem Winkel abgemacht sei. Luther schrieb selbst nach verschiedenen Seiten hin Briefe, die Zustimmung einzuholen. Den Markgrafen Georg von Brandenburg, der streng auf die Lehre hielt, bat er, bei den Predigern das beste dazu zu helfen, „damit die alten Sachen nicht zu scharf gerechnet und die Blöden nicht abgeschreckt werden". Von allen Hauptorten traf, nach größeren oder geringeren Bedenken, die Zustimmung ein, und Luther nahm sie dankend an. Ja selbst den Schweizern gegenüber zeigte sich Luther entgegenkommend. Er schrieb im Anfang des folgenden Jahres aus Schmalkalden einen freundlichen Brief an den Baseler Bürgermeister, welcher einer Einigung ganz besonders geneigt war. Die übrigen Schweizer konnten sich zu einem Anschluß an die Wittenberger Vereinbarung nicht verstehn. Sie sprachen nur, namentlich von Zürich und Bern aus, ihre Freude über Luthers versöhnliche Gesinnung aus, und ersuchten Butzer, demselben Mitteilung über ihre Wünsche und Hoffnungen, sowie über ihre Bedenken zu machen. Butzer erledigte sich dieses Auftrages, als er mit Luther in Schmalkalden zusammentraf. Eine nähere Besprechung darüber fand auf der Heimreise von Schmalkalden in Gotha statt. So schwach Luther sich damals fühlte, ging er doch freundlich auf die Sache ein. Ihn selbst, Butzer, sagte er, wolle er, dem alles „Simulieren" verhaßt sei, aufrichtig und herzlich vor jedem „Umhermänteln" verwarnt haben, die Schweizer aber sollten, falls er stürbe, für sein Verhältnis zu ihnen auf den Brief, den er an den Bürgermeister von Basel geschrieben, verwiesen werden; wenn Gott ihn am Leben lassen und stärken wolle, so werde er ihnen selbst mit einer Schrift treulich dienen.

Die letzt ausgesprochene Absicht führte Luther denn auch

wirklich noch in demselben Jahre aus, nachdem in Schmalkalden die in Wittenberg abgeschlossene Konkordie dadurch besiegelt worden war, daß sämtliche dorthin abgesandte Theologen dieselbe unterzeichneten, und auch die daselbst versammelten Fürsten erklärten, bei ihr verharren zu wollen. Am 1. Dezember des Jahres (1537) schrieb Luther an die Schweizer, indem er ausdrücklich die Verzögerung des Schreibens mit seiner Kränklichkeit, seinem Alter und der zunehmenden Last von oft widerwärtigen täglichen Arbeiten entschuldigt. Er spricht seine Freude darüber aus, daß sie, wie er vernommen, so ernstlich entschlossen seien, die Konkordie anzunehmen und zu fördern. „Freilich", meint er, „werden bei euch und bei uns etliche sein, welchen solche Konkordie nicht gefällig, sondern verdächtig ist, aber, so wir zu beiden Teilen, die wirs mit Ernst meinen, werden fleißig erhalten, wird der liebe Vater und Gott wohl seine Gnade geben, daß es bei den anderen auch mit der Zeit zu Tode blutet, und das trübe Wasser sich wiederum setzt". Von sich selbst sagt er: „Wollet euch zu mir versehn als einem, der es ja auch mit Herzen meint, und, was zur Förderung der Konkordie dient, so viel mir immer möglich, an mir nicht mangeln soll. Das weiß Gott, den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme, denn die Zwietracht weder mir noch jemandem geholfen hat, sondern vielen Schaden gethan".

Im Mai des Jahres 1538 spricht er sich sehr offen, aber freundlich gegen Bullinger aus, welcher ihm einen dankbaren und anerkennenden Brief zugesandt hatte. Von Zwingli, sagt er, habe er durch seine persönliche Begegnung mit ihm in Marburg den Eindruck gewonnen, daß er ein vortrefflicher Mann sei; er sei nur deshalb durch den plötzlichen Tod desselben so erschüttert gewesen, weil er angenommen, er sei der Lehre beharrlich fern geblieben, von deren Wahrheit er selbst so sehr überzeugt sei. Aber „keine größere Freude,"

setzt er hinzu, „könnte mir vor meinem Ende widerfahren, als wenn es durch Gottes Gnade geschähe, daß wir in Christo in unserer Meinung und Rede Eins würden". Ebenso äußert er sich in einer Antwort auf ein ihm von den versammelten Schweizern aus Zürich zugegangenes Schreiben in freundschaftlicher Weise. Gern hat er ersehn, daß ihnen seine Äußerungen in seinem Briefe vom 1. Dezember des voraufgegangenen Jahres gefallen haben, ist auch überzeugt, daß bei ihnen ein frommes Völklein ist, welches mit Ernst gern recht thun wollte, „darüber", sagt er, „ich nicht eine geringe Hoffnung zu Gott habe, ob etwa noch eine Hecke sich sperrt, daß mit der Zeit, so wir säuberlich handeln mit dem guten, schwachen Häuflein, Er werde alles zur fröhlichen Aufhebung jeglicher Irrung helfen."

So that sich Luther gegen die Schweizer in einer Weise vertraulich und freundlich auf, wie er sie vorher gegen die Oberdeutschen kaum bewiesen hat. Es ist das aufgefallen, aber es erklärt sich daraus, daß den Berührungen mit den Schweizern der Abschluß der Wittenberger Konkordie vorherging: Nun war Luther in versöhnter Stimmung und konnte andererseits, nachdem einmal der erste Schritt auf der Bahn der Versöhnung geschehen war, für das weitere Gelingen des Einigungswerkes leichter Hoffnung fassen. Davon, daß er von seiner Lehre abgewichen, oder um des Gemeinsamen willen über den Unterschied in der Lehre ein Auge zugedrückt, ist hier so wenig, wie dort etwas zu sehn. Im Gegenteil, den Schweizern gegenüber hatte er die eigentliche Führung der Sache ganz auf Butzer und Kapito „geschoben". Er wollte nur, da er einmal, und namentlich durch Butzers beständige Versicherungen, zu den Schweizern Vertrauen gefaßt hatte, nach seinen eigenen Worten „sein mögliches thun, damit er und seine Freunde auch keine Ursache gäben, die Konkordie mit ihnen zu hindern." Noch weniger wird sich

allerdings nachweisen lassen, was auch behauptet worden ist, Luther habe seine Sprache gegen die Schweizer geändert, nachdem der Kurfürst aus politischen Gründen seine Stellung zu ihnen geändert habe. Luther war kein Mann, der um Fürstengunst oder Ungunst freundlich mit jemandem that oder überhaupt anders redete und handelte, als er dachte.

Eine kleine, abgelegenere, aber ähnliche und besonders wohlthuende Friedenspartie in Luthers Beziehungen nach außen bildet sein Verhältnis zu den Böhmen, welches sich in diesen Jahren seines Lebens wieder anknüpfte und freundlich gestaltete. Es war der freie Zug christlicher Gemeinschaft und Geistesverwandtschaft, welche den deutschen Reformator mit den einfachen, innig frommen Brüdern in Böhmen zusammenführte. Von Anfang seiner reformatorischen Thätigkeit an hatte Luther für den Böhmen Huß große Teilnahme gefühlt und in ihm einen der treuesten Zeugen der Wahrheit erkannt. Als ihm Eck auf dem Leipziger Gespräch eine Übereinstimmung mit den Böhmen aufrückte, hatte er das freilich entrüstet abgewiesen und sich dahin ausgesprochen, daß er deren Absonderung von der allgemeinen Kirche nicht billige, aber doch hatte er sich ihrer gegen den römischen Theologen angenommen und gemeint, es sei an ihnen durchaus nicht alles verwerflich, was die Kirche an ihnen verworfen habe. Besonders mit den sogenannten böhmischen Brüdern, an deren „sittigem und züchtigem" christlichem Wesen Luther große Freude äußerte, hatten sich tiefergehende Beziehungen geknüpft, die in der Folge durch ihre Lehrabweichung in betreff des heiligen Abendmahls unterbrochen wurden. Später im Jahre 1532 wandten sich die Brüder durch ihren Senior Horn an Luther mit der Bitte, zu einer deutschen Übersetzung einer Schutzschrift ihres Glaubens für den Markgrafen Georg von Brandenburg ein Vorwort zu schreiben. Sie neigten

sich in ihrer Abendmahlslehre am meisten zu der ursprünglichen Butzerschen Auffassung (einer besonderen sakramentlichen Gegenwart des Leibes Christi zu geistlichem Genusse). Auch hatten sie eine zweite Taufe derer, welche von anderen Kirchengemeinschaften zu ihnen übertraten, und ließen ihre Geistlichen ehelos leben. Dennoch erfüllte Luther ihre Bitte und sagte in dem Vorwort: Neuerdings habe er sich durch mündliche Unterredung überzeugt, daß sie trotz anderer Worte mit ihm und den Seinigen im Grunde einhellig seien. „Weil ich nun“, fährt er dann fort, „gern sehen möchte, daß alle Welt mit uns einträchtig wäre, und wir mit ihr, zum wenigsten, wo es mit den Sprachen nicht könnt geschehen, doch mit dem Herzen und Sinn, hab ich dies Büchlein lassen ausgehen, auf daß alle frommen Christen lesen und sehen, wie nahe oder fern wir von einander oder bei einander sind, ob Gott seine reiche Gnade dazu geben wollte, daß der Spaltung weniger würde, bis wir zuletzt mit einerlei Wort und Weise des Mundes einmütiglich Christum preisen möchten, denn wiewohl ich obgenannter Brüder Weise zu reden nicht weiß anzunehmen, so will ich sie doch nicht übereilen oder zwingen, nach meiner Art zu reden, sofern wir sonst der Sache eins werden, bis Gott weiter schicke nach seinem Willen ... und ob (sonst) jemand wäre, dem nicht genug in diesem Büchlein geschähe, so ist's doch billig, daß man das glimmende Docht sein lasse, denn wir alle selbst auch noch nicht so ganz und vollkommen sind!“ Im Jahre 1535 dann kann Luther ihnen seine Freude darüber aussprechen, daß sie ihre zweite Taufe abgeschafft hatten, auch in Sachen des heiligen Abendmahls erklärt er sich durch Gesandte, die sie ihm geschickt, befriedigt. Und von da an entspinnt sich in den folgenden Jahren ein reger Verkehr zwischen ihm und den Brüdern. 1536 schickten sie ihm durch ihren eifrigen Senior Augusta sogar ein Geschenk von einer Anzahl böhmischer Messer, was Luther bei

der bekannten Armut der Brüder viel zu viel fand. In demselben Jahre sprach er sich in einem Briefe vom 5. November bedenklich über die Ehelosigkeit ihrer Geistlichen aus, und sie stellten seitdem den Eintritt in die Ehe frei. Über die Lehre von der Rechtfertigung suchte er ihre Gesandten besser zu belehren, und hinsichtlich ihres gesitteten Gemeindelebens bedauerte er, daß es der eigenen Kirche an einer Zucht fehle, durch welche mindestens offenbare Sünder ohne vorangegangene Buße vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen würden. Im Jahre 1538 erschien eine Bekenntnisschrift der Brüder, welche sie dem König Ferdinand übergeben hatten, wieder mit einer Vorrede von Luthers Hand. Er erklärt darin, daß er sich dieser Schrift nicht angenommen habe, weil sie seiner Empfehlung bedürfe, sondern weil er den Brüdern dienen wolle, die so lange als Ketzer verschrieen worden seien. Er bezeugt ihnen, daß sie in der Lehre und in den Wissenschaften Fortschritte gemacht. Hätten sie ihre besonderen Gebräuche, so sei hierin in der Kirche niemals volle Einigkeit gewesen, und volle Einigkeit auch nicht von nöten. Vor allem erfreut wurden die Brüder durch eine Äußerung Luthers, die er im Jahre 1539 in einer Vorlesung that: Seit den Tagen der Apostel sei keine Gemeinde der Lehre und den Gebräuchen der ersten Christenheit näher gekommen, als die ihrige.

Auf so guten Grund gestellt, hatte dies freundschaftliche Verhältnis denn auch Bestand. Wenn Luther sich in einem der folgenden Jahre veranlaßt fand, weil in und um Joachimsthal Waldensische Brüder unter Berufung auf seinen Namen die volle Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl geleugnet hätten, an den dortigen Geistlichen einen Warnbrief zu erlassen und mit einer öffentlichen Schrift zu drohen, so war das weiter von keinem störenden Einfluß. Noch im Jahre 1542 machte Augusta einen Besuch in Witten-

berg. Luther sprach ihm beim Abschied den Wunsch aus, die Brüder möchten Apostel für ihr slavisches Volk sein, wie er und seine Freunde es für das deutsche Volk gewesen seien, und schickte einige Monate später durch ein anderes Mitglied der Gemeinde einen schriftlichen Gruß, in welchem er mit der Hoffnung, seinerseits bald aus diesem elenden Leben scheiden zu dürfen, die Brüder ermahnt, bis ans Ende mit ihm in der Gemeinschaft der Lehre und des Geistes zu verharren.

Bekanntlich ist mit der Zeit aus der Verbindung böhmischer Brüder mit Bestandteilen der deutschen lutherischen Kirche die in vieler Beziehung so begnadigte Herrnhuter Brüdergemeinde hervorgewachsen. Man wird nicht zu viel thun, wenn man dem deutschen Reformator selbst und seinem ursprünglichen Einfluß einen wesentlichen Anteil an dieser segensreichen Entstehung zuschreibt.

Reformation im Herzogtum Sachsen und in anderen Ländern.

In den Jahren 1537 bis 39 hatte Luther die Freude, die Ausbreitung der Reformation wieder bedeutende Schritte vorwärts thun zu sehen.

Freilich die Hoffnungen, welche in reformatorischer Beziehung auf England hatten gesetzt werden können, zerschlugen sich eben in diesen Jahren völlig. Als König Heinrich der drohenden Verbindung des Kaisers mit dem Papst und dem Könige von Frankreich gegenüber aufs neue versuchte, sich den Evangelischen in Deutschland zu nähern, verstand sich der Kurfürst Johann Friedrich wirklich dazu, Unterhändler nach England zu schicken, darunter anstatt Melanchthons den

Gothaer Prediger Mykonius. Diesen Männern gab Luther ein freundliches Schreiben an Fox mit. Viel Mut für die Sache in England zeigte er schon in diesem Schreiben nicht. Seit jener Abfertigung, die seine demütige Abbitte im Jahre 1525 von seiten des Königs erfahren hatte, war er stets mißtrauisch gegen denselben geblieben. Heinrich, äußerte er in Gesprächen, wolle den Papst nur dem Leibe nach, nicht der Seele nach umbringen. Er sah nichts als unlautere, eigennützige Absichten in dem scheinbar freundschaftlichen Vorgehen des Königs. Und er behielt schließlich Recht. Der König behandelte die sächsischen Gesandten artig, bestand aber darauf, daß die Messe, die einerlei Gestalt des heiligen Abendmahls, das Verbot der Priesterehe und andere Hauptpunkte aufrecht erhalten blieben, und Luther sagte: „Die Papisten werden in die Faust lachen . . . Es ist doch derselbe König Heinz, wie ich ihn in meinem ersten Büchlein abgemalt habe." Von neuen Versuchen, mit Heinrich Verbindung anzuknüpfen, riet er in Zukunft ganz ab, ja er war froh, daß man „des Lästerers los sei." Von einer Annäherung, die man ihm damals schuld gab, an papistische Neigungen und Grundsätze des Königs, kann keine Rede sein. Als der König endlich im Jahre 1540 seinen Theologen und Ratgeber Robert Barnes als Ketzer hinrichten ließ, gab Luther das Glaubensbekenntnis seines unglücklichen Freundes mit einer dazu verfaßten Vorrede heraus. Mit dem Könige hatte Luther damit vollends abgeschlossen.

Um so freudiger war die Wendung, die in den ersten Monaten des Jahres 1539 im Gebiet des Herzogs Georg von Sachsen eintrat. Dieser Fürst war in der letzten Zeit schwer heimgesucht worden. Zu Anfang des Jahres 1537 war sein Sohn Johann, der wo möglich noch größeren Haß, als er selbst, gegen Luther fühlte, kinderlos gestorben. An dessen Stelle war sein anderer geistesschwacher Sohn Friedrich

zum Nachfolger ernannt worden. Georg vermählte ihn sogar, aber schon wenige Wochen darauf starb auch dieser Sohn. Da, am 17. April desselben Jahres (1539), während der Fürst noch mit seinem evangelisch gesinnten Bruder Heinrich wegen der Erbfolge in Unterhandlungen begriffen war, raffte ihn selbst ein schneller Tod dahin. „Ich gönn' es ihm nicht", sprach Luther bei der Nachricht hievon; „wollte lieber, daß er lebte und sich bekehrte. Nun ist er dahin ins ewige Feuer, ist anders das Evangelium wahr."

Ein Religionsgespräch, welches der Herzog noch zu Anfang des Jahres 1539 zwischen beiderseitigen Theologen, unter welchen auch Melanchthon war, in Leipzig hatte halten lassen, war, wie sich erwarten ließ, erfolglos geblieben. Nun aber ergriff Herzog Heinrich mit den Zügeln der Regierung zugleich die Leitung der Reformation in den herzoglichen Landen. Zu Pfingsten des Jahres hielt Luther mit dem Kurfürsten seinen Einzug in Leipzig, um an den Huldigungsfeierlichkeiten für den neuen Herzog teil zu nehmen, und am Vorabend des Festes, am 24. Mai, predigte er daselbst an derselben Stelle, wo er vor 20 Jahren unter so großer Mißbilligung des Herzogs Georg seine Sätze von der unrechtmäßigen Kirche und Gewalt des Papstes gegen Eck verteidigt hatte, von der wahrhaftigen Wohnung, welche Christus mit dem Vater und dem heiligen Geiste bei denen machen wolle, die ihn lieben und sein Wort halten (Joh. 14, 23). Zwar fand die Durchführung der Reformation in dem so lange streng päpstlich gehaltenen Lande noch manche Hinderungen. Der Herzog war alt, der Adel selbstsüchtig, und Luther mußte oft mit Bitten und Mahnungen nachhelfen. Auch machten die Meißnischen Kapitelsgeistlichen unter ihrem Bischof einen Versuch, dadurch, daß sie das Reformwerk selbst in die Hand zu nehmen verhießen, dasselbe lahm zu legen. Indessen war doch dem Evangelium eine weite Thür geöffnet

und für die weitere Reformierung des Landes ein hoffnungsvoller Grund gelegt. So hatte sich das sechs Jahre früher von Luther in seinem Trostbrief an die verjagten Leipziger Christen gesprochene prophetische Wort überraschend schnell und glücklich erfüllt.

Außer dem Herzogtum Sachsen waren schon im Jahre 1538 die braunschweig-kalenbergischen Lande der Reformation zugeführt. Die Herzogin Elisabeth trat im Frühling dieses Jahres zu den Evangelischen über. Durch persönliche Begegnungen mit Luther war sie allmählich andern Sinnes geworden. Es entspann sich ein vertrauliches Freundschaftsverhältnis zwischen ihr und dem Lutherschen Ehepaar. Im Herbst des Jahres dankt Luther ihr in einem Briefe für Käse, die sie geschickt, und meldet dagegen Maulbeer- und Feigenpflanzen aus seinem Garten als Gegengeschenk an. Nach dem Tode ihres Gemahls, im Jahre 1540, ordnete die Herzogin als Regentin für ihren unmündigen Sohn die evangelische Predigt in ihrem Lande an, wofür Luther ihr geeignete Leute empfahl. Auf sie wendet Luther das Wort des Jesaias an, daß auch Fürstinnen Säugammen und Pflegerinnen der Kirche seien.

Wichtiger war der Übertritt des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. Die Mutter dieses Fürsten, die Kurfürstin Elisabeth, war schon vor vielen Jahren ihrer evangelischen Überzeugungen wegen nach Kursachsen geflohen und lebte dort auf dem Schlosse Lichtenberg in freundlichem Verkehr mit Luther. Öfter hielt sie sich in Wittenberg und in Luthers Hause selbst auf. Während des Jahres 1537 lag sie sogar in seinem Hause längere Zeit krank. Luther berichtet einmal ihrem Swiegersohne Johann von Anhalt, wie seine Käthe bei der Fürstin auf dem Bette säße und sie zu beruhigen versuchte. Im Jahre 1539 nun ließ Joachim II. im Einvernehmen mit seinen Ständen und unter Mitwirkung

Melanchthons reformatorische Ordnungen für sein Land entwerfen. Die äußeren Gebräuche und Ceremonien wurden hier sehr geschont. Luther sprach sich mißbilligend darüber aus, daß selbst das Umtragen der Hostie bei Prozessionen beibehalten war. Im Übrigen zeigte er sich, gerade weil er den äußeren Formen in kirchlichen Dingen so wenig Wert beimaß, in diesem Punkte außerordentlich duldsam. „Gehet“, schrieb er, unter der Voraussetzung, daß das Evangelium lauter gepredigt, und das Umherführen des Sakraments samt dem ganzen Meßdienst aufgegeben werde, an den Probst Buchholzer in Berlin: „Gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder golden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand, und hat Euer Herr an Einer Kappe oder Rock nicht genug, so ziehet derer drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke über einanderzog! Haben auch Ihre Kurfürstliche Gnaden nicht genug an Einem Umgang oder Prozession, daß ihr umhergeht klingt und singt: so gehet siebenmal mit herum, wie Josua und die Kinder Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen, und hat Euer Herr ja Lust dazu, so mögen Ihre Kurfürstliche Gnaden vorherspringen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, denn solche Stücke, wenn nur Mißbrauch davonbleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden daraus gemacht werde; und könnt' ich's mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt' ich Gott danken und so fröhlich sein!“

Endlich wurde zur selben Zeit auch in den skandinavischen Reichen nicht ohne Beziehung zu Luther die Reformation durchgeführt. In Schweden wandte sich König Gustav an Luther und Melanchthon um einen Erzieher für seinen Sohn,

wechselte auch mit ersterem in den folgenden Jahren noch verschiedene Briefe, und bat ihn namentlich, sich seiner gegen Verleumdungen anzunehmen, die von Dänemark aus gegen ihn verbreitet wurden, als ob er es mit der Sache des Evangeliums nicht ernst und aufrichtig nähme, ja gar verdächtige Verbindungen mit dem Kaiser unterhielte. Was Dänemark betrifft, so empfing schon im Jahre 1536 Luther einen Bericht von dem damaligen König Christian III. über die Schritte, welche er hinsichtlich der Herstellung neuer kirchlicher Ordnungen in seinem Lande zu thun gedenke. Luther sprach ihm seinen Beifall darüber aus, daß er die Bischöfe, wie er sagte: „ausgerottet“ habe, welche nicht aufgehört hätten, Gottes Wort zu verfolgen und weltliches Regiment zu verwirren, und versprach ihm, dieses Vorgehen seinerseits nach Kräften zu verantworten, ermahnte ihn aber auch, mit den von der Krone eingezogenen geistlichen Gütern die Kirche geziemend zu versorgen, „denn, sagte er, an Gottes Wort liegt alles“. Auch später bittet er den König dringend, mit Ernst die Einträchtigkeit der Lehre zu fordern und allen Geistern, die nebenhergingen, zu wehren. Seinen Mitarbeiter Bugenhagen, welcher im Jahre 1537 nach Kopenhagen ging, um nun auch dort die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen, warnte er, daß er vor allem nur nie versuchen wolle, „den Papst und den Luther mit einander zu versöhnen“. Sonst ermuntert er ihn, mit voller Zuversicht zu Gott an's Werk zu gehn, und verfolgt nachher mit Freuden, wie ihm bei seinem Werk alles glücklich vonstatten gehe, ja wie er „recht wie ein wahrer Bischof“ die Krönung des Königs vollzog.

Während all dieser Zeit war Luther in seinem Beruf zu Wittenberg auf das angestrengteste thätig. Seine Gesundheit erlaubte ihm seit seiner schweren Erkrankung zu Anfang des Jahres 1537 im ganzen wieder frischer zu arbeiten. Der Kurfürst wünschte ihn hinsichtlich seines Amtes an der

Universität möglichst geschont zu sehn. Im Jahre 1536 hatte er ihn von allen Verpflichtungen dieses Amtes, auch von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, freigesprochen. Dadurch ließ Luther sich aber nicht abhalten, seine Vorlesungen fortzusetzen, soweit Zeit und Kraft es ihm irgend erlaubte. Eben im Jahre 1536 begann er seine Vorlesung über das erste Buch Moses, welche seine letzte werden sollte. Die eigentliche Geschäftsleitung seiner Kirche lag nicht in seinen Händen. Als im Jahre 1539 ein Konsistorium für Zucht- und Ehesachen errichtet wurde, trat er nicht ein. Es blieben aber immer genug Fälle, wo er mit seinem Rat und Urteil dienen mußte. In Folge der neuen mehrjährigen Abwesenheit Bugenhagens wurde seine Thätigkeit wieder in außerordentlicher Weise in Anspruch genommen. Er hielt wieder Wochenpredigten, und zwar mit einer Kraft, wie man es kaum in jüngeren Jahren an ihm gewohnt gewesen war. Von besonderer Tiefe und Innigkeit waren seine Vorträge über Abschnitte aus dem Evangelium St. Johannis. Auch die Seelsorge übernahm er für Bugenhagen. Namentlich die Kranken lagen ihm am Herzen. Einer seiner Freunde schildert uns seine Weise dabei: wie er sich vertraulich, fast Leib an Leib zu den Kranken hinsetzte und hinneigte, sich zuerst teilnehmend nach ihrem Befinden, nach den Mitteln, die sie brauchten, nach dem Arzt, der sie behandelte, erkundigte und dann ihnen geistlichen Zuspruch erteilte, schließlich aber, wenn sie ihm danken wollten, das ablehnte mit dem Bemerken, daß er nur gethan habe, was seines Amtes sei. Als Vertreter Bugenhagens erklärte er im Jahre 1538 auch, als wieder die Pest drohte, der Gemeinde von der Kanzel, im Predigen und Krankenbesuchen aushalten zu wollen. Hundert Pestilenzen, sagte er, sollten ihn nicht flüchtig machen. Dabei strafte er die Gemeindeglieder scharf, welche vor der Pest flohen und sich ihren Verpflichtungen entzogen. Jeder, lehrte er, der

Verwandte, Freunde und Nachbarn habe, sei dem andern einen Tod schuldig. Er forderte auf, für ärztliche Hilfe, Krankenpflege, Räucherung der Stadt zu sorgen. Ja, er drohte, den Flüchtigen die Vorräte, die sie zurückließen, nehmen und an Notleidende austeilen zu lassen. Die Pest galt ihm überhaupt andern Plagen, namentltch dem Kriege gegenüber immer noch als ein geringeres Übel. Er betet sogar einmal im öffentlichen Gottesdienst: „Lieber Gott! Behüt' uns vor Krieg, der das Land und alle Stände wüste macht! Gieb uns eine starke Pestilenz dafür, darin doch die Leute fromm sein und Kirche, weltlich Regiment und Hausstand nicht also verstört werden!"

Auch Jonas war zu der Zeit von Wittenberg abwesend. Dadurch häuften sich noch die Geschäfte für Luther. „Bis zum Überdruß", schreibt er, sei er mit Arbeiten beladen, während er lieber als ausgedienter Greis mit Muße die Wunder Gottes in den Gärten genießen möchte, die nun wieder im Schmuck der Bäume und Blumen zu prangen versprächen; aber, meint er, er habe es durch vergangene Sünden verdient, daß er jetzt vor lästigen und oft unnützen Geschäften solcher Freude und Ruhe entbehren müsse.

Bei dem allen fand Luther immer noch Zeit, wie er von jeher geliebt hatte, sich solcher Unglücklichen anzunehmen, die in ihrem Rechte verkürzt waren. Dazu gab ihm in diesen Jahren der Erzbischof Albrecht von Mainz Gelegenheit. Dieser Fürst, zu dem Luther vom Anfange der Reformation her in so mancher Beziehung gestanden hatte, ließ im Jahre 1535 seinen bis dahin vertrauten Diener und Günstling Hans von Schönitz oder Schantz, wie er kurz genannt wurde, auf sehr schnelle Weise wegen Betrügerei, die er verübt haben sollte, von einem aus Bauern bestehenden Schöffengericht bei Halle zum Galgen verurteilen und hinrichten. Die ganze Sache ist nicht aufgeklärt, aber der Verdacht liegt

nahe, daß der Erzbischof durch dies grausame und rasche Verfahren seinem Diener den Mund schließen wollte, welcher um gewisse Mittel und Wege wußte und an ihnen teilhaben mochte, durch die sich sein Herr selbst, der bei seinem verschwenderischen Leben immer in Geldverlegenheit war, das Nötige zu verschaffen gesucht hatte. Der Bruder des Gerichteten wandte sich an Luther, um ihn um seine Fürbitte beim Kurfürsten zu ersuchen, der ihn gegen Albrecht in Schutz nehmen und ihm behilflich sein sollte, den Weg Rechtens gegen denselben zu betreten. Sodann wurde ein Tischgenosse Luthers, Ludwig Rabe, durch ein erzbischöfliches Schreiben gewisser Reden wegen bedroht, die er sich erlaube, über die Schönitzische Sache zu führen. Hiervon glaubte Luther, der gegen den Erzbischof argwöhnisch war, daß es eigentlich auf ihn selbst abgesehen sei. Er verwandte sich voll Entrüstung für den genannten Bruder des Schönitz beim Kurfürsten und beantwortete das erzbischöfliche Schreiben an Rabe selbst mit einem verächtlichen Briefe. Als er dann ferner erfuhr, daß der Erzbischof damit umgehe, das öffentliche Urteil, welches sich gegen ihn erhob, zu unterdrücken, kündigte er ihm an, er werde nicht dulden, daß er das Blut des Gemordeten durch allerlei Weisen und Personen verscharre; er wolle vielmehr, nachdem er ihn hiermit noch einmal vermahnt habe, mit einer Schrift öffentlich wider ihn auftreten, wolle, wie er sich ausdrückt, mit den letzten Worten des Unglücklichen, worin derselbe seine Unschuld beteuert hatte, zu ihm kommen und ihm eine lustige Fastnacht anrichten, daß ihm die Füße zum Tanze jucken sollten. Er selbst, der Erzbischof, schreibt er, sei ein Betrüger und Dieb an Kirchen- und Klostergütern, also daß ihm ein Galgen dreimal so hoch gebühre, als der, an welchem Schönitz aufgehängt worden. Nur durch Verwendung des Kürfürsten für die hohe Verwandtschaft des Erzbischofs

ließ Luther sich damals noch zurückhalten, mit seiner Drohung Ernst zu machen. Im Jahre 1538 aber, als ein gewisser Lemchen oder Lemnius in Wittenberg, Gedichte zum Verkauf ausbieten ließ, in welchen dem Erzbischof als dem Erhalter des alten Glaubens und der alten Heiligtümer Weihrauch gestreut, und daneben eine Anzahl Wittenberger Persönlichkeiten, Männer und Frauen zum Teil offen und kenntlich angegriffen wurde, verlas Luther von der Kanzel eine Erklärung, die er auch durch den Druck verbreitete: er könne die Bosheit des frechen jungen Mannes nicht hingehen lassen, der ein Erzschandbuch wider ehrliche, der Kirche und der Stadt angehörige Leute ausgegeben habe, zudem aus dem Teufel einen Heiligen mache, indem er den Bischof Albrecht lobe, der doch ein falscher, verlogener Mann sei, und sie, die Wittenberger, „lutherische Buben" zu schelten pflege. Im Dezember des Jahres gab er trotz erneuter Warnung des Kurfürsten in Sachen des Hans von Schönitz eine Ausführung „Wider den Bischof zu Magdeburg, Kardinal Albrecht" heraus. Alle Fesseln der Rücksicht von sich werfend redet hier in den kühnsten Worten frei aus sich selbst heraus die volle Entrüstung über das verletzte Recht und der ganze Zorn über den Erzbischof und seine heuchlerische Heiligkeit. Er will nicht Richter sein, sagt Luther, aber als ein geringes Glied von dem Gesinde des himmlischen Richters, an dessen Kanzleithür er nun bei dreißig Jahren gesessen, und dem er zuweilen Botenläufer und Briefträger gewesen, das Urteil vorlegen, welches er im Worte Gottes über die Sache gehört habe, und das sei das Wort Hiob 31, 13: „Hab' ich verachtet das Recht meines Knechtes oder meiner Magd, wenn sie mit mir rechten wollten: Was wollt' ich thun, wenn sich Gott aufmachte, und was würde ich antworten, wenn er heimsuchte?" Und nun weist er eingehend nach, wie rechtswidrig Albrecht, der doch Partei in

der Sache gewesen, als Richter aufgetreten sei, verhehlt auch nicht, Schönitz habe wohl deshalb über das Verbleiben vieler öffentlicher Gelder sich nicht rechtfertigen können, weil dieselben von seinem Herrn für schändliche und zweideutige Zwecke verausgabt worden seien. Insbesondere ist er empört über die landläufige Rede, daß man Fürsten in ihrem Treiben schon etwas zu gute halten müsse, und fühlt sich seinerseits dadurch nur um so mehr bewogen, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Zum Schlusse aber bemerkt er, er habe dieses auch darum geschrieben, ob er damit nicht das Gewissen des Kardinals rühren könne. „Denn, sagt er, so gram bin ich keinem Menschen, daß ich wollte gönnen, eine Stunde unter Gottes Zorn zu sein, geschweige denn ewiger Verdammnis."

Von seiten seines Kurfürsten brachte ihm dieses Vorgehn gegen den hohen Reichs- und Kirchenfürsten den Befehl ein, in persönlichen Angelegenheiten künftig nichts drucken zu lassen, was nicht zuvor dem Hofe zur Genehmigung vorgelegt worden sei.

In gleicher Gesinnung verfaßte Luther, wie schon früher in den Jahren 1519 und 24, eine Schrift: „Wider den Wucher," auch das mit dem ganz gleichen Feuer und Nachdruck, wie alles, was er über rein geistliche Dinge schrieb. Er ermahnt darin die Prediger, den schändlichen Gebrauch des Wuchers offen vor dem Volk zu strafen und sich darin durch keine Einreden der Betroffenen stören zu lassen. Er wünscht seinem Volk, daß ihm auch ein Solon oder Nehemia erstehn möge, dem Wucher zu wehren. Aber auch hier redet nicht bloß der Zorn über die räuberischen und mörderischen Wucherer. Denn der Prediger soll nicht strafen, ohne auch von einem reichen Herrn zu sagen, der sich gerne abwuchern läßt. „Derselbe heißt Gott der Schöpfer, der uns durch seinen Sohn anbieten läßt: Gebet und leihet, so soll euch

wiedergegeben werden!" „Wo seid ihr Geizigen und Wucherer?", ruft er aus: „Kommt und erwuchert euch das Leben und volle Genüge, hier, und dort ewiglich, ohne allen Schaden des Nächsten!"

Luther fühlte sich als berufenen Anwalt aller Unrechtleidenden. Dabei hielt er aber, während er dies Amt mit ganzer Hingebung übte, scharf die Grenze des Rechts inne. Durch keine Teilnahme für den Leidenden ließ er sich bewegen, das Unrecht, welches dieser selbst beging, gut zu heißen. So konnte es geschehn, daß er dieselbe Person, gegen welche er großes Mitleid äußerte, sehr ernst zur Rede stellte. Das zeigt der Fall des berüchtigten Raubmörders Kohlhase. Demselben waren durch einen kursächsischen Junker von Zaschwitz ein Paar Pferde unrechtmäßiger Weise mit Beschlag belegt worden. Als ihm die geforderte Entschädigung nicht zu teil ward, erließ er einen Fehdebrief gegen ganz Sachsen, in welchem er drohte, rauben und brennen zu wollen, bis ihm Abtrag gethan sei. Der Kurfürst ließ noch einen Vergleich zwischen ihm und den Erben des inzwischen verstorbenen von Zaschwitz anbieten. Da wandte sich Kohlhase um Rat an Luther, und der sprach ihm seine Teilnahme für den Schaden aus, den er erlitten, beschwor ihn aber, an Den zu denken, der da spreche: „Die Rache ist mein, ich will vergelten", den Vergleich anzunehmen oder Unrecht zu leiden: Gott meine es ja nicht böse mit ihm und könne ihm den Schaden redlich in anderem wieder erstatten. Indes setzte Kohlhase, weil er nicht befriedigt wurde, sein räuberisches Treiben fort, bis er zuletzt im Jahre 1540 in Berlin festgenommen wurde und auf dem Rade endete. Luthers Voraussagung behielt Recht: Kohlhase werde, nachdem er Blut zu vergießen angefangen habe, vom Blut ersäuft werden.

Wie umfassend Luthers Geist war, und wie empfänglich

sein Sinn für alles auch menschlich Gute und Schöne, das erhellt in diesen Jahren aus den Nebenbeschäftigungen, welche er mit großer Vorliebe trieb. Im Jahre 1539 führte er die von Kapella verfaßte Geschichte des Herzogs Franz Sforza von Mailand in einer Übersetzung seines Freundes Link durch eine Vorrede ein. Im nächsten Jahre war Matthesius Zeuge, wie Luther einmal mit seinem Tischgenossen die letzten Worte der Dido bei Virgil sang, mit denen sie lebensmüde von dieser Erde Abschied nimmt. In seiner Liebe zu den Alten lag ein um so größerer Beweis von dem Verständnis, welches er für die menschlichen Lichtseiten ihrer Kunst und Weisheit hatte, je entschiedener er aussprach, daß sie in Bezug auf alles Göttliche und Himmlische blind seien. Vor allem aber zog es ihn immer zu seiner Muttersprache hin und zu den Schätzen des Geistes, die in ihr aufbewahrt waren. Er legte sich eine Sammlung von deutschen Sprichwörtern an; manche sprichwörtliche Redensarten brachte er selbst in Reime und trug sie bei Tische vor oder schrieb sie Freunden zum Andenken in die Bibel. Im Jahre 1535 schrieb er an Link nach Nürnberg, wenn es ihm nicht zu schwer und zu viel, oder zu lang und zu weit würde, so möchte er durch einen Knaben alle deutschen Bücher, Bilder, Lieder und Meistergesang sammeln lassen, so das Jahr dort gemalt seien. „Lateinische Bücher," bemerkte er, „können wir hier in Wittenberg selbst machen."

Während Luther amtlich und persönlich so vielseitig beschäftigt war, forderte auch wieder das große öffentliche Leben seine Aufmerksamkeit und Teilnahme.

Luther auf's neue in den Angelegenheiten des Reichs und der Kirche.

Im November des Jahres 1537 hatten die Türken dem König Ferdinand wieder eine schwere Niederlage beigebracht. Der Krieg gegen sie erforderte große Opfer. Andrerseits schlossen im Jahr darauf der Kaiser und die angesehensten katholischen Fürsten Deutschlands zu Nürnberg einen Bund, um sich damit dem Schmalkaldischen Bunde entgegenzusetzen. An einem Konvent, welchen die Evangelischen dieser bedrohlichen Umstände wegen im April des Jahres 1538 zu Braunschweig hielten, konnte Luther aus Gesundheitsrücksichten nicht teil nehmen. Dafür trat er schriftlich mit seinem Rat ein. Zunächst gab er ein von ihm gefordertes Gutachten darüber, ob der Kurfürst seine Hilfe zu dem Türkenkriege zusagen solle. Vorne an spricht er als seine persönliche Überzeugung aus, daß für Deutschland die Rute gebunden sei, weil es mit Blutschulden und Gotteslästerung beladen sei. Dann sagt er, als Theologe rate er, und nur als Theologe könne er raten in so hohen Dingen, und da sei seine Meinung diese: Wenn der Kurfürst um Hilfe angegangen würde, so möge er mit gutem Gewissen helfen, ja müsse er helfen. Hier handele es sich darum, den Bedrängten und Notleidenden beizustehen. Da mögen sich die Gegner einen Sieg über die Türken zu nutze machen wollen und den Spieß gegen das Evangelium kehren: Danach habe man nicht zu fragen, sondern allein, was das Gewissen hier fordere. Alles andere stehe in Gottes Hand. „Es wird uns darum nicht geholfen, schreibt er, ob wir stark und fest gegen sie (die katholischen Widersacher) wären; so sind wir auch darum nicht verlassen noch verloren, ob wir schwach oder verachtet sind.“ Wofern aber der Kurfürst aus Feind-

schaft nicht zur Türkenhilfe aufgefordert würde, so dürfe er darum doch nicht andere mit ihm verbündete Fürsten oder Städte hindern, erforderlichen Falles solche Hilfe zu leisten. Denn, wo Not sei, da höre, was Bündnis oder Gesetz heiße, auf. Im schlimmsten Falle müsse man mit den Brüdern das Schlimmste leiden: Gott werde die Seinen auch im Tode zu finden wissen.

Außerdem wurde auf's neue die Frage wegen des Widerstandes gegen den Kaiser vorgelegt. Die Wittenberger verteidigten das Recht eines solchen Widerstandes noch entschiedener als früher und zwar unter der neuen Begründung, daß der Kaiser, im Falle er die Evangelischen mit Krieg überziehe, gar nicht Kaiser, sondern Diener des Papstes sei, und Luther hatte dieser Ausführung nichts entgegenzusetzen. Er sagt in einem Gutachten, welches er im Anfang des Jahres 1539 mit Melanchthon, Jonas und Butzer dem Kurfürsten übergab: es sei zwischen einem Privatmörder und dem Kaiser kein Unterschied, wo dieser außer seinem Amt unrechte Gewalt vornehme, wie es in dem Falle sei, daß er Unterthanen zu Gotteslästerung und Abgötterei treiben wolle.

In Bezug auf beide Angelegenheiten, den Türkenkrieg und den drohenden Religionskrieg, erließ Luther an „alle Pfarrherren in Christo, so das Evangelium lieb haben" einen „Sendbrief", des Inhalts: Weil die Sünde auf beiden Seiten, der katholischen wie der evangelischen, sehr groß und reif sei, dort mit Lügen und Lästern, hier mit Undankbarkeit und Verachtung des göttlichen Wortes, so sei seine Sorge, Gott möge eine der beiden Ruten, Türkenkrieg und inneren Krieg, oder auch beide, über Deutschland kommen lassen. Da wolle er denn das Seine thun, indem er alle Pfarrherren bitte, ihrem Volk mit Fleiß die zwei Ruten vorzubilden, damit sie frömmer würden, dann aber Gott anzurufen, weil doch einmal Strafe sein möge: Er wolle

Deutschland mit einer anderen Rute, es sei Pestilenz oder sonst eine, heimsuchen, auf daß nicht die Türken das Land so sicher und schlafend überfallen, und noch viel weniger das Volk durch der Papisten Wüten sich unter sich selbst auffresse und aufräume.

Und die Gefahr des inneren Krieges wurde wirklich vorläufig abgewandt. Die Befürchtungen Luthers wurden diesmal zu Schanden. Auf dem Tage in Frankfurt wurde am 19. April des Jahres 1539 der wichtige Entschluß gefaßt: durch eine deutsche Reichsversammlung, auf den Juni des folgenden Jahres nach Speier angesetzt, sollte die Beilegung des kirchlichen Zwiespaltes versucht werden. Luther konnte wieder, wie vor sieben Jahren nach dem Nürnberger Tage für den Frieden, den Gott geschenkt, danken und auffordern zu danken.

Das Konzil, welches zuletzt nach Mantua ausgeschrieben worden war, wurde darauf nach Vizenza verlegt. Als sich aber hier nur die Gesandten des Papstes einfanden, ließ dieser sich gern bestimmen, es noch weiter zu verschieben, da der Kaiser den Augenblick für die Abhaltung desselben ungeeignet erachtete. Seit dem Frankfurter Abkommen war nun vollends vom Konzil keine Rede mehr. Luther fand durch das alles seine Meinung noch mehr bestätigt, daß der Papst jegliches Konzil fürchte. Der Papst, sagte er, mache es wie Markolf im Volksbuche, der, als er gehängt werden sollte, keinen Baum finden konnte, an dem er gern hängen wollte. Übrigens hielt er dafür, Rom sei es auch nicht wert, daß ihm der Segen einer Reformation zu teil werde, so verderbt sei es. Zu gleicher Zeit aber gab er mehrere auf das Konzil bezügliche Schriften heraus. Der Papst hatte durch einen Ausschuß der Kardinäle einen Ratschlag über einzelne äußerliche Reformen entwerfen lassen, welche der Kirche zugestanden werden könnten. Eine Übersetzung dieses

Ratschlages ließ Luther, mit Randglossen und Vorrede versehen, veröffentlichen. Auf dem Titelblatt der Schrift waren Kardinäle abgebildet, welche mit Fuchsschwänzen vor dem päpstlichen Stuhl fegten. Drinnen aber spottet Luther, wie die Kardinäle in ihrem Ratschlage so manchen äußeren Unfug zu verwerfen wagten und darüber zu Ketzern würden, andrerseits aber so gut wie der Papst von einer Reform nur zum Schein redeten. Wichtiger war eine Schrift über die Eide, welche von allen, die auf päpstlichen Universitäten Doktoren des Rechts oder der Theologie werden wollten, sowie von den Bischöfen und päpstlichen Notaren bei ihrem Amtsantritt abgelegt werden mußten. Durch diese Schrift will Luther erweisen, wie grundlos von vorneherein alle Hoffnung sei, die man auf ein Konzil setzen wolle. Denn da würden nach päpstlichem Recht nur solche zugelassen, die geschworen hätten, alle Vorrechte und Ehren des Papstes, ihres Herrn, zu wahren, zu mehren und gegen jeden Angriff zu verteidigen. Endlich erschien im Laufe des Jahres 1539 die dahin gehörige Hauptschrift, welche Luther schon seit dem Tage von Schmalkalden in Aussicht genommen und vorbereitet hatte: „Von den Konzilien und Kirchen". Luther selbst klagt, daß diese Schrift allzu weitläufig und wortreich sei. Nichtsdestoweniger enthält sie sehr bedeutende Ausführungen über die Geschichte der Konzilien und über das Wesen der Kirche. Die Schrift zerfällt in drei Teile: „Daß die Kirche nach den Vätern und Konzilien nicht könne reformiert werden", „Von den Konzilien" und „Von der Kirche". Gleich in den ersten Worten hebt Luther an: „Ich hab' oft selbst mit gelacht, wo ich gesehn, daß man den Hunden an dem Messer einen Bissen Brot geboten, und wenn sie danach geschnappt, mit dem Heft auf die Schnauze geschlagen hat, also daß die armen Tiere nicht allein den Schaden, sondern auch Schmerzen dazu haben mußten." So treibe der Papst

jetzt auch mit dem Kaiser und der ganzen Christenheit ein solch Hundescherzlein, da er seit zwanzig Jahren ein Konzil versprochen, aber dasselbe immer wieder verschoben habe, bis er seine Zeit ersehn, da schlage er beide über die Schnauze und spotte ihrer dazu. Dann sagt er allen, die so böswilliger Absicht mit den Evangelischen nicht reformieren wollen, sie sollten sich nur erst selbst bessern, ehe sie andere richteten, nicht ohne den Spott, daß sie, die Päpstlichen, ja allerdings so heilige Leute wären, daß sie der Erfüllung der alltäglichen Gebote des Glaubens und der Liebe gar nicht mehr bedürften, und nur noch mit ganz Außerordentlichem sich zu befassen brauchten. Denen aber gegenüber, welche deshalb nicht mit den Evangelischen gehen wollten, weil sie meinten, es sei doch eine Reformation aus den Vätern und Konzilien anzustellen, weist er nun im ersten Teile die Unmöglichkeit davon nach. Der Papst und die Bischöfe, sagt er, würden das erst einmal schon gar nicht dulden. Dann aber seien auch die Schriften der Väter, sowie die Beschlüsse der Konzilien nicht bloß unter sich ungleich, sondern auch gegen einander. Wolle man demnach aus Vätern und Konzilien eine Reformation halten, so würde sich ein viel größerer Zank und Streit erheben, als schon vorhanden sei, ein Zank und Streit, aus dem man nie herauskommen würde, da man zuerst „herausklauben" müßte, was zu behalten, und was fahren zu lassen sei. In vielen Fällen, wolle man sich nach den alten Beschlüssen richten, würde es auch zu einfachen Unzuträglichkeiten führen, indem man Vorschriften annehmen müßte, die gar nicht zu bleibendem Gebrauch bestimmt gewesen seien und bestimmt gewesen sein konnten, und zum Beispiel, dem ersten Apostelkonzil folgend, gar keine Rehe oder Hasen, die auf der Jagd geschossen oder etwas aus Blut Gemachtes, wie Würste und dergleichen essen dürfte, weil dort geboten worden sei, sich von allem im Blut Erstickten zu enthalten.

Außerdem fände man keine Konzilien noch Väter, darin die ganze christliche Lehre sei; auch wenn man sie alle zusammentrüge, würde es die ganze christliche Lehre nicht geben. Und was die Väter insonderheit beträfe, so wiesen gerade die besten, wie Augustin, über sich selbst hinaus auf die Eine heilige Schrift, außer welcher alles ungewiß und unhaltbar sei.

Im zweiten Teil nimmt Luther die vier großen Hauptkonzilien (zu Nizäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalzedon) vor und prüft sie auf ihren Wert hin nach dem Maßstabe, was sie denn eigentlich bezweckt hätten. Er kommt da zu dem Ergebnis, daß sie hätten die Gottheit Christi und des heiligen Geistes, sowie die ungeteilte Einheit der Person des Herrn und seiner göttlichen und menschlichen Natur feststellen wollen, und Gutes dazu gesagt hätten, aber auch, daß sie damit gar nichts Neues gelehrt hätten oder auch gar nichts Neues zu lehren beansprucht hätten: „Wie viel weniger," meint Luther, „hat denn irgend ein anderes Konzil Grund und Recht, etwas Neues im Glauben zu setzen!". Im übrigen aber sei auf den Konzilien so viel Unnötiges beschlossen, und so viel Ärgernis gegeben, daß er schier versucht sei, dem alten Gregor von Nazianz zu glauben, der da sage: „Wenn man die Wahrheit halten soll, so meine ich, daß man aller Bischöfe Konzilien fliehen solle, denn ich kein gutes Ende der Konzilien gesehen habe, auch nicht des Bösen Abschaffung, sondern Ehrsucht und Zank." So kommt Luther zu der Frage: Was denn nun ein Konzil eigentlich sei und für Macht habe? Es hat keine Macht, antwortet er, neue Artikel des Glaubens zu stellen. Es hat keine Macht, gute Werke zu gebieten, neue Ceremonien aufzulegen, welche um des Gewissens willen zu halten wären, sich in weltliches Regiment zu mischen, oder überhaupt Dekrete und Ordnungen zu machen, bloß um Tyrannei aufzurichten. Vielmehr ist es schuldig, überall, wo solche Mißbräuche erscheinen, gegen die-

selben aufzutreten und sie zu dämpfen. Das Konzil hat allerdings Macht, giebt Luther zu, etliche Gebräuche festzusetzen, aber nur um der guten Zucht und Ordnung willen, wie man bestimmte Tage und Orte für den Gottesdienst braucht, und auch das nur in der Weise, daß einer in Notfällen sich dieser Dinge auch ohne Sünde enthalten kann. Dem, der etwa einwenden wollte: Auf die Art hätte wohl ein Pfarrer oder Schulmeister mehr Macht, als ein Konzil, antwortet er: „Meinest du denn, daß Pfarrer und Schulmeister so geringe Ämter seien?“ Die eigentliche Aufgabe eines Konzils, sei, den Glauben zu bekennen, wo er gegen Mißverständnisse und Irrlehren geschützt werden müsse. Das sei aber bis zu einem gewissen Grade auch die Aufgabe jedes Pfarrherrn und Schulmeisters, also daß Schulen, wo das Wort Gottes rein gelehrt würde, die ersten rechten Konzilien seien. Stoff zu einem Konzil, meint Luther, läge nun genug vor, das seien all die Anklagen, die gegen den Papst erhoben worden, all die Bürden, die er gläubigen Seelen aufgeladen habe. „Ich will deutsch reden“, sagt er: „Der Papst soll im Konzil nicht nur alle Tyrannei menschlicher Gebote abthun, sondern mit uns halten, daß auch die guten Werke nach Gottes Geboten gethan nicht helfen können zur Gerechtigkeit ohne den Glauben an Christus, der ein König der Gerechtigkeit in uns ist. Hie sollten Kaiser und Könige dazu thun und den Papst, wo er nicht wollte, dazu zwingen, wie die Kaiser in den vier ersten Konzilien gethan haben.“ Kaiser Karl, meint er, und die deutschen Fürsten könnten wenigstens ein Provinzialkonzil halten mit gelehrten, tüchtigen, frommen Männern aus allen Ständen, deren Stimme denn auch wohl unter Gottes Gnade in die anderen Lande bringen und der anderen Monarchen Herz bekehren könnte. „Indes“, setzt er hinzu, „so lange wir an einem solchen Konzil verzweifeln müssen, wollen wir die kleinen Konzilien und die

jungen Konzilien, Pfarren und Schulen fördern und St. Peters Artikel lassen auf alle Weise treiben gegen alle verdammten neue Artikel des Glaubens und guter Werke, so der Papst hat in die Welt geschwemmt."

Im dritten Teil seiner Schrift beantwortet Luther aufs neue die Frage nach dem Wesen der Kirche. Er bedauert voran, daß der unglückliche Name „Kirche" so viel Unklarheit über diesen Begriff ins Volk gebracht habe. Die christliche Kirche sei in Wahrheit nichts, als die Gemeinde aller Gläubigen, das ganze heilige Christenvolk, welches fort und fort vom heiligen Geiste um Christi willen Vergebung empfängt und geheiligt wird. Diese Kirche ist immer gewesen und wird immer sein auf Erden, wenn auch in wenigen Gliedern, so lange die Verheißung des Herrn dauere: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende." Man erkennt sie zumeist an dem Worte Gottes, den beiden Sakramenten, dem Amt der Schlüssel und dem Amt des Worts, dem öffentlichen Beten und Singen und dem christlichen Kreuz, den rechten sieben Sakramenten könnte man wohl sagen, wenn dieses Wort durch die Papisten nicht so in Mißbrauch und Verachtung gekommen wäre. Ein Kennzeichen, aber ein weniger zuverlässiges der rechten Kirche ist auch die Erfüllung der Gebote Gottes nach der zweiten Tafel in der Furcht vor den Eltern und Obrigkeiten und der Liebe gegen den Nächsten, denn solches könnten äußerlich, so daß man es sieht und bemerkt, auch wohl Heiden thun.

So hat Luther unbeirrt durch alle Verkehrtheiten der Vergangenheit sowie alle Mängel der Gegenwart auch auf seiten des evangelischen Volkes an dem hohen geistigen Wesen der Kirche festgehalten, welches keine andere Äußerlichkeit kennt, als die ihm von Gott selbst mittelst des Wortes und der Sakramente gegeben worden ist. Er schließt sein Buch mit einem, man kann sagen, die gesamte Ordnung der Dinge

umfassenden Ausblick auf alle Stände des Lebens. Drei Hierarchieen, sagt er, hat Gott geordnet. Das sind das Haushalten, das Stadtregieren, und das eigene Haus und Stadt Gottes, die christliche Kirche; diese letzte muß aus dem Hause Personen, aus der Stadt Schutz und Schirm haben. „Was soll uns nun über diese drei hohen göttlichen Rechte und Regimente das Gaukelrecht oder Regiment des Papstes? Darum wollen wir es nicht mehr leiden, sondern frei davon sein, ja des Papstes Herr sein und ihn mit Füßen treten, wie Psalm 91, 13 sagt. Das wollen wir thun aus Kraft und Hilfe des Weibessamens, so der Schlange den Kopf zertreten hat und noch zertritt, ob wir gleich wagen müssen, daß er uns wiederum in die Ferse beiße. Demselben gebenedeiten Samen des Weibes sei Lob und Ehre samt dem Vater und heiligen Geist, Einem rechten Gott und Herrn in Ewigkeit! Amen."

Gebrauch und Zucht des Gesetzes.

Luther hatte in Schmalkalden die Befürchtung ausgesprochen, es möchte nach seinem Ableben ein Zwiespalt in der Lehre in Wittenberg ausbrechen. Diese Befürchtung erfüllte sich nun noch während seines Lebens.

Zunächst wurde sein so innig mit ihm verbundener Freund Melanchthon von dem Pfarrer Kordatus in Niemegk und von Schenk in Freiberg angegriffen; von dem Ersteren wegen seiner Lehre von der Rechtfertigung, in welcher er gesagt habe, daß die Buße und Bekehrung zu guten Werken, welche aus dem Glauben folge, eine Bedingung sei, ohne welche der Mensch nicht gerecht oder selig werden könne, weil der rechte Glaube ohne sie nicht möglich sei; von dem Andern darüber, daß er unter Umständen, z. B. wo von Obrigkeit wegen das

heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt verboten sei, für zulässig erklärte, auf den Laienkelch zu verzichten. Luther verhielt sich in beiden Fällen im Ganzen zusehend und begütigend. Gegen Melanchthon lies er sich dadurch nicht einnehmen. Er billigte wohl des Freundes Ausdruck in der Rechtfertigungslehre und seine Ansichten über das heilige Abendmahl nicht: Als der Kanzler Bruck den Verdacht aussprach, den auch der Kurfürst teilte, Melanchthon warte Zeit und Gelegenheit ab, um namentlich nach seinem, Luthers, Tode mit seinen abweichenden Lehren hervorzutreten, äußerte er: wenn derselbe das thäte, werde er ein elender Mensch werden und seines Gewissens halber keinen Frieden haben. Auch läßt sich nicht verkennen, daß das Verhältnis beider Freunde zu einander in den letzten Jahren kühler wurde. Aber zu einem Auftreten gegen Melanchthon lies Luther sich nicht bewegen. Im Gegentheil, wenn eine persönliche Besprechung des Kurfürsten mit Luther, welche im Oktober des Jahres 1537 zu Wittenberg in der Sache statthatte, zu gar keinen Schritten weiter gegen Melanchthon führte, so ist das nur daraus erklärlich, daß Luther den Fürsten soweit zu beruhigen wußte.

Meinungsverschiedenheiten sind ja unleugbar mehr und mehr in den letzten Jahren zwischen Luther und Melanchthon hervorgetreten, und Luther selbst konnte sich das nicht verhehlen. Es fragt sich nur, warum er stets darüber gegen Melanchthon geschwiegen hat. Er war kein Mann, der die Reinheit der Lehre dem sogenannten Frieden opferte, oder dem es an Mut gebrach, wenn er es einmal für nötig hielt, in den Kampf zu treten. Seine Frau selbst wunderte sich darüber, daß beide Männer sich nicht einmal gegen einander aussprächen. Der Grund wird schwerlich blos darin gelegen haben, daß Luther eine so besondere Freundschaft und Verehrung für Melanchthon empfand, oder daß er so treu daran festhielt, wenn er einmal geliebt hatte, sondern darin vor=

nehmlich, daß er so, wie er über den Freund und seine abweichenden Ansichten dachte, im Ernst keine Ursache fand, gegen ihn aufzutreten. Denn heimlich etwa und im Stillen gegen Jemanden zu arbeiten, das war nicht Luthers Sache; wenn er es nicht offen und öffentlich that, so konnte es nur den Grund haben, daß er es überhaupt nicht für nötig erachtete. Licht in dieser Beziehung giebt eine Äußerung Luthers über Melanchthon, welche er in einem Gespräch mit Freunden that: „Das Männlein ist fromm, und wenn derselbe auch Unrecht thut, meint er es doch nicht arg, sondern fehlt, weil er zu lind ist und sich einnehmen läßt.“ — Auch die vielbesprochene von Melanchthon vorgenommene Änderung des Artikels 10 der Augsburgischen Konfession („daß Leib und Blut Christi wahrhaftig gegenwärtig sind und ausgetheilt werden im Mahl des Herrn“ in: „daß mit dem Brod und Wein Leib und Blut Christi wahrhaft dargereicht werde“) brachte keine nachweisliche Störung in das Verhältnis beider Männer. Es ist die Möglichkeit zuzugeben, daß Luther den Freund gewähren lies, weil er einen etwa noch zu erwartenden Anschluß der Schweizer an die Wittenberger Konkordie nicht stören wollte, wenn er auch die Hoffnung Melanchthons, daß dieser Anschluß durch die genannte Änderung erleichtert werde, nicht teilte.

Tiefer wurde Luther durch den Streit über das Gesetz erregt, welcher sich in diesen Jahren erhob. Hier stand er selbst im Vordergrund des Kampfes.

Es sind wunderliche Gegensätze, die in der Zeit der Reformation und in Luthers Leben zusammentreffen. Da war im Zusammenhang mit den Karlstadtschen und Münzerschen Bewegungen eine Richtung auf etaucht, welche eben in Betreff des Gesetzes die Frage anregte, ob nicht sogar die auf das bürgerliche Leben bezüglichen alttestamentlichen Vorschriften zur Norm für die Gegenwart gemacht werden sollten.

Man redete insbesondere von einer Wiederherstellung des Jubeljahres, in welchem nach je funfzig Jahren die veräußerten Grundstücke immer wieder an den ursprünglichen Besitzer zurückfallen mußten. Luther hatte sich auf Ersuchen des damaligen Kurfürsten in einem Gutachten dahin erklärt, die bürgerlichen Rechte seien gleich Essen und Trinken, Haus und Hof äußerliche weltliche Dinge, welche sich je nach den Zeiten und Umständen änderten. Gegenwärtig beständen die kaiserlichen Reichsgesetze, unter denen christlicher Glaube und Liebe gar wohl gedeihen könnten. Wenn, sagt er, die „Mosestreiber" einmal Kaiser würden, dann möchten sie nach dem alttestamentlichen Gesetz regieren; Christen müßten die Rechte halten, die ihre Obrigkeit halte. Luther unterschied eben allezeit klar zwischen geistlichem und weltlichem Regiment und wollte beides nicht mit einander vermischt haben. Dem geistlichen Gebiet gehöre alles an, was sich auf das Verhältnis der Seele zu Gott und ihr ewiges Heil beziehe; die bürgerlichen Rechte und Ordnungen gehörten zu dem anderen. Dort auf dem geistlichen Gebiet herrsche die gesamte göttliche Heilsoffenbarung, wie sie in der Schrift niedergelegt sei; auf dem weltlichen Gebiete aber bestimmten, immerhin unter göttlicher Leitung und Vorsehung, die Menschen und menschlichen Obrigkeiten je nach Bedürfnis der verschiedenen Zeiten und Orte. Was jene bürgerlichen Vorschriften des mosaischen Gesetzes betrifft, so gab er zu, daß sie manches enthalten möchten, was auch anderen Völkern zu Gute kommen könnte, aber das festzustellen sei dann Sache der weltlichen Obrigkeit; zum ewig gültigen Inhalt der Schrift gehöre vom alttestamentlichen Gesetz nur das Sittengesetz der zehn Gebote.

Jetzt seit dem Jahre 1537 mußte Luther gegen die ganz entgegengesetzte Richtung auftreten, nach welcher das ganze Gesetz für den Gebrauch der Kirche verworfen wurde. Agrikola von Eisleben trat mit solchen Ansichten hervor. Ein

Streit, den er zehn Jahre früher mit Melanchthon über die Lehre von der Buße geführt, und in welchem er behauptet hatte, die Buße, wenn sie rechter Art sein solle, müsse nur von der Predigt der Liebe und Erbarmung Gottes im Evangelium ausgehn schien, gänzlich begraben; Luther hatte den Freund gastlich aufgenommen, als er zu Ende des Jahres 1536 nach Wittenberg kam. Da wurde er im Sommer des nächstfolgenden Jahres von Eisleben aus verklagt, daß er seine verkehrte Ansicht von der Buße noch festhalte. Der Graf von Mansfeld, mit dem er sich überworfen hatte, erklärte ihn für einen Menschen, dem man nicht trauen könne. Zu gleicher Zeit erschienen Predigten und Thesen von Agrikola, in welchen er seine Lehre auseinandersetzte. Er hielt dafür, daß die Wittenberger mit der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und so mit der Lehre des Evangeliums überhaupt, wenigstens in ihrer kirchlichen Anwendung, nicht Ernst genug machten, und fühlte sich berufen, in dieser Beziehung erst das Werk der Reformation zu krönen. Man dürfe, sagte er, nicht lehren, daß die Herzen, denen das Evangelium mit Erfolg gepredigt werden solle, erst durch das Gesetz zerschlagen werden müßten, dürfe also auch nicht die Gebote gebrauchen, um dadurch zur Buße zu wecken. Eben das sei das Evangelium, daß die gesamte Bekehrung des Menschen aus dem Einen Quell der Gnade hervorgehe. Dabei berief er sich auf Luther selbst, der Ähnliches gesagt habe. Luther wurde von diesen Kundgebungen auf's Heftigste bewegt. Er sah gleich die ganze heilsame Lehre des Evangeliums bedroht. Er fürchtete, daß die eingerissene Zuchtlosigkeit des Lebens, an welcher er so schwer trug, daraus neue Nahrung ziehn, dadurch förmlich besiegelt werden würde, und diese Furcht vermehrte seinen Unwillen. Persönlich kam dazu, daß Agrikola aus seinem nächsten eigenen Freundeskreise hervorgegangen war, und namentlich

kränkte es ihn, daß derselbe that, als lehre er im Einverständnis mit den Wittenbergern. Kaum je hat er sich mit einem solchen Ingrimm erhoben, wie gegen diesen Gegner. Alle Lauge des Spottes gießt er in seinen Reden und Schriften über ihn aus. Er hält ihn für einen eiteln Narren, der sich nur berühmt machen wolle, und der es den Wittenbergern misgönne, daß sie etwas Neues gelehrt hätten. Er nennt ihn ein unverschämtes und verlogenes Maul. Als Agrikola später nach Berlin versetzt wurde, und mittlerweile in den Verdacht derselben Irrlehre auch Schenk gekommen war, welcher mit Vornamen Jakob hieß, redet er nur noch von „Grikel" und „Jäkel". Er konnte zuletzt den Mann nicht mehr sehn, und als derselbe im Jahre 1545 einmal mit seiner Frau und seiner Tochter in Wittenberg war, wollte er ihn nicht sprechen. Die beiden Frauen aber, sagt er da, seien ihm mit ihrem Besuch sehr lästig gewesen, namentlich die redselige und vorlaute Tochter. Es stecke, meint er, eben eine maßlose Hoffahrt in diesem Blut. Dabei darf man nicht glauben, daß Luther leichten Herzens in den Kampf gegangen sei. Er sagt, er sei schier vor Angst gestorben, ehe er zum ersten mal öffentlich gegen Agrikola aufgetreten sei.

Mehrere Verständigungsversuche wurden zwischen beiden Männern gemacht, die aber immer nur zu einem vorübergehenden Frieden führten. Agrikola war ein zu unruhiger und unzuverlässiger Charakter; auch wurde es ihm ersichtlich schwer, von seinem Fündlein, auf das er sich offenbar etwas zugute that, abzulassen. Luther dagegen war nicht der Mann, in Sachen der Lehre mit sich scherzen zu lassen, insbesondere, wenn er persönliche Unlauterkeit glaubte voraussetzen zu dürfen. Wie sehr ihn die ganze Sache fort und fort bewegte, sieht man darin, daß alle seine bedeutenderen gleichzeitigen Schriften, namentlich auch die „Von den Konzilien und Kirchen" voll sind von Beziehungen auf diese Streitsache.

Eine Hauptkundgebung Luthers gegen Agrikola ist die Schrift „Wider die Antinomer“, welche in Form eines Sendschreibens an den früheren Kollegen Agrikolas in Eisleben Kaspar Güttel abgefaßt ist. Agrikola hatte sich zum Widerruf verstanden, aber weil er fürchte, er werde es den anderen doch nicht recht machen, Luther selbst ersucht, in seinem Namen eine solche Absage zu veröffentlichen. Luther that es mit einer Frische, die an seine geistvollsten Schriften erinnert, aber auch mit schonungsloser Strenge gegen den Mann.

Schon vom Jahre 1524 haben wir eine Äußerung Luthers über das Verhältnis des Gesetzes zum Evangelium. Ein Prediger, Namens Beier, hatte damals gelehrt, man müsse die, welche noch nicht zum Glauben gekommen wären, im Zwange des Gesetzes halten, denn ohne voraufgegangene Beobachtung des Gesetzes könne niemand zum Glauben kommen. Luther war um Belehrung gebeten worden und hatte sich, einige Härten mildernd, wesentlich zu gunsten dieser Ansicht ausgesprochen. Diejenigen, hatte er geantwortet, die wahrhaftig im Glauben stünden, bedürften am Ende auch der Predigt des Evangeliums nicht, aber wer ein wahrer Christ sei, das wisse nur Gott und darum könne man der ernstlichen Predigt des Gesetzes nicht entbehren; auch gebe es mehr böse, als gute Menschen. Gott habe seine Gebote gegeben, sie zu halten. Allerdings sei es dem natürlichen Menschen unmöglich, den Willen Gottes zu thun, aber eben deshalb diene das Gesetz dazu, Erkenntnis der Sünde und Verlangen nach der Gnade zu wecken. Das ist Luthers Standpunkt der Hauptsache nach noch im Streit mit Agrikola. Luther nimmt die Christen, wie sie in Wirklichkeit sind. Die Antinomer sagt er in dem Sendschreiben an Güttel, scheinen in der Meinung zu stecken, als ob alle, welche die Predigt hörten, vollkommene Christen seien, aber so sei es nicht. Auch durch

die Predigt des Evangeliums, giebt er zu, solle man zur Buße reizen, ja ohne das Wort („Gesetz") sei auch im Evangelium Gesetz darin, denn was sei es anders als Gesetz, wenn es heiße, daß Christus, um der göttlichen Gerechtigkeit zu genügen, habe so Bitteres leiden müssen? Aber eben daraus sei ersichtlich, wie überall das Evangelium gar nicht ohne Gesetz gepredigt und verstanden werden könne. Nur durch die Sünde kommt man zur Erkenntnis der Gnade und nur durch das Gesetz zur Erkenntnis der Sünde. Das sei auch die Reihenfolge und Ordnung in der heiligen Schrift, insbesondere beim Apostel Paulus. Wolle man die Predigt des Gesetzes vor der des Evangeliums verbieten, so müsse man erst die ganze Schrift umkehren. Den Grund, daß man einerlei Weg predigen und daher auch die Buße nur aus der Gnade folgern müsse, läßt er nicht gelten; man müsse vielmehr allerlei Weg predigen zu dem Einen Zweck, die rechte Buße zu wirken. Luther hatte einst mit großem Nachdruck gelehrt, daß es mit dem freien Willen des Menschen nichts sei, aber dem Bösen gegenüber wußte er sehr wohl von einem freien Willen des Menschen, und diesem freien Willen, forderte er, sei mit der ganzen Macht des Gesetzes entgegenzutreten. Wie man ihn je habe so verstehn können, daß er das Gesetz geringachte und verwerfe, das begriff er einfach nicht.

Agrikola blieb nicht bei der Gesinnung des Widerrufs. Im Jahre 1540 reichte er sogar eine förmliche Klage gegen Luther beim Kurfürsten ein, indem er sich darüber beschwert, daß Luther ihn fälschlich verkehrter Lehren beschuldige, worauf Luther in einer scharfen Gegenschrift seine Beschuldigungen zu begründen sucht. Es war Zeit, daß Agrikola durch seine Berufung nach Berlin aus den Augen Luthers entfernt wurde. Luther meinte zwar, Agrikola thäte am besten, wenn er vom geistlichen Amt in Ewigkeit abtrete, freut sich aber,

seiner in Wittenberg los zu sein, und wünscht seiner und aller seiner Freunde für immer überhoben zu sein.

Einen ähnlichen und nicht geringeren Verdruß, wie die Sache mit Agrikola, bereitete ihm in diesen Jahren ein Streit mit den Wittenberger Juristen, bei welchem es sich hauptsächlich um die Unsitte der heimlichen Ehegelübde handelte. Hieronymus Schurf, einer von den Juristen an der Wittenberger Universität, war Luther und seinem Werk von Anfang an warm zugethan gewesen. Er hatte sogar auf dem Reichstage zu Worms und später als einer der kursächsischen Visitatoren treu Hilfe geleistet. Aber schon im Jahre 1530 stellte sich eine Meinungsverschiedenheit in betreff der heimlichen Verlöbnisse zwischen ihm und Luther heraus. Nach dem Recht der alten Kirche galt es nämlich schon für eine Eheschließung, wenn zwei Personen gegen einander erklärten, Mann und Frau sein zu wollen, auch ohne daß die Eltern darum wußten oder ihre Einwilligung gaben. Das hatte die anstößigsten Zustände zur Folge. Bei den Kirchenvisitationen stellte sich heraus, daß in einem einzigen Städtchen zwei und dreißig Paare bei einandersaßen, von denen entweder der Mann oder die Frau eine entlaufene Person war. Es war eine gewagte Sache, hier hineinzugreifen, aber Luther hatte den Mut es zu thun; sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Die Ehe, sagt er in seiner Schrift „Von Ehesachen“, sei ein öffentlicher Stand, und darum müsse die Eheschließung eine öffentliche sein. Vor allem habe sie mit Wissen und Willen der Eltern zu geschehn. Freilich dürfe daraus kein Recht für die Eltern begründet werden, über ihre Kinder hinsichtlich der Ehe einen Zwang auszuüben. Eltern, die das thun, sind ihm gleich strafwürdig, wie die Kinder, die sich heimlich verloben. Schurf behauptete dagegen den Standpunkt des überlieferten Rechtes. Von demselben abzugehn, hielt er zur Zeit für unausführbar. Er forderte für einzelne

Fälle mindestens einen Nachweis, daß sie mit dem Wort der Schrift bestimmt in Widerspruch ständen. Daß das der Fall sei, wollte er in betreff der heimlichen Verlöbnisse nicht zugeben. Dazu kam, daß er, auch auf Grund des kirchlichen Rechts, das Eingehn einer zweiten Ehe von seiten eines Geistlichen für unzulässig erklärte. Auch verlangte er, alle Geistlichen müßten von einem päpstlichen Bischof geweiht oder ordiniert sein. Im Jahre 1538 nun trat an den Tag, daß Schurf samt seinen Kollegen in ihren Vorlesungen und richterlichen Entscheidungen auf dem alten Standpunkt beharrten. Der Kurfürst selbst wurde auf die Sache aufmerksam und ungehalten. Da brach bei Luther der Sturm los. An drei Sonntagen predigte er gegen die Juristen, die der Kirche wieder den alten Dreck aufladen wollten. Sein ganzer Haß gegen das Papsttum lieh ihm hier die Worte. Seinen ehemaligen Freund Schurf sah er für einen tiefgefallenen Mann an. Doch ließ er sich vorderhand beschwichtigen, und von weiteren Schritten abhalten. Beruhigende Erklärungen Schurfs und die alte Liebe zu ihm mögen dazu mitgewirkt haben.

Zu einem schlimmeren Ausbruch kam es später im Jahre 1543 und 44. Ein Student, Namens Kaspar Beier, sollte nach dem Ausspruch der Juristen im Wittenberger Konsistorium wider seinen Willen an ein heimliches Verlöbnis, in welches er sich eingelassen hatte, gebunden sein. Luther war empört. Sein ganzes Selbstgefühl erhob sich in Unmut über diese Juristen, die so schmählich nach seiner Meinung das Recht mißbrauchten. „Ich bin zornig“, sagte er, „und will zornig sei, denn sie greifen mir Gott ins Regiment“ und „Ich will nicht, daß sie in meiner Kirche befehlen“. Zur selben Zeit machte ein Sohn Melanchthons seinem Vater dadurch Not, daß er sich heimlich verlobte. Ja in seinem eigenem Hause, schreibt Luther, wäre ihm bald ein solches Beispiel begegnet. Überhaupt klagte er, daß „das Mädchen-

volk in Wittenberg kühn geworden sei". Es war ihm schmerzlich und ehrenrührig, daß Eltern ihre Söhne von der Universität wegnahmen, weil man ihnen da Weiber an den Hals hänge. Das alles vermehrte seinen Unmut. Wie im Jahre 1538 benutzte er wieder die Kanzel, um in zwei Predigten die Unsitte der heimlichen Verlöbnisse zu strafen. Diese Verlöbnisse, so erklärt er sich jetzt darüber, sind ihm, nicht bloß, weil das vierte Gebot und das elterliche Ansehn durch sie verletzt wird, sondern an und für sich verwerflich. Sie gelten ihm für eine Stiftung des Teufels und des Papstes, durch welche nur allerlei Unheil und Verwirrung angerichtet wird. Darum werden sie ihm auch damit nicht gut gemacht, daß nachträglich die Bewilligung der Eltern erbeten wird. Besonders, wenn diese Bewilligung aus dem Grunde erteilt wird, weil ein solches Verlöbnis an sich für bindend gilt, ist sie ihm ungültig. In solchem Falle sollen Eltern von ihrem gegebenem Wort los und ledig gesprochen werden können. Luther sandte selbst über die zweite Predigt einen Bericht an den Kurfürsten ein. Dieser hatte schon vorher vernommen, daß Luther damit umgehe, eine Schrift wider die Juristen zu veröffentlichen. Nun gab er Anordnung zu Verhandlungen zwischen Luther und dem Wittenberger Konsistorium. Luther blieb Sieger. Die Juristen einigten sich mit ihm dahin, daß alle Verlöbnisse, so ohne Wissen und Willen der Eltern geschehen seien, null und nichtig sein sollten, bis die Eltern freiwillig ihre Zustimmung gegeben, oder das Konsistorium darüber erkannt habe, ob im anderen Fall der Widerspruch der Eltern billige und ausreichende Ursachen habe. Das göttliche Recht der Eltern trug hier den Sieg davon über das menschliche des Papstes und des Kaisers. Die beabsichtigte Schrift Luthers unterblieb. Er klagt aber, daß nichts während seines ganzen Lebens und in allem Kampf um das Evangelium ihn hefti-

ger erschüttert habe, als dieser Streit über die geheimen Verlöbnisse.

Der Ehehandel des Landgrafen Philipp.

Fort und fort und in gesteigertem Maße bekümmerten Luther die sittlichen Zustände unter den Evangelischen, die eine immer traurigere Gestalt annahmen. Besonders mußte es ihn betrüben, wenn hochgestellte Fürsten sich in dieser Beziehung etwas zu schulden kommen ließen.

Der Landgraf Philipp von Hessen war ein begabter Mann und unleugbar von der neu gepredigten evangelischen Wahrheit wirklich ergriffen. Luther mußte seine Schritte manchmal tadeln, sein übergroßes Feuer oftmals dämpfen, aber er erkannte seinen Eifer an, und rühmte gelegentlich seinen unerschrockenen Mut. Als die Verbündeten in Frankfurt versammelt waren, und die Aussichten auf Erhaltung des Friedens sich zu trüben schienen, sagte er von ihm: „Gott erhalte uns den Landgrafen, denn es ist viel an einem Mann gelegen."

Dieser Fürst nun lebte in unglücklichen ehelichen Verhältnissen. Er hatte eine Tochter des Herzogs Georg von Sachsen früh, aber unbedacht geheiratet, und fand sich bald von ihrem unliebenswürdigen Wesen, wozu körperliche Gebrechen und üble Gewohnheiten kamen, abgestoßen. Er suchte Ersatz dafür in verbotenem Umgang neben seiner Ehe. Das war bei den großen Herren in der damaligen Zeit nichts besonders Anstößiges, und Philipp wußte seine Lüste nicht zu zügeln. Indes soweit war das Evangelium doch bei ihm zur Kraft geworden, daß er sich über sein unordentliches Leben beunruhigt fühlte und einen Ausweg suchte, der ihn

gegen sein Gewissen schützen sollte. Durch Wiedertäufer und Schwärmer war die Frage angeregt worden, ob nicht nach Vorbildern des alten Testamentes auch für Christen eine Ehe mit mehreren Frauen zulässig sei. Der Landgraf kam auf den Gedanken, daß hier der gewünschte Ausweg liegen möge. Schon im Jahre 1526 wandte er sich deswegen an Luther. Dieser antwortete ihm, daß ein solcher Schritt in jedem Falle ärgerlich sei, Christen aber sich hüten sollten, ein Ärgernis zu geben. Vor allem aber ließe sich kein Gotteswort finden, woraus man annehmen könne, daß Gott an Christen solches dulde. Wenn es im alten Testament vorkäme, so geschehe das im Drang besondrer Umstände und Zeitverhält-hältnisse. Damit ließ der Landgraf für diesmal seinen Gedanken fallen. Aber im Jahre 1539 geriet er von neuem darüber in schwere Anfechtungen. Er könne erbarmungswerte Dinge in der Sache beichten, sagte er. Zu gleicher Zeit lernte er ein junges Fräulein von der Saal kennen, welches ihn zu leidenschaftlicher Liebe entzündete. Von der Landgräfin erlangte er eine Bewilligung, daß er „insgeheim noch eine Ehefrau haben möge". Sein Hofprediger bestärkte ihn in dem Vorhaben. Aber ohne den Kurfürsten Johann Friedrich und dessen Theologen, vor allem Luther und Melanchthon, wollte er nichts thun, schon um deswillen nicht, weil er sich ohne das gegen den Kaiser ungeschützt sah, nach dessen Halsgerichtsordnung Doppelehen für ein Hauptverbrechen galten. Der gewandte Butzer übernahm die Vermittlung. Mit einer eigenst verfaßten schriftlichen Instruktion reiste er gegen Ende des Monats November im Auftrage des Landgrafen nach Wittenberg. Vor allem wurde die außerordentliche Not geltend gemacht, in welcher der Fürst sich befinde. Er wage nicht mehr zum Tisch des Herrn zu gehen und vermöge doch, so lange er nur seine gegenwärtige Gemahlin habe, sein anstößiges Leben nicht zu lassen. Außer auf das

Beispiel im alten Testament berief er sich dabei namentlich auf einen Rat, den Luther und Melanchthon im ähnlichen Falle dem Könige von England gegeben hätten, derselbe möge, ehe er sich von seiner Gemahlin scheide, lieber noch eine andere Königin hinzunehmen. Luther und Melanchthon, bat er, möchten ihm, falls er sich heimlich mit dem Fräulein von Saal vermähle, wenigstens ein schriftliches Zeugnis ausstellen, daß das eine wirkliche Ehe und nicht wider Gott sei, um dann mittlerweile auf Wege zu denken, wie es auch zu öffentlicher Kenntnis und Anerkennung zu bringen sei. Die Antwort darauf lautete: Gott habe die Ehe als Bund zweier Personen eingesetzt. Christus habe das bestätigt. Die Kirche folge dem mit Recht. Wohl ließe sich in ganz besonderen Fällen denken, daß Dispens und Erlaubnis zu einer gleichzeitigen zweiten Ehe gegeben werde, wenn z. B. ein verheirateter Mann als Gefangener unter eine fremde Nation geraten sei und dort um leiblicher Not willen ein Weib genommen habe, aber niemals dürfe daraus ein Gesetz werden, und wider Gott gelte auch keine Dispensation. Der Landgraf dürfte sein unzüchtiges Treiben für keine geringe Sünde ansehen. Auch eine zweite Ehe neben der ersten würde ihm gegen seine bösen Neigungen nicht helfen, wenn er nicht selbst über sich Zucht übe. Er möge sich mit seiner gegenwärtigen Gemahlin zufrieden geben, die ihm ja doch schöne Kinder geschenkt habe, und Geduld haben, wie so mancher mit seinem Ehestand Geduld haben müsse. Er als Fürst müsse doppelt bestrebt sein, ein gutes Beispiel zu geben. Dennoch beschließen sie: Wenn es ihm nicht möglich sei, das unordentliche Leben zu lassen, wie er schreibe, und endgültig entschlossen sei, eine zweite Frau zu nehmen, so sei solches im Geheimen zu halten. Ein besonderes Ärgernis oder Gerede werde dann nicht daraus entstehen, weil solche Verhältnisse bei Fürsten nichts Ungewöhnliches wären; auch würden ver-

ständige Leute an dem eingezogenen Leben, welches er dann führe, weniger Anstoß nehmen, als an wildem, ehebrecherischem Treiben. Im Evangelium werde das, was im alten Testament in betreff der Ehe zugelassen sei, nicht verboten. Das Evangelium ändere überhaupt nicht die Regimente im äußeren Leben, sondern bringe ewiges Leben und neuen Gehorsam gegen Gott.

Mit dieser Antwort begab sich Butzer zum Kurfürsten, der über die ganze Sache aufs höchste bestürzt wurde und nichts mit derselben zu thun haben wollte. Er meinte, auf jeden Fall könne der Landgraf eine solche zweite Ehe nur unter dem strengsten Beichtsiegel eingehen, so daß das Verhältnis für andere doch nur wie ein unerlaubtes sei, und er die Hilfe gar nicht brauche, welche er nachsuche. Der Landgraf aber war durch das Gutachten der angesehenen Theologen in seinem Gewissen befriedigt, und ging nun daran, die Sache auszuführen. Im März des folgenden Jahres (1540), als Melanchthon auf einem Konvent der Verbündeten in Schmalkalden war, wurde er plötzlich von dort weg nach Rothenburg an der Fulda gerufen und mußte hier mit Butzer Zeuge sein, wie der Landgraf von seinem Hofprediger mit Margarete von Saal getraut wurde. Luther aber erhielt einen Brief von dem Fürsten, worin derselbe sich für „das Mittel“, wie er sagt, bedankt, welches für ihn zulässig gemacht worden sei, und ohne welches er in Verzweiflung verfallen wäre ja Luthern mitteilt, daß seine neue Frau eine seinem eigenen Weibe verwandte tugendsame Jungfrau sei, und daß er sich nun freue, mit Gott und Ehren sein Schwager zu sein.

Der Landgraf hatte versprochen, die Sache geheim zu halten, aber das ließ sich nicht durchführen. Der herzoglich sächsische Hof erhielt durch Philipps Schwester Nachricht von dem Ereignis. Herzog Heinrich beklagte sich beim Kurfürsten

über die Schmach, die seiner Verwandtin, der Landgräfin, sowie dem evangelischen Bekenntnis angethan sei. Der Kurfürst konnte bezeugen, daß er von Mitschuld frei sei, und riet, jetzt, wo die Sache so weit sei, sie ruhen zu lassen. Philipp aber verlangte, für seinen Schritt, der nicht mehr zu verschweigen sei, öffentlich eintreten zu dürfen, und rechnete dabei auf die Unterstützung seiner Verbündeten. Luther begann schon jetzt, die Sache anders anzusehen. Er bekam Nachrichten, woraus er schloß, daß man ihm die Not Philipps schlimmer dargestellt habe, als sie in Wirklichkeit gewesen war. Seinen Freund Melanchthon, der über den ganzen Handel voll Angst und Sorgen war, bat er, sich die Sache nicht mehr, als nötig, zu Herzen zu nehmen. Diejenige Sache, schrieb er ihm, um welche es sich schließlich handele, der Sieg Christi, stehe ja trotz diesem ärgerlichen Handel fest. Dem Landgrafen ließ er sagen, er wisse keinen anderen Rat für ihn, als daß er, falls der Kaiser ihn zur Rede stelle, erkläre, er habe eine Konkubine angenommen, und wolle sie von sich thun, wenn andere Fürsten und Herren mit einem guten Beispiel vorangingen. Über die Beichtgeheimnisse, die ihm durch Butzer vom Landgrafen anvertraut seien, versprach er seinerseits, strenges Schweigen zu beobachten. Ernst trat er den hessischen Abgesandten entgegen, mit welchen er am 18. Juli in Eisenach zusammenkam. Er beharrte darauf, daß der Landgraf, so viel an ihm sei, die Sache heimlich halten müsse. Durch eine Veröffentlichung seinerseits würde der Ratschlag, den er mit Melanchthon gegeben, nichtig, und, ehe er sich zu einer öffentlichen Verteidigung verstünde, wollte er lieber zu seinem eignen Ratschlag nein sagen und den Fürsten verleugnen oder bekennen, daß er geirrt habe, und um Gnade bitten. Der Landgraf mußte sich fügen, er mochte wollen oder nicht. Er teilte Luther die Antwort mit, welche er im August des Jahres den Gesandten des Herzogs von

Sachsen und des Kurfürsten von Brandenburg gab, die über seine Verbindung mit dem Fräulein von Saal Auskunft und Rechenschaft verlangten, nämlich: Daß er sein Leben, so wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne, zu führen gedenke, auch daß er mit seiner Gemahlin, der Landgräfin, in Eintracht lebe und nichts vorgenommen habe, wodurch sie oder ihre Kinder Schaden litten.

Luther änderte in der Folge seine Ansicht in betreff der Gültigkeit alttestamentlicher Vorschriften und Vorbilder. Diese Gültigkeit war ihm durchaus nicht mehr damit gegeben, daß es im alten Testament einmal so oder so gewesen. Er wollte sie ganz auf die besonderen Verhältnisse angesehen haben, die dabei obgewaltet hatten. Insbesondere wollte er fortan von Ehescheidungen, wie sie den Juden im mosaischen Gesetz noch gestattet waren, nichts wissen. Auch verbat er sich, daß man ihm immer noch aufrücke, was er früher, vielleicht vor langen Jahren einmal gesagt oder gelehrt habe. Aber das Ärgernis mit dem Landgrafen Philipp war nun einmal da und ließ sich nicht wegbringen. Zur Entschuldigung für Luther, sowie für seinen Freund Melanchthon, möchte nur zweierlei dienen: einmal das Mitleid, welches sie mit dem Fürsten empfanden, und so, wie ihnen dessen Not geschildert war, empfinden mußten; dann die Schwierigkeit, die es für sie haben mußte, den rechten Weg zu finden, wie nun, nachdem der ganze alte Zustand durch die Reformation aufgehoben war, aus dem zur Freiheit gekommenen Evangelium heraus die Fragen des äußeren und weltlichen Lebens neu bestimmt und geordnet werden sollten.

Doch auch weitere und tieferliegende Kreise, als die der Fürsten gaben dem Reformator durch ihre anstößige Haltung und durch das Ärgernis, welches sie damit dem Evangelium bereiteten, Anlaß zu bitteren Klagen. Nicht zum wenigsten waren es die Diener des göttlichen Wortes, welche in großer

Zahl seinen Unwillen erregten. Hier klagte er zunächst über die Unwissenheit und das ungeschickte Lehren vieler Geistlichen. „Papst, Mönche und Pfaffen schelten können sie alle wohl“, sagte er, „aber des rechten Grundes, damit man das Papsttum und allerlei falsche Lehre stürzen muß, wissen ihrer wahrlich wenige.“ Er habe, äußerte er sich bei Tische, ihrer über drei nicht gehört, die Christum und sein Amt gründlich und einfältig erklären können. Dann aber ließen viele es auch an der rechten Zucht im Leben fehlen. Matthesius erzählt: „Ich bin auf eine Zeit beim Herrn Doktor in seinem Garten gestanden, da ließ er sich also vernehmen, er würde von seinen eigenen Leuten dahin genötigt und gedrungen, daß er um einen Pfaffenturm beim Kurfürsten anhalten müßte, darin man solche wilde und ungezähmte Leute, wie in ein Gefängnis stecken könnte. Denn ihrer viele wollten sich doch mit dem Evangelium nicht mehr ziehen lassen, wie er auch sagte, Alle die der Bauchsorge und guter Tage halber ins Kloster gelaufen wären, die sprängen fleischlicher Freiheit halber wieder heraus und der wenigere Teil, die er kenne, hätten ihren Mönch im Kloster gelassen.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn auch in den Gemeinden die Zucht vielfach daniederlag. Allein auch, wo treue Geistliche waren, sah Luther mit trübem Auge Zucht und Sitte überall in Verfall. „Der Bauer ist wild, der Bürger geizt, der Adel kratzt“, das ist das Bild, welches er von den Sitten seiner Zeit entwirft. Und wenn nur die Obrigkeiten besser gewesen wären! Aber da fand Luther viel zu große Nachsicht und Lässigkeit. Ihre ganze Sorge, sagt er, sei nur, wie sie die Steuern eintrieben. „Ob die halbe Stadt in Ehebruch, Wucher, Diebstahl, Betrug versunken sein möchte“, klagt er insbesondere über die Wittenberger Obrigkeit, „es ist kein Richter dafür da; alle lachen fast dazu, oder sie stimmen gar zu und machen mit.“ Ja

über ganz Deutschland erstreckt sich seine Klage: „Ich bin fast verzweifelt an Deutschland", schreibt er im Jahre 1541 an Lauterbach, „nachdem es in seine Mauern diese wahrhaftigen Türken oder wahrhaftigen Teufel aufgenommen hat, nämlich Geiz, Wucher, Tyrannei, Zwietracht und diese ganze lernäische Schlange der Treulosigkeit, Bosheit und Nichtswürdigkeit, sowohl beim Adel und bei Hofe, als in Rathäusern, Städten und Dörfern, und über das alles die Verachtung des göttlichen Wortes und die unerhörte Undankbarkeit gegen dasselbe." Er fand in diesen verderbten Zuständen einen Beleg für die Aussprüche der Propheten, nach welchen die heilige Stadt immer die ärgsten Greuel verüben müsse, und wandte das Wort: „Je näher Rom, desto schlechtere Christen" jetzt auf die eigene evangelische Kirche an. Alle seine Briefe sind voll von diesen Klagen; in seinen Predigten klingen sie reichlich wieder. An Stadt und Universität Wittenberg richtet er besondere Vermahnungen. Sie möchten doch um Gottes willen, beschwört er sie, nicht das Geschrei über sich kommen lassen, daß es bei ihnen, die das Wort Gottes so reichlich empfangen und genossen hätten, je länger, je ärger geworden sei. Insbesondere bittet er die Studenten väterlich, sie möchten sich doch eines züchtigeren Lebens befleißigen, widrigenfalls sie der Sündflut nicht entgehen würden. Eine wirklich gedeihliche Kirchenzucht für die neuen Gemeinden herzustellen, verzweifelte Luther mehr und mehr. Eine solche, meint er, würde, wenn sie versucht werde, höchstens an die Bauern gelangen; die Höhergestellten würden sie sich nicht gefallen lassen.

Es ist die Möglichkeit zuzugeben, daß es in der Wirklichkeit mit dem Leben des christlichen Volkes nicht schlechter stand, als es zu früheren Zeiten auch gestanden hatte. In jedem Falle aber mußte Luthers Auge durch die Wiederherstellung des lauteren Evangeliums für solche Schäden verschärft wer-

den, und sein Schmerz über derartige Zustände in dem Maße wachsen, als sich von der Wiederherstellung der Lehre auch eine Erneuerung des Lebens erwarten ließ. Außerdem lebte in ihm ein mächtiger Drang nach persönlicher Vollkommenheit und Vollendung. Der war es, der ihn einst im Kloster nicht zur Ruhe kommen ließ; der erfüllte ihn nun auch hier, je stärker er war, mit desto größerem Kummer und Unwillen über die herrschende Zuchtlosigkeit. Hierzu kam im Lauf der Zeit das zunehmende Alter und die gesteigerte Kränklichkeit, die überall geneigt machen, schwärzer zu sehen und mehr die Schatten- als die Lichtseiten der Dinge aufzufassen.

An dem Recht und der Wahrheit seiner Lehre ist Luther durch alle diese trüben Erfahrungen nicht irre geworden.

Luther und das Regensburger Religionsgespräch.

Die für die in Frankfurt beschlossene deutsche Reichsversammlung festgesetzte Zeit nahte heran. Der kaiserliche Unterhändler, der Erzbischof von Lund, wies, nachdem es im Anfange den Anschein gehabt hatte, als sollte das Zustandekommen einer solchen Versammlung an dem Widerstreben des Papstes scheitern, die evangelischen Stände an, alles bereit zu halten, was zu einem Ausgleich mit der Gegenpartei dienen könnte. Johann Friedrich forderte ein Gutachten von Luther und den Wittenberger Theologen, in welchem sie entschieden: Da das Augsburgische Bekenntnis die gewisse Lehre des Evangeliums sei, so dürfe man, namentlich im Punkt der Rechtfertigung durch den Glauben, von ihm nicht weichen. Beharren müsse man ferner auf dem rechten Gebrauch der Sakramente und Abthun der Messe wie damit zusammenhängender Ceremonien. In einigen äußerlichen Dingen, als

gewisse Feiertage, lateinischer Kirchengesang, bischöfliches Amt, könne man, falls jene Hauptstücke gesichert wären, etwas nachlassen. Auf einen Wunsch des Kurfürsten, er möge, während die Verbündeten in Schmalkalden versammelt seien, sich mit den übrigen Wittenberger Theologen in Eisenach aufhalten, um in der Nähe zu sein, antwortete Luther, er sehe freilich nicht ein, was er da nützen solle, da es doch nur wieder vergebliche Kosten und Umstände verursachen werde — indeß, wolle der Kurfürst es nicht anders, so sei er bereit zu reisen. Auf seine Person und seine Gesundheit wollte er durchaus keine Rücksicht genommen haben. „Es liegt auch nicht viel daran", schrieb er, „ob ich einmal die Augen zuthät und die Welt nimmer sähe in ihrem verfluchten Wüten." Der Kurfürst verzichtete auf Luthers Mitkommen und nahm dafür Melanchthon, Bugenhagen, Jonas und Kruziger mit nach Schmalkalden, wohin nun Luther ermunternde Briefe an seine Freunde sandte. „Gott", so tröstet er sie, „macht und lenkt doch alles allein. Er macht lebendig mitten im Tode, erbarmt sich inmitten des Zorns, lacht inmitten des Wütens. Bringt Ihr Frieden mit, so werden wir den Frieden inmitten aus dem Kriege annehmen, bringt Ihr Krieg, so werden wir Frieden aus dem Kriege hoffen."

Wie Gott inmitten des Todes lebendig mache und inmitten des Zorns sich erbarme, das zu erfahren, hatte Luther bald Gelegenheit. Die in Aussicht genommene Reichsversammlung wurde statt nach Speier, wo eine Seuche ausgebrochen war, nach Hagenau hin ausgeschrieben. Noch auf der Reise dahin, in Weimar, erkrankte Melanchthon; wie er selbst später bekannte, infolge jenes Ärgernisses mit dem Landgrafen Philipp, welches ihm so schwer auf dem Gewissen lag. Furchtbare Schmerzen Leibes und der Seele suchten, auch nach seiner eigenen Aussage, den geängsteten Mann heim. Luther wurde vom Kurfürsten angewiesen, sofort nach Weimar

aufzubrechen. Als er dort ankam, fand er seinen Freund als einen Sterbenden. Der berühmte Doktor Sturz, derselbe, der Luther einst in Schmalkalden behandelt hatte, wußte nicht zu helfen. Da trat Luther an den Kranken heran und wie er ihn so daliegen sah, die Augen halb gebrochen, das ganze Gesicht eingefallen, ohne merkliches Bewußtsein und Gehör, rief er aus: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“ Dann wandte er sich zum Fenster und betete. „Alsda“, erzählt er selbst davon, „mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit all seinen Verheißungen, daß er Gebet erhören wolle, die ich nur in der heiligen Schrift aufzufinden wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Darauf ergriff er des Kranken Hand, sprach ihm Mut ein und redete ihm scharf zu, er dürfe dem Trauergeist nicht Raum geben und ein Selbstmörder an sich werden, sondern müsse dem Herrn vertrauen, der nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe, und der töten und wieder lebendig machen, schlagen und wieder heilen könne. Darüber kam der Kranke wieder zur Besinnung, sah Luther fest ins Auge und sagte, als er wieder reden konnte, man möge ihn nicht aufhalten, sondern frei ziehen lassen, da er auf guter Fahrt sei, und ihm nichts Besseres mehr widerfahren könne. Luther aber antwortete: „Mit Nichten, du mußt unserem Herr Gott noch weiter dienen“, und ließ ihm schnell etwas zu essen reichen, indem er ihm, als er sich weigerte, zurief: „Hörst du Philippe, kurzum, du mußt mir essen oder ich thu dich in den Bann!“ Hierauf begann Melanchthon ein wenig Speise zu sich zu nehmen und sich langsam zu erholen. Er selbst schrieb es einem göttlichen Eingreifen zu, welches Luther gerade zur rechten Zeit an sein Bett kommen ließ. „Ich wäre tot“, äußert er nachher gegen den herzoglich braun-

schweigischen Leibarzt Burchard Mithobius, „wenn ich nicht durch Luthers Ankunft mitten aus dem Tode gerissen worden wäre.“ Insbesondere kann er nicht genugsam Luthers Großherzigkeit rühmen, der, wie er gemerkt, selbst Anfechtungen gelitten und trotzdem ihn, den Freund getröstet, ja hart angelassen habe. Luther aber schrieb an Lange: „Wir haben Melanchthon gefunden; durch ein offenbares Wunder Gottes lebt er“, und an seine Frau berichtet er in höchster Freude und fast ausgelassener Laune aus Eisenach: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, sieht noch kränklich, aber doch leberlich, scherzt und lacht wieder mit uns und ißt und trinkt, wie zuvor, über Tische . . . Euer Gnaden sollt wissen, daß wir hier Gottlob! frisch und gesund sind; fressen, wie die Böhmen, doch nicht sehr; saufen, wie die Deutschen, doch nicht viel, sind aber fröhlich, denn unser gnädiger Herr von Magdeburg, Bischof Amsdorf, ist unser Tischgenosse.“

Die Verhandlungen in Hagenau führten indeß zu keinem Ziel. Für das Religionsgespräch, welches dort stattfinden sollte, zu dem es aber gar nicht kam, wurde eine neue Zusammenkunft zu Ende Oktober in Worms bestimmt und schon am 26. Juli teilte Luther seiner Frau mit: „Morgen, so Gott will, wollen wir auffein gen Wittenberg. Es ist mit dem Reichstag zu Hagenau ein Dreck, ist Mühe und Arbeit verloren und Unkost vergeblich.“ „Doch, setzt er hinzu, wo wir nichts mehr ausgerichtet, so haben wir doch Magister Philipp wieder aus der Hölle geholt und wieder aus dem Grabe fröhlich heimbringen wollen, ob Gott will, und mit seiner Gnaden.“

Auch die Versammlung in Worms verlief fruchtlos. Das Religionsgespräch wurde freilich am 14. Januar des Jahres 1541, hauptsächlich zwischen Melanchthon und Eck, begonnen, aber schon nach vier Tagen abgebrochen, weil die Päpstlichen fürchteten, dasselbe möge zum Schaden ihres Ansehens aus-

fallen. Ein neuer Versuch sollte auf einem eigentlichen Reichstage zu Regensburg gemacht werden. Eine vorläufige Vermittlungsschrift, die unter besonderer Mitwirkung Butzers entstanden sein wird, wurde vom Kurfürsten Joachim von Brandenburg auch Luther zugeschickt. Er urteilte über die gute Absicht, die sich in dieser Schrift ausspreche, nachsichtig, und in der That war in ihr von katholischer Seite das Mögliche vermieden, wodurch den Evangelischen Anstoß gegeben werden könnte; in den Grundlehren von der Sünde und von der Gnade muß man staunen, wie weit die gegnerischen Theologen selber dem Einfluß des evangelischen Geistes hatten Raum geben müssen. Im Uebrigen aber erklärte Luther die hier gemachten Bestimmungen für unnütz, da die Päpstlichen sie im entscheidenden Augenblick verwerfen, die Evangelischen sie aber in verschiedenen Punkten nicht annehmen könnten. Er widerriet aus diesem Grunde sogar eine Teilnahme Melanchthons und Kruzigers an dem Regensburger Tage, worin er mit Melanchthon selbst übereinstimmt. Hiervon aber wollte der Kurfürst nichts wissen, damit es auch nicht den Schein habe, als sei er von vornherein einer Verständigung abgeneigt.

Luther mußte wieder in den Riß treten und die Freunde, die nun nach Regensburg gingen, mit Trost und Rat unterstützen. Er litt gerade wieder schwer an allerlei körperlichen Beschwerden. Ein längeres Leiden, welches ihn schon während des Winters gequält hatte, zog sich nach dem Kopfe hin und entlud sich in einem Ohrgeschwür. Dieses schmerzte ihn so heftig, daß es ihm Thränen entlockte, und lange danach schwächte es ihn so, daß er vierzehn Tage hindurch nicht essen noch schlafen mochte, und, wie er in seinen Tischreden sagt, nun erst das Psalmwort recht verstehn lernte: „Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern.“ Wenn man die Zuschriften liest, die er so

reichlich an seine Freunde in Regensburg schickte, vergißt man das ganz; man wird wieder ganz an die Tage von Koburg erinnert und ihre unverwüstliche Frische.

Zunächst äußerte sich Luther sehr aufgebracht über besondere Vermittlungsvorschläge, welche der Landgraf Philipp und Butzer zur Geltung zu bringen dachten. Das wäre ein neuer Lappe auf ein alt Tuch, meinte er. „Der Landgraf hat uns genug gezogen in seiner Sache, er soll mich nicht mehr ziehen. Eher wollte ich die Sache wieder zu mir nehmen und allein, wie im Anfang, stehn." Gerade so zornige und abweisende Worte er aber in Betreff des Landgrafen hat, so freundliche und ermunternde hat er gleich im Anfang für Melanchthon. Dieser hatte sich auf der Reise nach Regensburg bei einem Fall aus dem Wagen die Hand verletzt und sehr mutlos an Luther geschrieben, er möchte viel lieber bei ihm sein, als bei jenen Ungetümen, welche den Regentennamen trügen. In Bezug darauf antwortete ihm Luther: „Ob mich auch deine gebrochene Hand jammert, glaube ich doch weder deinen noch meinen Vorbedeutungen. Unsere Sache wird nicht vom Zufall regiert, sondern von einem sicheren Rate, nicht unserem, sondern Gottes allein. Das Wort läuft, das Gebet ist brünstig, die Hoffnung duldet, der Glaube überwindet, also daß wir's mit Händen greifen müssen und, so wir nicht Fleisch wären, schlafen und feiern könnten, eingedenk des Wortes bei Mose: Ihr sollt stille sein, der Herr streitet für euch."

Als es zur Thatsache geworden war, daß der Kaiser den Befehl gegeben, jene Vermittlungsschrift, welche der Kurfürst Joachim an Luther gesandt hatte, dem Religionsgespräch zugrunde zu legen, äußerte sich Luther viel schärfer über sie, als er vorher gethan hatte, wo es sich nur um die Schrift an sich und um die Absicht oder Gesinnung ihrer theologischen Verfasser gehandelt hatte. Wenn, schreibt er, der Kaiser

diese Schrift wirklich den Teilnehmern des Gesprächs übergeben habe, so sei damit klar, daß die ganze Verhandlung nur dazu dienen solle, die alten Götzen aufzuputzen und beizubehalten, denn die Schrift habe nur das Bemühn, die Lehren der Papisten so zu wenden, daß sie einen erträglichen Sinn hätten. Auch das Beste in ihr sei zweideutig und ungewiß. Es käme darauf an, die falsche Lehre gründlich abzuthun. Hiermit wünscht er, die Freunde möchten nächster Tage wohlbehalten aus Regensburg wieder heimkehren.

Auch, nachdem das Gespräch seinen Anfang genommen unter viel günstigeren Aussichten, als zu erwarten gestanden hatte, verhielt Luther sich mahnend und warnend. Über den Artikel von der Rechtfertigung, diesen eigentlich entscheidenden Punkt der Verhandlung, war ein gemeinsamer Satz aufgestellt worden. Es ist das weitgehendste, was überhaupt in allen Vergleichsversuchen zwischen Römischen und Evangelischen erreicht worden ist. Der Satz sprach aus, der rechtfertigende Glaube sei der, der durch die Liebe thätig sei. Hierzu bemerkte Luther, bei diesem Ausdruck läge alles daran, wie man ihn nähme. Räume Eck (der einer von den Teilnehmern des Gespräches war) ein, in diesem Sinne hätten die Seinen früher nicht gelehrt, so könne man sich mit dem Ausdruck zufrieden geben. Leugne er das aber und behaupte, so hätten sie auch schon vorher gelehrt, so sei der Satz eine verwerfliche Vergleichung. Sehr klar und mit großer Schärfe äußert sich hier Luther wieder über die ganze Lehre von der Rechtfertigung. In der Stelle vom Glauben, der durch die Liebe thätig (Gal. 5, 6,) sagt er, sei nicht die Rede vom Gerechtwerden des Sünders, sondern vom Gerechthandeln des Gerechtgewordenen. Beides müsse man sehr unterscheiden. Es seien zwei durchaus verschiedene Fragen: Wodurch der Mensch vor Gott gerecht werde, und was der Gerechtgewordene thue? Hier nun, bei dem Artikel von der Rechtferti-

gung handele es sich um die Frage: Wie und wodurch der Mensch gerecht werde? und da gelte nur der Glaube, denn vor Gott gelte nur sein lieber Sohn, und den ergreife man mittels des Glaubens, nicht aber mit dem Werk. Insonderheit ist Luther immer vor Einem besorgt: daß die Gegner die vereinbarten Sätze ganz nach ihrem Sinne auffassen und daraus nun folgern, was die Evangelischen auch weiter zugeben müßten, um sie auf diese Weise von einem Satz zum andern unter dem Schein der Vereinigung auf ihre Seite zu ziehn, oder auch, falls sie an einem Punkte erklärten, nicht weiter gehen zu können, ihnen zu sagen, daß sie von ihrer eignen zugegebenen Meinung abwichen und die Schuld hätten, wenn keine Einigung zustande käme, und man muß zugeben, daß er Gegnern wie Eck gegenüber recht zu solcher Furcht hatte. Vor allem war Luther bei dem Artikel von der Rechtfertigung in dieser Beziehung ängstlich, indem er mit Recht erkannte, wie dieser der eigentliche Kernartikel sei, aus welchem alles Weitere sich wie von selbst ergebe. Daneben ist Luther immer voll freudigen Vertrauens. „Es wird," schreibt er, „die Disputation doch nicht ohne Frucht abgehn, dem Papsttum zum Schaden, wie Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Erfreut äußert er sich gegen den Kurfürsten, nachdem er weitere Nachricht empfangen: der Artikel von der Kirche sei nun zwischen den streitenden Theologen auch „aufgehoben". Die Ihrigen hätten sich standhaft gehalten. Auch die Artikel vom Umtragen des Sakraments und von der Verwandlung des Brodes und Weines würden dieselben nicht annehmen. Melanchthon habe geäußert, er wolle lieber sterben, als wider sein Gewissen und die Wahrheit etwas einräumen. Was den Artikel von der Verwandlung betrifft, so wiederholt Luther seine Besorgnis, daß die Römischen hofften, sie, die Evangelischen damit unter den Papst zu zwingen, oder aber sie zu verunglimpfen als

solche, welche unbeständiger und böswilliger Weise einer Vereinbarung entgegenstünden. Als er aber hört, Melanchthon sei beim Kaiser verklagt worden, daß er sich hart und härter selbst, als ihm aufgetragen, hielte, urteilte er, so thäten die Gegner nur, weil sie verzagt seien, und nun einen Vorwand suchten, der zum Nachteil der Evangelischen, aber zu ihren eignen Gunsten spräche. Kurzum, Luther sah die Sache bald so an, daß, wie sie auch immer gedreht würde, auf die eine oder die andere Weise, die Evangelischen nur dabei verlieren könnten. Dennoch sprach er sich, als es zur Frage kam, ob das Gespräch fortgesetzt werden könnte, abweichend von seinem Kurfürsten, nicht ganz dagegen aus. Er meinte, durch das Gespräch an sich würden ja die Evangelischen noch nicht gebunden, da das Ergebnis desselben noch erst der Genehmigung der Fürsten unterliege. Vor allem wollte er den guten Willen des Kaisers anerkannt haben. Des Kaisers Herz, sagte er, sei in Gottes Hand. Freilich riet er ebensosehr zu fortgesetzter Vorsicht, nach dem Sprüchwort: „das Feld will Augen, der Wald Ohren haben“.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Juni trafen Alexander Alesius und Matthias von der Schulenburg nebst den Fürsten Johann und Georg von Anhalt in Wittenberg ein. Sie waren vom Kaiser gesandt mit dem Auftrag, Luther „zu vermögen, in etliche Artikel der Religion, so man bei Melanchthon und seinen Zugeordneten nicht habe erhalten mögen, zu bewilligen oder zu tolerieren“, und stellten dem Reformator vor, wie die Hauptartikel der Lehre, namentlich der von der Rechtfertigung, zu Regensburg angenommen seien; er möge nun dazu thun, daß diese Lehre weiter gebracht und bei den Römischen weniger, als bisher, gewehrt würde, denn es sei zu erwarten, daß dann auch die anderen Mißbräuche noch fallen würden. Käme es zu einer endlichen Vergleichung nicht, so wünschten sie, möge er helfen, daß gleichwohl die

verglichenen Artikel blieben und die anderen „mit einer bequemen Maaß“ aufgeschoben würden.

Luther witterte „höchsten und ärgsten Unglimpf“, der an den Evangelischen gesucht werde, und gab sofort zu Antwort: Die streitigen Artikel könne er so wenig wie Melanchthon billigen; nur könne er zugeben, daß gewisse Stücke um der Schwachheit des andern willen geduldet würden, so, wenn Jemand sich noch gebunden glaube, das Sakrament unter Einer Gestalt zu nehmen oder in der Beichte alle seine Sünden aufzuzählen. Die Lehre aber wolle er für sein Predigen und Schreiben rein gehalten haben. Am folgenden Tage setzte er seine Antwort schriftlich auf, und verschärfte dieselbe, als der Kurfürst selbst herbeieilte, um allzugroße Nachgiebigkeit zu verhüten. So ging denn Luthers schließliche Erklärung dahin aus: Eine wirkliche Einigung mit der Gegenpartei auch in betreff der verglichenen Artikel sei unmöglich, auch für den Kaiser, sofern derselbe es mit der Einigung ernst meine, da die Römischen es nicht ernst meinten. Er selbst habe gegen die Artikel einzuwenden, daß da noch vom freien Willen des Menschen und von dem „durch die Liebe thätigen“ Glauben geredet werde. Die weiteren Artikel habe er nicht alle gesehn, doch seien darunter solche, welche gegen das erste Gebot stritten. Duldung oder Toleranz sei darin nicht zu gewähren, die Gegner würden sie nur zu ihrem, der Evangelischen, Schaden benutzen. Nur im Hinblick auf die Schwachen, welche die Wahrheit nicht wüßten, und in Hoffnung auf deren Erstarken könne eine einstweilige Duldung zugestanden werden. Ein solches Erstarken sei aber nur in dem Falle zu erwarten, daß die ersten Hauptartikel und besonders der von der Rechtfertigung richtig und klar gelehrt würden, und so beschließt er sein Gutachten mit den Worten: „Wenn die vier ersten Artikel (von der Erbsünde, freiem Willen, Glauben und guten Werken) rein zu predigen zuge-

lassen würden, so könnte Kaiserliche Majestät in ihrem Ausschreiben wohl der übrigen zehn Artikel halber einen bequemen Anhang machen, nämlich: Wiewohl ihre Majestät dieselben dieses mal nicht hätten zur Vergleichung bringen können, so wäre doch zu verhoffen, wenn die ersten vier rein gepredigt und vom andern Teil zugelassen, daß die Vergleichung der zehn aus dem klaren Bericht der vier sich selbst auch bald vergleichen würden. Wo aber die vier rein zu predigen auf dem andern Teil nicht wollten zugelassen werden, so wäre es denn öffentlich, daß sie zu keiner rechtschaffenen Vergleichung Lust hätten; Da könnte keine Toleranz statthaben".

Vor wie nach ist die Annäherung zwischen römischem und evangelischem Bekenntnis keine größere gewesen, als hier zu Regensburg. Es wurde hier evangelischer Seits nicht, wie schon früher, blos im Allgemeinen davon geredet, daß man sich, falls die Lehre freigegeben würde, im Übrigen das alte Kirchenwesen gefallen lassen wolle, sondern bestimmt festgestellt, in welchen Artikeln der Lehre man sich geeinigt ansehn wolle, und das zwar in den Haupt- und Grundartikeln, wofern sie nur ernstlich aufrecht erhalten würden. Aber eben an diesem Punkte scheiterte auch dieser Einigungsversuch, wie alle früheren. Die Gegner konnten eine solche Aufrechterhaltung nicht im Ernst zugeben, wenn sie sich selbst und ihr ganzes Kirchentum nicht aufgeben wollten. Der schließliche Ausgang der Regensburger Verhandlungen, also die Erfolglosigkeit des Einigungsversuches, wurde wesentlich durch das Wort herbeigeführt, welches Luther noch als letztes in die Wagschale warf.

Neue Erfolge des Evangeliums.

Nachdem die Evangelischen zu Regensburg den Römischen gegenüber ihre Freiheit und Selbständigkeit gewahrt hatten, machte das Werk der Reformation innerhalb der deutschen Gebiete Fortschritte, an welchen Luther nicht weniger äußerlich wie innerlich betheiligt war.

Von besonderem Wert mußte dem Reformator der Sieg des Evangeliums in Halle sein. Hier war Märtyrerblut geflossen. Hier war Luther durch seinen tröstlichen Zuspruch, welchen er bei dieser Gelegenheit den um den gewaltsamen Tod ihres Predigers Winkler trauernden Christen angedeihen ließ, mit der Bürgerschaft in ein vertrautes Verhältnis getreten. Hier war vor allem der Lieblingssitz seines Feindes, des Erzbischofs Albrecht von Mainz. Das Hallensische Volk wollte sich in der Mehrzahl das Evangelium nicht nehmen lassen. Begreiflicher Weise war Albrecht hier am wenigsten zur Nachgiebigkeit geneigt. Aber an anderen Orten seiner Stifte Magdeburg und Halberstadt hatte er, durch seine Geldverlegenheiten gezwungen, die Einführung evangelischer Predigt und Ordnungen geduldet. Die Bürgerschaft von Halle forderte nun ein Gleiches. Der Rat der Stadt gab, ohne auf den Erzbischof Rücksicht zu nehmen, nach, und Justus Jonas wurde zum Prediger erwählt. Luther hatte stets mit Jonas in einem warmen Freundschaftsverhältnis gestanden, an welchem auch die beiderseitigen Frauen Anteil nahmen. Er gab ihm jetzt seine Ratschläge mit auf den schweren Weg. Vor allem empfahl er ihm, mit denjenigen Christen, von denen er voraussetzen könne, daß sie nicht blos Einsicht, sondern auch Mut genug besäßen, alsbald zur Einführung des evangelischen Abendmahls zu schreiten, denn das Sakrament gehöre weder dem Bischof noch dem Magistrat,

sondern der Gemeinde, und gerade das hatte ihn gegen Albrecht besonders aufgebracht, daß derselbe das Abendmahl unter beiderlei Gestalt den Hallensern ausdrücklich verboten hatte. Der Erzbischof war machtlos. Kaum war Jonas im April des Jahres 1541 in Halle eingezogen, so wurden auch die beiden anderen Kirchen der Stadt mit evangelischen Predigern versehn. Triumphierend schrieb Luther an Jonas: „Der Sohn Gottes, der mit Füßen getreten war, hat sich verherrlicht unter seinen Feinden. Es ist uns ein Sieg geschenkt unverhofft und unglaublich bei allen, bei den Unsrigen sowohl, als bei den Widersachern.“ Albrecht verlegte seine Residenz nach Aschaffenburg. Seine Reliquien, deren er einen großen Schatz in Halle angehäuft hatte, ließ er nach Mainz bringen mit der öffentlichen Ankündigung, daß sie hier unter Erteilung großen Ablasses jährlich gefeiert werden sollten. In Bezug hierauf ließ Luther im Jahre 1542 seine „Neue Zeitung vom Rhein“ drucken, in welcher er sich über den Reliquiendienst des Erzbischofs lustig macht. Die lieben Rheinländer, sagte er, sollten wohl den armen heiligen Knochen, denen in Halle ihre Röcke zerrissen seien, zu neuen Kleidern verhelfen. Auch spottete er: Wie man höre, habe Seine kurfürstliche Gnaden allerlei merkwürdige Stücke, von denen man bisher nichts gewußt, als drei Flammen von Mose's brennendem Busch, einen Zipfel von der Fahne, mit welcher Christus die Thür zur Hölle aufgestoßen habe, eine Locke vom Bart Beelzebubs, die daran hängen geblieben, eine Feder und ein Ei vom heiligen Geist. Luther versicherte später dem Kurfürsten von Brandenburg, einem Neffen des Erzbischofs, daß er dem Manne nicht gram sei; nicht einmal seinen Schnupfen möge er ihm gönnen, aber er verzweifelte an ihm und hielt sich, wie er an Jonas schrieb, für berechtigt, den Kardinal auf diese Weise anzugreifen, denn er sei nicht gesinnt, zu dem teuflischen Mutwillen zu

schweigen, den der verzweifelte Gottesfeind zu Mainz wider das Blut Christi treibe. Im Jahre 1545 starb Albrecht. Luthers letztes Wort über ihn ist: „Ich gönne niemandem Böses. Gottes Zorn soll auch kein Teufel dem andern wünschen. Es ist zu viel; ewiger Zorn, dawider jedermann für jedermann ernstlich bitten soll. Gern hätte ich den Kardinal zu Mainz selig gesehn, aber da war kein Hören, und ist also dahingefahren. Gott behüte alle Menschen vor solcher Fahrt!"

Ein gewagtes, aber denkwürdiges Unternehmen war auch die Einsetzung eines evangelischen Bischofs in Naumburg. Hier war der Bischof Philipp gestorben. Derselbe hatte es geschehn lassen, daß Stadt und Land dem Evangelium ihre Thore öffneten. Der Kurfürst Johann Friedrich als Landesherr nahm die Oberhoheit über das Bistum in Anspruch, und war entschlossen nur einen evangelischen Geistlichen' als Nachfolger auf dem Bischofsstuhl zu dulden. Als das Domkapitel gegen seine Warnung einen neuen Bischof wählte, versagte er ihm die Anerkennung, obgleich gegen die Person des Erwählten, des mildgesinnten Julius Pflug, nichts einzuwenden war, als daß es kein evangelischer Theologe war. Der Kurfürst schickte sich an, selbst einen Bischof zu ernennen. Luther warnte. Die Domherren seien verzweifelte Leute, des Teufels leibeigen, sagte er: Der Kurfürst möge warten. Gott werde ihm die Sache doch noch einmal recht in die Hände schicken. Ähnlich vorsichtig beschieden die Wittenberger in einem Gutachten, welches der Kurfürst über die Reform des Bistums von ihnen forderte. Sie erinnerten hier, daß man mit dem Bischofsamt überhaupt nicht so leicht kurzen Prozesses aufräumen könne, wie mit Äbten und Mönchen. Dasselbe sei für die Gegner ein für die Seligkeit notwendiges Ding. Das Bistum, meinten sie, möge so lange erledigt bleiben, als die Sache mit Pflug noch nicht geordnet sei.

Auch im übrigen Sachsen sei das bischöfliche Regiment ja schon lange nicht mehr in Ausübung. Der Kurfürst möge dafür ein Konsistorium einrichten, und vorläufig sorgen, daß das Evangelium reichlich gepredigt und das Sakrament richtig verwaltet werde. Übrigens erklärten sie, sei es schwer „Ordnung in künftig vorzumalen.“ Für den Fall aber, daß das Domkapitel selbst nachgäbe, empfehlen sie den treugesinnten und bei Römischen wie Evangelischen angesehenen Fürsten Georg von Anhalt. Allein der Kurfürst ließ nicht aufhalten, wiewohl der Kaiser selbst ihm eine Vermahnung zugesandt hatte. Aller Hinweis auf die Gefahr, in die er sich begab, ja in die er das Evangelium brachte, half bei ihm nichts. Nachdem er noch einmal in Torgau eine Besprechung mit seinen Theologen gehabt hatte, an der aber Luther nicht teil nahm, und ihm hier geraten war, er solle eine Wahl des Bischofs im Einvernehmen mit dem Adel und den Räten der Städte vornehmen, denn ähnlich sei auch vor Zeiten die Wahl eines Bischofs geschehn, führte er sein Vorhaben aus. Zum Bischof ersah er sich aber nicht jenen Fürsten von Anhalt, sondern den bewährten Freund Luthers, Nikolaus von Amsdorf, von dem er glaubte, daß er besser in die bescheidenen und untergeordneteren Verhältnisse des Bistums passen würde und der zugleich doch von Adel, auch unverheiratet war.

Am 18. Januar des Jahres 1542 zog Johann Friedrich in Begleitung von Luther und Melanchthon und einem Gefolge von etwa 300 Berittenen — die Herren in ernster schwarzer Kleidung — mit Amsdorf in Naumburg ein, und ließ den Ständen des Domstiftes erklären, daß er als oberster Herr und Patron nunmehr einen christlichen Bischof „nach Ordnung der ursprünglichen heiligen apostolischen Kirche“ einführen wolle und dazu eben diesen Nikolaus von Amsdorf ausersehen habe. Die Stände machten sich nur noch

Gewissensbedenken über den Eid, welchen sie dem vorigen Bischof geleistet hatten, und in welchem sie gelobt hatten, sich im Fall seines Todes an niemand anders „als an das Gotteshaus", wie sie sagten, das heiße: das Domkapitel halten zu wollen. Luther beruhigte sie: „Die Unterthanenpflicht gegen einen Bischof höre in weltlicher wie geistlicher Beziehung damit auf, daß derselbe das Evangelium, sei es in einem oder mehreren Artikeln, verfolge, denn es sei Gottes Gebot, die abgöttische Lehre abzuthun. Das Gleiche gelte in solchem Falle auch von einem Kapitel." Darauf erbaten sich die Stände, daß dieses Urteil Luthers um des gemeinen Mannes und der zu erwartenden Nachrede willen in Druck gegeben werden möchte und gaben sich zufrieden.

Am 20. Januar wurde von Luther die Weihe des neuen Bischofs vollzogen. Auch diese sollte in evangelischer Weise und der Ordnung der alten Kirche gemäß geschehen. Der Superintendent Medler bestieg zunächst vor versammelter Naumburger Geistlichkeit, Kapitelschaft und Gemeinde die Kanzel, um anzukündigen, daß durch den Landesfürsten und die Stände ein rechter christlicher Bischof ernannt worden sei, der, wie er gewiß hoffe, auch die Zustimmung des christlichen Volkes finde, und forderte damit die Gemeinde auf, dieses durch ein lautes Amen zu bezeugen. Dann wurde vom Chor das „Komm heilger Geist" gesungen und nun trat Luther an den Altar und hielt eine Ansprache über Apostelgeschichte 20, 28: „So habet nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche der heilige Geist euch gesetzt hat zu Bischöfen". Hierauf trat der Neuerwählte samt mehreren Geistlichen als den „Bischöfen" der nächsten Städte an den Altar und kniete nieder. Luther legte ihm die Pflichten eines evangelischen Bischofs an das Herz, wozu derselbe sein Jawort gab, und weihte ihn unter Beistand der umstehenden Geistlichen mittelst Handauflegung und Gebet

ein. Den Schluß der Feier bildete ein gemeinsam gesungenes deutsches „Te Deum", „Herr Gott, dich loben wir".

Den Wunsch der Stände, von diesem Schritt öffentlich Rechenschaft zu geben, kam Luther in seiner Schrift „Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen" nach, die mit den Worten beginnt: „Wir armen Ketzer haben abermal eine große Sünde begangen wider die höllische unchristliche Kirche des allerhöllischsten Vaters, des Papstes, daß wir einen Bischof im Stifte Naumburg ordiniert und eingeweiht haben ohne allen Chresem (Salböl), auch ohne Schmalz, Butter, Speck, Theer, Schmer, Weihrauch, Kohlen." Er erklärt darin: „Es liegt daran, ob die Kirche und der Bischof Eins sind und die Kirche den Bischof hören und der Bischof die Kirche lehren wolle. So ist's geschehen. Auflegungen der Hände, die segnen, bestätigen und bezeugen solches, wie ein Notar und Zeugen eine weltliche Sache bezeugen, und wie der Pfarrherr, so Braut und Bräutigam segnet, ihre Ehe bestätiget, oder bezeuget, daß sie zuvor sich genommen haben und öffentlich bekannt." Einem Freunde gegenüber gesteht Luther selbst: „Amsdorf ist zum Bischof der Naumburger Kirche ordiniert worden von dem Ketzerobersten Luther: Eine kühne That und voll Anlasses zu Haß, Mißgunst und Unwillen."

Einer der heftigsten Feinde des Neuen im deutschen Reich war der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Derselbe lebte mit dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Landgrafen Philipp in bitterem Streit. Auf eine Schrift, welche er zu Neujahr 1541 gegen die evangelischen Fürsten ausgehen ließ, antwortete Luther in einem eigenen Büchlein im äußersten Unmut unter dem Titel „Wider Hans Worst". Er verwahrt sich zunächst dagegen, daß er, wie der Herzog ihm vorwarf, seinen Kurfürsten Hans Wurst nenne. Er habe, sagt er, diesen Namen, den man von groben Tölpeln

gebrauche, die klug sein wollten, aber ungereimt und ungeschickt zur Sache redeten oder thäten, niemals, soviel er sich entsinne, auf eine bestimmte Person, es sei Freund oder Feind, angewandt. Nun aber will er den Herzog Heinz so genannt haben. Dann giebt er den Papisten den Vorwurf zurück, daß die Evangelischen Abtrünnige seien, und behandelt im allgemeinen die Frage, wo denn die rechte, alte Kirche sei. Da sei sie, führt er aus, wo die Taufe, das heilige Abendmahl, das Amt der Schlüssel, das Wort Gottes, das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die Lehre, daß man die weltliche Obrigkeit, sowie den heiligen Ehestand als göttliche Stiftung hochachten, um des Evangeliums willen miteinander leiden und auf eigene Rache verzichten solle, aufrecht erhalten werde. Dies alles geschehe bei den Evangelischen, und fehle bei den Römischen. Darum seien jene die rechte alte Kirche, diese die Neuerer und Abtrünnigen. Die Römischen hätten freilich die rechte Taufe bei ihren Kindern, aber sie lehrten, dieselbe ginge durch die Sünden des Menschen im nachfolgenden Leben verloren, und der Mensch müsse nun durch Werke genugthun, woraus dann alle anderen Mißbräuche entstünden. „So seid ihr", ruft er den Gegnern mit Hohn zu, „nicht bloß aus der rechten Kirche her, sondern sitzet auch darin, aber wie der Antichrist im Tempel Gottes. Denen, die gutmütig meinen, ob man dann nicht das (verkehrte) Neue neben dem Alten dulden könnte, erwidert er: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!" Dem Leben nach, giebt er zu, habe die Kirche freilich Sünde, aber der Lehre nach sei sie rein und müsse sie rein sein. Übrigens, wenn man ihnen, den Evangelischen, vorwerfe, daß sie Aufrührer seien und des Kaisers Gebot nicht achteten, so müßten die Gegner das mit Gott ausfechten, denn Gottes Gebot stünde hier gegen Menschengebot und da müsse man Gott gehorchen. Von Leuten, wie Heinz, will er jedenfalls

keinen Tadel wegen sündlichen Lebens der evangelischen Kirche dulden, es sei denn, daß sie erst selbst Buße gethan hätten. Und nun geht er zu den schlimmsten persönlichen Angriffen auf das Leben des Herzogs über, den er einen Ehebrecher, einen Mordbrenner, einen wilden Tyrannen, dazu einen Feigling schilt.

Man muß im Stillen lächeln, wenn man daneben in einem Briefe an Melanchthon vom 12. April des Jahres die Äußerung Luthers liest: Jetzt, nachdem er die Schrift gegen Herzog Heinrich noch einmal durchgelesen, wundere er sich, was ihm begegnet sei, daß er nämlich so maßvoll geschrieben habe. Es müsse das, meint er, vom Befinden seines Kopfes herkommen, durch welches sein Geist gehemmt worden sei, kräftiger anzustürmen.

Im Jahre 1542 aber erreichte der gewaltthätige Herzog das Ziel seiner Feindschaft. Er hatte über die evangelische Stadt Goslar eine Achtserklärung des Reichskammergerichts herbeigeführt. Der Kaiser hob um des Regensburger Religionsgespräches willen dieselbe auf. Heinrich aber bestand darauf, sie dennoch zu vollziehen. Auch durch Warnungen, die ihm König Ferdinand noch eigens zusandte, ließ er sich nicht abhalten. Da zogen Johann Friedrich und Philipp gegen ihn. Luther sagte, der Krieg sei notwendig; man müsse nur Gott anflehen, daß er nicht die Sünden der Evangelischen, sondern das Schreien der Bedrängten und die Lästerungen der Papisten ansehe. Das befestigte Wolfenbüttel konnte dem Ansturm des Landgrafen Philipp nicht widerstehen; schon nach wenigen Wochen erlag es, und mit ihm das ganze Land des Herzogs. So konnte auch hier mit Hilfe Bugenhagens die Reformation eingeführt werden. Als Luther die Nachricht von dem Erfolge der Evangelischen erhielt, rief er: Das sei ein göttlicher Sieg; man dürfe sicher hoffen, daß es ein Zeichen von der Nähe des großen seligen Erlösungstages sei.

Zu einem ähnlichen Freudenausruf wurde er durch die Aussichten, die sich für das Evangelium im Erzbistum und Kurfürstentum Köln eröffneten, veranlaßt. Der alte würdige Erzbischof Hermann war durch ernstliche Vertiefung in die religiösen Dinge allmählich zur vollen evangelischen Überzeugung gelangt, und wollte nun im Einverständnis mit seinen Ständen sein Gebiet reformieren. „Gelobt“, sagte Luther, „sei Gott, der sein Evangelium also verherrlicht, daß, während unsere nächsten Nachbarn, die Leute von Bethsaida, Chorazin und Nazareth den Propheten in seinem Vaterlande nicht aufnehmen, die Samariter und das kananäische Weib ihn annehmen.“ Er wirkte denn auch dazu mit, daß Melanchthon, der anfangs große Scheu davor hatte, nach Köln ging, um den Erzbischof in seinem wichtigen Werke zu unterstützen.

Als ein Erfolg des Evangeliums läßt sich in gewissem Sinne auch die Friedensstiftung zwischen den beiden sächsischen Fürsten ansehn, um welche Luther sich im Jahre 1542 verdient machte. Denn was war es anders, als die Kraft des Evangeliums und der Einfluß, welchen dasselbe auf die Gesinnungen der Menschen ausübt, wodurch dieses Werk gelang?! Der Bischof von Meißen hatte das Amt Wurzen, welches dem Stift zugehörte, über das aber die Oberhoheit vielmehr dem Kurfürsten, als dem Herzog von Sachsen zukam, unter die Abhängigkeit von dem so streng katholisch gesinnten alten Herzog Georg zu bringen gewußt. Jetzt weigerte er sich, an den Kurfürsten die Steuer zu entrichten, die des Türkenkrieges wegen ausgeschrieben war. Rasch entschlossen besetzte Johann Friedrich um Ostern 1542 die Stadt Wurzen. Nicht weniger rasch ließ der junge thatkräftige Herzog Moritz, der mit Recht dadurch gereizt war, daß sein Vetter ihm nicht einmal zuvor Mitteilung von seinem Schritte gemacht hatte, Truppen dagegen ins Feld rücken, und zwei angesehene und noch dazu nahverwandte evangelische Bundes-

genossen standen einander auf einmal als erbitterte Feinde bewaffnet gegenüber! Luther erschrak. Sollte dem Evangelium ein solches Ärgernis bereitet werden?! Heftig zürnte er über den hoffärtigen Meißnischen Adel und den Herzog, dessen Vater schon dem Kurfürsten so viel zu verdanken habe. Aber auch mit seinem Kurfürsten war er nicht zufrieden. Derselbe war ihm wieder einmal viel zu hitzig gewesen. Des Teufels Werk sei dieser Streit, sagte Luther. Aber er begnügte sich nicht mit dem Unwillen. „Wie ein Elias" warf er sich zwischen die beiden streitenden Fürsten. Zunächst wandte er sich mahnend an den Herzog Moritz, und als dieser nicht sogleich antwortete, verfaßte er ein gemeinsames Sendschreiben an beide Fürsten. Mit einem Freimut, den man bewundern muß, aber auch mit einer Ruhe, die Eindruck machen mußte, weil sie der Ausdruck der festesten Überzeugung war, spricht er hier zu den fürstlichen Gewissen. Alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, setzt er in Bewegung, um die beiden Fürsten von ihrem Vorhaben abzuhalten. Er erinnert sie an den Frieden, welchen Christen, so viel an ihnen ist, mit allen Menschen haben sollen, an die Seligkeit, die denen verheißen ist, die solchen Frieden üben. Er warnt sie vor der Rache, welche allein dem Herrn zukomme. Er hält ihnen vor, daß doch noch auf schiedsrichterlichem Wege Recht zu erlangen sei, daß übrigens das kleine Städtchen eines solchen Zorns so großer Herrn nicht wert sei. Er sagt ihnen, vernünftigen Leuten werde der Streit nicht anders vorkommen, als wenn sich zwei volle Bauern in der Schenke um einen zerbrochenen Krug oder zwei Narren um ein Stück Brot schlügen. Vor allem sucht er sie mit dem Gedanken zu schrecken, daß der Teufel aus solchem Funken ein großes Feuer aufblasen, und den Feinden eine Freude, dem Türken ein Gelächter, dem Evangelium eine besondere Schande bereiten möchte. Er bittet sie um Gottes willen, in ihr Käm-

merlein zu gehn und mit Ernst ein Vaterunser zu beten, damit ihre Herzen geändert würden. Für den Fall aber, daß der eine Teil Frieden verweigere, erklärt er, dem anderen beitreten zu wollen, dieser solle dann sich fröhlich wehren; er selbst nehme solches Blut auf sich, und werde über die, welche aus Not kämpfen, die Hände zur Vergebung der Sünden ausstrecken, dem unfriedfertigen Teile aber Gottes Gericht verkündigen, in welches sie sich selbst gestoßen hätten. Ja mehr noch, er entbindet diejenigen, welche unter solch einem gewaltthätigen Fürsten dienen, ihrer Pflicht, indem er ihnen sagt, daß sie laufen sollen, was sie laufen können und ihren unsinnigen Fürsten allein lassen, denn niemand sei gezwungen, zu seiner selbst Verdammnis einem Fürsten oder Herrn Gehorsam zu leisten. — Zugleich erhielt er einen Brief vom Landgrafen, worin dieser ihn bat, die Friedensvorschläge, die er versuchen wolle, zu unterstützen. Zu dem Ende richtete Luther noch ein besonderes Mahnschreiben an den Kurfürsten. Die Folge war, daß, wenn auch mit großer Mühe, eine friedliche Übereinkunft zustande kam. Luther aber behielt einen trüben Eindruck von diesem Ereignis. Auch ahnte ihm, daß die beiden Fürsten nie wieder ganz eins werden würden, zu großer Benachteiligung und Zerrüttung der Kirchen.

In seinem häuslichen Leben hatte Luther in diesem Jahre den Kummer, seinen besonderen Liebling, sein Töchterchen Magdalene, durch den Tod zu verlieren. Auch hier bewies sich die siegreiche Kraft des Glaubens. Schon am 9. September schien das dreizehnjährige Mädchen dem Ende nahe. Luther äußerte, er habe sie so sehr lieb, und möchte sie gern behalten, aber es könne ihr ja nichts Besseres geschehn, als Gottes Wille. Er fragte sie selbst, sie bleibe ja wohl gern bei ihrem Vater hier auf Erden, und ziehe auch gern hin zu jenem Vater, worauf sie antwortete: „Ja, herzer

Vater, wie Gott will". Da sie ein so großes Verlangen hatte, ihren Bruder Johannes, der damals in Torgau war, noch einmal zu sehen, so ließ der Vater ihn schleunig kommen, damit er sich nachher „in seinem Gewissen keine Vorwürfe machen müsse, etwas versäumt zu haben". Am 20. September starb Magdalene. Als sie in den letzten Zügen lag, fiel er an ihrem Bett auf die Kniee, fing bitterlich an zu weinen und bat Gott, sein Töchterchen selig aufzunehmen. Dann verschied sie in seinen Armen. Er tröstete seine Frau, und sagte zu den Leidtragenden: „Ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt: O hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollte ich auf die Stunde annehmen". Er konnte seiner Tochter das Zeugnis geben, ihn in ihrem Leben niemals betrübt zu haben. Später bekannte er in seinen Briefen, daß, obgleich er sie selig wisse, es ihm sehr schwer sei, sich in den Tod dieses Kindes zu finden. Schon die Züge, Worte und Geberden der geliebten Tochter hätten sich ihm und seiner Frau so ins Herz gesenkt, daß sie ihren Verlust nicht ohne ein Seufzen und Schluchzen des Herzens, ja ohne ein schweres eigenes inneres Sterben ertragen könnten, und selbst der Tod Christi nicht in dem Maße, wie es sein sollte, sie zu trösten vermöge.

Arbeiten und Schriften der letzten Lebensjahre.

Unter den Arbeiten Luthers, welche die heilige Schrift zum Gegenstande hatten, war seit dem Jahr 1540 neben den Vorlesungen über das erste Buch Moses die wichtigste eine neue Ausgabe der Bibelübersetzung. Auch bei dieser neuen Ausgabe verfuhr er mit der größten Sorgfalt und Umsicht. Eine gründliche Revision wurde unternommen,

und Luther zog dazu die tüchtigsten Männer herbei, die in seiner Nähe zu finden waren, und die eine gute Kenntnis der Sprachen besaßen. Matthesius, der eben damals Luthers Hausgenosse war, schildert uns das Kollegium oder „Synedrium" von Gelehrten, wie er es nannte, welches sich wöchentlich einige Stunden vor dem Abendessen zu diesem Zweck in dem alten Klostergebäude zu versammeln pflegte. Da saßen Melanchthon als Meister im Griechischen, Bugenhagen, welcher besonders in der lateinischen Bibelübersetzung bewandert war, dann Justus Jonas, Georg Rörer und Aurogalles, Professor des Hebräischen in Wittenberg. Ab und an kamen auch Gelehrte von auswärts, so namentlich Bernhard Ziegler, welchen Luther als einen frommen Humanisten hochschätzte. Auch Schriften jüdischer Rabbinen wurden aufgelegt. Jeder hatte sich auf seinen Text vorbereitet. Luther selbst bemühte sich vor allem wieder um den deutschen Ausdruck. Er ließ sogar etliche Schöpse abstechen und sich vom Schlachter berichten, wie man jeden einzelnen Teil des Tieres nenne. Dann wurde der Text vorgelegt, besprochen und der Reihe nach darüber abgestimmt. Nach der Arbeit blieben die Freunde öfter zum Essen, wo dann weitere biblische Gespräche geführt, auch wohl Lieder gesungen, oder sonstige Unterhaltungen vorgenommen wurden. Im Mai des Jahres 1541 machte Luther sich an die letzte Durchsicht des neuen Testaments, und schon im Sommer dieses Jahres ist wohl die zweite Gesamtausgabe der deutschen Bibel erschienen.

Zu neuen Kundgebungen veranlaßte den Reformator die Türkennot in den Jahren 1541 und 42. Als der Kurfürst im Sommer 1541 wieder anordnete, daß das Volk zum Gebet wider den Türken angehalten werde, schrieb er abermals eine Vermahnung dazu. Seine Gedanken von der Sache, namentlich von der Schuld der deutschen Christenheit, welche Gottes Gericht herausfordere, sind hier noch schwerer, als in früherer Zeit.

Von sich selbst sagt er, daß ihm der Mut zum Beten fast entfallen sei. Aber beten muß man, und herzlich in bußfertigem Glauben zu dem flehen, der jedes rechte Gebet erhöre und über Bitten und Verstehn geben könne; das sei Gottes Wille. Nicht minder verlangt er wieder, daß man, auch nach Gottes Gebot, der Obrigkeit folge, und frisch für sie in den Kampf gehe. Dann giebt er noch eine ausdrückliche Anweisung, wie man die für diesen Zweck festgesetzten Gottesdienste einrichten, und in welcher Form man beten solle. Den Fürsten und Ständen des Reichs sagt er, sie sollten demütiger sein und sich nicht geberden, als ob man den Türken tötete, wenn man das Torgauische Bier austränke. Als im Februar des Jahres 1543 vom Kriegsschauplatz schlechte Nachrichten einliefen, richtete er auf Befehl des Kurfürsten zusammen mit Bugenhagen eine neue Ermahnung zum Gebet an die Pfarrer, und äußerte, es sehe aus, als wolle Gott sich seinen Zorn nicht abbitten lassen, sondern dem Türken Raum geben.

Schon im Verlauf des Jahres 1542 gab Luther in derselben Veranlassung eine Widerlegung des türkischen Koran, die aus dem Jahr 1300 stammte, in deutscher Übersetzung heraus, mit einer Vorrede und Vermahnung an die christlichen Leser. Er hatte vor Kurzem den Koran selbst gelesen und sich gewundert, was für schändliche Dinge die Menschen sich vom Teufel verführen ließen, zu glauben. Zugleich nahm er sich eines Baselers Oporinus an, welcher den Druck einer lateinischen Übersetzung und Widerlegung des Koran übernommen hatte, und dafür vom Magistrat in's Gefängnis gesetzt worden war. Er schrieb an den Rat zu Basel, daß er ja nimmermehr für sein letztes Stündlein sein Gewissen mit schädlichen Büchern beladen wolle, nachdem er über zwanzig Jahre lang für das reine Gotteswort gearbeitet und allerlei ärgerlichen Schriften Widerstand geleistet habe,

aber dem Mohamed oder Türken könne man nichts Verdrießlicheres thun, als wenn man den Christen an den Tag bringe, welch ein schändlich lügenhaftes Buch der Koran sei. „Man muß," sagte er, „den Schaden öffnen, soll man heilen. Mit Zudecken wird's ärger und endlich verzweifelt unmöglich." Oporin erhielt die Erlaubnis, das Buch an einem fremden Ort und ohne seinen oder eines anderen Baseler Namen veröffentlichen zu lassen.

Im Anschluß an die Türkennot werden wir noch einmal an Luthers Liederdichtung erinnert. Sein bekanntes Lied „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord" entstand im Jahre 1541 und wurde zum Singen in jenen wegen der Türkennot angeordneten Gebetsgottesdiensten bestimmt. Als „ein Kinderlied" war es ursprünglich von ihm bezeichnet, „denn," sagt er, „uns Alten ist nicht so viel daran gelegen, die wir dahinfahren, aber unseren Nachkommen ist hiemit zu dienen, daß sie bei dem Glauben Jesu Christi und ewiger Seligkeit sicher vor dem Teufel des Mohameds bleiben mögen — In demselben Jahr dichtete er das Lied „Christ, unser Herr, zum Jordan kam" und im Jahre 1543 die letzten: „Der du bist drei in Einigkeit" nach einem alten lateinischem Liede des Ambrosius und das dem bekannteren „Vom Himmel hoch da komm ich her" verwandte „Vom Himmel kam der Engel Schar." Das Lied „Vater unser im Himmelreich" war schon im Jahre 1539 erschienen. Im Jahre 1542 verfaßte er eine neue Vorrede zu einer aus dem Jahre 1529 stammenden Ausgabe seines Gesangbuches. Ueber diese Vorrede setzte er die Warnung:

„Viel falscher Meister jetzt Lieder dichten,
„Siehe Dich für und lern sie recht richten!"

Er that es nicht in der Meinung, als ob er allein geistliche Lieder zu dichten verstünde; im Gegenteil, er erkannte an, daß andere es auch, ja wohl noch besser könnten, aber er

wollte nicht, daß sein eignes Werk durch Zusätze ungeschickter Köpfe noch gar überschüttet und verwüstet werde; auch thaten sich Leute anderer Lehre, namentlich Schwenkfeldianer, als Dichter auf, vor denen er warnen wollte.

Außer diesem allem fallen verschiedene Schriften, die auf die Juden bezug haben, in diese Jahre. Auch Luthers Zeit hatte ihre Judenfrage, und von jeher hatte das merkwürdige Volk seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, auch wohl den Gegenstand seiner schriftstellerischen Thätigkeit gebildet. Als der berühmte Humanist Reuchlin in den Jahren 1513 u. 14 einer Streitschrift wegen, in welcher er für die Juden oder vielmehr für die Duldung und Erhaltung ihrer Bücher Partei nahm, von den Kölner Theologen heftig angegriffen und verdammt wurde, erklärte Luther sich auf Veranlassung seines Spalatins entschieden zu Gunsten Reuchlins. Viel ärgere Dinge, äußerte er damals, seien im Innern der Kirche und gleichsam auf den Straßen Jerusalems zu bekämpfen, als diese Parteinahme des Humanisten für jüdische Bücher. In den zwanziger Jahren dann gab er eine Schrift heraus, die schon in ihrem Titel „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei“ seine damalige überwiegend freundliche Gesinnung gegen das angefochtene Volk zeigt. Luther war alberner Weise beschuldigt worden, daß er lehre, Christus sei Abrahams Same und Nachkomme, wie jeder Mensch der Nachkomme seiner Väter sei. Er sagt nun, er wolle sich auf eine Widerlegung solchen Vorwurfs nicht einlassen, sondern, um etwas Nützliches zu schaffen, aus der heiligen Schrift die Gründe seines Glaubens darlegen, daß Jesus als Jude von einer Jungfrau geboren sei, ob dadurch vielleicht etliche Juden zum Glauben gereizt würden. Bisher, erklärt er, sei von Papst, Bischöfen und Mönchen derart mit den Juden verfahren, daß darüber ein guter Christ wohl hätte ein Jude werden mögen; als ob sie Hunde wären und nicht Menschen,

habe man sie behandelt. Jetzt, nachdem das Evangelium an den Tag gekommen, ist er der Hoffnung, daß viele Juden, falls man sie nur recht unterweist, den Glauben erkennen werden, der ja im Grunde schon der Glaube ihrer Väter sei. Frühere Juden, erzählt er, hätten selbst gegen ihn bekannt, daß es der neuen Predigt des Evangeliums zu verdanken sei, wenn sie nicht unter ihrem Christenmantel immer Juden geblieben wären. Zugleich belehrt er aber in dieser Schrift die Juden, daß die Zeit, welche gemäß der Weissagung des alten Testaments dem Kommen des verheißenen Messias vorangehn sollte, längst verstrichen, also nicht mehr auf den Messias zu warten sei. Je und je kam er auch persönlich mit Juden zusammen, die ihn besuchten, und disputierte mit ihnen.

Allmählich trat aber ein Umschwung in Luthers Gesinnung über die Juden ein, und zwar infolge der Erfahrungen, die er mit ihnen machte. Er fand sie im ganzen dem Evangelium durchaus unzugänglich. Was die Beweise aus der heiligen Schrift betraf, so verschanzten sie sich einfach hinter die Auslegung ihrer Rabbinen, und machten es so von vornherein unmöglich ihnen beizukommen. Der Wucher, der von Luther so sehr verabscheut und so scharf gestraft wurde, war hauptsächlich in jüdischen Händen, und nun kam in den dreißiger Jahren noch hinzu, daß Juden in Böhmen und Mähren Christen veranlaßten, sich der Beschneidung und damit überhaupt der Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu unterwerfen, unter dem Vorgeben, daß dieses Gesetz ewig sei, und auf alle Fälle auch von den Heiden angenommen werden müßte. Da schrieb im Jahre 1538 Luther einen „Brief wider die Sabbather“, wie Paulus einst seinen Brief an die Galater. Auf ihre Geschichte weist er hier die Juden hin, wie sie nun schon so lange aus ihrem Lande verbannt, zerstreut und ihres Tempels und Gottesdienstes beraubt wären, womit doch klar gezeigt werde, daß sie die Zeit ihrer Heimsuchung

nicht erkannt, den rechten Messias verworfen hätten, oder Gott hätte mit allen Verheißungen, die er ihrem Volke gegeben, gelogen. Auf Beweise aus der heiligen Schrift läßt er sich hier nicht mehr ein. Nur jene Behauptung von der Ewigkeit des jüdischen Gesetzes und seiner Geltung auch für die Heiden sucht er durch biblische Anführungen und Erklärungen zu widerlegen.

Von neuem nun rüstete sich Luther im Jahre 1542, den Übergriffen der Juden entgegenzutreten. Er wurde besonders durch die Lästerungen, welche sie gegen Christus und den dreieinigen Gott schleuderten, sowie durch den Haß, den sie gegen alle Christen bekundeten, auf's heftigste entrüstet. Dieser Stimmung gab er vor allem in seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen" Ausdruck. Er will hier, wie der Titel besagt, nicht mit, sondern eben nur von den Juden reden, nicht versuchen, die Juden zu bekehren, denn das sei fruchtlos, sondern den Glauben der Christen zu stärken. Wenn das zur Beschämung und Besserung Einzelner aus den Juden diene, so sei es um so besser. Im übrigen hofft er nur von dem Elend, dem sie am Ende verfallen würden, daß sie zur Besinnung gebracht werden. So greift er denn mit vernichtendem Spott nach einander die thörichten Prahlereien an, mit welchen die Juden in ihren Gebeten sich gegen die Christen wenden und denselben fluchen. Die Abstammung von Abraham, die Beschneidung, das heilige Land, die heilige Stadt, den Tempel, das ganze Gesetz, dessen sie sich rühmen, das alles haben sie nur empfangen, damit die Verheißung Gottes aufrecht erhalten werde, und habe nur Wert, soweit sie dem Worte Gottes gehorsam wären. Die Christen sollen sich persönlich nicht an ihnen vergreifen, aber er rät, von obrigkeitswegen die Synagogen und Häuser, in denen so schändlich gegen die Christen geredet werde, zu zerbrechen, den Rabbinen das Lehren zu verbieten,

alles Wuchern und Hausieren der Juden nicht ferner zu dulden, ihren jungen Leuten statt dessen Hacke, Axt und Spaten in die Hand zu drücken, daß sie sich redlich ernähren, oder sie zum Lande hinauszujagen, und jeder soll gegen dies unselige Volk sein Gewissen wohl zu wahren suchen, und beim Anblick eines Juden also denken: „Siehe, das Maul, das ich da sehe, hat alle Sonnabende meinen lieben Herrn Jesum Christum vermaledeit und verspeit, dazu vor Gott gebetet, daß ich und mein Weib und meine Kinder samt allen Christen erstochen und aufs jämmerlichste zu Grunde gegangen wären — und ich sollte mit solchem verteufelten Maul essen oder trinken oder reden: so möchte ich aus der Schüssel oder Kanne mich voll lauter Teufel fressen und saufen — da behüte mich Gott vor!“

Wir gedenken endlich an dieser Stelle eines Unternehmens, welchem Luther selbst zwar ferner stand, ja für welches er überhaupt kein sonderliches Herz hatte: Das ist die Sammlung und Gesamtherausgabe seiner Schriften. Schon im Jahre 1537 wurde er deswegen namentlich von Kapito in Straßburg gedrängt, aber er wollte nichts davon wissen. Er empfinde vielmehr, äußerte er, einen förmlichen Hunger, seine Bücher zu verschlingen, wie Saturn seine Kinder. Nur etwa sein Buch „Vom geknechteten Willen“, welches er einst gegen Erasmus verfaßt, und seinen Katechismus wollte er gelten lassen. Er war der Meinung, seine Schriften hätten ihren Zweck erfüllt, nachdem nun die göttliche Wahrheit, die er gesucht, so hell an den Tag gekommen wäre; höchstens, daß man aus ihnen noch lernen könne, wie es ihm und dem lieben Gotteswort ergangen sei. Als die Freunde dann nicht nachließen, in ihn zu dringen, wollte er für seine Person nicht mehr im Wege sein, und betraute selbst seine Freunde Kruziger und Rörer mit der umfänglichen Arbeit. Der erste Band des Werkes erschien im Jahre 1539. Die Vorrede ist

von Luther selbst. Er tröstet sich über diese Herausgabe seiner Bücher mit dem Gedanken, daß, „wenn der Zeiten Fürwitz gebüßt sei", auch sie der Vergessenheit anheimfallen würden, zumal es ja jetzt mit Büchern und Meistern regne und schneie. Aber er bittet die Leser ernstlich, sich durch dieses Werk nicht vom Lesen und Studieren der heiligen Schrift selbst abhalten zu lassen. Zum Schlusse sagt er: „Summa, laßt uns Ehre suchen und hochmütig sein, wo wir mögen! In diesem Buche ist Gottes die Ehre allein, und heißet: Gott widerstehet den Hoffährtigen, den Demütigen aber giebt er Gnade, welchem ist die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Der Abendmahlsstreit lebt wieder auf.

In der Wittenberger Konkordia waren zwei Richtungen äußerlich geeinigt, die doch innerlich geschieden waren. Die Einigung, die hier stattgefunden, war bis zu einem gewissen Grade eine künstliche, gemachte, und konnte daher der Natur der Sache nach schwerlich auf die Dauer bestehen. Luther war der Erste, der die innere Unhaltbarkeit des Verhältnisses erkannte und dieselbe öffentlich aussprach. Beides, einen solchen Lehrunterschied zu übersehen, und nachdem er ihn einmal erkannt, einen Hehl daraus zu machen, war ihm, wie er einmal war, fremd.

Es kam vieles zusammen, um Luther zu reizen. Die Züricher Geistlichen hatten schon im Jahre 1539 Anstoß genommen an einer Äußerung, die Luther in seiner Schrift von den Konzilien und Kirchen über eine Zwinglische Deutung der Stelle „das Wort ward Fleisch" (Joh. 1, 14) gemacht hatte, desgleichen im Jahre 1541 an seiner „Vermahnung

zum Gebet wider den Türken", in welcher er als verzweifelte böse Sekten und Ketzereien neben Münzer und Wiedertäufern die Zwinglianer nennt, und sich darüber teils gegen ihn selbst, teils gegen Freunde empfindlich geäußert. Rechtes Vertrauen zu Luther und zu dem von diesem begünstigten Einigungswerk hatten die Schweizer ohnehin nie an den Tag gelegt. Eine Klage der Evangelischen in Venedig, die im Jahre 1542 in Luthers Hände kam, daß der in Deutschland erregte Abendmahlsstreit auch in ihre, noch so unbefestigten, Kreise Verwirrung bringe, diente auch nicht dazu, seine Stimmung zu verbessern. Er schrieb in seiner Antwort an die Venetianer: „In der Schweiz beweisen sich die Züricher und ihre Nachbarn noch immer als Feinde des Sakraments. Ihr Abendmahl ist Brot und Wein ohne den Leib und das Blut Christi. Es sind Männer von großer Gelehrsamkeit in allen Sprachen, aber von einem uns fremden Geist beseelt. Trunkene sind es, deren ansteckende Nähe und Gemeinschaft man meiden muß." Ja zwei Monate später schickte Luther eine ähnliche Erklärung nach Zürich selbst. Eine neue lateinische Bibelübersetzung, von Züricher Predigern verfaßt, war ihm von einem dortigen Buchdrucker zum Geschenk gemacht, wofür er sich bedankt, aber nicht, ohne hinzuzusetzen: Mit den Verfassern könne er keine Gemeinschaft haben; er habe sie zu oft vermahnt, von ihrem Irrtum abzustehen und die anderen Leute nicht mit sich zur Hölle zu führen; er wolle wider sie beten und lehren bis an sein Ende. Ganz besonders verdroß es ihn, als er erfuhr, daß ein früherer Tischgenosse von ihm, Matthias Devay, unter seinem Namen in Ungarn sakramentiererische Irrlehren ausstreue. Es war nämlich zu der Zeit der noch aus der alten Kirche stammende Brauch der Emporhebung (Elevation) des Sakraments beim heiligen Abendmahl eingestellt worden, und daraus das Gerücht entstanden, welches mehrfach verbreitet wurde, Luther

habe seine Ansicht und Lehre in Bezug auf das Sakrament geändert. Um so ärgerlicher war er natürlich, wenn er vernahm, daß sakramentiererische Irrtümer sich irgendwo wieder geltend machten.

Hinsichtlich der Oberdeutschen war Luther bisher beruhigt gewesen. Noch in seinem Antwortschreiben an die Venetianer sagt er, daß dort in der Lehre alles gesund scheine, wenn auch unter dem Volk der schlechte Sauerteig zum Teil noch fortbestehe. Ja selbst über eine von Calvin verfaßte und auf die Abendmahlslehre sich beziehende Schrift äußerte er sich wenigstens so weit günstig, daß er in einem Briefe an Butzer bemerkt, er habe sie mit Vergnügen gelesen. Da kam im Sommer des Jahres 1544 der Entwurf in seine Hände, welchen Butzer zusammen mit Melanchthon für die Ausführung der vom Erzbischof beabsichtigten Reformation des Kölner Stifts verfaßt hatte. Vom Abendmahl war hier ziemlich unbestimmt die Rede. Was in der Wittenberger Konkordie festgestellt worden war: Daß es der wahre Leib und Blut Christi sei, mündlich auch von Unwürdigen empfangen und genossen, war verschwiegen. Gerade aber an dem, was über das heilige Abendmahl gesagt sei, lag Luther am meisten. So konnte es denn nicht fehlen, daß er sehr unzufrieden war. Das Buch, sagte er, treibe viel Geschwätz von Nutzen, Frucht und Ehre des Sakraments, aber in der Hauptsache „mummele" es, damit man nicht vernehme, was man davon halte — „in aller Maße, wie die Schwärmer thun." Er trug denn auch seinem Freunde Melanchthon auf, Butzer zu sagen, daß er sehr erzürnt sei. Man fürchtete das Ärgste von Luthers Seite. Melanchthon selbst machte sich darauf gefaßt, vorgeladen und zur Rechenschaft gezogen zu werden. Aber Luther begnügte sich damit, in seinen Predigten vor den falschen Sakramentslehren zu warnen, und in einer Schrift, dem sogenannten „Kurzen Bekenntnis vom Sakrament" noch

einmal aufs nachdrücklichste zu erklären, daß er fest auf seiner Meinung stehe und bis ans Ende auf derselben zu stehen gesonnen sei. Butzer und Melanchthon nennt er in dieser Schrift gar nicht, nur Zwingli, Karlstadt, Ökolampad und Schwenkfeld. Letzterer hatte ihm kurz zuvor einige von ihm verfaßte Büchlein zugeschickt, die den Schein erwecken konnten, als herrsche zwischen ihnen in gewissen Punkten der Lehre eine Übereinstimmung. Daran knüpft Luther in seiner Schrift an, indem er ihn als einen unverbesserlichen Schwärmer derb abfertigt. Von da aus kommt er auf die Schwärmer und Sakramentierer überhaupt, denen brüderliche Liebe und Gemeinschaft zu versagen sei, denn Liebe werde betrogen und sei durch die Treulosigkeit der Schwärmer betrogen worden, nur der Glaube sei gewiß und zuverlässig. Hierauf wiederholt er noch einmal kurz die falschen Deutungen, welche die Gegner über das Sakrament vorgebracht hatten, und die von ihm widerlegt worden waren, vornehmlich die Karlstadts, Zwinglis und Ökolampads. Ihnen gegenüber will er fest bei dem Worte bleiben und geblieben wissen, daß, was Gott verheiße, er auch thun könne (Röm. 4, 21). In einem einzigen Stücke vom Worte Gottes gewichen, heiße vom ganzen gewichen. Und was denn so Unbegreifliches daran sei, daß Christi Leib und Blut im heiligen Abendmahl gereicht werde? Viel unbegreiflicher sei es, daß Gott, und zwar nicht etwa Gott der Vater, oder Gott der heilige Geist, sondern Gott der Sohn und nur der in Christo von der Jungfrau Maria Mensch geworden sei. Darum heiße es: Rund und rein alles oder nichts geglaubt!

Im ganzen läßt sich nicht verkennen, daß Luther in diesem „Kurzen Bekenntnis vom Sakrament" im Vergleich zu früheren Äußerungen in der Sache Maß gehalten und seinem Unmut Zügel angelegt hat. So bemerkt er auch ausdrücklich, daß man mit dem armen Volk und mit den Schwachen, die sich

gerne unterrichten lassen wollen, eine Ausnahme machen müsse: Die solle man in Hoffnung darauf, daß sie noch gewonnen werden, dulden und tragen.

Anhangsweise fügt er in dieser Schrift einen eigenen Bericht über die Elevation oder Emporhebung des Sakraments bei, aus deren Abschaffung in Wittenberg man gefolgert hatte, er sei im Punkt des Abendmahls der gegnerischen Lehre näher getreten. In ruhiger Weise legt er dar, wie es sich mit der Sache verhalte. Anfangs, sagt er, sei dieser Brauch stehen geblieben, weil seine ganze Lehre noch zu neu gewesen, und er aus Vorsicht keine unnötigen Änderungen habe machen wollen, zumal da sich auch mit jenem Brauch wohl ein guter Sinn habe verbinden lassen, wie der, daß die Andächtigen dadurch zum Glauben gereizt würden an die Worte, welche die Emporhebung begleiteten: „Das ist mein Leib.“ Dann sei dazu gekommen, daß Karlstadt mit seinen himmlischen Propheten so sehr gegen diesen alten Brauch gewütet habe, und nun habe er erst recht darauf bestanden, daß dieser Brauch beibehalten würde, den er geneigt gewesen sei, den Papisten gegenüber fallen zu lassen: Nicht, als ob er solcher Ceremonie besonderen Wert beigelegt habe, sondern im Gegenteil, um zu zeigen, daß an solcher Sache gar nichts läge, ob man sie hielte oder fallen ließe. Eben deshalb aber hätten die Sakramentsfeinde gar keine Ursache, jetzt, da der Brauch aufgehoben sei, zu rühmen, daß es ihnen zuliebe geschehen sei. Der Grund, weshalb man den Brauch geändert habe, sei einfach der, daß man nicht hätte in Wittenberg ein Besonderes haben wollen, nachdem an anderen Orten die Sitte schon längst fallen gelassen sei. Es sei freilich die Gleichheit in äußeren Dingen nicht geboten, wie sie denn auch bis auf den heutigen Tag selbst innerhalb der päpstlichen Kirche nicht vollkommen bestehe, und wo man Ungleichheit in solchen Dingen finde, da solle man sich nicht

daran stoßen, aber ebensowenig dürfe man an solcher Ungleichheit, wenn sie unnötig sei, eigensinnig festhalten, bloß weil man an einem einmal bestehenden Brauch nichts ändern wolle. Zum Schluß erinnert Luther an das in ähnlicher Veranlassung geschriebene Wort des Apostels: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist", und ermahnt, dem nachzustreben, was zum Frieden und zur Besserung unter einander diene.

Die Schweizer antworteten auf dies „Bekenntnis" Luthers in einer von Bullinger abgefaßten Schrift. Sie versicherten, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen, äußerten sich aber über die wüsten und groben Reden, deren ein so alter Mann, wie Luther, sich schuldig gemacht habe, in einer Weise, die sehr wenig geeignet war, den Frieden zu fördern. Melanchthon war wieder voll Angst und Sorge, es werde einen heftigen Ausbruch bei Luther geben. Dieser aber blieb ruhig. Er schrieb wiederholt an Amsdorf, er wisse nicht, ob er den Schweizern noch einmal antworten solle; jedenfalls werde er es nur kurz und nebenbei thun. Nur so that er es denn auch im Spätsommer des Jahres 1545. Im Frühling dieses Jahres hatten nämlich die Löwener Theologen eine Reihe Artikel veröffentlicht, in welchen dem Gift lutherischer, ökolampadischer, wiedertäuferischer und anderer Ketzerei die Hauptlehren der einen wahren Kirche gegenüber gestellt werden sollten. Luther antwortete darauf in 76 Gegenthesen, um an dem Beispiel der Löwener zu zeigen, wie man vor Menschenlehre auf seiner Hut sein müsse. In diese Thesen sind die Worte eingeflochten: „Ernst ist es bei uns, daß die Zwingler und alle Sakramentsschänder, so da leugnen, daß im hochwürdigen Sakrament mündlich empfangen werde der wahrhaftige natürliche Leib und Blut Christi, gewißlich Ketzer und von der heiligen christlichen Kirche abgesondert

sind." — Aber das Verhältnis, wie es sich zwischen Luther und den Schweizern gebildet hatte, war und blieb durch seinen neuen Angriff auf sie in jenem „kurzen Bekenntnis vom heiligen Sakrament" zerrissen. Und gerade das war Luthers Wunsch und Absicht gewesen. „Was du berichtest", schreibt er am 17. Januar 1546 an seinen Freund Probst in Bremen: „daß die Schweizer so heftig gegen mich zu Werke gehen, daß sie mich Unglückseligen verdammen, freut mich sehr. Denn darauf habe ich es abgesehen, das hab ich mit meiner Schrift gewollt, daß sie öffentlich bezeugten, daß sie meine Feinde seien."

Auch in dem Verhältnis zu Melanchthon und Kruziger blieb eine Spannung zurück, die nie ganz gehoben wurde, obgleich es, oder vielmehr gerade weil es zu keiner Aussprache zwischen den Freunden kam. Melanchthon wagte nicht, über gewisse Punkte, und namentlich über das Sakrament mit Luther zu reden, Kruziger, der weniger furchtsam war, mochte keine passende Gelegenheit dazu finden, und Luther hielt es für gut, seine Gedanken gegen seine Freunde in dieser Beziehung in sich zu verschließen. Seine Liebe, und am Ende auch sein Vertrauen, erwiesen sich hier stärker, als sein Verdacht oder seine Gereiztheit. Übrigens waren die Wittenberger Theologen insgesamt mit Luther darin einig, daß an eine Ausdehnung des Schmalkaldischen Bundes der Evangelischen auf die Schweizer auch jetzt nicht zu denken sei, und sprachen das bei Gelegenheit in einem Gutachten aus, als es sich eben zu der Zeit um den Fortbestand dieses Bundes handelte. Ohnehin warnten sie da vor dem „wilden, ungehaltenen Schweizervolk", wie sie es nannten, mit welchem es bedenklich sei, sich in ein engeres Bündnis einzulassen, und so blieben Schweizer und Deutsche voneinander geschieden.

Noch einmal gegen Rom.

Auf einem neuen Reichstag zu Speier im Jahre 1544, dem günstigsten, der überhaupt für die Sache der Reformation gehalten worden war, hatten die Evangelischen unter dem Einflusse der Verhältnisse, da Kaiser Karl dem französischen Könige gegenüber in Bedrängnis war, nicht bloß die Zusage erhalten, daß ihnen der fernere Gebrauch des von ihnen eingezogenen Kirchenguts verstattet sein, und daß bei der Besetzung des Reichsgerichtes auf den Unterschied des religiösen Bekenntnisses keine Rücksicht genommen werden sollte, sondern auch die Verwilligung erlangt, für den nächsten Reichstag den Entwurf einer „christlichen Reformation" vorlegen zu dürfen. In Bezug auf dieses letztere wurden die Wittenberger Theologen im November des Jahres von Johann Friedrich aufgefordert, sich gutachtlich über einen christlichen Vergleich und Reformation der Religion halber zu äußern. Das thaten sie in der sogenannten „Wittenbergischen Reformation" vom 14. Januar 1545. Melanchthon hatte das Gutachten entworfen, aber Luthers Name stand an der Spitze der Unterschriften, und gewiß auch sein Einfluß an der Spitze der Arbeit. Viel Vertrauen äußerten die Theologen auch hier nicht zur Sache. Den Päpstlichen, meinten sie, werde es auch jetzt nur darum zu thun sein, ihre Messe und Priesterherrlichkeit mit irgend einem Schein zu schmücken und aufrecht zu erhalten. Es sollte nur nicht aussehn, als ob sie, die Evangelischen, ihren Gegnern nach den Gütern und Ehren trachteten, oder Ursache der kirchlichen Spaltung wären. Im Eingang der Schrift sind einige wichtige Sätze über das, was einer „rechten Kirchenregierung" zukomme, kurz zum voraus zusammengefaßt und hingestellt. Das ist vor allem, daß reine Lehre, wie Gott sie der Kirche gegeben und befohlen, sowie der rechte Gebrauch der Sakramente

aufrecht erhalten, und zu dem Ende für Prediger und für Gehorsam gegen das Predigtamt gesorgt werde; ferner, daß durch geistlichen Bann und Rechtssprechung (Jurisdiktion) kirchliche Zucht geübt, nötiges Studium und Schulwesen gepflegt, und endlich auch leiblicher Schutz und Unterhalt, soweit die Kirche dessen bedürfe, gewährt werde. Was die Lehre betrifft, so bekannte sich das Gutachten ausnahmslos zu der Augsburgischen Konfession. Die Hauptartikel werden dieser nach kurz wiederholt. Namentlich auch in betreff der Messe wird nichts nachgegeben. Denn, heißt es, nur da sei die rechte Kirche oder Gottes Volk, wo man die (von Gott) durch die Propheten, durch Christus und durch die Apostel geoffenbarte Lehre annehme und bewahre, während man bei allen früheren Verhandlungen über Kirchenverbesserung und Reformation gerade diesen Punkt immer am meisten zurückgestellt habe. Beachtenswerterweise wird hier zur Erfüllung dieser kirchenregimentlichen Pflicht, nämlich der Aufrechterhaltung reiner Lehre, die Konfirmation erwähnt und empfohlen, indem das mündig gewordene Kind da öffentlich sein Bekenntnis abzulegen und die Frage zu beantworten habe, ob es bei dieser einigen Lehre und Kirche bleiben wolle, um sodann unter Handauflegung und Gebet den Segen zu empfangen. Am ersten geneigt, den Gegnern ein Zugeständnis zu machen, zeigen sich die Reformatoren auch hier in dem Punkt, welcher die bischöfliche Gewalt betraf. Wohl zu merken, handelte es sich dabei lediglich darum, ob und unter welchen Bedingungen man um des kirchlichen Friedens willen das bestehende bischöfliche Regiment auch evangelischerseits anerkennen könne, nicht aber um die Frage, welche Verfassung an und für sich für die evangelische Kirche wünschenswert und am besten wäre. Sehr vorsichtig gehen die beteiligten Theologen bei diesem Punkt von vorneherein zu Werke. Daß das Predigtamt das eigentlich regierende Amt in der Kirche sei setzen sie

voraus, und führen es dann als einen Gedanken anderer an, daß unter den an sich gleichstehenden Geistlichen doch eine gewisse Ordnung sein müsse, indem einzelnen Geeigneten unter ihnen Aufsicht und Gerichtsbarkeit in ihrem Kreise übertragen werde, da das nicht jedermanns Sache sei und sein könne; daß es ferner auch eine große Verwirrung und Verwüstung zur Folge haben würde, wenn das überlieferte Regiment der Bischöfe überall aufgehoben würde. Dem gegenüber sagen sie, daß sie ihrerseits gern Unordnung vermieden sähen und sehr wünschten, daß die Bischöfe ihr Amt thäten. In diesem Sinne gestehen sie den Bischöfen einen Vorrang zu und wollen sie ihnen gehorchen unter der Bedingung, daß dieselben dem Evangelium freien Lauf lassen und Förderung zukommen lassen. Aber nur unter dieser Bedingung. Anstatt einer bloßen Duldung und Gewährung der christlichen Lehre, fordern sie hier, daß die Bischöfe selbst anfangen, die Predigt des Wortes Gottes und die rechte Spendung der Sakramente zu pflanzen. So machen sie eigens beim Artikel von der Ordination geltend, daß, sollen die Bischöfe diese haben, sie sich vorerst über ihre Stellung zum Bekenntnis erklären müssen. Auch vergessen sie nicht, in Erinnerung zu bringen und zur Vergleichung herzuzuziehen, wie die evangelischen Fürsten bisher nach Kräften und nicht unerheblich neben ihren weltlichen Geschäften sich der Ordnung der Kirche in den neuen Gemeinden angenommen hätten. Man darf bei dem allen nicht vergessen, daß es den Theologen zum voraus mit Recht feststand, daß die alte Kirche niemals auf die genannte Bedingung ernstlich eingehen würde. Ebenso unerfüllbar konnte die Forderung erscheinen, die in dem Entwurf erhoben wurde, daß in den kirchlichen Gerichten, welche über unrechte Lehre und öffentliche Laster entscheiden sollten, gottesfürchtige Männer auch aus weltlichem Stande Sitz und Stimme hätten.

Für seine eigene Person machte Luther seinem Verdruß über den römischen Gegner Luft, indem er ein italienisches Schriftstück drucken ließ, welches ihm der Landgraf Philipp zugeschickt hatte und worin von seinem angeblichen Tode Nachricht gegeben wurde. Luther, hieß es hier, sei gestorben und habe noch auf dem Totenbett das heilige Sakrament sich reichen lassen und danach angeordnet, daß sein Leichnam auf einen Altar gesetzt und göttlich verehrt werde. Als man ihn beerdigt habe, sei dann ein furchtbarer Sturm und Lärm losgebrochen, als ob die Hölle übereinander stürze. Dabei habe man die Hostie, die der Unwürdige zu genießen gewagt, deutlich in der Luft schweben sehen, und nicht eher habe sich der Tumult gelegt, als bis man sie mit großen Ehren wieder in das Heiligtum gesetzt. In der darauf folgenden Nacht aber sei ein noch viel größerer Rumor an seinem Grabe entstanden; dieses sei dann leer gefunden, nur voll Schwefelgestanks, der die Umstehenden krank gemacht habe. Durch dies Wunder seien viele zur Besinnung gebracht und wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt worden. Luther enthielt sich alles weiteren Zusatzes zu dieser Lügengeschichte, und bezeugte nur in einem kurzen Nachwort, er habe solch zorniges Gedicht sehr fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, daß solche Lüge der göttlichen Majestät und Allmacht zugeschrieben werde. Sonst, sagte er, thue es ihm sanft an der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß der teuflische Drache und seine Schuppen, der Papst und die Papisten, ihm so herzlich feind seien. Gott möge seine Feinde bekehren, schließt er, oder, wenn sein Gebet für ihre Todsünde vergeblich sei, sie ihr Werk vollmachen und nichts, denn solche Büchlein zu ihrem Trost schreiben lassen.

Den Hauptschlag gegen den alten Feind aber führte Luther in seiner „Wider das Papsttum in Rom, vom Teufel gestiftet“ betitelten Schrift. Der Papst hatte, als er erfuhr,

welche Vergünstigungen den Evangelischen auf dem Reichstage zu Speier erteilt worden waren, dem Kaiser deswegen in einem Schreiben heftige Vorwürfe gemacht. Auf sie sollte Luthers Schrift eine Antwort sein. Der Kurfürst selbst hatte es so gewünscht, und ihm die Äußerungen des Papstes zustellen lassen. Er hatte dabei bemerkt, Luther werde dem Papst „wohl recht zu thun wissen“, und was er schreibe, werde bei der ganzen Nation ein großes Ansehn haben. Auch der Kanzler Brück meinte, Luther habe durch Gottes Gnade einen höheren Geist als andere Menschen mit der Baumaxt weidlich zuzuhauen, doch wollte er damit gewartet haben, bis das päpstliche Konzil, welches auf den 15. März 1545 nach Trient ausgeschrieben war, seinen Anfang genommen und die päpstliche Büberei ferner erwiesen hätte. Luther aber schritt sofort zur Ausführung seines Vorhabens und machte von der ihm zugestandenen Fähigkeit des weidlichen Dreinhauens auskömmlichen Gebrauch. Ganz in seiner alten Weise, heftiger und derber als je, mit dem schonungslosesten Spott geht er dem verhaßten und verachteten Feinde, „dem allerhöllischsten Vater, dem Papstesel“, wie er ihn nennt, zu Leibe. An das bevorstehende Konzil anknüpfend, beschwört er gleich zu Anfang den Leser, wer derselbe auch sei, zu urteilen, was für ein Konzil das wohl sein könne, wo der Papst zum voraus die Bedingung stelle, das, was das Konzil beschlossen habe, wie es ihm gefalle, ändern oder für null und nichtig erklären zu können. Ein freies, christliches, deutsches Konzil, wie es seit Jahrzehnten von der Nation begehrt worden, das sei dem Papste eitel Gift und Tod, und heiße bei ihm so viel, als ein Konzil, bei welchem er, der Papst, und seine Bubenschule, frei seien, bei welchem das allein, was diese urteilen und beschließen, für christliche Wahrheit gelten solle, und welches nur dann in Deutschland stattfinden dürfe, wenn der Papst vor Krieg und Kriegsgefahr

sicher sein könne. Kurzum, mit der Hoffnung auf ein Konzil sei es ganz und gar nichts. Gesetzt auch, die römische Kirche würde durch ein Konzil reformiert, was doch unmöglich, so würde es alsbald mit ihr ärger werden, als vorhin, denn da sei kein Glaube, daß es einen Gott, eine Hölle, ein Leben nach dem Tode gebe, und so könne es ihnen nur lächerlich sein, Brief und Siegel und Reformation zu halten. Doch, was Luther in dieser Schrift eigentlich beabsichtigt, ist eine erneute eingehende Erörterung darüber, ob es wahr, daß der Papst das Haupt der Christenheit sei, ferner, daß niemand ihn richten und absetzen könne, endlich, daß er das römische Kaisertum von den Griechen an die Deutschen gebracht habe. Über den ersten Punkt verbreitet er sich sehr ausführlich. Er weist nach, wie das Papsttum weder von der weltlichen noch von der kirchlichen Macht sein Recht habe, denn die weltliche Macht, oder der Kaiser, sei gar nicht befugt, in Sachen des Reiches Gottes derartiges zu ordnen; die durch die Bischöfe vertretene kirchliche Macht aber habe fast nirgends ohne Widerstreben das Regiment des Papstes angenommen, wie denn viele Bischöfe in Afrika, Griechenland, Asien bis auf den heutigen Tag von einer Herrschaft des Papstes über sie nichts wüßten. Daher schließt er, daß es nur vom Teufel gestiftet sein könne mittelst Anmaßung der römischen Bischöfe, da Gott, was er thue, nur durch die zwei genannten Regimente thue, das weltliche und das geistliche. Sehr eingehend widerlegt er den Beweis, den der Papst für sein Regiment aus dem Wort des Herrn Matth. 16, 18 nimmt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde". Der Fels sei in Übereinstimmung mit der ganzen heiligen Schrift Christus, und der Apostel Petrus heiße nach Joh. 1, 42 der Felsenmann, weil er den einen wahren Fels erkannt habe. Warum, spottet Luther, der Papst nicht statt dieses ungewissen Spruches einen

deutlicheren nehme, z. B. gleich 1 Mose 1, 1: Im Anfang, d. h. zu Rom, schuf Gott, d. h. stiftete er, Himmel und Erde, d. h. Papsttum und Kirche?! Die Zusage: „Und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben“ bedeute so viel, als: Ich will meine Kirche, die auf mich gebaut ist, allezeit wohl versorgen. Petrus stehe hier nicht für seine Person, sondern anstatt aller Jünger, mit denen der Herr dort angefangen habe zu reden. Überdies habe der Papst, oder der Teufel durch ihn, die Schlüsselgewalt gemißbraucht, um die weltlichen Fürsten zu knechten und zu berauben, die Gewissen der ganzen Christenheit durch Gesetze zu tyrannisieren, allem Sündenleben aber, namentlich bei sich und seinem Anhang, einen Freibrief auszustellen, ganz im Gegensatz zu dem, was der Herr mit ihr beabsichtigt habe. Ebensowenig sei es etwas mit der Stelle Joh. 21, 16: „Weide meine Schafe“, welche die Juristen für das Papsttum geltend machen. Einmal sollten, nicht bloß Petrus, sondern alle Apostel die Gemeinde weiden, und dann heiße solches Weiden nicht Gewalt üben und die Christenheit unter sich zwingen, wie der Papst thüe, sondern ihr mit der Predigt des Evangeliums dienen.

Sehr kurz im Verhältnis zum ersten spricht Luther noch über den zweiten und dritten Punkt. Weil, sagt er, das Papsttum vom Teufel gestiftet ist, so kann jedes Kind kraft seiner Taufe, da es in derselben Macht empfangen habe über den Teufel, den Papst richten. Ja, ein Esel könne es, weil er verständiger sei, als der Papst, denn der Esel wisse, daß er ein Esel sei, der Papst aber wisse es nicht. Vor allem aber richte Christi Wort ihn, denn derselbe sage, wer auch die Gemeinde nicht hören will und sich von ihr sagen lassen, den solle man als einen Heiden achten. Damit richte der Papst sich auch selbst, als der nicht hören wolle. Daß aber das Kaisertum durch den Papst an die Deutschen gekommen sei, das sei eine Lüge. Woher denn der Papst wohl das

Kaisertum habe nehmen wollen? Kaiser Karl der Große, der habe Deutschland und Frankreich schon besessen, Italien samt dem Papst von den Longobarden mit dem Schwerte befreien und gewinnen müssen. Niemand aber könne etwas geben, was er nicht selbst habe. Nur den Titel habe Karl durch den Papst, und der sei den Deutschen teuer zu stehen gekommen, denn der Papst habe dafür durch allerlei Büberei, Verrat, Betrug, Mord einen hohen Preis genommen. Ohnehin habe Kaiser Karl sich über den Titel erst selbst mit dem griechischen Kaiser verständigt. Es wäre wohl fein gewesen, schreibt Luther, die Kaiser hätten dem Papst seine Schmiere und Krönung gelassen, denn nicht diese, sondern die Wahl der Kurfürsten mache den Kaiser zum Kaiser.

Zum Schluß bemerkt er, in einem zweiten Buche über den Gegenstand werde er es besser machen. Falls er aber sterbe, sagt er, möge ein anderer es tausendmal ärger machen, als er selbst gethan, denn die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden.

Letzte Lebenszeit.

In der That brach das letzte Abenddunkel jetzt mit Macht über Luthers Leben herein. Schon während er die Schrift wider das Papsttum unter Händen hatte, klagt er wiederholt über körperliche Schwäche und Leiden, durch die er in seiner Arbeit aufgehalten werde. Diese Klagen mehren sich im Lauf des Jahres, namentlich seit dem Monat Juni. „Ich habe“, schreibt er am 15. Juni in einem Briefe an Amsdorf, „die ganze Nacht vor meinem Peiniger, meinem Satansengel, den Steinschmerzen keine Ruhe gehabt. Und auch den Tag über bin ich zu nichts nütze. Ich würde gern sterben, aber vor

diesen Qualen habe ich Angst. Jedoch, setzt er hinzu, Gott wird Gnade geben, die Schmerzen zu ertragen, und wo nicht sanft, doch tapfer zu sterben". Kein Wunder, wenn er dabei die Dinge schwer, trübe und hoffnungslos ansah. Sein eigenes nahes Ende stellte sich ihm als Vorgefühl des nahen Endes aller Welt dar. Immer wieder spricht er die Erwartung, die Sehnsucht, die Bitte aus, daß der Herr bald zur Erlösung komme. Zwar die Entwicklung der großen Angelegenheiten des Reichs verursachte ihm keine Sorge mehr. Hier hatte er immer eine wunderbare Kraft des Vertrauens auf die göttliche Führung und Durchhilfe bewiesen, und je älter und schwächer er wurde, desto gelassener sah er diese Dinge an. Der Kaiser, so zeigte es sich, hatte für die Vorstellung der Evangelischen, daß das angesetzte Konzil kein freies sein werde, taube Ohren. Die Evangelischen, forderte er, sollten sich den Beschlüssen des Konzils bedingungslos unterwerfen. Luther nannte diese Forderung einfach eine Tollheit. Da hätten sie, meinte er, schon vor fünfundzwanzig Jahren dem Papst, dem Herrn der Konzilien, gehorchen müssen. Gott, sagte er, werde derer spotten, die seiner spotteten. „Über Reichstage und Konzilien sorge ich nichts, glaube nichts, hoffe nichts, denke nichts, — Eitelkeit der Eitelkeiten!" Während ferner der Kaiser immer davon geredet hatte, daß er, nachdem er mit Frankreich Friede gemacht, alle Kräfte der deutschen Nation gegen die Türken sammeln wolle, bat er jetzt diesen Erbfeind der Christenheit um einen Waffenstillstand und machte sich anheischig, dem Sultan für die ungarischen Besitzungen, die noch frei geblieben waren, einen Tribut zu zahlen. Es hieß sogar, daß die kaiserlichen Gesandten, um sich beim Sultan in Gunst zu setzen, türkische Kleider angelegt hätten. „Das", ruft Luther aus, „sind die Leute, welche bis dahin den Türken immer als Feind des christlichen Namens ausgeschrieen haben, unter

diesem Vorwande Geld erpreßt und die Welt in Aufruhr gesetzt haben! Schöne Christenheit, höllisches Abbild des Teufels!“ Er aber will, während jene den Türken anbeten, zu Gott schreien, welcher ihn erhören und den Türken mit seinen Anbetern zu Boden schmettern wird in seiner herrlichen Wiederkunft. Beten will er mit David: „Des Herrn Wille geschehe!“, und sich mit der gewissen Hoffnung trösten, daß dies die allerfrohesten Anzeichen von dem nahen Ende aller Dinge seien.

Um so heftiger wurde er durch die Wahrnehmung erregt, daß das zucht- und zügellose Treiben in seiner nächsten Umgebung, in seinem lieben Wittenberg selbst, worüber er so oft Klage geführt, trotz aller Warnungen, Bitten und Vermahnungen ungestörten Fortgang nahm. Gegen Ende des Monats Juli fuhr er, begleitet von seinem Sohne Hans und seinem Tischgenossen Ferdinand von Maugis über Leipzig, wo er bei seinen Freunden die gastlichste Aufnahme fand, nach Zeitz. Hier hatte sein Kollege Kruziger in Gemeinschaft mit dem Bischof Amsdorf einen Streit zwischen zwei Naumburger Geistlichen zu schlichten. Auf Amsdorfs Wunsch beteiligte sich Luther an der Verhandlung darüber. Dann aber schreibt er am 28. Juli seiner Frau voll Unmut über die Wittenberger Zustände, er wolle lieber gar nicht wieder dorthin zurückkehren. „Mein Herz ist erkaltet“, sagt er, „daß ich nicht gern mehr da bin, wollt auch, daß du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof; so wollt ich meinem gnädigen Herrn das große Haus wieder schenken, und wäre dein Bestes, daß du dich gen Zulsdorf setzteſt, weil ich noch lebe, und könnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu bessern, denn ich hoffe, mein gnädiger Herr soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens“. Bitter klagt er über das zunehmende unzüchtige Wesen unter der weiblichen Bevölkerung und spricht die Dro-

hung aus: „Wittenberg wird, wie sichs anläßt, vielleicht mit seinem Regiment nicht St. Veitstanz noch St. Johannistanz, sondern den Bettlertanz oder Beelzebubstanz kriegen, die Frauen und Jungfrauen zu blößen hinten und vornen, und niemand ist, der da strafe oder wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet". „Nur weg aus diesem Sodom!" ruft er aus. Er will lieber umherschweifen und das Bettelbrot essen, als seine armen alten letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern, und sollte er darüber seine sauere teuere Arbeit verlieren. Zum Schluß giebt er seiner Frau anheim, Bugenhagen und Melanchthon von diesem seinem Entschluß in Kenntnis zu setzen: „Ob Doktor Pommer wollte hiemit Wittenberg von meinetwegen gesegnen, denn ich kann des Zorns und Unlusts nicht länger leiden."

Mochte es ihm mit seinem Entschluß nun wirklich Ernst sein, oder war es auch dieses Mal nur eine heftige Aufwallung und ein vorübergehender Gedanke, den der Unmut ihm eingab, jedenfalls sehn wir, wie tief ihm der Verdruß über die Wittenberger Verhältnisse gegangen war, da derselbe erst jetzt, nachdem er die Stadt verlassen hatte, recht hervorbrach. In Wittenberg selbst entstand darüber große Bestürzung. Man hatte den Eindruck, jetzt meine Luther es mit seinem schon früher gedrohten Vorhaben ernst. Melanchthon äußert: Wenn Luther gehe und der Sache ein solch Ärgernis mache, dann müsse auch er sich verkriechen. Aber was für ein Triumph wäre das gewesen für die Feinde des Evangeliums, die schon so oft gespottet hatten, Luther sei seines eigenen Werkes überdrüssig und verzweifele an dem Erfolg desselben. Man that von Wittenberg aus alles, um Luther von seinem Vorhaben abzubringen. Die Universität sandte Melanchthon und Bugenhagen, der Magistrat der Stadt den Bürgermeister: sie sollten Luther besänftigen. Was an dem Manne gelegen war, das zeigte sich hier recht offenbar. Man ließ

ihm sagen: Wo er an jemandes Lehre oder Leben Mißfallen habe, wollten sie alle dem Ärgernis steuern helfen, und, was das zügellose Treiben der Jugend betreffe, nach Kräften Zucht und Ordnung aufrichten. Der Kurfürst selbst schickte auf die Kunde von Luthers Drohung seinen Leibarzt Ratzeberger mit einem Schreiben an ihn, in welchem er seine tiefe Bekümmernis über das Ganze aussprach und seinen Beistand zur Abhilfe der Beschwerden zusagte. Den Bischof Amsdorf ersuchte er, Luther zu bewegen, nach Torgau zu ihm an den Hof zu reisen.

Die Wittenberger Abgesandten trafen mit Luther in Merseburg zusammen. Er scheint sich dort noch scharf ausgelassen, aber auch bald beruhigt zu haben, und trat, wenn auch langsam, die Heimreise an. In Leipzig sehn wir ihn schon wieder munter und fröhlich im Kreise seiner Freunde. Dann suchte er den Kurfürsten, wie dieser gewünscht hatte, in Torgau auf. Am 16. August traf er wieder in Wittenberg ein, und von seinem geäußerten Vorhaben ist ferner keine Rede. Indes hatte dieser Zwischenfall die Frucht, daß man in Wittenberg Hand anlegte, die Zustände zu bessern. Auf kurfürstlichen Befehl entwarfen Universität und Magistrat Gesetze, die gegen das Unwesen bei Tänzen, gegen das Geschrei auf den Straßen, gegen den Luxus und die Üppigkeit bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Gelegenheiten gerichtet waren. Bugenhagen aber sagte später in seiner Leichenrede auf Luther, daß diese seine Reise ein Vorspiel seines Todes gewesen sei, wo er wirklich in ein besseres Leben habe reisen dürfen.

Nicht lange blieb Luther in Ruhe daheim. Die Grafen von Mansfeld, als deren Landeskind er sich noch immer betrachtete, lagen mit einander in Streit. Insbesondere Graf Albrecht zeigte selbst seinem Bruder gegenüber einen sehr eigennützigen, unfriedfertigen Sinn. Auch von seiten seiner

Unterthanen, die mit Bergbau beschäftigt waren, wurden Klagen gegen ihn laut über Bedrückungen und Beeinträchtigungen verschiedener Art. Luther hatte als einer, dem es gebühre, sein Vaterland und seinen Herrn zu lieben und deren Bestes zu wünschen, dazu als öffentlicher Prediger, der die Pflicht habe zu warnen und zu mahnen, wo jemand durch den Teufel verführt sein eigenes Unrecht nicht erkenne, schon im Jahre 1540 dem Grafen ernstliche und herzliche Vorstellungen zukommen lassen, desgleichen im Jahre 1542 an die Grafen insgesamt wegen eines Streites, den sie miteinander über das Patronat der Pfarrei und Kirche von Eisleben hatten, die „herzliche und schuldige Bitte" gerichtet: „sie wollten Gott und seinem Wort zu Ehren sich demütigen und ihre Sache mit Sanftmut und nicht mit der Schärfe, wie der Teufel gern möchte, unter sich vornehmen", denn sämtliche Grafen hatten sich mit ihren Gebieten allmählich ganz dem Evangelium zugewandt. Nachdem lange und nur zu gegenseitiger größerer Verbitterung hin und her verhandelt worden war, erbot sich endlich Graf Albrecht, Luther zum Schiedsmann anzunehmen. Luther glaubte sich dieser Aufgabe zum besten seiner alten Landesherren nicht entziehen zu dürfen. Schon im Oktober brach er wieder von Wittenberg auf, und fuhr mit Melanchthon und Justus Jonas nach Mansfeld. Leider hatte die Reise keinen Erfolg, da die sächsischen Fürsten wieder gegen den von ihnen vertriebenen Herzog von Braunschweig die Waffen ergreifen mußten, und die Mansfeldischen Grafen in das fürstliche Lager eilten.

Nach seiner Rückkehr feierte Luther im Kreise seiner Familie seinen letzten Geburtstag. Nach seiner Gewohnheit hatte er seine Freunde um sich. Melanchthon, Bugenhagen, Kruziger, Major und einige andere aßen bei ihm, und er war guter Dinge. Beim Abschied war er sehr ernst. Er

ermahnte seine Gäste, daß sie dem Evangelium treu bleiben sollten, denn er sehe nach seinem Tode einen Abfall unter den Brüdern voraus, welcher dem Evangelium einen ärgeren Stoß bringen würde, als das Papsttum mit seinem groben unwissenden und weltlichen Wesen. Dann wandte er sich insonderheit zu seinem Freunde Paul Eber, welcher unter den Anwesenden war, und sagte zu ihm: „Du heißest Paulus. So ermahne ich dich, daß du des Paulus Exempel folgest und beständig ob der Lehre haltest, die Paulus überliefert hat.“

Am 17. November vollendete er seine letzte Arbeit als Lehrer der Universität, die Vorlesung über das erste Buch Mose. Er schloß sie mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis. Unser Herr Gott gebe, daß andere nach mir es besser machen. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes seliges Stündlein verleihe.“

Unmittelbar nach dem Weihnachtsfeste machte er sich auf's neue nach Mansfeld auf. So unermüdlich war er trotz aller Schwäche, Altersbeschwerden und Ungunst der Jahreszeit, wo er glaubte, der guten Sache und seinem Nächsten dienen zu können. „Es muß,“ schrieb er, „wiewohl ich viel zu thun habe, um ein acht Tage nicht Not haben, die ich daran wagen will, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen möge, wo ich zuvor meinen lieben Landesherrn vertragen und freundlichen einmütigen Herzens ersehen habe.“ Melanchthon, der ihn wieder begleitete, und allerdings damals körperlich leidend war, äußerte sich sehr ungeduldig darüber, daß er bei so grimmiger Kälte reisen müsse, um die Händel streitsüchtiger Leute „nicht sowohl zu schlichten, als anzuhören.“ Eben in Rücksicht auf ihn beschleunigte Luther dieses Mal selbst seine Rückkehr, indem er versprach, Ende Januar wiederzukommen.

Übrigens hatte der geplagte und müde Mann auch in den öffentlichen Angelegenheiten noch einmal seine Stimme abzugeben. Der Herzog von Braunschweig war nach einem auffallend schnell beendigten glücklichen Feldzuge in die Gefangenschaft der verbündeten Fürsten geraten. Es verlautete, der Landgraf Philipp sei nicht abgeneigt, aus Rücksicht auf den Kaiser und die vielen angesehenen Verwandten des Herzogs, welche sich bittend für ihn einlegten, denselben frei zu geben. Auf Veranlassung des Kanzlers Brück nun verfaßte Luther ein Sendschreiben an den Landgrafen und den Kurfürsten zugleich, worin er mit einer Offenheit sich gegen beide ausspricht, wie sie nur ihm gegeben war, und wie nur er sie sich erlauben durfte, und auf das eindringlichste warnt, die Gefangenschaft des Herzogs unbedachterweise aufzuheben. Auch abgesehn von der besonderen Bedeutung, welche das Schreiben für den vorliegenden Fall hat, ist dasselbe eines der mächtigsten Geisteszeugnisse, welche wir von Luthers Hand besitzen, und liefert insbesondere den Beweis, welche ungebrochene Kraft des Gedankens und der Arbeit ihm da, wo es galt, bis in seine letzten Tage hinein zu Gebote stand. Gott selbst, sagt er, hat der Tyrannei und Wüterei des Herzogs wunderbarlich gesteuert. Da sollten die beiden Fürsten sich vorsehn, daß nicht durch eine unzeitige Freilassung desselben das Letzte ärger würde, als das Erste, da keine Hoffnung sei, daß er sich bessern werde, sowenig der Kardinal von Mainz sich seiner Zeit gebessert habe. Gott hat sichtlich die Gebete vieler frommen Herzen erhört, indem er den beiden Fürsten so raschen Sieg gegeben. Da sollten sie zusehn, daß durch eine Freilassung des Herzogs solche Herzen nicht betrübt und in ihrem Gebet für sie, den Landgrafen und Kurfürsten, matt würden. Den hohen Verwandten, meint er, sei es zwar nicht zu verdenken, daß sie alles aufbieten, um jene Freilassung zu erlangen, aber seine gnädi-

gen Fürsten dürften sich der großen Wildheit und Bosheit des Herzogs dadurch nicht irre machen lassen. Wir, sagt er von sich, sind Gottlob auch nicht steinernen Herzens, aber die rechte Liebe fordere, daß man das Wahre thue, und sich auch fremder Sünde nicht teilhaftig mache. Er erinnert an Ahab, welcher den König von Syrien, Benhadad, obgleich derselbe von Gott verbannet war, wieder in seine Herrschaft eingesetzt habe und dafür hernach von einem Pfeil aus dem Heer derselben Syrer getroffen worden sei. „Vor dem Pfeil behüte Gott Euer Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden!“ schreibt er, „Dafür mir grauet, denn Gott hat uns diesmal aus großer Sorg und Fahr erlöset, nicht ohne sonderlich Wunderwerk, auch Fried und Sicherheit verschafft vor diesem Benhadad.“ Vor allem aber sei das in Betracht zu ziehn, daß es sich hier nicht bloß um die Person des Herzogs handele. Die Sache des Evangeliums stünde auf dem Spiel gegenüber den Ränken und Betreibungen des in seiner Feindschaft nie ermüdenden Papstes. Was würden sie denn thun, wenn der Herzog freigegeben würde? Sie würden sich rühmen und sprechen: Sieh da, wir haben für Herzog Heinrich gebeten, ob uns nicht Gott erhört hat! Dazu könne und dürfe man ihnen nicht Ursach geben. Die beiden Fürsten sollten sich aber auch dadurch nicht irre machen lassen, daß man sagen werde: Die Evangelischen, die sich des Evangeliums rühmen, sind unbarmherzig. In Wahrheit werde gerade Barmherzigkeit an dem Herzoge geübt, wenn er nicht alsbald freigelassen würde und zwar eine leibliche und eine geistliche. Eine leibliche, sofern ihm damit gewehrt würde, seine Tyrannei fortzusetzen, die frommen und unschuldigen Leute aber dadurch vor seinem Wüten geschützt würden. Eine geistliche, sofern dem Herzog damit Raum und Gelegenheit zu rechtschaffener Buße gegeben würde. Denn lasse sich der Herzog belehren und zur Besinnung bringen, so werde es ihm gehn, wie dem König

David, da er weinend seine Sünde erkannte, und wie Manasse, da er sich vor Gott demütigte. Aber niemals sei es Barmherzigkeit, jemanden losgeben, der nicht zuvor Buße gethan habe. Durch solche Barmherzigkeit gegen Menschen würde man Gottes Barmherzigkeit für sich selbst verlieren. Alles in allem sei jedenfalls nicht so zu eilen mit der Freilassung des Herzogs. Man solle doch erst abwarten, bis die Gedanken der Herzen offenbar geworden seien und Gott seine volle Ehre in der Sache habe. Man wisse wohl, daß Herzog Heinrich den Kriegszug nicht allein aus eigener Kraft vermocht habe, sondern, daß aus Welschland eine ansehnliche Hilfe zugekommen sei. Wenn diese Sache erst klar sei, dann könne und möge man weiter beraten.

Zum Schlusse will Luther in dieser Schrift aber noch mit sich und den Seinen selbst ein Wort geredet haben: „Daß wir uns nicht rühmen, als hätten wir solchen Sieg durch unsere Macht und Würdigkeit erlangt!“ „Gott ist es, der den Königen den Sieg giebt, ja nicht allein den Sieg, sondern auch das Königreich oder Fürstentum. Wir an unserem Teil haben uns im Papsttum mit so viel Greueln der Abgötterei beladen, daß es kein Wunder wäre, wenn es uns ginge, wie Mose sagt, daß ein einziger Feind tausend jaget. Und fort und fort sind unter uns viele heimliche Papisten, oder solche, die Gottes Wort schändlich verachten. Wir haben nur Einen Vortheil durch Gottes Gnade: daß das Wort Gottes bei uns ist. Darum ist auch Gott da, und darf man sich vor der Papisten Gebet und Feindschaft nicht fürchten.“ Damit will Luther nicht gesagt haben, daß man nicht eigene Kraft und Rüstung brauchen solle. Die habe Gott selbst gegeben, und er wolle seine Sache nicht ohne solchen Gebrauch thun. Daran läge es, daß man sich auf seine eigene Kraft und Rüstung nicht verlasse. Denn Gottes Macht und Gnade sei es doch immer, wo der Sieg

gelinge. Darum, mahnt er zum Schlusse, weder zur Rechten noch zur Linken, sondern die Mittelstraße! Zur Rechten, d. h. auf seine Rüstung, Klugheit und Stärke vertrauen; zur Linken, d. h. Rüstung, wo man sie haben kann, verschmähn und also nicht brauchen, was Gott giebt; die Mittelstraße, d. h. „Gott hat Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten und seiner Güte trauen" (Psam 147).

Wir begegnen ferner in dieser Zeit noch einmal den so oft angestellten Versuchen, eine Vermittlung zwischen den Evangelischen und der alten Kirche herbeizuführen. Im ersten Monat des Jahres 1546 sollten beide Parteien sich noch einmal in einem Religionsgespräch, welches zu Regensburg gehalten werden sollte, gegenüberstehen. Luther hatte gar kein Vertrauen zu der Sache. Es werde nur Zeit und Geld kosten, meinte er, aber nichts nützen, jemanden dorthin zu senden. Sogar an dem Kaiser begann er zu verzweifeln. Derselbe hatte seinerseits Männer für das Gespräch bestellt, von denen in keiner Weise eine Nachgiebigkeit zu erwarten war, wie Kochläus und den Spanier Malvenda. „Der Kaiser ist feindselig gesinnt", schrieb Luther, „er kommt jetzt mit dem heraus, was er bisher verborgen hat". Jedenfalls ist nun Luthers Bitte, daß man nicht einem so schwachen und kranken Manne, wie Melanchthon gegenwärtig sei, auflade, nach Regensburg zu gehen. Major sei mehr, als genug dazu. Und so geschah es. Der Letztgenannte reiste an Stelle Melanchthons zu dem Gespräch ab.

Noch abweisender verhielt Luther sich gegen die hochfliegenden Gedanken, welche Butzer in betreff einer Versöhnung mit der alten Kirche hegte. Die evangelischen Stände, meinte dieser, sollten auf eine Gesamtreformation für das deutsche Reich denken, bei welcher man etwas nachgeben und wenigstens nicht unbedingte Gleichförmigkeit mit den eignen Kirchen fordern sollte. Luther wiederholte, was er so oft geltend

gemacht hatte, daß in betreff kirchlicher Mißbräuche unter Umständen wohl Geduld geübt werden könne, in Sachen der Lehre aber in keiner Weise von Nachgiebigkeit die Rede sein dürfe.

Am 17. Januar schrieb Luther von sich an seinen Freund Probst in Bremen: „Alt, abgelebt, faul, kalt, müde, dazu auf einem Auge blind, schreibe ich Dir, mein lieber Jakobus. Ich hoffte, es sollte mir erstorbenem Manne die, wie mir scheint, wohlverdiente Ruhe zu teil werden. Aber, als ob ich niemals gearbeitet, niemals etwas geschrieben, gesprochen oder gethan hätte, so werde ich jetzt mit Dingen überschüttet, die besorgt, geschrieben, gesprochen, gethan werden sollen. Indeß — Christus ist alles in allem; er ist mächtig, er thut's."

Die letzte Reise.

Noch einmal und zum dritten Mal machte sich Luther seinem Versprechen gemäß auf, um den mansfeldischen Grafen in der Schlichtung ihrer Streitigkeiten seinen Beistand zu leihn. Am 17. Januar predigte er noch einmal und warnte eifrig vor den Verführungen der Vernunft, der Teufelsbraut, welche ihr eignes Gerede für heiligen Geist halte, womit er heftige Ausfälle auf Papisten, Sakramentierer und Wiedertäufer verband. Es war seine letzte Predigt in Wittenberg. Sechs Tage später, an einem Sonnabend, reiste er nach Eisleben ab. Mit ihm waren seine drei Söhne und sein Hauslehrer Rutfeld. Von Halle aus kam sein Freund Jonas dazu. Hier, wo sie am 25. des Monats anlangten, wurden die Reisenden durch Eisgang und eine Überschwemmung der Saale drei Tage lang festgehalten. Luther schreibt darüber

gleich am Tage seiner Ankunft in Halle in seiner launigen Weise an seine Frau, „seine freundliche liebe Käthe Lutherin zu Wittenberg“: „Wir sind heute um acht Uhr zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren. Denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte. Die drohete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurück von wegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern still liegen. Nicht daß uns danach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgauisch Bier und guten rheinischen Wein dafür. Damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst, zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen, denn der Teufel ist uns gram, und wohnet im Wasser, und ist besser verwahrt, denn beklagt, und ist ohne Not, daß wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. — Ich halte, wärest Du hier gewesen, so hättest Du uns auch also zu thun geraten, so hätten wir Deinem Rat auch einmal gefolgt.“

Überhaupt schreibt Luther von der ganzen Reise und aus seinem Aufenthalt in Eisleben bis in die letzten Tage vor seinem Ende sehr fleißig sowohl an seine Frau, als an Melanchthon. Die Briefe sind voll besonderer Wärme und Herzlichkeit, und es sprudelt in ihnen ein Humor, der von den besten und frischesten Zeiten seines Lebens nicht übertroffen wird.

Seinen Aufenthalt in Halle benutzte er, um den Hallensern das Evangelium zu predigen. Text und Gegenstand seiner Predigt war die Bekehrung des Apostels Paulus, dessen Gedächtnistag der 25. Januar war. Für die Hallenser insbesondere nahm er in der Predigt Bezug auf das „beinerne und hölzerne Heiligtum“, auf welches sie unter

ihrem früherem Herrn und Bischof, dem Kardinal Albrecht, angewiesen worden seien, und auf die „schäbigen Mönche“, die man zu seinem Erstaunen noch in der Stadt dulde. Vielleicht war es bei diesem Aufenthalt auch, daß er seinem Freunde Jonas über Tisch das feine venetianische Trinkglas zum Geschenk reichte, welches noch in Nürnberg aufbewahrt wird, und auf dem neben den Brustbildern Luthers und seines Freundes selbst ein lateinischer Vers gemalt ist, welcher in deutscher Übersetzung lautet:

„Jonas, dem Glas, beut Luther dies Glas, der selber ein Glas ist,
Beiden zur Mahnung daran, daß zerbrechlichem Glase sie gleichen.“

Zu den Freunden insgesamt aber sprach er bei diesem Zusammensein die merkwürdigen Worte: „Lieben Freunde! Wir sind mächtige gute Gesellen. Wir essen und trinken mit einander; es wird aber auch einmal Sterbens geben. Ich ziehe dahin nach Eisleben, will die Grafen, meine lieben Landesherren, helfen vertragen. Nun, ich kenne die Menschen, wie sie gesinnt sind. Da unser Herr Christus den himmlischen Vater und das menschliche Geschlecht wollte versöhnen, kriegte er Scheidens Teil davon, mußte darüber sterben. Gott gebe, daß es mir auch so gehe!“

Am 28. setzte er, noch immer nicht ohne Gefahr des Wassers, seine Reise nach Eisleben fort. Unterwegs, in der Nähe eines Dorfes vor Eisleben, ging er eine Strecke zu Fuß, wobei er sich sehr erhitzte. Nachher, als er wieder auf dem Wagen saß, fuhr ihm ein eisiger Wind durch's Baret über den Kopf. Dem schreibt er es zu, daß er kurz vor seinem Eintritt in Eisleben von plötzlicher Schwäche, Beklemmung und Schwindel ergriffen wurde. Scherzend berichtet er darüber „seiner herzlieben Hausfrauen Katharina Lutherin, Doktorin Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann“. Seine Begleiter aber fürchteten schon für sein Leben, worauf er ihnen, sie beruhigend, sagte: „Das

thut mir der Teufel allwege, wenn ich etwas Großes vorhabe, daß er mich also anficht."

An Ehren und aller Aufmerksamkeit fehlte es ihm nicht. An der Grenze des Mansfeldischen schon empfing ihn ein gräfliches Ehrengeleit von hundertunddreizehn Pferden. Der sorgsamen Pflege, die er im Hause des ihm befreundeten Stadtschreibers Johann Albrecht genoß, gelang es, sein Befinden bald so weit wieder herzustellen, daß er an den Verhandlungen der Grafen teil nehmen konnte. Schon am 31. Januar predigte er auch wieder. Fortgehend suchte er seiner Frau die Sorgen um seine Gesundheit auf die liebenswürdigste Weise mit Ernst und Scherz auszureden. „Lies," schreibt er ihr am 7. Februar, „Du liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon Du sagtest: Es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt. Denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wär er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit Deiner Sorge. Ich hab einen besseren Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippe und hängt an einer Jungfrau Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden! Amen." Desgleichen am 10. Februar: „Der heiligen sorgfältigen Frauen, Katharin Lutherin, Doktor Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen. Wir bedanken uns gar sehr freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt. Denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben hart vor meiner Stubenthür in unserer Herberge, und gestern, ohn Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht wie in einer Mäusefallen . . . Ich sorge, wo Du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns

zuletzt die Erde verschlingen, und alle Elemente verfolgen. Liesest Du also den Katechismus und den Glauben? Bete Du und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn! Der sorget für dich (Psalm 55)."

Die Verhandlungen, die in einer großen Stube des Hauses, in welchem er wohnte, gehalten wurden, schienen anfänglich guten Erfolg zu haben. Er seinerseits redete mit Ernst zum Frieden, riet nachzugeben, wo man nur könne. Wenn, meinte er, die Grafen ihre eigne Gerechtigkeit niederlegten, so käme man bald zu der rechten Gerechtigkeit, wie denn ja auch Gott seinen Zorn abgelegt hätte und die Menschen durch seine Liebe und Gnade gerecht mache. Es sei wie mit einem Baume, den bringe man nicht in die Stube, wenn man ihn an seiner Krone anfasse. Man müsse ihn unten beim Stamm ergreifen; dann bögen sich die Äste und Zweige fein zusammen, und so ginge er auch durch eine enge Thür. Mit dem stolzen, strengen Recht der Juristen komme man in lauter Verlegenheit, wie bei jenem Fall, wo eines Müllers Esel in eines Fischers Kahn lief und Esel und Kahn davon schwammen und jeder der beiden Männer von dem andern Schadenersatz haben wollte. Dann aber geriet die Sache durch allerlei Mißverständnisse und gegenseitiges Mißtrauen in's Stocken. Seiner Frau schrieb er am 6. Februar: „Wir sitzen hier und lassen uns martern, und wären wohl gern davon, aber es kann noch nicht sein, als mich dünkt, in acht Tagen . . . Hier ist die Schule, da man's lernen kann, warum der Herr im Evangelium den Reichtum Dornen nennt. Aber mir graut, daß allewege in der heiligen Schrift den Dornen das Feuer gedroht wird, darum ich desto größere Geduld habe, ob ich mit Gottes Hilfe möchte etwas Gutes ausrichten." Den Melanchthon aber ersucht er zu veranlassen, daß ihm durch den Kanzler Brück ein Rückberufungsschreiben von seiten des Kurfürsten ausgewirkt werde, damit er los-

käme. Am folgenden Tage, äußerte er, wollte er schon den Wagen in seinem Zorne schmieren. Doch blieb er. „Der Jammer, so mir für fiel, meines Vaterlandes," schrieb er, „hat mich gehalten." Und schon am 14. konnte er seiner Frau melden: „Wir hoffen diese Woche wieder heim zu sein, ob Gott will. Gott hat große Gnade hie erzeigt. Denn die Herren durch ihre Räte fast alles verglichen haben bis auf zween Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die Brüder Graf Albrecht und Graf Gebhard wieder Brüder werden, welches ich heute soll fürnehmen und will sie zu mir zu Gaste bitten, daß sie auch miteinander reden, denn sie bis daher stumm gewest, und mit Schriften sich hart verbittert haben." Von den jungen Gliedern der Familie sagt er, daß sie, Herren und Fräulein, schon wieder zusammen „mit den Narrenglöcklein" Schlitten fahren und guter Dinge sind. „Also," schließt er diesen Brief, „muß man greifen, daß Gott ist ein Erhörer des Gebets."

Im übrigen, abgesehen von den Mühen und Verdrießlichkeiten, welche die Verhandlungen boten, gestand Luther selbst, daß es ihm nicht übel gehe. „Wir leben hie wohl," heißt es in einem Schreiben vom 7. Februar, „und der Rat schenkt mir zu jeder Mahlzeit ein halb Stübigen Rheinfall, der ist sehr gut." Und ein andermal: „Wir haben hier zu essen und zu trinken als die Herren, und man wartet unser gar schön und allzu schön, daß wir euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg. So ficht mich der Stein auch nicht an." Rühmend erwähnt er auch des guten Naumburger Bieres, welches er in Eisleben gefunden habe. Nur fürchtet er, daß dasselbe ihm mit seinem Pech die Brust voll Schleim mache. „Der Teufel," setzt er hinzu, „hat uns das Bier in aller Welt mit Pech verderbet und bei euch den Wein mit Schwefel."

So war Luther denn auch in all diesen Tagen nach dem

Maß seines Befindens beständig thätig, mit dem Worte Gottes zu dienen. Er predigte viermal, zuletzt, also das letzte Mal überhaupt in seinem Leben, am 14. oder 15. Februar. Hier sprach er auf Grund von Matth. 11, 25 von der Weltweisheit und von der seligen Klugheit, so Gott den Albernen offenbart, gedachte aber auch, wie Mathesius erzählt, seiner Schwachheit vor seinen Zuhörern. Wahrscheinlich an dem gleichen Tage ordinierte er zwei Geistliche. Seinen Freunden ist besonders eine Auslegung des Spruches „Also hat Gott die Welt geliebt" (Joh. 3, 16), welche er gab, aus den Tagen des Eislebener Aufenthalts im Gedächtnis geblieben. In die Hauspostille eines Hohensteinschen Rentmeisters schrieb er am 7. Februar mit eigener Hand den Spruch Joh. 8, 51, der ein Lieblingsspruch von ihm war —: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich" und fügte bei: „Wie unglaublich ist das geredt und wider alle öffentliche und tägliche Erfahrung. Dennoch ist es die Wahrheit. Wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, in ihm glaubt und darüber einschläft und stirbt, so sinkt und fährt er dahin, ehe er sich des Todes versieht oder gewahr wird, und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubt und betrachtet." Zweimal hat er während der Zeit auch gebeichtet und das heilige Abendmahl genossen.

Abends pflegte er während seines Aufenthalts in Eisleben zeitig, um 8 Uhr, oder noch früher, in sein Zimmer zu gehen. Dann stand er wohl fast eine halbe Stunde unter seinem Fenster und betete mit zum Himmel gerichteten Augen. Jonas und Rutfeld teilten außer einem Diener mit ihm das Schlafzimmer. Sie hörten mitunter seine Worte. Seine Hauptbitte war, daß der treue Gott seine Seele wie ein Bündlein einwickeln und bewahren, und ihn je eher, je lieber aus dieser Welt hinwegnehmen wolle. Darauf wandte er sich, als ob er eine Last abgelegt hätte, noch einmal fröhlich

zu kurzem Gespräch zu seinen Freunden, und ging dann ins Bett, um ziemlich ruhig zu schlafen.

Tod und Begräbnis.

Luther hatte dem Tode oftmals ins Auge geschaut. Jetzt kam derselbe wirklich. Die Schwachheit, welche ihn bei der letzten Predigt befiel, nahm zu. Es trat dabei der bedenkliche Umstand hinzu, daß die Wunde, die er am Bein hatte, und die beständig offen gehalten wurde, zuheilte, weil er das Arzneimittel, welches dazu gebraucht wurde, zu Hause vergessen hatte. Am 16. Februar bei Tische war viel von Krankheit und Sterben die Rede. Da sagte er unter anderem: „Wenn ich wieder heim gen Wittenberg komme, so will ich mich alsdann in den Sarg legen und den Würmern einen feisten Doktor zu essen geben.“ Am Tage darauf gab er noch seine Unterschrift zu dem Vertrage, der nun zwischen den Grafen auch über die letzten Streitpunkte abgeschlossen war. Aber an der Verhandlung teil zu nehmen, davon baten selbst die Grafen ihn, abzustehen. So blieb er den Vormittag über auf seiner Stube, bald auf dem ledernen Ruhebett liegend, bald auf und abgehend. Justus Jonas und Michael Cölius waren bei ihm. Er betete öfter am Fenster, ließ sich auch vernehmen: „Doktor Jonas und Herr Michael, ich bin hier zu Eisleben geboren und getauft: wie wenn ich hier bleiben sollte?“ Doch war er dabei heiteren Sinnes und ging zum Mittag- und Abendessen nach dem im unteren Stock des Hauses liegenden Speisezimmer. Vor dem Abendessen hatte er allerdings schon einen Druck auf der Brust verspürt und sich mit warmen Tüchern reiben lassen. Aber beim Essen selbst war er wieder fröhlich. Es wurden Scherze

und ernste Reden gewechselt. Auch vom Tode und vom Leben nach demselben wurde gesprochen. Luther äußerte über das Wiedersehn: „Wie Adam vor dem Falle die Eva, die er nie gesehn, als er aus dem Schlaf erwachte, sein erkannt habe, daß sie Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein wäre, so würden die Seligen sich im ewigen Leben untereinander wieder erkennen." Als er sich darauf wieder auf sein Zimmer zurückgezogen und sein Abendgebet am Fenster gesprochen hatte, kehrte die Beklemmung auf der Brust in verstärktem Maße wieder. Man rieb ihn wieder mit warmen Tüchern, während Aurifaber, der früher beim Grafen Albrecht Hauslehrer gewesen war, zu dessen Gemahlin lief, um ein von ihr öfter gebrauchtes Mittel (Einhorn) zu holen. Der Graf selbst brachte das Mittel, zerrieb etwas davon für den Kranken und ließ einen seiner Räte bei ihm. Nach einem Arzt wollte Luther nicht schicken. Er fühlte sich denn auch wieder etwas besser und schlief von neun bis zehn Uhr sanft auf seinem Ruhebett. Jonas, Zölius, Rutfeld und seine Söhne Paul und Martin blieben bei ihm. Als er erwachte, fragte er sie, ob sie sich nicht schlafen legen wollten, und ging selbst in die anstoßende Kammer. Indem er über die Schwelle trat, sprach er: „Walt's Gott, ich gehe zu Bette: In deine Hände befehlige ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, du treuer Gott." Dann legte er sich nieder, gab, wie es seine Gewohnheit war, den anderen die Hand zur guten Nacht und sagte: „Doktor Jonas, Magister Zölius und ihr anderen, betet für unseren Herrn Gott und sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe, denn das Konzil zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm." Sein Schlaf war darauf ruhig bis ein Uhr. Da rief er Rutfeld, derselbe möge seine Stube heizen (die indessen schon warm gehalten war), und sprach zu Jonas gewandt: „Ach, Herr Gott, wie ist mir so wehe! Ach, lieber Doktor Jonas, ich achte,

ich werde hie zu Eisleben, da ich getauft bin, bleiben." Aber noch ging er ohne Hilfe in seine Stube, indem er wiederholte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Nachdem er ein oder zweimal auf und abgegangen war, legte er sich wieder auf das Ruhebett und klagte, es drücke ihn sehr auf der Brust, doch schone es noch des Herzens. Nun rief man den Stadtschreiber Albrecht, bei dem er wohnte, und dessen Frau, sowie zwei Ärzte. Bald kam auch der Graf Albrecht mit seiner Gemahlin, später noch der Graf und die Gräfin Schwarzburg. Unter den erneuten Versuchen, ihn zu erleichtern, sagte er: „Lieber Gott, mir ist sehr weh und angst; ich fahre dahin." Als dann ein Schweiß bei ihm ausbrach, und Jonas und Zölius ihn beruhigten, das werde heilsam sein, erwiderte er, es sei ein kalter Todesschweiß. Darauf hub er an zu beten: „O mein himmlischer Vater, Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum geoffenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebt und gelobt habe, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen sein! O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweg gerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleiben und aus deinen Händen mich niemand reißen kann." Weiter sprach er auf Lateinisch dreimal die Worte: „Also hat Gott die Welt geliebt", auch Psalm 68, 21: „Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet", und als Zölius ihm noch einen Löffel besonders kostbarer Arznei reichte: „Ich fahre dahin, meinen Geist werde ich aufgeben", dann noch rasch dreimal hintereinander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst, o du treuer Gott!" Darauf ward er

still. Man rüttelte ihn, rieb ihn, rief ihn; die Gräfin Mansfeld und die Ärzte strichen ihm noch seinen Puls mit stärkenden Wassern, welche seine Frau geschickt hatte, aber er lag mit geschlossenen Augen und antwortete nicht. Da riefen Jonas und Zölius ihm laut ins Ohr: „Ehrwürdiger Vater! Wollt ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr gepredigt, beständig bleiben?", und nun sprach er ein vernehmliches „Ja". Damit wandte er sich auf die rechte Seite und schlief fast eine Viertelstunde, so daß die Umstehenden außer den Ärzten noch Hoffnung schöpften. Bald aber bemerkten sie, wie er erbleichte. Füße und Nase wurden kalt, und mit einem tiefen sanften Atemzuge gab er seinen Geist auf.

Es war zwischen zwei und drei Uhr nachts auf den Donnerstag, den 18. Februar. Wenige Stunden darauf erschienen die übrigen Mansfelder Herren und der Fürst von Anhalt, sowie eine große Anzahl von Bürgern. Man kleidete die Leiche ein in ein langes Gewand von weißer Leinwand, legte sie in einen zinnernen Sarg, und ließ sie noch von vielen Hunderten sehen. Ein Maler aus Eisleben nahm ein Bild von ihr.

Am Nachmittag des 19. Februar wurde der Sarg feierlich in die Hauptkirche von St. Andreas getragen. Jonas predigte über: „Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die andern, die keine Hoffnung haben" (1. Theſſ. 4, 13—18). In der Nacht hielten zehn Eislebener Bürger Wache bei der Leiche.

Die Grafen hätten die Leiche gern in Eisleben behalten. Aber der Kurfürst verordnete, daß sie nach Wittenberg gebracht würde. Noch einmal versammelten sich, am Sonnabend den 20., die Leidtragenden um den Sarg. Zölius hielt eine Ansprache über Jes. 57,1: „Der Gerechte kommt um, und niemand ist, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute

werden aufgerafft, und niemand achtet darauf. Denn die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern". Dann wurde die Leiche unter einem großen Gefolge von Herren und Bürgern aus der Stadt gebracht. Zwei junge mansfeldische Grafen blieben mit etwa fünfzig Berittenen als Begleitung bei ihr. Überall, wo sie durchkam, läuteten die Glocken. Die Menge strömte aus den Dörfern zusammen. In Halle wurde der Zug von der Geistlichkeit, dem Rat, den Schulen und dem Volk mit Gesängen und lauten Wehklagen empfangen. Hier wurde auch noch eine Totenmaske in Wachs von dem Gesichte genommen, von welcher die Liebfrauenkirche in ihrer Bibliothek einen Abdruck bewahrt.

Am Morgen des 22. Februar kam die Leiche in Wittenberg an. Die Nachricht von seinem Tode war schon am Tage nach demselben durch einen von Melanchthon verfaßten Anschlag an der Universität bekannt gemacht, welcher mit den Worten schloß: „Ach! Dahingegangen ist der Wagen Israels und sein Lenker, der die Kirche in dieser letzten Weltzeit regiert hat. Denn nicht menschlicher Scharfsinn hat die Lehre von der Vergebung der Sünden und dem Vertrauen allein auf den Sohn Gottes entdeckt, sondern Gott hat sie durch diesen Mann geoffenbart, den er erweckt hat, wie wir gesehen haben. So lasset uns denn dieses Mannes Gedächtnis und die von ihm vorgetragene Lehre lieben und züchtig sein, und auf die schweren Heimsuchungen und großen Veränderungen achten, welche auf diesen Fall folgen werden. Dich aber, o Sohn Gottes, der du für uns gestorben und auferstanden bist, bitten wir, du wollest deine Kirche regieren, führen und erhalten!"

Beim Elsterthore wurde die Leiche von der Wittenberger Universität und Bürgerschaft in Empfang genommen. Es

ging, wieder in feierlicher Prozession, nach der Schloßkirche. Die Geistlichen, Lehrer und Schulkinder eröffneten den Zug. Sie sangen Begräbnislieder. Dann folgten unmittelbar vor dem Sarge Abgeordnete des Kurfürsten und die mansfeldischen Grafen mit ihrem Gefolge. Hinter dem Sarge fuhr Luthers Frau in einem einfachen Wagen mit mehreren Freundinnen. Sodann kamen ihre drei Söhne, ein Bruder Luthers und verschiedene Verwandte aus dem Mansfeldischen, weiter die Mitglieder des Magistrats und der Universität, endlich die Studentenschaft und eine große Menge von Männern und Frauen, alten und jungen Leuten aus dem Volk. Man hörte auch hier lautes Weinen und Wehklagen.

Bugenhagen hielt in der Kirche die Leichenpredigt, wie Jonas in Eisleben, über 1. Thess. 4, 13—18. Er redete aufs herzlichste vom Hingange des „lieben Vaters Luther". Melanchthon stellte dann im Namen der Universität in einer lateinischen Rede die Bedeutung des großen Toten als von Gott berufenen Lehrers und Zeugen der Wahrheit ins Licht, wie er voll scharfen Verstandes und hohen Mutes mit der einen Hand gebaut, mit der anderen das Schwert geführt habe, indem er neben seinen ungewöhnlichen Gaben auch seine Fehler, namentlich seine große Heftigkeit, nicht verschwieg. Zum Schlusse ward die Leiche nahe der Kanzel ins Grab gesenkt.

So hatte denn Luther an der Stelle, an welcher er vor neunundzwanzig Jahren die 95 Thesen angeschlagen, seine letzte Ruhestätte gefunden.

Wenige Monate später brach der Krieg um das Evangelium über Deutschland herein.

Schluß.

Wenn jemand, der uns wert ist, und den wir auf seinem Lebensgange begleitet haben, von uns geschieden ist, so vergegenwärtigen wir uns gern noch einmal sein Bild, um es unserem Herzen einzuprägen —:

Luther war eine von Grund aus kraftvolle gesunde Natur und Persönlichkeit, der man es anmerkte, daß sie aus dem Mark unseres Volkes entsprungen war. Er war ein Mann im besten Sinne des Wortes, ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Klar wußte er in den meisten Fällen alsbald, was er wollte; fest stand er auf dem, was er einmal für recht erkannt hatte; thatkräftig und geradeswegs verfolgte er das vorgesteckte Ziel. Von Menschenfurcht wie Menschengefälligkeit war er gleich weit entfernt. Ein Mann von seltener Begabung und von einem Feuer, welches auch die Trägen oder Widerstrebenden mit sich fortriß und oft in hellen Flammen des Zorns oder der Begeisterung aus den Tiefen seiner Seele hervorbrach! Sein ganzes Wesen trug das Gepräge ungewöhnlicher geistiger Bedeutung. Die Zeitgenossen selbst, die mit ihm in Berührung kamen, hatten davon den tiefsten Eindruck. Er war für seine Umgebung eine Respektsperson im höchsten Sinne des Worts. Auch Vertrautere gestehen, daß sie ein Gefühl der Befangenheit ihm gegenüber nie ganz hätten überwinden können. Vor allem trat jedem, der ihn kennen lernte, der auf das Ewige, Göttliche gerichtete Zug seines Wesens entgegen. Dieser Zug beherrschte bei ihm alles, sein ganzes Denken, Reden und Thun. Wenn er oft über die Grenze dessen, was wir für schicklich halten, hinaus derb war, so blieb das Innerste seines Wesens davon unberührt. Sein Freund Matthesius erzählt, er habe, so lange er um ihn gewesen sei, niemals

ein „unschamhaftiges“ Wort aus seinem Munde gehört. Auch alles Kleine und Kleinliche lag ihm fern. Er konnte gewaltig zürnen, so daß man sich vor ihm fürchtete, aber nachtragen oder gar hinterhaltig anfeinden verstand er nicht. Dieser Kraft und Hoheit oder auch dieser natürlichen Derbheit trat eine große Gemütswärme und Zartheit des Sinnes zur Seite. Die Herbigkeit seiner Natur, die oft hervorkam, wurde durch einen unverkennbaren Zug von Gutmütigkeit und allgemeinem Wohlwollen gemildert — dem Wesen des Mannes entsprach seine äußere Erscheinung, zahllose Abbildungen — die meisten nach Lukas Kranach — geben dieselbe mit mehr oder weniger Glück wieder. Die große Magerkeit und Abgezehrtheit, die aus seinem Klosterleben herrührte und noch während des Leipziger Gesprächs an ihm bemerkt wurde, war schon seit dem Aufenthalt auf der Wartburg einer stattlichen Leibesfülle gewichen. Ein Zeitgenosse, der ihn damals sah, beschreibt ihn uns, wie seine Haltung aufrecht war, mehr nach hinten, als vorwärts geneigt, sein Antlitz gen Himmel aufgehoben, das Auge tief schwarz, blinkend und glitzernd wie ein Stern, „daß es nicht mochte angesehen werden“. Die Gewalt dieser Augen hatte schon der Kardinal Kajetan in Augsburg empfunden; der päpstliche Legat Aleander nannte sie dämonisch. Ein anderer rühmte dagegen eben in jener Zeit sein freundliches Aussehen, sowie seine angenehme, wohltönende Stimme. Sein Freund Erasmus Alber sagt von ihm: „Ein fein klar und tapfer Gesicht und Falkenaugen hatte er und war von Gliedmaßen eine schöne Person“. In späteren Jahren nahm namentlich sein Untergesicht eine große Fülle an, der Mund drückte eine immer größere Entschlossenheit aus, das Leben voll Kampf und Arbeit, welches er geführt, stand mehr und mehr in seinen tiefgeprägten Zügen geschrieben.

Daß Luther seine Fehler gehabt hat, wer will das leug-



nen? Seine lebhafte, heiße Natur konnte davon am wenigsten frei sein. Aber das kann uns den Gesamteindruck dieser hohen, gottbegnadigten Erscheinung nicht stören.

Die Person Luthers hat schon zu seinen Lebzeiten die entgegengesetzteste Beurteilung erfahren. Wenn es von Einem gegolten hat, so hat es von ihm gegolten, was der Apostel sagt: „Durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte“. Seine Freunde haben ihn als Propheten gefeiert, den Gott zur letzten Zeit seinem Volke gegeben, seine Feinde ihn als ärgsten Ketzer und Aufrührer verdammt. Aber nicht minder, wenn es von Einem seit der Apostel Tagen gegolten hat, so von ihm, daß er sich durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte, „durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken als einen Diener Gottes bewiesen“. Unbekümmert um das Urteil der Menschen hat er allezeit das Eine vor Augen gehabt, den Willen Gottes zu thun und die Ehre des Herrn zu fördern. Christus war sein Ein und Alles, Christus unsere Weisheit und Gerechtigkeit, unsere Heiligung und Erlösung. Ihn zu besitzen, war sein Ruhm und seine Seligkeit, für ihn sich zu opfern, die Arbeit seines Lebens.

